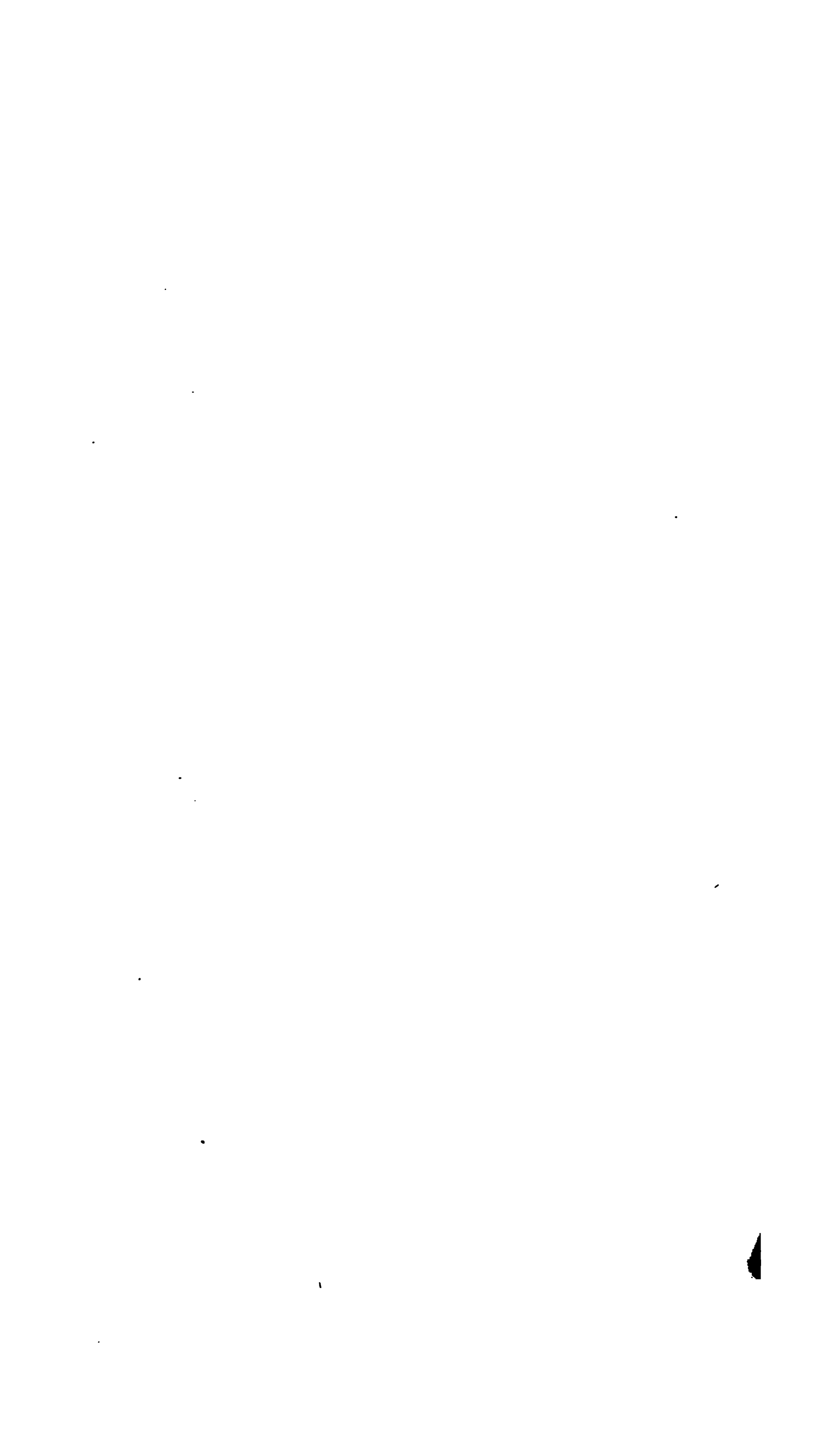










Der

Abfall der Niederlande.

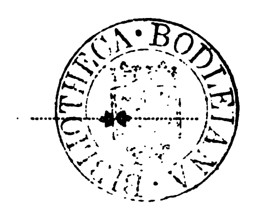
Nach ungedruckten und gedruckten Quellen

von

Dr. F. J. Holzwarth.

Zweiter Band. Erste Abtheilung.

1566 bis 1572.



Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1871.

Belgien und Holland zu nehmen. Eine zweite Reise auf den Schauplatz dieser Geschichte im Jahre 1869 vermehrte meine Ausbeute, und durch Abschriften, welche ich mir aus dem Brittischen Museum in London verschaffte, ward sie so weit vervollständigt, daß ich, in Uebereinstimmung mit den Quellen sowohl was die Auffassung des ganzen Abfalles, als die Darstellung der einzelnen Szenen desselben betrifft, ohne Verletzung der Bescheidenheit mit größerer Zuversicht der Aufnahme dieses Bandes entgegensehen kann.

Um die Bogenzahl zu beschränken, habe ich die Anmerkungen kürzer gehalten, was ich um so mehr thun konnte, als ich der Anlage des Werkes gemäß in diesem Bande mehr als im ersten die Quellenberichte in die Darstellung selbst verflochten habe.

Schloß Krieckenbeck am Niederrhein,
im Mai 1871.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Erstes Kapitel.

Die Sendung Alba's.

Zweites Kapitel.

Die Sendung Alba's. Fortsetzung.

Drittes Kapitel.

Die Anfänge Alba's.

Vom August 1567 bis Ende des Jahres.

Viertes Kapitel.

Spanische Episode.

Fünftes Kapitel.

Einleitungen zur zweiten Empörung.

Januar bis April 1568.

Sechstes Kapitel.

Oraniens Feldzüge 1568 und 1569 und die Hinrichtung von Egmont und Horn am 5. Juni 1569.

Seite

Siebentes Kapitel.

Die „Rasereien" Alba's und Kirchliches.

1569 bis 1572.

Achtes Kapitel.

Die „Rasereien" Alba's. Fortsetzung.

Neuntes Kapitel.

Die auswärtigen Verhältnisse.

Zehntes Kapitel.

Anfänge zum Befreiungskriege.

Erstes Kapitel.

Die Sendung Alba's.

1.

Es war am 3. September 1566, daß der Bote der Statthalterin Margaretha, der Spanier Lope del Campo, die ersten Nachrichten von dem greulichen Bildersturme nach Spanien brachte. Philipp befand sich im Walde von Segovia. Als er die Depeschen vom 17. und 18. August las,[1] wechselte er die Farbe, und er rief, in seinen Bart greifend, aus: „Das sollen sie theuer bezahlen! ich schwöre es bei der Seele meines Vaters!“ [2]

Wenn wir daran erinnern, was er an Granvella schrieb (I. Bd. S. 400), so erscheint dieser Ausbruch seines Unwillens nicht unwahrscheinlich.

Männer, welche Gelegenheit hatten, den König Philipp aus der Nähe zu betrachten, und dieß mit scharfem Auge und Jahre lang thaten, sagen, daß er auf eine ganz vollkommene Art verstanden habe, seine Gemüthsbewegungen in sich zu verschließen. Keine Nachricht vermochte ihn leicht außer Fassung zu bringen, weder eine freudige, noch eine traurige. Als ihm die Kunde von Don Juan's glänzendem Seesiege von Lepanto überbracht wurde, hat er nur gesagt: „Don Juan hat viel gewagt,“ und über die Schreckensbotschaft vom Untergange der Armada hat er das große Wort ruhig ausgesprochen: „Gegen Menschen habe ich sie ausgeschickt, und nicht gegen Wind und Meer.“

Wenn Philipp erschüttert werden, wenn die Ergriffenheit seines Gemüthes nach Außen sich zeigen sollte, so mußte die Veranlassung von ganz besonderer Bedeutung und Tragweite sein. Als der Thronerbe Don Carlos in der Zeit, wo der Vater noch auf

ihn hoffen zu können glaubte, dem Tode nahe schien, da hatte Philipp einen dieser wenigen Augenblicke in seinem langen Leben. Damals sagte der Graf Hannibal v. Emps, ein Neffe des Papstes Paul des Vierten, das Wort, der arme Prinz auf seinem Schmerzenslager mit der Todesfarbe auf dem Angesichte sei sicher ein Anblick, der zum tiefsten Mitleiden bewegen müsse, aber der König habe, wie er, die Augen mit Thränen gefüllt, ohne Unterlaß den Prinzen bediente, ein Schauspiel geboten, das einen Stein zum Erbarmen hätte bringen können. [3]

Die Erregung, welche die schreckliche Unglücksbotschaft aus den Niederlanden verursachte, mußte auch eine so tief in das sonst so gleichmüthige Herz hineingreifende sein, daß es nicht, wie es doch gewohnt war, verschlossen bleiben, sondern seine wahre Empfindung nicht mehr verstellen konnte. Der ein Meister, oder wie ein venetianischer Gesandter sich ausdrückt, [4] der Vater der Verstellung war, sah sich vom Zorne hingerissen, vom gewaltigen Schmerze überwältigt.

Philipp wurde krank. In Folge eines Ausfluges, den er am 31. August nach der Karthause von Paular gemacht, hatte er Schmerzen im Kopf und in den Schultern empfunden; jetzt nach Empfang der Depeschen überfiel ihn ein heftiges Fieber. [5] Das währte noch an, als am 8. September ein zweiter Kurier aus den Niederlanden kam, und verließ ihn erst am 15., aber nur um gleich darauf wiederzukehren, so daß er nicht vor Anfangs Oktober das Schloß von Valsain verlassen konnte.

Was wird er beschließen? Geschehen muß nun etwas, er muß heraustreten aus seiner Unentschlüssigkeit, mit seinen Erwägungen zu einem endlichen Abschlusse kommen. Ob Philipp sich nicht endlich zu dem Eingeständnisse genöthigt sah, daß seinem Hinauszögern jeder entscheidenden Maßregel ein gut Theil der Schuld an dem Unglücke auf die Rechnung zu schreiben sei? Es war die Gewohnheit des Königs, zu überlegen, zu berathen, wo gehandelt werden mußte; er kam zu keinem Ende und Abschlusse.

Schon am 6. Oktober 1565, also gerade ein Jahr zuvor, hat Thomas Perrenot, Herr v. Chantonai an seinen Bruder Granvella

geschrieben: „Was unsern Meister betrifft, so geht Alles von heute auf morgen, und die hauptsächlichste Entschließung ist, ewig unentschlossen zu bleiben.“ [6]

Auch in seiner Krankheit war er nicht unthätig; [7] das war ja seine Gewohnheit, keinen Tag ohne die Last der Regierungssorgen hingehen zu lassen; er machte sich's nicht leicht, und Unthätigkeit kann man ihm wahrlich nicht zum Vorwurfe machen.

Am 11. September erließ er ein Ausschreiben an alle Kathedralkirchen sämmtlicher Reiche Spaniens, durch welches er Gebet verlangte, und zwar eine Danksagung für die glückliche Entbindung der Königin, eine Bitte um Gesundheit für die Glieder der Königl. Familie und um die Bekehrung der Häretiker. Jedermann dachte dabei an die Niederlande. [8]

Wohl in derselben Absicht, der Gebetshilfe der Diener Gottes in seinen schweren Anliegen sich zu versichern, nahm er, als er am 7. Oktober das Schloß Valsain verließ, um nach Madrid zu gehen, seinen Weg über den Eskurial, [9] wohin er längst, bevor das großartige, von den Spaniern zu den Weltwundern gerechnete Werk seiner Vollendung entgegenreifte, Hieronymiten-Mönche berufen hatte. Unter diesen wohnte er sehr gerne; er machte mit ihnen die religiösen Uebungen mit großem Eifer und mit einer Selbstverläugnung, die ihm als Aeußerung tief gehender Demuth gar sehr nachgerühmt worden ist. Erst im Jahre 1571 baute er für sich eine einigermaßen bequeme Wohnstätte und den Mönchen eine würdigere Kapelle. Bis dahin hatte er im Pfarrhause seine Wohnung genommen, und als Kapelle diente eine gar armselige Räumlichkeit; über dem Altare war ein Kreuz mit Holzkohle an die nackte Mauer gezeichnet, dem Könige diente ein roher dreibeiniger Stuhl, und von den übrigen Gläubigen, welche dem Gottesdienste beiwohnten, schied ihn nur ein altes Tuch, das so abgenützt und durchlöchert war, daß jedes neugierige Auge ohne besondere Schwierigkeit die Andacht des Königs belauschen konnte. Die Klosterbrüder erzählten gerne davon, daß der Bruder Antonio immer geweint habe, wenn er ihnen schilderte, wie er Thränen in den Augen des Königs gesehen; auch das berichten sie als einen rührenden Zug,

daß Philipp eines Morgens, da er zur Frühmesse zu spät gekommen, stille am Eingange auf derselben Bank sich niedergelassen, wo daneben ein Bauer seinen Platz eingenommen.

Die Einsamkeit des Eskurial zog ihn, der für die Abgeschlossenheit überhaupt große Neigung hatte, gar sehr an. Die rauhe, wilde Gegend, die steil emporstarrenden Felsen, die düsteren Berge, selbst der magere, verkrüppelte Pflanzenwuchs und die von der Sierra Guadarrama niederbrausenden Stürme hatten etwas an sich, was zu seinem Gemüthe sprach.

Hier schloß er sich von der Welt ab, von hier aus regierte er sie am liebsten. Da hatte Niemand, selbst nicht ein Gesandter, wenn er nicht ganz wichtige und dringende Geschäfte aufweisen konnte, Zutritt; nur wenige Personen, oft nur fünf, sechs befanden sich da um den König; es wurde nicht an weltliche Feste und überhaupt nicht an Erholung gedacht; einsame Spaziergänge in freier Luft waren des Königs Erholungen. Oft rettete er sich ganz unvermuthet auf das Land, besonders wenn er sich mit einer großen Angelegenheit trug. Der französische Gesandte Fourquevaulx beurtheilte ihn ganz richtig, wenn er sagte, daß der König deßhalb aus der Stadt sich zurückziehe, um seinen Geschäften desto besser obliegen zu können, denn niemals sei er müßig und nie aufmerksamer auf seine Geschäfte, als wenn er einsam auf einem seiner Landhäuser sich befinde. Da Philipp ein Selbstherrscher im eigentlichsten Sinne des Wortes war, überall mit eigenen Augen lesen und das Kleinste wie das Größte selbst in die Hand nehmen wollte, so begreift sich, wie angenehm die Abgeschlossenheit und Stille des ländlichen Aufenthaltes ihn anmuthete, denn da fand er ungestört die Zeit, die ihm so nöthig war, und der Mann, der keinen Augenblick ungenützt vorüberstreichen ließ, konnte, wie der Hieronymit vom Eskurial sich ausdrückt, bei seinen Mönchen an einem Tage mehr fertig bringen, als zu Madrid in vier. [10]

Wie weit sein dießmaliger Aufenthalt in der Einsamkeit des Eskurial, deren düsteres Wesen mit seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung so sehr im Einklange stand, die Absichten, die er in Betreff der Niederlande erwog, gefördert habe, wissen wir nicht zu

sagen. In jedem Falle war er sich noch nicht klar, und hatte der Schmerz ihn noch nicht verlassen und die tiefe Mißstimmung, als er am 22. Oktober in Madrid anlangte.

Es ist übrigens nicht unbemerkt geblieben, was in ihm vorging. Man sprach z. B. davon, daß er in neun Tagen sich nicht öffentlich gezeigt habe. Er war es gewohnt, jeden Tag zur heiligen Messe in die Schloßkapelle zu gehen, jetzt unterließ er es und wohnte hinter einem Fenster, das aus einem Saale in die Kapelle ging, dem heiligen Opfer bei. Da man wußte, wie freundlich und gütig er jedes Bittgesuch entgegennahm, so stellten sich jeden Tag Bittsteller in Menge auf dem Wege zur Schloßkapelle auf; aber sie bekamen das Angesicht ihres Königs nicht zu sehen. Wenn er auch keiner Bitte die Erfüllung zusagte, nichts gleich auf der Stelle entschied, und man auch längst wissen konnte, daß man oft lange auf einen Bescheid warten müsse, so that doch der milde Blick, das gütige Wort des Königs wohl und war immerhin ein, wenn auch schwacher Trost; aber nun nahm er in diesen Tagen die Bittgesuche gar nicht einmal mehr entgegen, und wenn sie ihm ins Cabinet gebracht wurden, würdigte er sie keines Blickes und übergab sie ungelesen an seine Räthe, diesen die Entscheidung überlassend.[11]

Das war im höchsten Grade auffallend, denn es war bekannt, daß ihm sonst die elendeste Kleinigkeit zur Unterschrift vorgelegt werden mußte, daß er so weit in das Detail der Geschäfte sich einließ, daß sein: Ich der König! selbst auf Erlaubnißscheinen zur Ausfuhr eines Pferdes, auf der Anweisung eines Gnadengeschenkes von 20 Dukaten sich findet.[12]

Am allermeisten fühlten Diejenigen über die auffallende Haltung des Königs sich betroffen, welche in ihren selbst übergebenen Gesuchen die königliche Gerechtigkeit anriefen. Philipp wird als ein großer Eiferer für Recht und Gerechtigkeit gerühmt.[13] Sein löblicher Grundsatz war, daß das Recht für Alle gleich sein müsse, für die Mächtigen wie für die gewöhnlichen Leute, für die Armen, wie für die Reichen. Kein Mann war in Castilien so hochgestellt durch seine Geburt oder seinen Rang, daß er nicht freiwillig zur

Haft sich gestellt hätte, wenn der Alguazil im Namen des Königs ihn mit seinem Stabe berührte. Die Auswahl der Gerichtsbeamten traf Philipp mit fast ängstlich genauer Sorge. Regelmäßig ließ er die Gerichtshöfe visitiren, damit es ihm bekannt würde, wenn die Gesetze nicht eingehalten würden, wenn ein Beamter seine Pflicht vernachläßigt, seine Befugniß überschritten hätte; eines Tages hat er in eigener Person, den Dienst eines Richters und zugleich Sekretärs selbst übernehmend, den höchsten Gerichtshof von Castilien visitirt. Eine Masse von Ordonnanzen für die Pflege der Gerechtigkeit rührt von ihm her. Die Beamten nahmen daher einen rühmlichen Wetteifer an. Und so ging, da gegen Alle mit gleicher Sorgfalt das Recht gehandhabt wurde, die Zahl der Verbrechen zurück in einer Weise, daß man z. B. in Alt- und Neu-Castilien bei Nacht wie bei Tage in aller Sicherheit reisen konnte, während in Arragonien, Valencia und Catalonien, wo die Fueros der Königl. Justiz Hindernisse bereiteten, die Straßen von Wegelagerern wimmelten.[14]

Der König war jetzt, das ging jedem Spanier zu Herzen, in einer außergewöhnlichen Lage. Wir sind gewohnt, das Königthum so vielfach und so sehr seiner Würde entkleidet zu sehen, daß wir uns nur schwer vorzustellen vermögen, was in diesem spanischen Volke, das gegen seine Könige den Treubruch und Hochverrath noch nicht gelernt hatte, beim Gedanken an die tiefe Niedergeschlagenheit seines Königs vorgehen mußte. Gegen die Niederlande brach ein bitterer Groll in der heftigsten Weise los. Besonders gegen den hohen Adel wurden die Verwünschungen laut, denn ihm wurde für Alles, was geschehen, die Schuld beigelegt. Wenn die hohen Herrn hätten auftreten wollen, hieß es, so wären die Kirchen nicht verwüstet; man hätte wohl Anderes von ihnen gesehen und erfahren, wenn die Bilderstürmer in einer ihrer Städte die Dinge sich erlaubt hätten, die sie in den Städten des Königs gethan; dann würden die hohen Herren wahrlich nichts Aehnliches geduldet haben; unerhört sei es, daß kein Mensch sich gefunden habe, der sich Gottes und seines Königs angenommen.

Noch heftiger wurde der Unwille, als die Concessionen bekannt

wurden, zu welchen die Statthalterin sich in der Noth verstanden. Wohin diese führen sollen? fragte man sich; dahin, daß ein Jeder sich die Freiheit nehme, nach Belieben sein Leben einzurichten, lautete die Antwort.

Die Sache wurde auch auf den Kanzeln verhandelt; die Prediger begnügten sich nicht damit, die Wiederherstellung der Religion in den Niederlanden dem Gebete der Gläubigen zu empfehlen, sondern es ertönten auch Rufe wie dieser: Wir Spanier bleiben in der Heimath und schauen mit verschränkten Armen zu, während in diesen Provinzen die heilige Kirche, unsere Mutter, geschändet wird! [15]

Die Niederländer, welche am Hofe von Madrid sich aufhielten, wagten nicht mehr auszugehen. Sie beklagten aufs Tiefste, was zur Schande und zum Verderben des Landes geschehen, denn sie mußten sich sagen, daß der Zorn des Königs mit furchtbarer Strenge Rache auskochen und zerschmetternd auf das Vaterland sich werfen werde. [16]

Unter ihnen waren zwei, deren Aufenthalt in Madrid durch die Nachrichten aus den Niederlanden besonders unheimlich, deren Stellung ganz bedenklich wurde, Berg und Montigny.

Wir haben im ersten Bande S. 280 berichtet, daß sie im Frühlinge dieses Jahres, nachdem der Adelsbund seine Forderung überreicht hatte, nach Spanien geschickt wurden, dem Könige über den Stand der Dinge mündlichen Bericht zu erstatten. Eine unglückseligere Wahl hätte die Statthalterin nicht treffen, eine schlimmere Sendung hätten die zwei Männer nicht übernehmen können.

Ihre vom Privatrathe entworfene, durch den Staatsrath gutgeheißene und durch die Ritter vom goldenen Vließe unterstützte Instruktion wies sie an, dem Könige vorzustellen, in welchem Geiste die Milderung der Plakate vorgenommen worden; man habe sich dabei an das geschriebene Recht und die Form der alten Zeiten gehalten, wodurch es den guten Kaisern gelungen sei, die Häresien auszurotten und den Fortschritt der christlichen Religion zu sichern. Die Sektenhäupter sollen nicht mehr durch das Feuer, dessen Viele sich gerühmt haben, sondern durch die entehrende Strafe des Gal-

gens hingerichtet, das arme verführte Volk aber nicht mehr so strenge behandelt, den Reuigen für das erstemal Verzeihung ertheilt, über die Rückfälligen aber und Hartnäckigen die immerwährende Verbannung ausgesprochen werden.

War eine solche Milderung nicht nach dem Geschmacke des Königs, so waren die Männer, welche sie ihm vorstellen und annehmbar machen sollten, ihm geradezu verhaßt. Ihre Aufführung, die Montignys bei den Wirren von Tournai, und die Bergs bei denen von Valenciennes, hatten sehr sein Mißfallen erregt. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß Montigny in Tournai öffentlich während der Fastenzeit der Fleischkost sich bedient, daß er und Berg Jedem, der es hören wollte, zu verstehen gab, es sei nicht gut, für Dinge, welche die Religion angehen, so viel Blut zu vergießen. Berg hatte an den Dekan von St. Gudula in Brüssel boshaft die Frage gestellt, wo es denn in der heiligen Schrift stehe, daß man die Häretiker verbrennen müsse, und in den Bädern von Aachen hatte er einer Dame, welche ihn über die Behandlung, die sie ihren Leuten angedeihen lassen solle, zu Rathe gezogen, gesagt: Der Häretiker, der sich bekehrt, darf gar nicht gestraft werden; bleibt Einer hartnäckig, so werde ich ihn nicht tödten, weil er sich noch bekehren kann. Der Statthalterin selbst hatte er erst in der letzten Zeit das Wort hingeworfen, daß keine vier Jahre vergehen werden, bis der König, wenn er sich das Land erhalten wolle, sich genöthigt sehen werde, Diejenigen, welche der katholischen Religion sich entzogen haben, in seinen Dienst zu berufen, wenn es ihm nicht gelinge, ihre Eltern und Vorfahren wieder vom Himmel herab zu berufen. Die giftige Zunge des Marquis hatte auch des Königs selbst nicht geschont, ihn der Doppelzüngigkeit beschuldigt, in beleidigenden Ausdrücken von ihm gesprochen, und Montigny hatte nach der Rückkehr von seiner ersten Gesandtschaftsreise nach Madrid im Jahre 1562 in öffentlicher Rathsversammlung den König feindseliger Gesinnungen gegen die Niederlande bezüchtigt und seitdem tausend Klagen gegen ihn vorgebracht. [17]

Philipp vergaß eine Beleidigung niemals. Er wußte aber seine Empfindung zu bemeistern, bis er für ihren unbarmherzigen

Ausbruch den schicklichen Zeitpunkt gekommen erachtete. Man sagte in Spanien, daß vom Lächeln des Königs bis zum Messer der Abstand nicht länger sei als die Breite eines Messerrückens. Er beeilte sich nicht mit seiner Rache, aber wenn sie einmal begonnen hatte, so ging sie unaufhaltsam bis zum Ende; Philipp war unversöhnlich. [18]

Das sollten Berg und Montigny erfahren.

Kurz vor dem zu ihrer Abreise aus Brüssel festgesetzten Tage wurde Berg beim Mailspiel durch eine Kugel derart am Fuße verletzt, daß er das Bett zu hüten gezwungen war. [19] Montigny wollte die Reise nicht allein machen, denn beide Männer hatten die Sendung nur mit Widerstreben angenommen und nur nach langem Zureden. Am 28. April war Berg von dem Unfalle betroffen worden und bis zum 30. Mai zögerte Montigny seine Abreise hinaus, so daß er erst am 17. Juni in Madrid ankam.

Der König nahm ihn natürlich gut auf, trotzdem Montigny gerade auf dem Herwege aus den Niederlanden wieder sein Mißfallen dadurch erregt hatte, daß er in Paris bei den Chatillons, seinen Verwandten, sich aufgehalten, die von Philipp als die erbittertsten Feinde der katholischen Religion und Spaniens, was sie auch wirklich waren, angesehen wurden und deren Verbindung mit seinem Vasallen ihm niemals gefallen mochte und längst als in hohem Grade verdächtig geschildert worden war. Montigny war über seine Aufnahme ganz entzückt, Philipp benahm ihm mit gütigen Worten alle Besorgniß, als ob zwischen die Niederländer Herren und das Herz ihres Königs etwas getreten wäre. [20] Aber mit seinen Verhandlungen kam Montigny nicht voran; der König gab immer nur ausweichende, hinhaltende Antworten.

Philipp war niemals Willens gewesen, einer Milderung der strengen Religionsgesetze seine Zustimmung zu geben; mit welchen Augen mußte er daher den niederländischen Abgesandten ansehen, der ihn darauf hinzudrängen versuchte! Wir haben im ersten Bande auf S. 340 und 341 berichtet, wie er vor Notar und Zeugen erklärte, daß die drei Zugeständnisse, die er den niederländischen Vorstellungen gemäß am 26. bis 31. Juli gemacht hatte, ihm abge-

drungen seien und er durchaus nicht die Absicht habe, sie durchzuführen. Ueber diese Zugeständnisse aber hatte Montigny im ersten Augenblicke, da er sie erfuhr, mit aller Heftigkeit sich ausgelassen; sie gingen ihm nicht weit genug. Er sagte, daß der König unklug gehandelt, daß er das Land mit Gewalt ins Verderben hineinziehe, daß man wohl sehe, wie wenig der König sich aus den niederländischen Provinzen mache, die ja freilich nur einen kleinen Fleck Erde ausmachen für einen Herrn, der so viele Königreiche besitze, daß der König durch einen Entschluß, der dem Wohle des Landes und den Vorstellungen, die man ihm gemacht, so sehr entgegen sei, die Meinung nur bestärkt habe, die man in den Niederlanden immer gehabt, daß er kein Vertrauen habe auf den hohen Adel und nicht einmal auf die Statthalterin.[21] Tisnacq und Hopper suchten den Aufgeregten zu beschwichtigen, sie wiesen darauf hin, daß was beschlossen worden, nun einmal der Wille des Königs sei und daß man den Beschluß reiflich überlegt habe. Er erwiderte, daß der König freilich der Herr und Meister, daß es aber seine, des Vasallen Pflicht sei, gegen den Beschluß zu protestiren. Das that er denn auch denselben Abend noch dem Könige gegenüber mit einer Freiheit, daß Philipp die Farbe wechselte.[22] Vom Könige weg eilte Montigny zu Ruy Gomez und goß seine Bitterkeit in noch freierer Sprache aus; er glaube nicht, sagte er, daß der König ein Katholik sei, sonst könnte er nicht so viele Millionen Seelen seiner Unterthanen der Gefahr des Verderbens aussetzen.[23]

Endlich am 16. August traf der Marquis v. Berg in Segovia ein und stellte sich dem Könige auf dem Schlosse Valsain vor. Er hatte, nachdem er von seinem Unwohlsein geheilt war, die Reise gar nicht mehr machen wollen, endlich aber doch den dringenden Bitten der Statthalterin, Egmonts und Montigny's nachgegeben. Schon auf dem Wege wollte er wieder umkehren; in Lusignan machte er Halt; die drückende Hitze, seine kaum geheilte Wunde, das Wiedererwachen alter Krankheiten und wer weiß, wohl auch eine Ahnung dessen, was ihm in Spanien bevorstand, übte einen so mächtigen Eindruck auf ihn, daß er kaum zur Weiterreise sich entschließen konnte. Er schickte seinen Haushofmeister Aguilera voraus an Montigny mit

der Anfrage, ob der König absolut darauf bestehe, daß er sich an den Hof verfüge, oder ob er ihm nicht die Heimkehr gestatten möchte.

In der Nacht vom 24. Juli hatte Aguilera eine Zusammenkunft mit Montigny und am andern Tage eine Audienz beim Könige. Dieser schrieb einen eigenhändigen Brief an den Marquis und eröffnete ihm in den verbindlichsten Ausdrücken sein Verlangen, ihn bei sich zu sehen und seine Rathschläge für das Wohl der Niederlande entgegenzunehmen. Dem Montigny, der dringendst um seinen Urlaub gebeten hatte, verweigerte er diesen.

Warum wollte Philipp beide Männer in Spanien haben, da es doch nach der Komödie vom 27. Juli und nach dem fürchterlich ernsten Notariatsakte vom 9. August nichts mehr zu verhandeln gab? Philipp verzieh nicht, er war ein unversöhnlicher Mann. Daß er die nach göttlichem und menschlichem Rechte ihm zustehende Macht und Gewalt sich vorbehalte, die Vergehen und Verbrechen zu strafen und zu züchtigen und besonders an denjenigen, welche die Führer und Häupter der Aufstände und Verbrechen gewesen — so hat er sich in dem notariellen Akte ausgesprochen. Wie er das in den Niederlanden selbst zur Ausführung bringen werde, war ihm damals im August wohl noch nicht ganz klar; aber eine eigene Genugthuung mußte ihm das Bewußtsein bereiten, aus dem Kreise der Edelleute, auf deren Häuptern nach seiner Meinung die Schuld so schwer lastete, zwei der hervorragendsten fern von ihrem Vaterlande und ihren Freunden bei sich in Spanien zu wissen. Weil er Berg und Montigny verderben wollte, und weil ihr Verderben unter seinen Augen so sicher und gefahrlos bewerkstelligt werden konnte, deßhalb bewilligte er dem Einen keinen Urlaub und forderte den andern zur Fortsetzung der Reise auf.

In Bordeaux hatte Berg die Rückkunft seines Haushofmeisters erwartet, und nun überschritt er die spanische Grenze. Wie Montigny wurde auch er mit allen Zeichen der Freundlichkeit und des Wohlwollens aufgenommen, im königlichen Schlosse selbst beherbergt, und da er Kammerherr war, alsbald zum Dienste berufen. Er hatte morgens den König zu wecken und bei Tafel ihn zu bedienen.

Kein Blick und keine Miene verrieth ihm, was ihm bevorstand; daß ihm die Großen des Hofes keinen Besuch machten, während sie bei Montigny diese Höflichkeit nicht unterlassen hatten, scheint ihm keine Vorahnung gemacht zu haben.[24]

Indessen nahte die Stunde des Verderbens mit raschen Schritten. Auf die Depeschen vom 17. und 18. August kamen bald andere vom 19., 22. und 29. August, und als weitere vom 27. September und 15. Oktober eintrafen, konnte der König nicht mehr zögern in seiner Unentschlossenheit, jetzt mußte er handeln.

Philipp pflegte scherzend zu sagen, daß er und die Zeit mit jedem Gegner es aufnehmen könnten. In dieser Selbstvermessenheit sah er sich denn doch von seinem vermeintlichen Bundesgenossen im Stiche gelassen; zu der in wechselseitigem Zerstören und Neuschaffen unaufhörlich wirkenden Kraft der Zeit reichte die armselige Menschenkraft eines Königs auch der spanischen Kronen nicht hin, und der immer zögern zu können glaubte, mußte endlich eingestehen, daß er von der Zeit überholt worden.

Die Statthalterin Margaretha erklärte ihm am 27. September: „Obwohl die Sektirer hohe Betheurungen über ihre Hingebung an Eure Majestät im Munde führen, zeigen sie in ihrer Mehrzahl doch das gerade Gegentheil davon in ihren Handlungen, als ob sie Eure Majestät nicht für ihren König anerkennen würden und des Willens wären, Ihre Befehle nur nach ihrem selbsteigenen Belieben anzunehmen, so daß für einen Theil davon die Religion nur den Mantel oder die Maske ihrer Absichten bildet.“ [25]

Ging dieser Schlag noch nicht tief genug, so erfolgte zwei Wochen darauf ein weiterer bis tief ins Mark hinein, bis in die Wurzel hinab. Am 15. Oktober eröffnete die Statthalterin ihrem königlichen Bruder, daß sie aus guter Quelle die Nachricht habe, daß unter den Häuptern der Bewegung das Projekt einer Theilung der Niederlande festgestellt sei. Dieser Nachricht zufolge wäre Brabant für den Prinzen von Oranien, Holland für Brederode, Friesland und Overyssel für den Herzog August von Sachsen, Gelderland für die Herzoge von Cleve und Lothringen, Flandern, Hen-

negau und Artois für den König von Frankreich mit Egmont als immerwährendem und erblichem Statthalter bestimmt.[26]

Ueber die Wirklichkeit dieser Absichten konnte noch ein Zweifel erhoben werden, darüber aber nicht, daß auf der geheimen Zusammenkunft in Termonde am 3. Oktober unter dem Prinzen von Oranien, Ludwig von Nassau, Egmont, Horn und Hoogstraeten die Frage erörtert worden, dem Könige mit Waffengewalt entgegenzutreten, wenn er ins Land kommen wolle.

Wie Egmont zu dieser Frage sich gestellt, wie das männlich schöne Wort aus seinem Munde, daß er nie und nimmer gegen seinen König die Waffen ergreifen werde und daß es die Pflicht des Adels sei, Ordnung im Lande zu schaffen, der Berathung die Spitze abgebrochen, Oranien isolirt und die Versammlung resultatlos gemacht habe, ist von uns im ersten Bande S. 381 berichtet worden. Daran dachte der König jetzt nicht, sondern nur an den Aufruhr und an die Maßregeln, die er selbst und endlich einmal zu ergreifen hätte.

Wir stehen vor der wichtigsten Entscheidung Philipps; auf sie gehen als auf ihren Ausgangspunkt alle Linien zurück, welche zusammen das Bild der Geschichte der Niederlande auf Jahrzehnte hinein gestalten und die Grundlage schufen zu weltgeschichtlichen Entwicklungen; wir haben sie am Schlusse unseres ersten Bandes angedeutet; jetzt ist uns die Aufgabe zugefallen, sie umständlicher vorzuführen.

2.

Wir können beim Könige den Gedanken, mit Waffengewalt in den Niederlanden einzuschreiten, bis in den Juli hinauf verfolgen; aber noch der ganze Oktober ging zu Ende, bis er eine bestimmte Gestalt angenommen hatte. Zwischen Juli und November liegt eine lange Zeit, eine verhängnißvoll lange, wenn ein König einer Revolution gegenübersteht.

Wir wiederholen hier das charakteristische Wort, das ein Jahr zuvor Thomas Perrenot, Herr von Chantonay an seinen Bruder, den Cardinal von Granvella geschrieben: „Was unsern Meister an-

betrifft, so geht Alles von heute auf morgen, und die hauptsächlichste Entschließung in allen Sachen ist, ewig unentschlossen zu bleiben.“ [27]

Am 31. Juli erhielt die Statthalterin die Vollmacht, so viel Truppen zu werben, als sie für die Unterdrückung der Predigten nöthig haben könnte.[28] Am 12. August bestimmt der König die Werbung von 3000 Reitern und 10,000 Mann deutschen Fußvolkes. Die Depesche blieb aber bis zum 30. liegen.

Wir glauben, daß Philipp über den wahren Charakter der niederländischen Wirren nach der Seite hin sich vollkommen klar war, daß die Ergreifung der Waffengewalt die allergefährlichsten Folgen nach sich ziehen könnte. Da er sich aber dabei bewußt war, daß für die kräftige Wiederherstellung seiner Autorität etwas geschehen müsse, so befand er sich in einem Zwiespalt, über den er so leicht nicht hinaus kam, und daher wurde es ihm so schwer, einen entscheidenden Entschluß zu fassen.

Im August spricht er die Ueberzeugung aus, daß der Weg der Gewalt zum unfehlbaren Ruin des Landes führen werde, und im November, nachdem er die Betretung dieses Weges endgiltig beschlossen hatte, taucht die Vermuthung wieder in ihm auf, daß es wohl besser und zweckdienlicher gewesen wäre, ihn vom Anfange an eingeschlagen zu haben.

Der österreichische Gesandte, Baron v. Dietrichstein, berichtet am 4. November von einer Uebereinkunft mit dem Könige, in welcher dieser erklärte, es sey sein gemuet und Meinung nie nit gewest, mit scherfe und gewalt seine Unterthanen zu tractieren, hab allen muglichen glimpf jederzeit gebraucht und alle genedigen mittel versucht, sie bey gepurlichem gehorsam zu erhalten; da er es nit getan und anfengklichen die scherf und ernst gebraucht, da es viellicht dahin nit wer khummen. Es khunten aber J. k. Würden nit unterlassen numer dasjenig fuerzunemen, das sie fuernemlich zur erhaltung der Er und dienst des almechtigen, den auch der schuldig gehorsam bei seinen Unterthanen nach christlichen gewissen zu thuen schuldig.“ [29]

Im August dagegen hatte sich Philipp seinem Gesandten in Rom, dem Groß-Commandeur Louis v. Requesens gegenüber so ausgesprochen: „Sie können Seine Heiligkeit versichern, daß, bevor

ich die geringste Sache dulden werde, welche dem Dienste Gottes und der Religion Nachtheil bringt, ich alle meine Staaten und hundert Leben, wenn ich könnte, verlieren wollte, denn ich kann und will nicht Herr von Häretikern sein. Sie werden auch die Versicherung geben, daß ich die Angelegenheit der Religion in den Niederlanden, wenn möglich, ohne Anwendung von Gewalt zu ordnen versuchen werde, weil dieses Mittel die vollständige Zerstörung des Landes nach sich ziehen würde; aber daß ich es dennoch anwenden werde, wenn ich auf andere Weise das Ganze nicht wie ich wünsche ordnen kann. Und in diesem Falle will ich selbst der Ausführer meiner Absichten sein, ohne daß die Gefahr, der ich mich aussetzen kann, noch der Ruin dieser Provinzen, noch der der andern Staaten, die mir bleiben, mich an der Erfüllung dessen mich zu verhindern vermögend sein wird, was ein christlicher und gottesfürchtiger Fürst für den heiligen Dienst Gottes, für die Erhaltung seines katholischen Glaubens, für das Ansehen und die Ehre des heiligen Stuhles zu thun gehalten ist, besonders da ich diesen vom gegenwärtigen Papste eingenommen sehe, den ich so liebe und so hoch schätze." [30]

Die Ereignisse des August waren sicherlich dazu geeignet, jedes Bedenken gegen das Aufgebot der Waffengewalt zurückzudrängen; das sprachen auch die dringenden Mahnungen aus, die dem Könige aus den Niederlanden zukamen. Am 17. August hatte sich der Herzog Erich von Braunschweig zu der Statthalterin hin ausgesprochen, daß der König keine Sorge für die Erhaltung der Provinzen zeige; er hatte diese bittere Bemerkung mit Nachrichten über die Umtriebe der Revolutionspartei, über deren Beziehungen zu den deutschen Fürsten und ihren Truppenwerbungen begleitet. Sein Schreiben kam in die Hände des Königs. An demselben 17. August fügte die Statthalterin einer Depesche an Philipp eine Nachricht bei, aus welcher er ersehen solle, daß ihm nichts bleibe, als unter zwei Maßnahmen die eine zu wählen, entweder der Revolution ohne Aufschub den Widerstand entgegenzusetzen, oder Alles gehen zu lassen, wie es gehen will und dabei den vollständigen Verderb der Religion, seiner Getreuen und selbst seiner Staaten zu gewärtigen. [31]

Vier Tage darauf schrieb Mansfeld und am 23. August Ber=

laymont an ihn; sie versichern ihn ihrer Treue und eröffnen ihm Aussichten auf die schwersten Kämpfe; am 13. September berichtete die Statthalterin, daß die Revolutionspartei in der Absicht, alle guten Katholiken aus den Niederlanden zu vertreiben und diese Provinzen dem Könige zu entreißen, mit allen protestantischen Fürsten in Deutschland sich verbündet hätten und daß es sich um nichts Geringeres handle, als um eine allgemeine Revolution, Entthronung der Souveräne, um den Ruin des Hauses Oesterreich. Es bestehe, sagt sie, auch ein Bündniß mit den Schweizern, daß diese den Herzug des Königs verhindern sollten, und um die Brandfackel nach Spanien selbst zu werfen, sollen von Antwerpen aus 30,000 Bände calvinischer Brandschriften über Sevilla verbreitet werden. [32]

Diese Nachrichten konnten Anfangs Oktober bei Philipp angekommen sein. Jetzt sehen wir kein Hin- und Herschwanken mehr; am 3. Oktober schreibt er an die Statthalterin, daß das wahre und einzige Mittel gegen diese Vorkommnisse die Gewalt sei, und erkundigt sich angelegentlichst, ob seine Aufträge an die Kurfürsten und andere Herren des deutschen Reiches in Betreff der Truppenwerbung auch richtig ausgeführt seien; wenn noch keine Truppen in Wartgeld genommen und die deutschen Fürsten noch nicht über seine Absichten mit diesem Vorgange verständigt seien, so solle es unverweilt geschehen. [33]

Die Statthalterin ermüdete nicht, mit ihren allarmirenden Nachrichten den König zu drängen. Am 27. September schreibt sie von Conferenzen, welche Oranien, sein Bruder Ludwig v. Nassau, Straelen, sein böser Geist, und zwei deutsche Grafen in der Angelegenheit ihrer Truppenwerbung gehabt, daß Ludwig von Nassau zum Herzog von Cleve sich begeben, sicherlich nicht im Dienste des Königs. Bei einem Banquett, das in Antwerpen Gresen, der Agent der Königin von England, gegeben, seien große Worte über das kaiserliche Verbot der Truppenwerbung in Deutschland gefallen, daß der Kaiser und der König sich sehr täuschen, wenn sie glauben, daß die Niederländer keine Unterstützung finden. Am 15. Oktober ist die Rede davon, daß der Rittmeister Westerholt im Auftrage Oraniens 1200 Reiter in Deutschland geworben habe, daß nach allen

Provinzen Abgesandte gegangen seien, das Volk unter die Waffen zu rufen, daß die französischen Hugenotten mit 4000 Pferden und 30 Fähnlein den Niederlanden zu Hilfe ziehen werden.[34]

Jetzt beschloß Philipp zu handeln. Am 29. Oktober versammelte er seinen Rath, daß unter seinem Vorsitz der Weg, der nun beschritten werden sollte, entgiltig festgesetzt werde.

Ueber diese Rathsversammlung liegen drei nicht gleichlautende Berichte vor, einer von Strada, der andere von Cabrera, der dritte von Renom de France.[35] Wir vermögen den Widerspruch nicht auszugleichen und dem einen vor dem andern Berichte nicht den Vorzug zu geben. Es ist wahr, daß Cabrera seine Geschichte Philipps in Spanien selbst, wo die Versammlung statthatte, schrieb, und daß ihm deßhalb Quellen zu Gebote standen, welche Strada entbehrte. Aber auch dieser erscheint bei so vielen Vorkommnissen so gut unterrichtet, daß es ein wahrer Genuß ist, von den in unserer Zeit ermöglichten Quellenstudien immer wieder zu ihm zurückzukehren, da man diesen auf Schritt und Tritt begegnet. Daß er im vorliegenden Falle versäumt hat, den Monatstag der Rathssitzung anzugeben, kann in unseren Augen seinem Berichte keinen Eintrag thun. Uebrigens stimmt er mit Cabrera in der Hauptsache überein, und für diese, den Ausgang der Berathung, hat die abweichende Darstellung dieser selbst nur untergeordnete Bedeutung. Das gilt auch vom Berichte Renoms, der nicht minder auf authentischen Quellen beruhen kann, da der Ritter Renom de France, Herr v. Noyelles und Präsident von Artois für sein großes und schönes Werk, das er Albert und Isabella widmete, die Papiere des Rathes Assonleville benützte.[36]

Cabrera nennt als zur Versammlung berufen den Herzog v. Alba, den Prinzen v. Eboli, den Prior Antonio v. Toledo, Don Juan Manrique, Don Diego v. Espinosa, den Grafen v. Chinchon und die zwei Staatssekretäre Gabriel v. Zayas und Antonio Perez. Strada fügt noch den Grafen v. Feria bei und den Bischof v. Cuenca und noch viele andere Räthe, deren Rechtschaffenheit und Eifer

für die Ehre des Königs bekannt war, die aber diese unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachteten.

Einer Charakteristik Alba's können wir uns an diesem Orte füglich enthalten, da uns noch hinreichend Gelegenheit werden wird, ihn aus seinen Thaten selbst zu beurtheilen. Aber von den andern Männern, deren Dienste Philipp in dieser Zeit sich bediente, sollen die Bilder wenn auch nur mit ein paar Strichen gezeichnet werden.

Alba galt sehr viel beim Könige; der Kaiser hatte seinem Sohne vorgestellt: „der Herzog ist der fähigste Staatsmann und der beste Soldat, den ich in meinem Reiche besitze. Ziehe ihn vor Allem in militärischen Angelegenheiten zu Rathe. Aber verlaß dich nicht auf ihn völlig in diesen und andern Dingen; verlaß dich auf Niemand, als auf dich selbst." [7]

Menschlich näher als Alba stand ihm Ruy Gomez. Der harte, unbeugsame Charakter des Herzogs, sein soldatisches Wesen richtete zwischen ihm und dem Könige eine unübersteigliche Schranke auf, Ruy Gomez dagegen war weich und geschmeidig, er kannte besser als jeder andere die Art seines Herrn, besaß den richtigen Takt, sich nicht aufzudrängen und doch unentbehrlich zu machen, und indem er die augenblicklichen Umstände klug benützte, war er ein glücklicher Hofmann bis zu seinem Tode.

In den Angelegenheiten der Politik und des Krieges stützte sich Philipp lieber auf Alba; galt es Gnaden und Ehren zu vertheilen, zog er die Vorschläge des Gomez vor.

Aus einer alten hochstehenden Familie Portugals geboren kam dieser im Gefolge der Prinzessin Isabella, mit welcher Karl V. im Jahre 1526 sich vermählte, schon als Kind nach Castilien. Der Kaiser nahm ihn unter seine Pagen auf, der Knabe wurde, obwohl er einige Jahre älter war als Philipp, mit diesem erzogen, und die jungen Leute fanden sich zusammen. Im Spiel schlug Ruy einmal unvorsichtigerweise den Kronprinzen, der erzürnte Kaiser wies den Pagen fort, aber weil Philipp untröstlich war, mußte der Vater ihm den liebgewordenen Genossen wieder geben. Als Philipp zur Regierung gelangt war, überhäufte er den Jugendfreund mit aller Fülle der königlichen Gnaden, machte ihn zu seinem ersten Kammerherrn

zum Mitgliede des Staatsrathes und zum Großschatzmeister von Castilien; er übertrug ihm den Titel eines Grafen v. Melito und erhob ihn zur Würde eines Prinzen v. Eboli.

Als erster Kammerherr war er beim Ankleiden und Auskleiden des Königs zugegen und hatte stets freien Zutritt bei ihm; das mußte nothwendigerweise auch bei dem egoistischen Philipp eine gewisse Gemeinschaft und Vertraulichkeit, wie sie in den Jugendtagen gewesen war, unter ihnen bewahren, und es konnte nicht anders sein, als daß das Heer der Bittsteller sich an ihn herandrängte und alle Welt ihm einen großen Einfluß zuschrieb, einen größeren sicher, als er wirklich besaß. Daß man ihn oft statt Ruy Gomez Rey Gomez, das heißt König Gomez genannt habe, erzählt der Venetianische Gesandte Badoaro.

Da er mit seinem Glücke nicht prunkte, erregte er weder die Eifersucht seines Herrn, noch den Neid der Andern; da er herablassend und freundlich war nicht bloß im Aeußern, sondern wirklich zu Dienstgefälligkeiten bereit, so besaß er das allgemeine Zutrauen; bekannt war auch seine Milde und Freigebigkeit, und Niemand konnte es verborgen bleiben, wie der Dienst seines Königs und dessen Ehre ihm aufrichtig angelegen waren und das Ziel seines Lebens bildeten. Daher kam es, daß die edleren Naturen an ihn so gerne sich anschlossen und Don Juan z. B. eine innige Freundschaft mit dem älteren Manne, den er Vater nannte und zum Vertrauten seiner Irrthümer machte, unterhielt.

Zum Frieden geneigt, wie sein königlicher Herr selber, war er Gewaltmaßregeln nicht hold und wollte lieber durch freundliches Ueberzeugen, durch gute Verwaltung das Glück der Staaten befördern, als durch die Schärfe der Waffen die Unüberwindlichkeit des spanischen Königs offenbaren.

Er kannte Philipp so gut, daß er nicht daran dachte, demselben eine andere Politik anrathen zu wollen, als er selbst für gut fand, denn er mußte sich sagen, daß jede derartige Vorstellung nur Verschwendung wäre, und da er sein eigenes Interesse niemals aus den Augen verlor, so wußte sein erfinderischer Geist auch dann

dem Könige sich anzuschmiegen, wenn er mit dessen Ansichten und Maßregeln sich nicht im Einklange befand.

Der Herzog Alba, sein erbitterter Gegner, sagte über ihn, da er 1573 ins Grab gesunken war: „Wenn gleich Ruy Gomez nicht der größte Staatsmann aller Zeiten war, war er doch in der Kenntniß der Launen und Neigungen der Könige ein großer Meister.“ Antonio Perez nennt ihn den Meister der Günstlinge, den Aristoteles der Philosophie der Höfe, den größten Meister vieler Jahrhunderte in der Wissenschaft des Hofes, und der Geschichtschreiber Cabrera, der ihn persönlich kannte, faßt seine feine Charakteristik des Mannes in die Worte zusammen: „Er war der erste Steuermann, welcher auf diesen stürmischen Meeren sowohl sicher lebte, als auch sicher starb, indem er immer einen geborgenen Hafen zu finden wußte .... Im Leben erhielt er sich die Gunst seines Fürsten, im Tode wurde er von demselben betrauert, betrauert wurde er von der ganzen Nation, welche sich seiner erinnerte, als des Vorbildes getreuer Vasallen und kluger Günstlinge.“[38]

In der Rathsversammlung des 29. Oktober werden wir ihn als Alba's Gegner für Maßregeln der Milde gegen die Niederlande sprechen hören. Das war gegen die Absichten des Königs, aber es stößt unsere Behauptung nicht um, daß der Prinz v. Eboli darin seine Stellung suchte und fand, daß er den Gedanken seines königlichen Herrn sich anzuschmiegen verstand. Ob er den Erfolg der Sendung Alba's voraussah? Jedenfalls bereitete diese ihm den Weg über seinen Gegner hinweg zum dauernden Triumphe. —

Neben Alba und dem Prinzen v. Eboli war die wichtigste und einflußreichste Persönlichkeit des Staatsrathes in dieser Zeit der Cardinal von Espinosa, ein Mann, der nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen aussah, wie Einer, der zum Herrschen geboren ist. Seine Abkunft war nicht vornehm, aber statt daß dieser Umstand seiner Erhebung zu den höchsten Würden ein Hinderniß gebildet hätte, bereitete er im Gegentheile ihm den Weg dazu, wie der venetianische Gesandte Tiepolo berichtet, denn Philipp liebte es, den Stolz und die Arroganz der spanischen Granden zu demüthigen, und durch diesen begabten Mann wollte er es thun. Unerhört am

spanischen Hofe war seine rasche Beförderung, er wurde Präsident des Rathes von Castilien, Rath für die italienischen Angelegenheiten, Mitglied des Staatsraths, Generalinquisitor, Bischof von Siguença, welches eines der reichsten Bisthümer des Königreichs war, und von Pius V. erbat der König für ihn den Kardinalshut 1568. Es war ein aufrichtiger, gerader Mann, voll Kraft und Energie, arbeitsam wie keiner, der nicht nur seine eigene Arbeit unermüdlich that, sondern auch noch die der Anderen. Cabrera sagt von ihm, daß er für die Besetzung der Aemter nach seinem Willen so rasch bei der Hand war, daß einst Diego Fernandez von Cordoba, der erste Stallmeister des Königs, als er diesen beim Heraustreten aus dem Staatsrathe um eine in der Kanzlei von Granada erledigte Stelle für einen Schützling gebeten hatte, zur Antwort erhielt, daß sie schon vergeben sei. „Wie soll ich das von Ew. Majestät verstehen, sagte der Stallmeister, ich habe die Nachricht von der Erledigung in aller Eile durch einen Kurier erhalten, und es ist unmöglich, daß mir ein Anderer zuvorgekommen ist, wenn er nicht fliegen konnte.“ „Möglich,“ erwiderte der König, „aber der Kardinal Espinosa hat mir eben beim Verlassen der Sitzung darüber Bericht erstattet und ich habe auf seinen Vorschlag die Stelle besetzt.“

Es erschien in hohem Grade auffallend, daß Philipp den Mann, welcher auf seiner schwindelnden Höhe seiner Anmaßung viel zu viel nachgab, so lange ertrug. Espinosa dagegen konnte seinen Fall nicht lange überleben; er starb im September 1572. Der König war seines eigenen Werkes endlich doch überdrüssig geworden, es verdroß ihn, daß er ihm als einem Fürsten der Kirche beim Eintreten entgegengehen, sein Haupt vor ihm entblößen und ihm einen Stuhl anbieten mußte, der so hoch, wie sein eigener war, er mochte es nicht mehr ertragen, daß Espinosa in alle Staatshandlungen und Aemterbesetzungen sich mischte. Als er nun eines Tages bei einem Vortrage über die niederländischen Angelegenheiten zu bemerken glaubte, daß der Kardinal nicht ganz bei der Wahrheit bleibe, bezeugte er ihm sein Mißfallen in Ausdrücken so strenger Art, daß Espinosa über ihre Bedeutung nicht im Unklaren sein konnte. Die großen Herren jubelten über den Fall des vielver-

mögenden Mannes, und er legte sich und fand keine Erholung mehr von der Krankheit.[39]

Der Herzog von Feria, der ein Jahr vor ihm vom Schauplatze abtrat, indem er am 7. September 1571 starb, war eine durchaus ritterliche Figur, edel in seinem Benehmen, solid im Urtheil, mannhaft und menschlich, über alle Beschreibung freigebig, ein Mann, den die allgemeine Achtung umgab. Er hatte den König auf dessen Reisen begleitet, seine Hingabe für den Dienst seines Herrn war ohne Grenzen; statt daß er Belohnung dafür gefordert hätte, hat er im Gegentheile seine Besitzungen schwer mit Schulden belastet. Obwohl mit Alba verwandt, hielt er sich doch seinen natürlichen Neigungen entsprechend zu der Friedenspartei, dessen Haupt der Prinz von Eboli war. Der König hielt große Stücke auf ihn.[40]

Hauptsächlich zur Beruhigung seines Gewissens hatte Philipp seinen Beichtvater, — der es schon gewesen, als er noch Prinz von Asturien war, — den Franziskaner Fray Bernardo, von seinem Geburtsorte von Fresneda genannt, aber bekannter unter dem Namen eines Bischofs von Cuenca, Zutritt zu allen Rathsversammlungen eröffnet. Er war von so niedriger Herkunft, daß von keinem seiner Verwandten eine Kunde zu uns gekommen ist, aber sein Ehrgeiz wird als über die Massen groß geschildert und als offenkundig die Thorheit, mit welcher er bei jeder Gelegenheit seine Ehren zur Schau trug und glücklich war, wenn sie Anerkennung fanden. Mit lebhaftem Geiste mischte er sich in die Geschäfte, und der König zog ihn häufig zu Rathe.[41] Den Grafen von Chinchon, Pedro Fernandez de Cabrera y Bobadilla, werden wir alsbald aus seiner Rede kennen lernen.

Der Venetianer Michel Suriano gibt über die vorgenannten, mit Ausnahme des letzteren, und über die andern, welche zum Rathe am 29. Oktober berufen waren, folgende kurze Charakteristik.

Ruy Gomez, sagt er, ist derjenige, welcher beim Könige den größten Einfluß hat, der Herzog von Alba der, welcher in den Regierungsgeschäften die meiste Erfahrung besitzt. Mit schlagfertigerem und lebendigerem Geiste ist Don Juan Manrique (von

Lara, Großschatzmeister von Castilien, General der Artillerie, früher Gesandter in Rom) begabt. Don Antonio von Toledo (Schwager Alba's, Großprior von Leon, Johanniterordens, Großstallmeister des Königs) hat mehr Religion und Güte. Der Graf von Feria zeichnet sich durch sein angenehmes, höfisches Wesen aus. Alle zeigen durch ihre Handlungen, daß der Ruhm und das Interesse des Königs ihre einzige Lebensabsicht bilden, aber Jeder hat sein Ziel auf besonderem Wege im Auge, und sie sind in zwei Parteien gespalten, von denen die eine den Ruy Gomez, die andere den Herzog von Alba als Führer anerkennt. Daraus geht große Langsamkeit für den Vollzug der öffentlichen und Privatangelegenheiten und viel Schwierigkeit für diejenigen hervor, welche etwas zu verhandeln haben, denn wer die Unterstützung des Einen sucht, bringt sich beim Andern in Mißkredit. Dieß ist die Grundlage, dieß das Säulenwerk, welches diese große Maschine trägt; so sind die Männer, von welchen die Regierung der halben Welt abhängt . . . ." [42]

Dem Könige war der offenkundige Zwiespalt unter seinen obersten Räthen gar nicht unangenehm; im Gegentheile fand seine mißtrauische Natur einen Vortheil darin, er glaubte dabei weniger ihrem Einfluß zu erliegen, besser die Wahrheit zu erfahren und sie alle strenger in der Unterordnung erhalten zu können.

Sein Vater, der Kaiser Karl, hatte es hierin ganz anders gehalten; er hatte immer einen obersten Minister, welchem die Leitung des Ganzen übertragen war. Philipp dagegen wollte Alles selber besorgen; er wollte Räthe, die ihr Gutachten nur dann abgeben, wenn es ihm gefiel, dasselbe einzufordern, und nur über jene Gegenstände, die ihnen mitgetheilt worden waren. Eine ganz absonderliche Handlungsweise war es für einen König seinen Räthen gegenüber, daß diese manchmal verstümmelte Depeschen zur Begutachtung zugetheilt erhielten und ganz verschiedene Nachrichten zur Basis ihrer Berathung, so daß sie nothwendig in ihren Gutachten auseinander gehen mußten.

Gegen seine Gewohnheit präsidirte er am 29. Oktober der Versammlung selbst; sonst liebte er es, den Berathungen ferne zu

bleiben, er war nicht sehr redegewandt, die Gedanken ordneten sich langsam in seinem Geiste, und da zog er denn dem mündlichen Vortrag den schriftlichen vor, der ihm die Erleichterung des ruhigeren, unbehelligten Nachdenkens gewährte. Nicht einmal mit seinen Sekretären benahm er sich immer mündlich, sondern durch Zettel gab er ihnen meistens seine Weisungen, daher es kam, daß jeder von ihnen eine ganze Masse von königlichen Handschreiben besaß. In seinen späteren Jahren ließ er sich über die Staatsrathssitzungen einen Bericht mit breitem Rande vorlegen, um seine Bemerkungen darauf niederschreiben zu können. Sonst hatte ein Ausschuß von zwei oder drei Mitgliedern im Kabinette ihm über die Berathungen Vortrag zu halten.

Wäre der Bericht Renoms nicht, so könnte die Vermuthung aufgestellt werden, daß die Differenz zwischen Strada und Cabrera in ihrem Berichte über die Rathssitzung vom 29. Oktober daher rührte, daß der eine den kürzeren Bericht des Ausschusses, der andere den ausführlicheren der Verhandlungen selbst vor sich hatte. Wenn der König auch bei der Sitzung anwesend war, so kann für seine Beschlußfassung, die er nicht gleich traf, sondern verschob, ja doch noch ein Ausschußbericht verfaßt worden sein.

Es wurden vier verschiedene Ansichten geltend gemacht; die eine ging dahin, daß der König sich selbst in die Niederlande begeben müsse und zwar alsbald, nach der andern sollte ein General mit einer Armee ihm vorausmaschiren für den Nothfall; eine dritte Stimme sprach für strenge Bestrafung, für Aufstellung eines abschreckenden Beispiels, eine vierte dagegen für Verzeihen und Vergessen.

Ruy Gomez und seine Partei meinte, daß es nicht angemessen sei, Völkerschaften, welche schon zum Frieden und Gehorsam zurückgekehrt seien, mit der Gewalt der Waffen zu bearbeiten und die Häretiker in der Nachbarschaft, die zum Beistande ihrer Gesinnungsgenossen bereit seien, zu reizen. Man müsse einen Bürgerkrieg befürchten, besonders in einem Lande, das Jenen, welche ihn zu nähren fähig sind, so nahe, und weit entfernt von Denen sei, welche ihn ersticken könnten. Und zu ersticken vermöchte man

ihn nicht wohl ohne den Ruin des Siegers, denn in den bürgerlichen Kämpfen könne das Volk in seiner Verzweiflung und beim Verluste seines Wohlstandes nichts weiter verlieren, was der Fürst nicht auch mit ihm verlöre. Alle Fehler, die in den Niederlanden gemacht worden, seien hinlänglich entweder wieder gut gemacht oder gestraft durch die Weisheit der Schwester des Königs, und wenn noch etwas zu überwinden bleibe, so seien das nicht die Leiber, sondern die Geister, und diese müsse man nicht mit Waffengewalt, sondern mit Wohlthaten angreifen. Dieß Heilmittel sei sowohl der Milde des Königs, als auch der Natur der Flamänder angemessen; der Kaiser Karl, des Königs Vater, habe mit gutem Grunde von ihnen gesagt, daß es kein Volk gebe, das so viel Widerwillen gegen die Knechtschaft habe und sie doch leichter ertrage, wenn man es nur mit Milde behandle. Nun ging er auf die schweren Kosten einer militärischen Expedition über, auf die Gefahren, die damit verbunden wären und auf das Mißvergnügen, das sie bei den andern Fürsten hervorrufen könnte. Und er schloß mit der Aufstellung, daß gar kein Grund zu der Besorgniß vorhanden sei, daß man in den Niederlanden nicht mit Leichtigkeit und ohne Anwendung von Gewaltmaßregeln eine gute Ordnung wieder herstellen, daß der König wenigstens aus der Ferne, ohne sein Ansehen aufs Spiel zu setzen, gute Vorsorge treffen und seine persönliche Anwesenheit als das letzte Mittel, das man auf die alleräußersten Nothfälle aufsparen müsse, noch verschieben könne.

Dem Prinzen von Eboli trat der Herzog von Feria zur Seite, der es für einen Fürsten glorreicher fand, seine Angelegenheiten mit Milde zu ordnen, als seine Unterthanen, indem er Krieg gegen sie führe, in gewisser Weise sich gleichzustellen. Auch gegen seine auswärtigen Feinde werde der König durch eine milde Behandlung der Niederlande sich sicherer stellen, da diese von der Empörung nur Nutzen ziehen und die Gelegenheit ergreifen würden, die spanische Macht zu demüthigen. Als der Kaiser die aufrührerische Stadt Gent gezüchtigt habe, da sei es etwas anderes gewesen, die Stadt sei allein gestanden und ganz Flandern im Gehorsam, während jetzt alle Provinzen wanken und, da dieselbe Sache

ihnen gemeinsam sei, auch die gleiche Gefahr alle verbinde. Zur Zeit des Kaisers habe Manches zum glücklichen Erfolge seines Unternehmens gegen Gent beigetragen, was jetzt nicht vorhanden sei, damals seien die Deutschen unter der Herrschaft des Kaisers gestanden, die Engländer seine Verbündeten gewesen und die Franzosen hätten ihn selbst zur Züchtigung Gents ermuntert. Jetzt seien die einen den Spaniern nicht unterworfen, die andern nicht verbündet und viele im Interesse der Religion ihnen entfremdet, alle bringen ihnen gleichen Neid entgegen und man könne gar nicht zweifeln, daß sie nicht hinderlich in den Weg treten und den Aufständischen nicht Beistand leisten würden. Deßhalb solle von der Anwendung der Waffengewalt, noch von Androhung der Rache gar nicht die Rede sein, sondern einige Persönlichkeiten von Vertrauen nach den Niederlanden geschickt werden, daß sie sich den Zustand der Provinzen in der Nähe besehen und darüber Bericht erstatten. Uebrigens müsse man den Flamändern einige Ruhe und Erholung gestatten, dadurch werde man sie leichter gewinnen, und man solle sich ja hüten, ihnen die Waffen selbst in die Hand zu geben, deren sie sich so oft gegen Spanien bedient haben.

Anders lautete die Ansicht des Grafen von Chinchon, Don Pedro Fernandez de Cabrera y Bobadilla. Er ließ sich mit Heftigkeit gegen die Ausschreitungen der Flamänder aus und sprach dafür, daß der König selbst denselben ein Ende mache. Jeder Andere als der Monarch, sagte er, und wenn er noch so klug wäre und so groß, werde keinen Gehorsam finden und von den Deutschen ungern gesehen werden. Der König solle also nach den Niederlanden gehen und Niemand weiter mit sich nehmen, als seinen Hofstaat oder nur wenig Leute darüber. Wenn er übrigens vorzöge, mit einer Armee hinzuziehen, so müßte diese einen solchen Bestand haben, daß die Rebellen mit Schrecken erfüllt würden und der König frei ausführen könnte, was er beschlöße.

Diese Ansicht wurde von Don Juan Manrique bekämpft, der, auf das Beispiel des Tiberius sich stützend, welcher gegen die aufständischen Legionen den Germanicus nach Deutschland geschickt habe, vorschlug, daß der König einen General sich vorausschicke, der

mit einer Armee ihm den Weg eröffne und der im Luxemburgischen, dessen Bewohner loyal und katholisch geblieben seien, sich festsetzen und von hier aus im Nothfalle die andern Provinzen unterwerfen könnte.

Der Herzog von Alba endlich sprach für die unverweilte Anwendung der strengsten Maßregeln. „Wenn es die Staatsordnung nur allein wäre, meinte er, was durch den Aufstand der Niederlande in Gefahr gekommen, so würde er sich dem nicht entgegenstellen, daß der König zu dessen Unterdrückung den Augenblick abwarte, wo er sich selbst in diese Provinzen begeben könnte; aber es handle sich um die Religion, um den göttlichen Dienst, um die Gotteshäuser, die Sakramente, die heiligen Bilder und die Diener Gottes, und da müsse man im Gehorsam gegen Gott unmittelbar die Maßregeln gegen Jene ergreifen, welche sein Gesetz nicht respektiren. Unter dem Vorwande der Religion, sagte er, lassen die Rebellen ihren Begierden die Zügel schießen, ihrer Grausamkeit und Frechheit, sie zerstören die Tempel und unterdrücken das Land. Ihre Bosheit ist auf einem Punkte angekommen, daß in ihrem Blute die falsche Lehre, von der sie erfüllt sind, erstickt werden muß. Man darf sie nicht in Gnaden aufnehmen, auch wenn sie sich unterwerfen, wenigstens dann nicht, wenn sie nicht aufrichtige Reue zeigen und vollständige Unterwerfung gegen das, was dem Könige ihnen aufzuerlegen gefallen wird. Hiedurch wird den Vasallen der andern Königreiche, die zu einer Nachahmung ihres Beispiels versucht sein könnten, eine heilsame Furcht eingeflößt werden.

Das Feuer der Empörung wäre vom Anfange an unterdrückt worden, wenn man nicht auf so viele Einreden des Papstes, des Kaisers, anderer Mächte und der Statthalterin Gehör gegeben haben würde; denn im Falle, daß das Volk auch begründete Beschwerden gehabt hätte, war von dem Augenblicke an, da es aufstand, mit der Züchtigung seiner Frechheit nicht zu zögern, damit es sich nicht daran gewöhnte, seine ungerechte Anmaßung durch einen Aufstand sich erzwingen zu wollen.

Die Heilung durch Anwendung der Gesetze und durch gewöhnliche Diener des Königs bezwecken zu wollen, komme zu spät; die

Verhältnisse erheischen außerordentliche Vollstrecker des königlichen Willens, die rasch handeln. Der ganze Kriegsplan müsse durch schriftliche Instruktionen festgestellt und die Ausführung tüchtigen Generälen anvertraut werden. „Wenn das Meer ruhig ist, so kommt es am Ende nicht viel darauf an, wenn das Steuer auch in weniger geübten Händen ist; aber im Sturme bedarf man eines erfahrenen, zu großen Entschlüssen fähigen und klugen Piloten."

Cabrera sagt, daß der Prinz von Eboli der Ansicht des Grafen von Chinchon beigepflichtet habe, während nach der Darstellung Strada's seine Bemühung hauptsächlich darauf gerichtet gewesen wäre, den König in Spanien festzuhalten. Hier liegt der unauflösliche Widerspruch.

Ganz verschieden von den Aufzeichnungen Strada's und Cabrera's lautet die Rede Alba's nach dem Berichte Renoms;[41] wenn sie auch hier dasselbe Ziel verfolgt, so weicht doch die Argumentation ab, und da es nur zur näheren Charakteristik sowohl des Herzogs als der ganzen Situation dienen kann, wenn wir soweit als möglich wiedergeben, was Alba gedacht hat oder ihm von Zeitgenossen in den Mund gelegt worden, so stehen wir nicht an, auch von dieser Auffassung einen Auszug zu geben, den vollständigen Text aber in den Anmerkungen abdrucken zu lassen.

Hienach wäre der Herzog von dem Satze ausgegangen, daß jeder Fürst von Gott zur Handhabung der Gerechtigkeit eingesetzt sei und seine Herrschaft nur so lange Bestand habe, als sie zur Erfüllung dieser Pflicht gebraucht werde, woraus folge, daß Rebellionen und Häresien nicht ertragen werden dürfen, sondern gestraft werden müssen.

Nun erhebe sich die Frage ganz einfach: haben die Flamänder gegen Gott und den König gesündigt, oder nicht? Wenn sie unschuldig sind, so darf man sie nicht strafen, sind sie aber schuldig, so ist kein Grund vorhanden, ihr Verbrechen ruhig hingehen zu lassen. Sie sind aber schuldig und dessen hat man in ihren Verschwörungen, in ihrer Waffenergreifung und in der Schändung der Kirchen so offenkundige Zeugen, daß der König im Gewissen ver-

pflichtet ist, die Gewalt gegen sie zu gebrauchen, die Gott in seine Hände gelegt hat.

Nicht nur diejenigen Könige sind unsterblichen Ruhmes würdig, welche große Unternehmungen durchgeführt haben, sondern auch jene, welche ihre Reiche im Frieden zu bewahren wissen; dieß aber können sie nur durch Gerechtigkeit, Klugheit und Mäßigung, und diese Tugenden bringen ihre Frucht nur, wenn der Fürst dafür sorgt, daß er gefürchtet und verehrt ist.

Welche Ehrfurcht und Scheu können aber die Flamänder haben, da sie mit den Waffen in der Hand gegen des Königs Befehle und die Verwaltung seiner Statthalterin aufstehen und dadurch zeigen, daß sie seine Oberhoheit über sie nicht anerkennen?

Man kann darauf nicht hoffen, daß diese Wirren von selbst ein Ende nehmen werden, wie man vorgibt, denn die Herzen, in welche die Treulosigkeit einmal Eingang gefunden, kommen nicht mehr so leicht zum Frieden, sondern in ihnen wachsen die schlimmen Begierden, und diesen wird Folge gegeben, wenn die Gelegenheit dazu sich bietet. Deßhalb wird der König mit diesen Aufständen niemals zu Ende kommen, wenn er das Uebel nicht an der Wurzel abhaut.

Die Größe und Macht Spaniens duldet es nicht, daß man über dem Aufstande der Flamänder die Augen schließt, da die königliche Würde und zugleich der allgemeine Friede dabei Schaden litte. Die Flamänder würden, wenn ihre ungeheuern Verbrechen straflos blieben, im Vertrauen auf die königliche Milde auf den Gedanken kommen, daß ihre Unterwerfung oder volle Unabhängigkeit nur von ihnen selbst abhänge, und andere Provinzen, Italien und wohl auch Spanien selbst könnten ein Beispiel daran nehmen und zu denselben Verbrechen sich hinreißen lassen. Das aber muß ein Fürst verhüten und darauf muß er denken, daß die strenge Bestrafung eines Verbrechers zum abschreckenden Beispiele dient.

Welche Vorstellungen müssen sich die benachbarten Fürsten von der Macht Spaniens machen, welche Achtung könnten sie vor derselben haben, wenn sie eine solche Unwürdigkeit ruhig hingenommen sähen? Sie würden auf den Gedanken kommen müssen, daß Spa=

nien schwach ist, und in diesem Gedanken würden sie sich zu noch größerer Erniedrigung der Krone hinreißen lassen. Das Beispiel des Kaisers Karl V. gibt für die gegenwärtige Situation die Lehre, daß nichts versäumt werden darf, die hohe Meinung der Welt vor Spaniens Macht sicher zu stellen. Nur um die einzige Stadt Gent für ihren Aufstand zu züchtigen, wagte er seine Person, ging durch das feindselig gesinnte Frankreich, zerbrach die Privilegien Gents und baute der Stadt zum Zügel und Zaume eine Citadelle, der Gerechtigkeit, zu deren Handhabung Gott ihn erwählt, Genugthuung leistend. Gegen Eure Majestät, gegen Ihren Namen und königliche Fahnen ist nicht eine einzige Stadt, sondern sozusagen das ganze Land aufgestanden, und Sie könnten ruhiger Zuschauer Ihrer Kränkungen und der Schädigung Ihrer Interessen sein?

Nicht daß Philipp in Person gehen müßte, wie der Kaiser gethan, denn es sind gewichtige Gründe vorhanden, die es ihm abrathen, ja verbieten, aber eine Armee soll er schicken mit einem erfahrenen General, daß dieser die frühere Ordnung wiederherstelle und die Schuldigen züchtige. Das ist unabweisbar, und die Kosten können auf die Schultern derjenigen abgeladen werden, welche die Maßregel nothwendig machten.

Manch' anderer Fürst würde mit Begierde die Gelegenheit ergreifen, die ihm Grund und Vorwand zur Aufhebung der Privilegien gäbe, deren die Flamänder sich rühmen, denn das Land könnte, wenn es von einer Armee betreten wird, als ein erobertes gelten und durch neue Gesetze im Zaume gehalten werden.

Das sei nicht nur möglich, sondern auch leicht auszuführen, denn sobald der General ernannt sei, könnten in Spanien und Italien die Truppen ausgehoben und in italienische Plätze gelegt, aus diesen dagegen die alten Soldaten gezogen werden, auf dem mailändischen Gebiete Revue passiren und von da nach Niederdeutschland abmarschiren.

Gefahren für den Marsch seien keine zu besorgen, da man das Gebiet keines Fürsten berühre, welcher Macht und Mittel dazu besitzt, denn Italien, Savoyen, Frankreich und Lothringen seien entweder freundlich gesinnt oder zu einem Angriffe zu furchtsam, im

Gegentheile werden sie, um der Truppen nur recht bald los zu werden, deren Durchmarsch befördern; wenn übrigens eine oder die andere dieser Mächte einen Widerstand zu leisten versuchen wollte, würde sie bald zu ihrem Schaden auf andere Gesinnung gebracht werden.

Was die Niederlande selbst betreffe, brauche man einen Zweifel über den Erfolg nicht zu hegen, denn das Volk, gar nicht oder nur schlecht bewaffnet und geübt, werde den unvergleichlichen Truppen des Königs nicht Stand halten können, im Gegentheile beim ersten Anblicke der königlichen Fahnen auseinander stäuben.

Daß die Mächte die Unternehmung übel aufnehmen könnten, sei nicht zu befürchten, die asiatischen seien zu weit entfernt, über die afrikanischen könne man nur die Achsel zucken, Italien sei unter sich getheilt und sein verständigerer Theil in der Gewalt des Königs, Frankreich habe mit seinen innern Angelegenheiten genug zu schaffen, Deutschland sei durch seine Zersplitterung geschwächt, England endlich unter dem Scepter eines Weibes, also zum Frieden geneigt und furchtsam.

Und wenn auch alle diese Mächte mit scheelem Auge Spaniens Macht und Größe anschauen und nichts lieber haben, als dessen Erniedrigung, so könne das kein Grund zur Unterlassung des Unternehmens sein, denn abgesehen, daß sie Spanien gegenüber unmächtig sind, müssen sie selber gegen die Volksaufstände einen natürlichen Widerwillen haben und deren Züchtigung wünschen, so daß also die Freunde wie die Gegner Spaniens ein eigenes Interesse an dem Unternehmen haben.

Zu all' dem kommt noch, daß die Niederlande ungeheure Verbrechen begangen haben, die ungesühnt bleiben, wenn der König die Züchtigung nicht unternimmt.

Wenn nun göttliche und menschliche Gesetze für das Unternehmen sprechen, wenn es vor Gott nützlich und verdienstlich und für das Staatswohl nothwendig ist, warum es aufschieben wollen? Und wenn seine Ausführung leicht ist, warum es nicht in die Hand nehmen? „Im Gegentheile halte ich dafür, daß, je länger man

damit hinhält, desto größer wird die Einbuße an Gehorsam und Ehre sein."

Der Herzog sprach mit seinem gewohnten Ernste, mit tönender, eindringlicher Stimme, und da seine Erfahrung in Staatsgeschäften unwidersprechlich war, so hörte ihn der König mit Aufmerksamkeit und Bewegung an, aber ging zu einer Beschlußfassung nicht über, sondern forderte seinen Beichtvater P. Bernardin v. Fresneda auf, seine Ansicht kundzugeben.

In wohlgeordnetem Gedankengange und Satz für Satz den Vortrag Alba's bekämpfend, sprach sich dieser dahin aus, daß keine außerordentliche Maßregel ergriffen werde und der König die Milde walten lasse.

Ging der Herzog von dem Satze aus, daß der Fürst der Träger der göttlichen Gerechtigkeit sei und seine Herrschaft nur so lange sichere, als er die Gerechtigkeit handhabe, so gab der Beichtvater diesem Gedanken die Wendung, daß jener Fürst Gott am nächsten stehe, welcher wie Gott handle, Gottes Züchtigung aber treffe nur die Urheber der Volksverbrechen und schone der verführten Menge.

Die Flamänder seien allerdings sehr schuldig, aber deßhalb sei der König noch nicht verpflichtet, alsbald das Strafgericht walten zu lassen, und es sei die Frage zu untersuchen, ob nicht auf andere Weise ein gedeihlicher Friede zu schaffen wäre, der besser sei, als die immerhin mit mannigfachen Gefahren verbundene Rache. Und da stelle sich sogleich das Bedenken dar, ob nicht die Regierung selbst durch Mißgriffe Grund und Veranlassung zur Unzufriedenheit und zum Aufstande gegeben habe. Uebrigens seien es in den Niederlanden nur wenige Adeliche, welche eigentlich schuldig seien, der größere Theil sei verführtes Volk. Zudem sei die Sache gar nicht so bedeutend, die weitaus größere Mehrzahl von Adel und Volk habe die Treue nicht gebrochen und selbst von den Schuldigen haben sich Viele bereits wieder gefunden, so daß allenthalben die gute Ordnung schon wieder eingetreten sei. Wozu daher die Sendung einer Armee? Sie sei wahrhaftig nicht geeignet, den König beliebt zu machen, das aber müsse ein guter König suchen, selbst seinen Feinden gegenüber, damit er sie entwaffne.

Die Sendung einer Armee dagegen müsse den spanischen Namen verhaßt machen; bei den Nachbarn werde der üble Eindruck hervorgerufen werden, daß die Rüstung gegen sie gerichtet sei, Frankreich, Oberdeutschland, das Spanien immer feindselige, mit Ketzern wimmelnde England: diese Mächte werden den Krieg in ihrer Nachbarschaft wie ein Feuer ansehen, dessen Erdrückung in ihrem eigenen Interesse liege, und da könne kein Zweifel darüber obwalten, daß das niederländische Volk, wenn man es zum Aeußersten treibe, sich ihnen in die Arme werfen, und nun Europa in Waffen gegen Spanien stehen werde.

Ob denn der Erfolg der kriegerischen Bewegung so gesichert sei? Falle er nicht nach Wunsch aus, so werde der König, statt daß er, wie es jetzt heiße, die Privilegien einschränken könne, mit empfindlichem Schaden seines Ansehens zu ihrer Erweiterung genöthigt sein. Gott möge den König vor dem Ehrgeize und der Habsucht gewisser Leute beschützen!

Aber gesetzt den Fall, der Heerzug werde gelingen, was dann mit ihm ausgerichtet werden solle? Die Schuldigen werden nicht warten, bis man sie in ihren Häusern gefangen nimmt, sondern bei Zeiten an sichere Orte sich zurückziehen, und was wolle man mit einer Armee gegen die Unschuldigen, gegen die treu Gebliebenen? Die Freunde werden entfremdet und kalt, die Kalten Feinde und aus Feinden werden hartnäckige Rebellen werden; und dazu wolle man die großen Ausgaben machen und die Börsen leeren?

Der König hat gar nicht nöthig, daß er das Gefühl der Furcht vor der spanischen Herrschaft verbreitet, sondern im Gegentheile darf er es nicht so weit kommen lassen, daß seine Unterthanen in Verzweiflung um Hab und Gut, Weib und Kind und Leben sich wehren müssen.

Die Geschichte Spaniens gibt diese Lehre, daß allzu hart Behandelte Feinde ihres Vaterlandes werden und mit dessen Feinden in einen verhängnißvollen Bund treten.

Seine Ansicht gehe daher dahin, daß der König Nachsicht übe, Keinen aus dem niederländischen Adel zum Aeußersten treibe, das

Schwert nicht ziehe, denn wenn es einmal aus der Scheide, wisse kein Mensch, wann es wieder eingesteckt werden könne. Reiche die Milde nicht aus und trage die Güte keine Frucht, so könne man immer noch anders beschließen; aber seine Meinung sei, daß, wenn man milde verfahre, der niederländische Aufstand sein Ende nehmen werde wie all jene thörichten Unternehmungen, die anfangs so großes Geschrei machen und dann im Sande verlaufen.

Der König ließ die Rathsversammlung auseinander gehen, ohne eine Entscheidung zu geben; darin stimmen alle Berichte überein. Ob er wirklich ungewiß war, auf welche Seite er sich neigen solle, ob es der Rührigkeit der Partei Alba's bedurfte, um ihn zum Abschlusse mit seinen Gedanken zu bringen, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls wurde nichts, was zur Härte stimmen konnte, unversucht gelassen. Einer der Räthe scheute sich sogar nicht, den König an die Unehre zu erinnern, die er durch Schwäche und unüberlegte Güte an seine Krone geheftet und ihn zu mahnen, daß er durch Nachgiebigkeit gegen die Aufständischen seiner Würde nicht noch mehr vergebe."

Dennoch galt es eine Zeitlang als ausgemacht, daß Ruy Gomez die Sendung nach den Niederlanden erhalten werde, bis Philipp endlich zu erkennen gab, daß er schon seit langer Zeit den Entschluß gefaßt habe, nach den Niederlanden sich zu begeben, daß derselbe trotz aller Gegenvorstellungen immer noch bei ihm feststehe, daß er aber nicht gehen werde, ohne zuvor eine Armee vorausgeschickt zu haben, nicht um durch Anwendung von Waffengewalt den Frieden und Gehorsam seiner Völker zu stören, sondern damit durch dieß kriegerische Aufgebot der Ehre und Sicherheit des Fürsten vorgearbeitet werde, wenn er einmal in eigener Person auf den Schauplatz der Begebenheiten sich verfügen werde.

Wie Alba gewollt, hat Philipp gehandelt; oder hat der Herzog gesprochen, wie der König gewollt? Jedenfalls hat Philipp die vielen Jahre bis zu seiner letzten Stunde mehr als ihm lieb sein konnte, Veranlassung erhalten, an die wahrhaft staatsmännische Rede seines Beichtvaters zu denken. Satz für Satz der Rede Alba's war durch diese widerlegt worden, und Satz um Satz ihrer Voraussage

war eingetroffen, als der König sich genöthigt sah, die Niederlande aufzugeben.

3.

Wir haben in unserem ersten Bande wiederholt darüber berichtet, daß Philipp seine Absicht nach den Niederlanden kundgegeben, die Reise zu machen und selber an Ort und Stelle das Land zu beruhigen. Diese Reise hatte Pius V. vom Anfange an für nöthig erachtet und sowohl durch seinen Nuntius in Madrid als durch den Königl. Gesandten in Rom dem Könige sein Verlangen ausdrücken lassen, dieser möchte sich doch nach den Niederlanden begeben. Philipp hatte immer dahin geantwortet, daß die Wünsche des heiligen Vaters hierin seinen eigenen Absichten begegnen. Aber der Papst vermochte sich von der Aufrichtigkeit dieser Versicherungen nicht zu überzeugen, und er schickte einen außerordentlichen Gesandten nach Madrid in der Person des Bischofs von Ascoli, mit dem doppelten Auftrage, die Befreiung des Erzbischofs Bartolomeo Carranza aus den Händen der Inquisition, in deren Kerkern er schon seit sieben Jahren festgehalten wurde, zu erwirken und den König zur endlichen Erfüllung seines Reiseversprechens zu bestimmen.

Am 1. November kam der Bischof von Ascoli in Madrid an und wenige Tage darauf wurde er in Gemeinschaft mit dem Nuntius, dem Erzbischofe von Rossano, in Audienz empfangen. Wie ungünstig Philipp seine Eröffnungen aufgenommen, haben wir schon berichtet (I, 401), es ist aber hier, wo wir eine Reihe von Zeugnissen über die Stimmung des Königs in dieser Zeit vorführen und die Frage erörtern werden, ob er je ernstlich die Absicht gehabt habe, nach den Niederlanden sich zu begeben, der Ort, noch einmal darauf zurückzukommen und näher darauf einzugehen.

War dem Könige die Sendung des Bischofs selbst und das Aufsehen, das sie allenthalben machte, unangenehm, so wurde sein Unwille noch durch die mißfällige Weise vermehrt, in welcher der Gesandte sich ihrer entledigte. Aber wenn dieser auch seinen Auf-

trag in abgeschwächterer Form vorgelegt hätte, wäre doch kaum der Eindruck ein günstigerer gewesen, denn Philipp war nach der Rathssitzung vom 29. Oktober mehr als je in einer den Vorhalten des Papstes ganz abgeneigten und entgegengesetzten Stimmung.

Dem Bischof selbst drückte der König mit Ruhe seinen Dank aus für die Sorge, welche der heilige Vater für seine öffentlichen und Privatangelegenheiten nehme, und er finde sich in derselben reich belohnt für seine Absicht, ihm zu dienen und in allen Stücken gehorsam zu sein; aber durch seinen Gesandten in Rom ließ er dem heiligen Vater seine bittere Mißstimmung über ein Vorgehen darlegen, das ganz geeignet sei, gegen ihn durch die ganze Christenheit eine üble Meinung zu verbreiten. Er gab ihm zu erkennen, daß wenn er nicht, wie er es in Wahrheit sei, entschlossen wäre, nach den Niederlanden zu gehen und den Erzbischof von Toledo nach Rom zu schicken, der heilige Vater ein schlechtes Mittel, ihn dafür zu bestimmen, gewählt hätte, und er machte den Papst darauf aufmerksam, daß wenn er ein Geschäft zu gutem Ende führen wolle, er auch die angemessenen Mittel dazu wählen müsse, denn wenn die Mittel nicht angemessen gewählt werden, könne es sein, daß er seine Absicht nicht erreiche, selbst wenn sein Verlangen sonst auch erreichbar wäre.[45]

So sprach der König von Spanien mit dem Papste.

Pius hatte ihm durch den Bischof von Ascoli vorstellen lassen, daß er gegen seine Unterthanen in den Niederlanden keine Gewaltmaßregeln anwenden, sondern wegen der Uebel, welche der Krieg im Gefolge hat, eher die Wege der Verhandlung einschlagen sollte. Darauf gab Philipp dem heiligen Vater zu erkennen:

„Niemand kann mehr als ich wünschen und hat ein so großes Interesse daran, daß diese Lande sich ohne Blutvergießen und ohne Ruin unterwerfen, weil Niemand dort das hat, was ich habe; aber der Weg der Verhandlung mit ihnen ist so schlimm und für den Dienst Gottes und die Herstellung unseres heiligen katholischen Glaubens so gefährlich, daß ich mich lieber den Zufällen des Krieges mit allen Uebeln und Unzuträglichkeiten, die daraus hervorgehen können, aussetzen will, als daß ich etwas zugebe, was im Geringsten

diesem katholischen Glauben und dem Ansehen des heiligen Stuhles entgegen sein könnte; und das wäre nicht zu umgehen, wenn man zu Verhandlungen sich herbeiließe.“ [46]

Seinem Gesandten gibt er die gemessenen Befehle:

„Sie werden über all das zu Seiner Heiligkeit mit dem Tone des Mißvergnügens in Ausdrücken sprechen, welche Ihnen für diesen Zweck geeignet erscheinen; und durch Ihre Klugheit und Geschicklichkeit werden Sie bewirken, daß Seine Heiligkeit in Zukunft angemessener, und nicht, wie sie dießmal gethan, gewaltthätiger Mittel sich bediene; Sie werden, wenn Sie das Wort an sie richten, eben dieser Ausdrücke sich bedienen. Sie werden zu verstehen geben, daß wenn Seine Heiligkeit mich zur Unzeit und ohne Rücksicht drängte (diesen doppelten Charakter hat die Sendung des Bischofs von Ascoli, besonders durch die Art und Weise, wie dieser sich ihrer erledigt hat), sie mich in die Unmöglichkeit versetzt, mich in Allem ihren Wünschen anzubequemen, was ich auf's Aeußerste bedauern würde und nach meinem ganzen Vermögen verhindern möchte. Sie werden mit solcher Festigkeit darauf bestehen, daß Seine Heiligkeit, wie wir es wünschen, begreift, bis zu welchem Grade wir die Handlungsweise, deren man sich gegen uns bedient hat, übel empfinden, eine Handlungsweise, die so sehr unserer Stellung zuwider ist und welche die Liebe, die Ehrfurcht und Willfährigkeit, womit ich mich immer gegen sie betragen habe und fortwährend betrage, nicht verdient haben. Sie sehen in der That, von welcher Wichtigkeit es ist, daß weder Seine Heiligkeit noch Diejenigen, von welchen sie umgeben ist und berathen wird, sich einbilden, daß dieß das Mittel ist, von uns zu erhalten, was sie wollen, sondern sie sollen erkennen, wie sehr man sich darin getäuscht und verrechnet hat und daß in Zukunft so wie es der Dienst Gottes, das Wohl der Christenheit und die Abhilfe der gegenwärtigen Uebel erfordern, ein so gutes Zusammengehen, eine gegenseitige Achtung und Liebe unter uns sein solle, daß man niemals mehr zu solchen Ausdrücken greift und zu ähnlichem Mißfallen Veranlassung gibt, denn es kann daraus nur ein sehr schlechter Dienst gegen Gott und eine große Befriedigung aller Schlechten hervorgehen, welche nichts mehr wün-

schen, als daß ein Mißtrauen zwischen unsere Anschauungen und Absichten tritt, von deren Einigkeit ihre Züchtigung, der Wiedergewinn des Verlorenen und die Erhaltung und Erhöhung des heiligen Stuhles abhängt.“ [47]

Aus dieser Depesche heraus spricht deutlich die Erbitterung, welche Philipp gegen den heiligen Papst Pius V. empfand und welche er auf dem Rande eines Briefes von Granvella, der eine Entschuldigung des heiligen Stuhles berichtete, mit den Worten verzeichnete: „Der Bischof von Ascoli entschuldigt sich mit dem Vorbringen, daß er den ausdrücklichen Befehl habe, so zu handeln, wie er es gethan, und in Wahrheit, ich glaube es, denn die Ausdrücke, in welchen mir der heilige Stuhl schreibt, stimmen damit zusammen, und seine Handlungen thun es noch mehr. So scheint mir nun, daß man, was geschehen, nicht freundlichen Absichten zuschreiben darf, sondern vielmehr einem bösen Willen Seiner Heiligkeit oder der Personen, denen sie mehr Glauben schenkt, als uns. [48]

In der That schien der heilige Stuhl den Versicherungen des Königs keinen Glauben zu schenken, auch dann noch nicht, als Philipp am 11. Dezember vor den seit dem 1. dieses Monats in Madrid versammelten Cortes von Castilien [49] die Versicherung gegeben hatte, daß er den Verhältnissen Rechnung tragen müsse, welche seine Reise nach den Niederlanden gebieterisch erheischten.

Der Sekretär Erasso las in Philipps Gegenwart die königl. Botschaft ab, in welcher er zuerst daran erinnerte, daß der König seit der letzten Versammlung von 1563 ununterbrochen in Spanien seine Residenz gehalten, weil diese Königreiche die ersten und wichtigsten Theile seiner Staaten bilden und weil er der Liebe habe folgen wollen, die ihn und seine Vasallen gegenseitig binden. Sodann setzte er auseinander, was der König in diesen drei Jahren für die Erhaltung des katholischen Glaubens und den dem heiligen Stuhle schuldigen Gehorsam, was er für die pünktliche Handhabung der Gerechtigkeit, für den Schutz und die Vertheidigung seiner Königreiche gegen die Anfälle der Türken und der Algierer gethan. Darauf ging er zu den niederländischen Wirren über und sprach: „Ihr werdet die Neuigkeiten, die Aufregungen vernommen haben, die in

Flandern sich kundgegeben, und ihr könnet euch eine Vorstellung von der Nothwendigkeit, von dem drängenden Bedürfnisse machen, daß hier Abhilfe getroffen wird sowohl in Betreff dessen, was den Dienst Gottes, unseres Herrn, angeht, als um dem Verluste von Provinzen vorzubeugen, die von so großer Wichtigkeit sind. Seine Majestät haben alle Maßregeln ergriffen, die in ihrer Abwesenheit möglich sind, und sie fahren damit fort, sie haben alle möglichen Schritte und Mittel versucht, um den Fortschritt des Uebels aufzuhalten und die genannten Staaten zum Frieden zu bringen; aber Alles hat nicht ausgereicht und so müssen sie in Person hingehen, damit das wahre und vollständige Heilmittel, das die Sachlage erfordert, angewendet werde. Ihr könnet euch die großen Ausgaben vorstellen, welche Seine Majestät machen müssen, und folglich die schweren Summen, deren sie für diese Unternehmung bedürftig sind; ihr werdet gleicher Zeit die Pflicht würdigen, welche sie zur Ausführung desselben haben; endlich werdet ihr erwägen, wie wichtig diese ist nicht bloß zur Erhaltung der Niederlande, sondern auch für die der übrigen Provinzen der Monarchie."

Die Cortes erklärten dem Könige durch ihren Sprecher, daß sie wohl unterrichtet seien von den bedeutenden Ausgaben, die auf ihm lasten durch die doppelte von Gott ihm zugewiesene Mission zum Widerstande gegen den Türken, diesen erklärten Feind des christlichen Namens, und zur Abhilfe gegen die Irrthümer und schlechten Lehren, welche in der Christenheit umgehen; daß sie gleichfalls die Opfer kennen, welche die Lage der Niederlande, diese so wichtigen Provinzen, ihm auferlegen, die, zum Theil wenigstens, durch ihre Hinwendung zu den Meinungen der häretischen Prediger von der Gemeinschaft der christlichen Kirche sich getrennt und zugleich den Gott und ihrem gesetzlichen Herrscher schuldigen Gehorsam abgeschworen hätten. So sehr sie anerkennen, wie nothwendig die Anwesenheit des Königs in jenen Provinzen erscheine, so wäre es doch, wenn es ihm möglich wäre, nicht zu gehen, für seine Unterthanen in Castilien eine große Gunst, Wohlthat und Genugthuung.

In den Conferenzen der Deputirten wurde die Frage der Stellvertretung des Königs während seiner Abwesenheit mit großer Leb-

haftigkeit verhandelt, und unter den sechsundsiebenzig Bitten, welche die Cortes vor ihrem Auseinandergehen an den Stufen des Thrones niederlegten, war gleich die erste, der König möchte Spanien nicht verlassen, da er ja doch für die Regierung seiner andern Staaten so ausgezeichnete Minister habe.

Im Februar hatte der Nuntius ein Breve über die Lage der Dinge in den Niederlanden vorzulegen und vom Könige Erklärungen über seine Reise zu erbitten. Er wies auf ein ziemlich verbreitetes Gerücht hin, dem zufolge einige castilische Herren die Entfernung des Königs aus Spanien nicht gerne sähen und die Reise widerriethen; Philipp erwiderte, daß er recht wohl wisse, welchem Rathe er zu folgen habe und welchem nicht, obgleich er die Gewohnheit habe, Jedermann anzuhören und Allen Vertrauen zu beweisen, übrigens sei es nicht wahr, daß die castilischen Herren sich seiner Abreise widersetzten, im Gegentheil riethen sie dazu, denn sie wüßten wohl, wie nothwendig seine Anwesenheit in den Niederlanden sei.[40]

Am 18. März gingen die Cortes, nachdem sie den königlichen Forderungen entsprochen, auseinander, und am 19. erließ der Herzog von Alba als königlicher Haushofmeister an die Palastbeamten die Aufforderung, daß sie auf den letzten Mai oder 1. Juni zur Abreise sich bereit halten und ihre Rechnungen in Madrid bereinigen sollen, daß man ihren Gehalt ausbezahlen werde und daß am folgenden Tage die Einwohner von Madrid durch öffentliche Bekanntmachung darüber verständigt werden sollen, und daß der Vicekönig von Catalonien, der Herzog von Francavilla in seine Statthalterschaft geschickt werde, damit er in Barcelona die Vorbereitungen für den Empfang und die Einschiffung seines königlichen Herrn treffe.

Man glaubte in diesen Tagen, Philipp werde wirklich abreisen, und zwar auf dem Wege über Italien, in Begleitung der Königin, des Prinzen von Asturien und der beiden jungen Erzherzoge Ernst und Rudolph, Söhne des deutschen Kaisers Maximilian II., daß er auf dem Wege Don Carlos in den Königreichen von Valencia, Aragonien und Catalonien als seinen Thronerben anerkennen lassen, in Genua ans Land steigen, in Mailand mit dem Papste und in

Innsbruck mit dem Kaiser Maximilian eine Zusammenkunft halten werde.

Aber der Mai war vorüber und der Juni ging ins Land, und der König war noch nicht auf der Reise; am 23. Juni schrieb er an Granvella: „Diejenigen, welche nicht an meine Reise glauben, werden sich bald enttäuscht und das Gegentheil von dem sehen, was sie mit so viel Bosheit verbreiten." Nur war jetzt nicht mehr die Rede vom Wege über Italien, sondern in Corogna sollte zur See gegangen und der Weg durch den Canal genommen werden. Dahin wurden die Höfe von Rom, Portugal, Oesterreich und Frankreich, deßgleichen die Statthalterin der Niederlande verständigt.[51] Am 26. Juni erhielten Don Carlos, die zwei Erzherzoge und Don Juan aus dem Munde des Königs selbst die Aufforderung, sich bereit zu halten.[52] Don Carlos war entzückt; als er bei der Königin den französischen Botschafter und den jungen Grafen v. Aubespine, den Karl IX. in besonderer Mission nach Spanien geschickt hatte, traf, ging er sie an, daß sie ihm bei ihrem Könige einen Paß für alle seine großen Pferde, nicht weniger als fünfzig an der Zahl, erwirken möchten.

Am 15. Juli empfahl der König ihm, sich mit seiner Zurüstung zur Abreise zu beeilen; einige Tage darauf scherzte er mit seinen Neffen über die Reise, wollte wissen, wie sie sich darauf freuen und was für einen Anzug sie dafür gewählt hätten.

Am 21. Juli wurden in Madrid die Verhandlungen der Cortes veröffentlicht und die Erklärung abgegeben, daß der König auf ihre Bitte, im Land zu bleiben, nicht eingehen könne, sondern entschlossen sei, in thunlichster Bälde nach den Niederlanden abzureisen.

Man sieht, Philipp ließ es an Bemühungen nicht fehlen, die Welt von seinem Reise-Enthusiasmus zu überzeugen; zu dem französischen Botschafter sagte er, daß seine Gegenwart in den Niederlanden durchaus nothwendig sei, und dem Nuntius, der anfragte, ob er in Madrid bleiben oder ihm nach den Niederlanden folgen solle, bemerkte er, daß es ihm sehr angnehm sei, ihn in seinem Gefolge zu haben. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich über die Gefahren einer Seefahrt von Spanien nach Seland aus und verhehlte nicht,

daß er viel lieber den Landweg eingeschlagen hätte, den er dem Nuntius sehr anempfahl, obgleich er ihm, wenn er mit zur See gehen wolle, ein Schiff zur Verfügung zu stellen bereit war.

So lange der König glauben machen wollte, daß er den Landweg einschlagen werde, hatte er für diesen die umfassendsten Vorbereitungen treffen, sogar eine genaue Karte aller der Gegenden, durch welche er kommen mußte, durch den Capitän Champigni, welcher ein geschickter Ingenieur war und noch einen Maler zu Hilfe nahm, ausarbeiten lassen. Vom Könige vom Frankreich hatte er sich den Durchzug durch sein Land erbeten, vom Herzoge von Savoyen, Emanuel Philibert über die beste Reisezeit, über Wege und mögliche Schwierigkeiten sich berichten lassen. Jetzt, als der Seeweg in Vorschlag kam, wurden Schiffe befrachtet, Soldaten in Biscaya geworben; am 9. Juli begab sich Don Diego von Mendoza, der zum Generalcommissär der Einschiffung ernannt war, auf seinen Posten, am 15. folgte ihm einer der Quartiermeister des Königs, am 21. kam Pedro Melendes, ein Seemann, den die Spanier mit Neptun verglichen, eigens aus Florida an, um das Schiff seines Königs zu führen; die carmoisinrothen Flaggen mit dem Andreaskreuze lagen bereit und brauchten nur aufgezogen zu werden, die Garderobe war eingepackt, auf dem ganzen Wege bis zum Meer stand alles auf dem Posten, die Garde zu Fuß und zu Pferd wartete nur auf den Befehl zum Aufbruche . . .

Und dennoch gab es Leute, welche an die Reise des Königs nicht glauben mochten. Am 29. Juni schrieb Hopper an Viglius, daß der Ungläubigen in dieser Materie mehr seien, als der Gläubigen; zu jenen gehörte unter andern auch der Nuntius und der Gesandte des Kaisers Maximilian, Dietrichstein, der am 23. Juli berichtete, daß ungeachtet aller Vorbereitungen zur Reise diese doch bis zum nächsten Frühjahr verschoben werden dürfte, man halte allgemein dafür, es seien mit den Vorbereitungen blos Demonstrationen beabsichtigt; am 10. August wiederholte er, daß die Reise in Zweifel gezogen werde, weil noch immer kein Tag zum Aufbruche bestimmt sei, „gleichwohl so will der Khunig und die Seinen, daß man es glauben soll.“ Der französische Botschafter hatte am 16. Juli ge-

radezu erklärt, daß er mit seinem Leben für die aufrichtige Absicht des Königs nicht einstehen möchte, angesehen die Verstellungskunst desselben, in welcher er, um die öffentliche Meinung irre zu führen, keine Kosten scheue.

Mitte August hieß es, trotz der fortdauernden Versicherungen, wie unumgänglich nothwendig des Königs Anwesenheit in den Niederlanden sei, doch bereits, es wäre Wahnsinn, bei der vorgeschrittenen Jahreszeit dem Meere sich anzuvertrauen. Der Prinz v. Eboli erklärte dem französischen Botschafter, daß eine Seefahrt im September gleichbedeutend sei mit der Absicht eines Menschen, sich und die Seinigen zu verderben. 1559 übrigens, als Philipp von den Niederlanden aus nach Spanien wollte, war August und September nicht als eine zu weit vorgeschrittene Jahreszeit erachtet worden, denn am 25. August war er damals unter Segel gegangen.

Als in der Nacht vom 21. auf den 22. August ein Curier mit Depeschen Alba's aus den Niederlanden anlangte und ein anderer bald darauf folgte, sprach man nicht mehr von der Reise. Der Nuntius drückte dem Könige, wenn auch mit gebührender Ehrfurcht, sein tiefes Bedauern darüber aus, und sprach von dem Schmerze, den der heilige Vater empfinden [63] und von dem wenig günstigen Urtheile, das die Welt fällen werde. Am 20. September erging die amtliche Kundmachung, daß die Reise bis auf das nächste Frühjahr verschoben sei. Espinosa erklärte dem Nuntius, daß nur der Tod allein oder der Untergang der Welt den König im nächsten März von der Reise zurückhalten könnte.

Der König ging in diesem Winter nicht mit Tod ab, und die Welt ging nicht unter, aber die Niederlande sahen den Monarchen nicht.

Man hat darüber viel gesprochen, in Madrid, an den Höfen, und in den Geschichtsbüchern und die Sache auf verschiedene Weise auszulegen gesucht. Wir werden unsere Ueberzeugung darlegen, daß Philipp die Absicht, nach den Niederlanden zu gehen, nicht hatte.

Das ist freilich schwer zu glauben, und wir geben gerne zu, daß alle die Vorbereitungen und vielfachen Betheurungen in amtlichen Aktenstücken und vertraulichen Aeußerungen für eine entgegen-

gesetzte Ansicht ziemlich stark ins Gewicht fallen. Wir könnten auch noch so viel zugestehen, daß er wohl gehen wollte, aber keinen Ernst damit machte, daß der gute Wille dazu zwar vorhanden war, aber nicht ungerne von der Ausführung sich abhalten ließ. Dergleichen kommt bei Charakteren, wie der Philipps, vor, daß sie in der Einsicht dessen, was nöthig ist, die rechten Mittel zu ergreifen bereit sind, aber wenn das eine große Anstrengung und Selbstüberwindung erfordert, gerne zuwarten in der Hoffnung, daß auch auf andere Weise die Absicht erreicht werden könne. Wenn dann noch durch andere wichtige Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit und Sorge gefesselt wird, dann finden sie noch viel leichter eine Rechtfertigung für ihre Unterlassungssünde.

Es ist sicher zu weit gegangen, wenn man die Aufstellung macht, daß alle Betheurungen und Vorbereitungen der Reise nur in der Absicht der Täuschung, nur zur Irreführung der öffentlichen Meinung gemacht worden seien. Allerdings ist dieses Urtheil auch von Zeitgenossen und von Beobachtern, welche sowohl den Charakter des Königs, als auch die Weltlage recht gut zu beurtheilen verstanden, aufgestellt worden. So hat Granvella's Bruder, Chantonay, schon am 12. Mai 1565 gesagt: „es ist kein Zweifel, daß man eher Millionen ausgibt, als daß man nach Flandern geht, man täuscht sich nur, wenn man anderes glaubt.“ [64] Und am 8. Mai 1568 hat der französische Gesandte Fourquevaulx an Katharina von Medicis berichtet, daß Philipp scherzend der Königin Elisabeth bemerkt habe, daß man die letzten zwei Jahre her deutlich genug hätte bemerken können, daß er nicht nach Flandern gehen würde, weil er damit so auffällig dergleichen gethan. Der Botschafter erzählt auch, der König sei der Meinung, daß die großen Fürsten gerade dann, wenn sie offen von einer Sache sprechen, die Absicht hätten, sie nicht zu thun. [65]

Nennt ein venetianischer Berichterstatter den König „den Vater der Verstellung“, so begreifen sich Urtheile wie die eben vorgeführten; wir aber glauben, daß die Sache anders liegt.

Philipp sah die Nothwendigkeit seiner Anwesenheit in den Niederlanden ein, und er rüstete sich zur Reise. In seinem Interesse

lag es, daß die Vorbereitungen recht offenkundig wurden, aber er hatte einen tiefgründigen Widerwillen gegen den Gang nach den Niederlanden, und da die Lage der Dinge in Spanien der Art sich gestaltete, daß durch sein Fortgehen ganz wichtige Interessen gefährdet werden konnten, so ließ er die Reisevorbereitungen ihre Wirkungen in der Welt thun, gab aber den Gedanken auf, selbst von ihnen Gebrauch zu machen.

Das werden wir nun zeigen.

4.

Es lag im Interesse des Königs, daß an seine Absicht nach den Niederlanden zu gehen, geglaubt werde.

Die Majestät des Königthums erfreute sich in jener Zeit noch ihrer vollen Geltung bei den Völkern, es lag ein Zauber auf ihr, von welchem wir uns heutigen Tages kaum mehr eine rechte Vorstellung zu machen vermögen. Erwartete man den König in den Niederlanden, so war das für die Königsgetreuen eine Beruhigung, für die Rebellen ein Schrecken; jene fühlten sich sicherer, diesen drängte die Ueberzeugung sich auf, daß sie der königlichen Gewalt nicht zu widerstehen vermöchten. Und ihr Einfluß auf die Schwankenden, auf die ungewissen Elemente, war gebrochen. Der König wird Alles ordnen! Das war eine Ueberzeugung, welcher gleichmäßig das Verhalten der einen, wie der andern Partei Rechnung tragen mußte. Die königliche Huld war sicher von manchem der Großen in Aussicht genommen, und die Erwartung des königlichen Zornes hat gewiß auch manchen Arm gelähmt, der schon bereit gewesen, für die Sache der Aufständischen das Schwert zu ziehen.

Auch auf die Fürsten des deutschen Reiches war die Verbreitung der Nachricht von des Königs Reise berechnet. War der mächtige König von Spanien in der Nähe, so mußten sie ganz andere Rücksichten beobachten, als wenn sie ihn weit hinter den Pyrenäen wußten.

Endlich war es für Philipp wichtig, daß der Kaiser Maximilian an die Reise glauben mußte. Der deutsche Kaiser hatte seine Vermittlung angeboten, und diese wollte Philipp nicht. Wie

hätte auch Spaniens König dulden können, daß durch einen Andern seine Provinzen ihm zum Gehorsam zurückgebracht würden! wie hätte gerade Philipp, der Mißtrauische, zu ertragen vermocht, daß der Kaiser ein höheres Ansehen in den Niederlanden genießen, eine eingreifendere Gewalt auf die Gemüther haben sollte, als er, der König, daß die ungetreuen Vasallen williger dem Fremden Gehör schenken sollten, als ihm, dem angestammten Herrscher. Wenn aber auch der Begriff von Ehre, wie der König ihn auffaßte, einem Vermittlungsversuche durch den Kaiser nicht abgeneigt gewesen wäre, so hätte ihn Philipp schon mit Rücksicht auf die Politik Maxmilians, die, was die religiöse Auffassung der Dinge betrifft, auf einer ganz andern Seite lag, gerade in den Niederlanden nimmermehr zulassen können. Es ist hier nicht der Ort, die religiösen Anschauungen des deutschen Kaisers zu erörtern, sondern es soll nur daran erinnert werden, daß sie bei Philipp sehr unangenehme Empfindungen hervorriefen und zu mancher Widerrede und Vorstellung Veranlassung gaben. In den Niederlanden, wo die Auflehnung gegen den König den Abfall von der Kirche zu befördern trachtete, und die Empörung gegen die Kirche den Rebellen hochwillkommene Bundesgenossen zuführte, in den Niederlanden also, wo die religiösen Interessen eine politisch so wichtige Bedeutung hatten, konnte Philipp den religiös mindestens zweifelhaften Max unmöglich als Vermittler und Friedensstifter brauchen.

Aber die Weltlage gebot, die Anerbietungen Maxmilians nicht kurzer Hand abzuweisen; es konnten Verwicklungen eintreten, wo die guten Dienste des Kaisers hochwillkommen sein mußten, und daß sie Spanien gewiß wären, solange Max in Aussicht hatte, daß seine Tochter Anna Gemahlin des spanischen Thronfolgers werde, wußte Philipp recht wohl, und er brauchte durch die Hinhaltung der Vermittlungsanerbietungen des Kaisers keine Erkaltung zwischen den beiden Höfen zu besorgen. So lange nun Maxmilian in dem Glauben erhalten würde, daß Philipp in eigener Person Ordnung in den Niederlanden zu schaffen gedenke, war dem Kaiser der Vorwand, seine Vermittlungsanträge mit Energie zu betreiben, in anständigster Weise abgeschnitten.

Lag es so nach allen Seiten hin im Interesse Philipps, daß seine Ankunft in den Niederlanden erwartet würde, so empfand er doch gegen die Reise selbst einen Widerwillen, der ihn auch bei minder schwer wiegenden Bedenken, als die Situation sie hervorrief, von derselben wohl abgehalten haben würde.

Schon in dem oben angeführten Schreiben vom 12. Mai 1565 hat Chantonay seinem Bruder, dem Kardinal, diesen Widerwillen aus der Meinung Philipps, daß er in den Niederlanden nicht geliebt sei, zu erklären gesucht. „Man muß nicht zweifeln," heißt es dort, „daß eher Millionen ausgegeben werden, als daß die Reise nach Flandern angetreten wird. . . . Und ich bin noch der Meinung, daß er nicht nach den Niederlanden geht, es mag kommen, was will, denn er glaubt, daß er dort nicht geliebt ist, und daß diese Lande nur gegen ihren Willen und aus Furcht, in noch schlimmere Hände zu fallen, in seinem Gehorsame sich halten."

Wir haben schon zu Beginn unseres Werkes den Satz aufgestellt, daß Philipp und die Niederländer zwei so grundverschieden geartete Naturen waren, daß eine sympathische Anziehung zwischen ihnen nicht bestehen konnte. Die Ereignisse brachten sie noch weiter auseinander; sie verstanden sich nicht und wollten sich nicht verstehen. Und gerade jetzt kamen dem Könige Dinge zu Ohren, welche einen kriegerischen Herrscher erst recht zum Zuge nach den Niederlanden gereizt hätten, Philipp aber davon zurückschrecken mußten. Sein heimgegangener Vater Karl hätte bei der Nachricht, daß seine Vasallen damit umgehen, durch Aufgebot bewaffneter Macht ihm den Eintritt ins Land zu verwehren, nicht mehr schlafen können vor Ungeduld, bis er ihnen mit scharfer Züchtigung die Erkenntniß beigebracht, wer der Herr des Landes sei; bei einer Natur wie Philipp aber mußte diese Kunde die Wirkung hervorbringen, daß er grollend ferne blieb und einen Andern mit der Schärfe des Schwertes schickte.

Den Nachrichten zufolge, welche Philipp von Seiten der Statthalterin zukamen, war die Bewegung, vom hohen Adel in die Hand genommen, längst über das Maß einer loyalen Opposition hinausgeschritten, und es handelte sich um nichts weniger, als um die

Entthronung des Königs. Mit den protestantischen Fürsten Deutschlands und mit den französischen Hugenoten waren Einverständnisse angeknüpft und mit den Schweizern ein Bund festgestellt, daß sie dem Könige, wenn er aus dem Savoyischen herauskäme, den Weiterzug verwehren sollten.

Dahin lauteten die Nachrichten, die im Herbste 1566 nach Spanien gingen. Man sieht den Berichten an, daß sie unter den Eindrücken des Augenblicks abgefaßt wurden, es steht neben genauen Zahlangaben über die Stärke der bereits geworbenen Truppen und dergleichen viel von „man sagt", „wie man hört" darin, und wir zweifeln gar nicht, daß Uebertreibungen sich eingeschlichen haben. Aber wir haben es hier nur mit der Wirkung zu thun, welche sie beim Könige hervorriefen. Man denke sich einen König wie Philipp, einen absoluten Herrscher, dessen Wille, man darf sagen, fast einer Welt Gesetz war, und er soll sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß seine Unterhanen mit allen ihm feindselig gesinnten Elementen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz Bündnisse eingehen, um die Thore seines Landes ihm zu verschließen! Der Glanz seiner Majestät war also erbleicht, er mußte sich die Herrschaft im eigenen Lande erzwingen. Wenn er nun hinzog und Gewalt brauchen mußte, und die Gewaltstreiche mißlangen, wenn seine Banner besiegt sich senken mußten vor den Bannern seiner Vasallen! Wenn dann die allezeit zweifelhafte Freundschaft der französischen Krone in offene Feindseligkeit umschlüge! wenn der Herrscher Spaniens in die Gebirgspässe Savoyens zurückgeworfen mit Schmach nach Hause geschickt würde! Das sind Aussichten, welche Philipp nicht ertrug. Seine Begriffe von der Majestät des Königthums verboten ihm, jetzt nach den Niederlanden zu ziehen. Er mußte erst einen Andern schicken, dieser mußte die Empörung erst niederwerfen, dann wenn das Wetter mit vernichtenden Schlägen hinlänglich getobt, konnte mit dem Sonnenglanze milder Majestät der König auf dem Schauplatze erscheinen.

Mittlerweile gab es in Spanien genug für ihn zu sorgen.

5.

War Philipp der Staatsmann mit dem lauernden, scharfen, weitschauenden Blicke, als welcher er von seinen Zeitgenossen angesehen war, so mußte er wenn nicht gerade vorauswissen, so doch in einer Art Vorausempfindung ahnen, daß aus den Maßregeln, mit denen er sich gerade in diesem verhängnißvollen Jahre 1566 in Betreff der Moriskos trug, ein Wetter zusammengebraut würde, das anders nicht, als nur in ganz schrecklichen Schlägen sich entladen konnte. Der spanische Koloß war innerlich zu gediegen und stand zu fest, als daß der Anprall der Mauren ihn zu erschüttern vermocht hätte, aber wir werden, dem Gange der Ereignisse um ein paar Jahre vorauseilend, ein Bild des Aufstandes der Moriskos entwerfen, und wir werden die Sorge, von welcher Philipp sich einnehmen ließ, gerechtfertigt finden und billiger darüber urtheilen, daß er zum Antritte der Reise nach den Niederlanden sich nicht entschließen mochte.

Man weiß, daß im Jahre 711 in der Schlacht von Xeres de la Frontera, die vom 19. Juli bis zum 26. dauerte, unter den Streichen der Muselmänner die Herrschaft der Gothen verblutend auf den Rasen sank, und Spanien bis auf einen kleinen Bruchtheil in die Gewalt der Mauren kam. Uneinigkeit der Christen und der Haß der Juden hatten das Unglück herbeigeführt.

Man weiß ebenfalls, daß nur die nördlichen Gebirge von Asturien, daß Biscaya und Castilien und die Pyrenäen die letzten Zufluchtsstätten spanischer Unabhängigkeit blieben, und daß das spanische Volk durch das ganze Mittelalter hindurch glaubte, ihm sei die Mission zugefallen, das Maurenthum bis auf den Tod zu bekämpfen. Schritt für Schritt wurde von der vorrückenden christlichen Herrschaft die maurische nach dem sonnigen Süden gedrängt, und als gegen den Ausgang des Mittelalters nur noch das Königreich Granada unter dem Halbmonde des Islam stand, pflanzten Ferdinand und Isabella am 2. Januar 1492 das silberne Kreuz auf den rothen Thürmen der Alhambra auf; Spanien gehörte jetzt wieder ganz seinem christlichen Volke nach einem Kampfe von 781

Jahren; die einzelnen Stämme waren zu Einer Nation geeinigt und das nationale Leben mit der Kirche verwachsen. Als ein religiöser, als ein heiliger Krieg um die Niederwerfung des Halbmonds und um die Herrschaft des Kreuzes war der Riesenkampf aufgefaßt worden durch all die Jahrhunderte herab, und Ferdinand und Isabella hatten das Ihrige gethan, daß diese Auffassung in ihrem Heere jeden Krieger beseelte. „Gebet und kirchliche Weihe mußten die Schlachten beginnen und schließen, kein Zank durfte gehört, kein Spiel gewagt und keine Dirne im Lager gesehen werden." Als nun der Sieg erfochten war, jubelte die ganze Christenheit dem weltgeschichtlichen Ereignisse zu, und der Papst ertheilte dem spanischen Königsgeschlechte den Ehrentitel des Katholischen.

Diese Dinge muß man sich vergegenwärtigen, in den religiösen Jubel des spanischen Volkes, der von der ganzen Christenheit getheilt wurde, sich hineindenken, wenn man begreifen will, wie das glühende Verlangen, die besiegten Mauren als Christen zu sehen, Maßregeln anempfahl, welche nicht gerechtfertigt werden können. Das Kreuz strahlte im Siegesglanze über der Halbinsel, es sollte auch in aller Herzen eingegraben sein und jeden Einwohner Spaniens durchleuchten, das war das ganz natürliche Verlangen. Aber die Bekehrungen aus Ueberzeugung gingen, wenn sie auch unter Fernando de Talavera, dem von den Mauren wegen seiner Sittenreinheit, Milde und Wohlthätigkeit außerordentlich geliebten ersten Erzbischofe von Granada, sehr zahlreich waren, doch den Heißblütigen viel zu langsam, und Ausschreitungen des Eifers, in welchen Bekehrungen erzwungen werden wollten, führten in den letzten Tagen des Jahres 1499 einen gefährlichen Aufstand in dem Maurenquartiere von Granada herbei. Nachdem dieser unterdrückt war, verlangten Ferdinand und Isabella, daß jeder Maure in Granada entweder sich taufen lasse oder auswandere. Da in Folge dessen fast alle Einwohner Granada's und der Umgebung der Taufe sich unterwarfen, die übrigen aber in die Gebirge oder nach Afrika hinüber sich flüchteten, und da auf neue Aufstände hin dieselbe Verordnung auf das ganze Königreich Granada ausgedehnt wurde, so gab es in demselben schon 1501 keinen einzigen ungetauften Mau-

ren mehr. Ein Jahr darauf wurde die harte Maßregel auch in Castilien und Leon durchgeführt, und nachdem unter Karl V. auch die in Arragonien angesessenen Mauren der Inquisition unterstellt worden waren, so war in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts die ganze maurische Bevölkerung in die Kirche eingeführt, äußerlich, aber zum größten Theile unbekehrt.

In den großen Städten des Südens, Granada, Malaga ꝛc. wohnten die Spanier und Moriskos, wie die getauften Mauren von den Spaniern genannt wurden, gemischt unter einander, und in diesem engeren Verkehre mußten sich die Letzteren wohl dazu verstehen, als Christen sich zu geberden, und nach und nach mochte die Gewöhnung auch eine innere Umwandlung herbeiführen und die heranwachsende Generation der Religion der Väter entzogen worden sein. Aber in den grünen Gebirgsthälern der Alpujarras, wo die Dörfer der Moriskos außer von dem Pfarrer kaum von der einen oder anderen spanischen Familie bewohnt wurden, war dieß anders, da wurde das Andenken an die alte Zeit in lebendigerer Frische erhalten, und die Gebräuche der alten Religion konnten sich gefahrloser breit machen, wenn auch die der neuen äußerlich mitgemacht werden mußten.

Unbegreiflicherweise hatte die Regierung den Moriskos für den Handel mit Afrika Privilegien eingeräumt, welche die eigentlichen Spanier nicht besaßen; das gab zu mancher Unzufriedenheit Veranlassung, zur Nährung des Hasses gegen jene und zur fortwährenden Besorgniß, daß mit dem Handel auch politische Einverständnisse mit den Mauren Afrikas unterhalten werden möchten. Um so empfindlicher mußten die Spanier durch jeden Schein einer Bevorzugung der Moriskos berührt werden, als diese die herrlichsten Gegenden bewohnend, in jeder Arbeit des Ackerbaues oder des Handwerks geschickt dem unerschöpflichen Boden die großartigsten Reichthümer abgewannen, während die Herren des Landes in ihrem sprichwörtlichen Stolze ihren einzigen Reichthum besaßen. Sie verachteten die Moriskos als Nachkommen Ismaels, des Verstoßenen, und so oft Klagen bekannt wurden, daß der alte Islam nichts weniger als ausgerottet sei, sondern Verderben drohend unter der Hülle fort-

glühe, wurde die altchristliche Bevölkerung nicht wenig aufgeregt, so daß schon unter Kaiser Karl die Ueberzeugung feststand, eher könne nicht geholfen werden, als bis die Moriskos von ihrer ganzen nationalen Vergangenheit vollständig abgerissen wären.

Im Jahre 1560 stellten die Cortes von Castilien die Forderung, daß den Moriskos das Halten von Sklaven verboten werde. Philipp konnte sich mit ihr sehr gerne einverstanden erklären, da auch die Motivirung, daß durch die Einfuhr afrikanischer Sklaven das mohamedanische Element im Lande forterhalten, also die Religion gefährdet werde, ganz seinem eigenen Systeme entnommen war, denn worauf zielte seine ganze Regierung mehr, als auf die Einheit des Glaubens unter den seinem Scepter unterworfenen Völkern?

Weit in die Tiefe drang die Aufregung der Leidenschaften durch eine königliche Verordnung, welche 1563 erschien. Durch sie wurde den Moriskos der Gebrauch aller Waffen, welche nicht vom Generalcapitain erlaubt und zum Zeugnisse dafür mit seinem Wappen versehen waren, untersagt. Das war eine Beleidigung, ein offen ausgesprochenes Mißtrauen. Die Moriskos hielten es mit ihrer Manneswürde unvereinbar, um eine so natürliche Sache, wie der Besitz und Gebrauch der Waffen ist, bei der Obrigkeit bittlich einzukommen. Der Stolz des maurischen Adels duldete neben seinen eigenen Wappen nicht auch noch das Siegel der Obrigkeit und gehorchte nicht; der Menge erhöhte das Verbot erst recht den Reiz des Waffenbesitzes, und da Viele von dem Strafgesetze ereilt wurden, so ging ein dumpfes Grollen durch das maurische Volk, und Viele flüchteten in die Gebirge und trotzten in den Felsennestern derselben.

Guerrero, der Erzbischof von Granada, legte dem heiligen Stuhle eine Darstellung des religiösen Zustandes unter den Moriskos vor, und Pius IV. trat darüber mit dem spanischen Hofe in Verhandlung. Diesem selbst übergab der Erzbischof im Jahre 1566 eine Denkschrift darüber, worin es heißt: Wie sehr sich auch „diese neuen Christen“ äußerlich den Forderungen der Kirche fügen mögen, bleiben sie in ihrem Herzen doch ungläubig. Wenn die Kinder

derselben getauft wurden, trugen die Eltern bei ihrer Rückkehr nach Hause Sorge, die Spuren der Taufe hinwegzuwaschen, die Kinder zu beschneiden und ihnen maurische Namen zu geben. Ebenso unterließen sie nicht, nachdem ihre Ehen schon kirchlich eingesegnet worden waren, dieselben noch mit ihren eigenen Gebräuchen zu bestätigen und mit nationalen Gesängen und Tänzen zu feiern. Sie fuhren fort, den Freitag als einen Feiertag zu begehen. Was aber noch gewichtiger sei, wäre, daß sie Christenkinder abfingen und sie ihren Brüdern an der Küste der Berberei verkauften, wo dieselben beschnitten und in der mahomedanischen Religion auferzogen wurden.

Diese Darstellung verfehlte ihres Eindruckes auf die spanische Regierung nicht. Sogleich wurde eine Commission niedergesetzt und ihr Bericht einer Junta vorgelegt, an deren Spitze Espinosa stand.

Wie wir schon bemerkten, hatte sich bereits in Kaiser Karls Tagen die Ueberzeugung festgestellt, daß die Moriskos ganz und vollständig von ihrer nationalen Vergangenheit abgeschnitten werden müßten. Auf dieser Grundlage arbeitete die Junta eine Verordnung aus, deren Bestimmungen Prescott in seiner Geschichte Philipps in diese Sätze zusammenfaßt: Man empfahl, daß es den Moriskos untersagt sein sollte, sich beim Sprechen oder Schreiben der arabischen Sprache zu bedienen, sie sollten nur das Castilische gebrauchen dürfen. Nicht einmal ihre Familiennamen sollten sie beibehalten dürfen, sondern dafür spanische annehmen. Alle Urkunden und Aktenstücke waren null und nichtig, wenn sie nicht in castilischer Sprache abgefaßt waren. Für die Ausführung dieser Bestimmung wurde ein Termin von drei Jahren gesetzt.

Es sollte von den Moriskos gefordert werden, daß sie ihre Nationaltracht ablegen und gegen die spanische vertauschen. Da aber die morgenländische Kleidung mit großem Schmuck versehen und oft sehr theuer war, sollte es ihnen gestattet sein, ihre gegenwärtige Kleidung, wenn diese aus Seide wäre, noch ein Jahr, und wenn sie aus Baumwolle, dem gewöhnlichen Stoffe für die Kleidung der Aermeren, bestände, noch zwei Jahre zu tragen. Ferner sollte den Frauen, den älteren wie den jungen, vorgeschrieben werden, unverschleiert auszugehen, was unter den Mohamedanern für schändlich galt.

Ihre Ehen sollten nach christlichem Brauche öffentlich abgeschlossen werden und den ganzen Hochzeitstag über ihre Hausthüren offen stehen, damit Jedermann ins Haus gehen und nachsehen könnte, ob sie sich nicht etwa unheiliger Gebräuche bedienten. Ferner wurde es ihnen verboten, ihre Familienfeste mit Nationalgesängen und Nationaltänzen zu feiern. Da das Gerücht umlief, daß sie die warmen Bäder zu liederlichen Dingen mißbrauchten, so wurde verlangt, daß sie die Badegefäße zerstören und inskünftige nichts Aehnliches gebrauchen sollten.

Alle diese Bestimmungen, verlangte die Junta, sollten durch sehr strenge Strafen eingeschärft werden. Für die erste Uebertretung war Gefängniß auf die Dauer eines Monats, zweijährige Verbannung aus dem Lande und eine Geldbuße von 600 bis zehntausend Maravedis angesetzt. Beim Rückfalle wurden die Strafen verdoppelt, beim dritten Vergehen hatte der Verbrecher außer den genannten Strafen noch lebenslängliche Verbannung zu gewärtigen. Schon unter Karl war 1526 für Granada ein ähnliches Edikt veröffentlicht worden, und das von 1566 war nur eine Wiederholung desselben. Aber das alte war nie in Anwendung gekommen. Auch dießmal erhoben sich gewichtige Stimmen dagegen, so von Seiten Alba's, der Mitglied der Junta war; aber Philipp unterzeichnete die Verordnung am 17. November 1566.

Wir kennen die Motive nicht, die den staatsklugen Alba veranlaßten, gegen die Verordnung Einsprache zu erheben. Ob er voraussah, was in Folge derselben eintrat? Ob er besorgte, daß die volle Energie, welche gegen die Empörung der Niederlande zu entfalten war, gebrochen würde, wenn durch das Edikt der unheilvolle, in seinen möglichen Ausschreitungen unabsehbare Widerstand der Moriskos heraufbeschworen würde?

Der König ließ, wie in Vorahnung davon das Edikt erst am 1. Januar 1567 veröffentlichen.

Am 2. Januar pflegten die Spanier die Erinnerung an die Uebergabe Granada's festlich zu begehen. Dießmal ging dem Freudenfeste der Akt voraus, welcher die tiefste Erniedrigung der Moriskos in sich schloß. In feierlicher Prozession zogen die Magistratspersonen,

eine Musikbande an der Spitze, nach dem Maurenquartier auf einen großen freien Platz, der von einer wimmelnden Volksmasse bedeckt war. Da wurde Artikel um Artikel des Ediktes verlesen, einer um den andern schnitt wie scharfer Dolchstich in die Herzen der Moriskos, und von Scham, Wuth und unendlichem Jammer wurden die Widerwilligen gepackt. Die Einen brachen in Wehklagen aus, die Andern schrieen mit wüthenden Geberden, Andere standen stumpf mit verbissenem Ingrimme da. Einige verständige Männer, welche bei ihrem Volke in hohem Ansehen standen, verhüteten mit dem Worte, daß es wohl noch möglich sein werde, eine Abwendung des Schrecklichen, Unerträglichen herbeizuführen, einen Ausbruch der wilden Leidenschaft.

An demselben Tage wurde das Edikt aller Orten verkündigt und überall dieselbe Entrüstung hervorgerufen. Aber die in den Dorfschaften zerstreuten Moriskos waren gewohnt, nichts Wichtiges ohne ihre Brüder in der Hauptstadt zu unternehmen, und so ging die Verständigung durch das ganze Land, daß man sich ruhig verhalte, bis die äußersten Schritte versucht und erfolglos geblieben wären, dann sei es immer noch Zeit, auf Rache zu denken.

Alles, was von den Moriskos und deren Freunden unternommen wurde, war vergeblich, jede Antwort, welche sie erhielten, beruhte auf dem Satze, das Gesetz sei zu gerecht und heilig und mit zu viel Erwägung abgefaßt, als daß es je wieder ungiltig gemacht werden könnte. So hatten die Moriskos nur die eine Aussicht vor sich, daß sie sich unbedingt unterwarfen oder daß sie aufstanden. Sie wählten das Letztere.

Wir haben schon bemerkt, daß der schreckliche Aufstand der Moriskos einer etwas späteren Zeit angehört, aber was 1569 geschah, das warf doch schon seinen blutrothen Schein herüber, wenigstens für die denkenden Staatsmänner, und da wir eine Erklärung für die Handlungsweise Philipps geben möchten, so werden wir hier einige Scenen aus diesem Aufstande zu zeichnen versuchen.

Waren die Moriskos zum Losschlagen entschlossen, weil sie das furchtbare Edikt nicht abzuwenden vermochten, so wurden sie durch einige Ausführungsverordnungen noch mehr gereizt, so daß

es den Besonneneren schwer wurde, die aufzischende Glut noch auf einige Zeit zurückzuhalten. Im Maurenquartier von Granada wohnten zum wenigsten Zehntausend beisammen, und in diesen Feuerherd strömten noch immer viele vom Lande herein unter dem Vorgeben, bei ihren Verwandten wohnen zu wollen. Da wurden nun diese ausgewiesen, unter Androhung von Todesstrafe sollten sie die Stadt verlassen und wieder nach ihren früheren Wohnsitzen zurückkehren. Wohl noch heftiger wurde der Groll aufgeregt durch das Verlangen, daß alle Kinder von drei bis 15 Jahren in die christlichen Schulen gebracht werden sollten und daß jeder Verkehr mit den Mauren Afrikas als ein Todesverbrechen angesehen wurde.

Eine alte Sage ging unter den Moriskos um, daß ihnen die Stunde der Befreiung schlagen würde, wenn das Jahr mit einem Samstage beginne. Das war der Fall 1569. Auf den ersten Januar dieses Jahres wurden nun die Vorbereitungen getroffen, die Besitznahme Granadas ward verabredet und ein König gewählt. Den Spaniern fiel ein Brief in die Hände, der aus dem Maurenquartier von Granada nach Afrika gehen und die Hilfe der Glaubensgenossen begehren sollte. „Wir sind hart bedrängt," heißt es da, „unsere Feinde umschließen uns rings wie ein verzehrendes Feuer. Geschrieben ist dieser Brief in Nächten voll Thränen und Angst, und wir sind nur noch durch die Hoffnung aufrecht erhalten, und zwar durch jene Hoffnung, die aus der Bitterkeit des Gemüthes entspringt." Das heiße Blut kochte, da und dort flammte der Aufstand in den Gebirgen auf, die ganze Wachsamkeit der spanischen Behörden war herausgefordert und Aben-Farar, ein kühner Färber von Granada, glaubte, daß der Ausbruch um keinen Tag mehr verschoben werden dürfe. Er drang bei Nacht in Granada ein und unter dem schauerlichen Geheul eines Schneesturmes tönte durch die Gassen das Feldgeschrei: „Es ist nur Ein Gott und Mahomed ist sein Prophet!" Aber das Maurenquartier war noch nicht bereit, und der Färber mußte sich in die Gebirge werfen. Da zog er umher, seine Landsleute zu der wildesten Wuth entflammend, die durch die Krönungsfeierlichkeit des Don Fernando

de Valor, eines jungen Mannes aus dem Geschlechte der Omeyas, schon in Wallen und Brausen gesetzt war.

Da waren vier mit dem Halbmonde verzierte Banner auf die Erde gelegt, ihre Spitzen nach den vier Himmelsgegenden gerichtet zum Sinnbilde, daß der Halbmond zur Herrschaft der Welt berufen sei. Mit den Insignien der Königswürde angethan, im Purpurmantel, kniete der Maurenfürst, das Gesicht gen Mekka gewandt, auf den Fahnen, betete und schwur, sein Leben für seine Krone, für den Glauben und sein Volk einsetzen zu wollen. Darauf huldigte das Volk, indem einer der Vornehmsten die Erde küßte, die Fußtapfen des Herrschers. Vier Männer hoben ihn auf ihre Schultern, die Banner wurden gegen ihn gesenkt und tausendstimmig umbrauste ihn der Zuruf: „Alla erhöhe Muley Mahomed, Aben Humeya, den Herrn von Andalusien und Granada!"

In Granada waren die Spanier gewarnt, in den Gebirgsdörfern ahnten sie nicht, was ihnen bevorstand. Die Moriskos konnten schweigen, das Geheimniß ward nicht verrathen; und doch gab es sicher unter den Spaniern so manchen Mann und manche Frau, welche sich als Wohlthäter und Freunde der Moriskos in mehr als einer Gelegenheit gezeigt; die Stimme der Natur war verstummt, nicht einmal die eigenen Volksgenossen, welche aufrichtig zum Christenthume übergegangen waren, wurden gewarnt, die Bande der Familie hatten keine Geltung mehr, die oft bewährte Liebe keine Stimme des Mitleids, der Haß hatte sich zur alleinigen Herrschaft aufgeschwungen, und er befahl Rache und Mord.

Von Berg zu Berg wälzte sich das lodernde Feuer der Rache und stürzte sich wie eine Schlange von Dorf zu Dorf. Die Christen, aufgeschreckt, nicht wissend, was geschehen sollte, flüchteten entsetzt in die Kirchen. Im Schatten der Altäre, unter dem Schutze des gemeinsamen Hirten glaubten sie geborgen zu sein. Aber drohende Axtschläge dröhnten an den Kirchenpforten; die Geängstigten eilten auf die Thürme. Die Rasenden brachen in die Kirchen ein, zertraten die Krucifixe, wälzten die Heiligenbilder im Kothe und schändeten die Altäre. An die Thürme wurde Feuer gelegt, die Geflüchteten stürzten in die Flammen oder wurden vom qualmenden

seiner Mutter das Leben kostete — sie starb 4 Tage darnach — haben die Sorgen, die der bizarre Prinz einflößte, ihren Anfang genommen, um nicht einmal mit seinem Tode ihr Ende zu finden, denn dessen Geheimniß hat sicherlich schwer auf Philipp gedrückt sein Leben lang. Wir wissen, daß den Vater keine Schuld seinethalb treffen kann, aber da er so bald nach der Gefangensetzung des Prinzen eintrat und der König gerade diese mit so viel Geheimniß umgab, so konnte es nicht ausbleiben, daß das unheimliche Gerede der Welt darüber ihm von Zeit zu Zeit einen empfindlichen Stich versetzte.

Drei Ammen des Kindes starben an den Bissen des zahnlosen Mundes, und erst mit dem fünften Jahre begann der Prinz sein erstes Wort zu lallen; so lange hatte man ihn für stumm gehalten, und noch in seinem einundzwanzigsten Jahre mußte ihm die Zunge gelöst werden.

Seine glücklichste Zeit waren die Kinderjahre; da zeigte er ein reges Gefühl und offenbarte Interesse für die Studien. Als seine Tante Donna Juana 1552 nach Portugal ging zu ihrer Vermählung mit dem Thronerben dieses Landes, da brach er weinend in die Klage aus: „was wird aus dem Kinde werden, hier allein, ohne Vater und Mutter, mein Großvater in Deutschland und mein Vater in Monzon?“ Er warf sich in die Arme des Don Louis Sarmiento, welcher den Befehl hatte, die Prinzessin zu begleiten, er bat ihn flehentlich, recht bald zurückzukommen.

Im August 1554 begannen seine Studien unter der Leitung des Honorato Juan, eines Mannes, der als einer der gelehrtesten Spaniens galt. Der Prinz hörte mit Vergnügen dem Unterrichte zu und machte Fortschritte, wie man sie nur wünschen konnte. Aber das dauerte nicht lange, er blieb zurück, und die Lehrer hatten ihre liebe Noth mit ihm. Daß man von seinen Einfällen und Aeußerungen aus der ersten glücklichen Zeit eine Sammlung anlegte zum Ergötzen seines Großvaters, darauf geben wir nicht viel. Seine Schrift aus den Kinderjahren ist kräftig, bestimmt und durchaus nicht unedel.

Frühe zeigte er einen unbändigen Eigensinn, und was er sah,

das wollte er besitzen. Man erzählt eine hübsche Anekdote, welche sein eigensinniges Wesen charakterisirt. Sein Großvater Karl erzählte eines Tages ihm, dem eilfjährigen, von seinen Kriegsthaten und fand ihn dabei so aufmerksam und gespannt, daß der alte Kriegsmann sein wahres Vergnügen daran hatte. Er kam dabei auch auf seine Flucht vor Moriz von Sachsen zu sprechen; da sagte der Prinz, daß *er* niemals geflohen wäre. Der alte Kaiser setzte ihm auseinander, daß er in Ermanglung von Geld und Soldaten und bei seinen Leibesgebrechen eben keine andere Wahl gehabt habe. Das half nichts, der Knabe sagte immerfort, daß er niemals geflohen wäre; und als der Kaiser ihm begreiflich machen wollte, daß er es eben doch auch gethan hätte, da brach er in Zorn aus und wiederholte in Einem fort, nein, er wäre nicht geflohen.

Kaiser Karl hatte einen Ofen aus den Niederlanden mitgebracht, und in Castilien kannte man die Oefen nicht. Kaum ersah ihn der Prinz, so wollte er ihn besitzen und quälte seinen Großvater so lange, bis dieser ihm zusagte, daß er nach seinem Tode ihn haben solle.

Nach dem Berichte des Beichtvaters des Prinzen, *Osorio*, wäre der Kaiser über seinen Enkel entzückt gewesen und hätte sogar gewollt, daß man denselben zu der Berathung wichtiger Fragen im Staatsrathe beiziehe; das ist aber ganz unwahrscheinlich, und viel glaublicher ist die Nachricht, daß Karl zur Königin *Eleonore* gesagt habe, „mir scheint er sehr ungestüm zu sein, seine Manieren und sein Humor wollen mir nicht gefallen; ich weiß nicht, was eines Tages noch aus ihm werden kann.“

Aus dem folgenden Jahre — 27. August 1557 — hören wir aus dem Munde seines Hofmeisters *Don Garcia von Toledo* eine Klage über den dürftigen Fortgang in den Studien: „in seinen Studien ist er wenig fortgeschritten, weil er nur widerwillig lernt; das nämliche ist der Fall mit den Turnübungen und dem Fechten, für Alles muß er durch die Aussicht auf eine Belohnung angestachelt werden.“

Die paar Züge, die wir hiemit aus den Kinderjahren des Prinzen ausgehoben haben, geben schon einen Einblick in eine schlimme

Charakteranlage; diese wurde noch verschlimmert durch einen Krankheitskeim, der bereits in dieser Zeit sich stark zu entwickeln begann. Wir erfahren, daß der Knabe keine gute Farbe hat und niemals gehabt hat; es wird freilich dabei gesagt, daß man keine Befürchtung zu hegen brauche, da er sich nicht übel befinde, doch ist in dem genannten Berichte an den König auch schon von der Galle die Rede, und wenn der Hofmeister auch nicht der Meinung ist, daß Arznei in Anwendung kommen sollte, so muß er die Sache doch für wichtig genug gehalten haben, ihrer überhaupt Erwähnung zu thun.

Im Frühjahre 1558 wird der Kaiser von Seite des Hofmeisters und der Prinzessin Juana, die schon Wittwe und an das Hoflager ihres königlichen Bruders zurückgekehrt war, aufs Dringendste angegangen, seinen Enkel zu sich nach Yuste kommen zu lassen. Die mit der Erziehung betraut waren, suchten in Abwesenheit des Königs Hilfe beim Großvater mit Bitten, welche durchscheinen lassen, daß es schon nicht mehr um kindliche Fehler und Unarten, um Mangel an Fleiß zum Lernen und dergleichen, sondern um schwerere Dinge, um eigentliche Charakterfehler sich handelte. Der Hofmeister sagt, daß weder seine Worte noch Strafen einen Eindruck hervorbringen, und es scheint ihm sehr *nothwendig*, daß der Kaiser seinen Enkel kommen lasse, um selbst ihn einige Zeit, und wenn auch nur ein paar Tage zu beobachten, und die Prinzessin meint, der Knabe werde dem alten Herrn zwar Ermüdung verursachen, aber ihn zu sich zu berufen sei soviel, als ihm das Leben geben, „daher ich Eure Majestät anflehe, ihn auf der Stelle zu sich zu berufen, denn Eure Majestät können nicht glauben, bis zu welchem Grade es wichtig ist, daß Sie uns Allen diese Gnade gewähren.“ Der Lehrer Honorato Juan klagt am 30. Oktober 1558, daß sein Unterricht fruchtlos sei, er habe sich alle Mühe gegeben „inmitten all' dieser Schwierigkeiten, welche nicht wenig zahlreich und nicht von geringer Bedeutung“ seien; der König werde mündlich die Ursache von dem Mangel an Fortschritt vernehmen.

Unter diesen Umständen kann das Urtheil des Venetianers Badoaro, der zwar nicht in Spanien, sondern in den Niederlanden

am Hoflager Philipps verweilte, nicht überraschen. Es lautet so: „Der Prinz Don Carlos ist zwölf Jahre alt. Er hat im Vergleich zum übrigen Körper einen unverhältnißmäßigen Kopf. Seine Haare sind schwarz. Schwächlich von Complexion verspricht er einen grausamen Charakter. Unter den Zügen, die man sich von ihm erzählt, befindet sich dieser, daß wenn man einen Hasen oder anderes ähnliche Wild lebendig von der Jagd bringt, er ein großes Vergnügen daran hat, sie lebendig braten zu sehen. Man hatte ihm eine besonders große Schildkröte zum Geschenke gemacht; als dieß Thier ihn eines Tages in den Finger biß, rieß er ihm mit den Zähnen den Kopf ab. Er scheint sehr frech zu sein und außerordentliche Neigung zu den Frauen zu haben. Wenn er kein Geld hat, gibt er ohne Wissen der Prinzessin seine Ketten, Medaillen, selbst die Kleider weg. Er hat prächtige Kleidung gerne ... Alles an ihm deutet darauf, daß er ohne gleichen stolz sein wird; so konnte er nicht einmal es aushalten, lange in der Gegenwart seines Vaters und Großvaters zu bleiben, weil er da die Mütze in der Hand behalten mußte ... Sein „Lehrer läßt sich angelegen sein, einzig Cicero" von den Pflichten ihm auszulegen, um die Heftigkeit seines Charakters zu mäßigen; allein Don Carlos will fast von nichts sprechen, als vom Kriegswesen und nichts anderes lesen, als was hievon handelt. Wenn Einer der Unterthanen seines Vaters ihm Betheurungen macht, wie man sich ihrer gewöhnlich bei den Prinzen bedient, so nimmt er ihn bei Seite und läßt ihn auf ein Buch schwören, daß er ihm in alle seine Kriege folgen werde, dann nöthigt er ihm auf der Stelle irgend ein Geschenk auf."

Was läßt sich von der künftigen Jugend dieses Knaben erwarten?

Am 5. September 1561 schrieb der Bischof von Limoges an den französischen König Karl IX.: „Der arme Prinz befindet sich so leidend und entkräftet, daß wenn er sein Uebel nicht für den ganzen bevorstehenden Winter verliert, die allgemeine und wohlbegründete Meinung seiner Aerzte dahin geht, daß er schwindsüchtig wird und für die Zukunft keine große Hoffnung gibt." Dieses Uebel war das Fieber; seit zwei Jahren zehrte es mit heftigen An-

fällen an seinen Lebenskräften. Als er im Frühjahre 1562 zum erstenmale längere Zeit davon frei war und seiner vollständigen Genesung entgegenzugehen schien, da führte er ein Ereigniß herbei, das ihn an den Rand des Todes brachte, und wenn er dabei auch mit dem Leben davon kam, so glauben wir entschieden, daß seine geistige und sittliche Nichtswürdigkeit von da an schrankenlos sich ausbildete.

Der arme Junge hatte in Alcala, wohin er der gesunden Luft wegen geschickt worden war, mit einer der Töchter des Schloßverwalters eine Liebschaft angeknüpft. Einige Leute seiner Umgebung sahen es nicht ungerne, weil sie hofften, daß dadurch das geistige Wesen des Prinzen aufgestachelt und mehr Energie in ihn kommen könnte; anders dachte sein Hofmeister, Garcia von Toledo, welcher die Thüre schließen ließ, durch welche der Weg über eine verborgene Treppe in den Garten ging. Am Sonntag den 19. April wollte Carlos das Mädchen durchaus sehen und bestellte sie auf Nachmittag in den Garten. Nach Tisch wußte er nun unbelauscht zu bleiben, seine Umgebung zu entfernen, dann eilte er nach dem Garten, aber in der ungestümen Hast überstürzte er sich auf der steilen und dunkeln Treppe so, daß er auf den Kopf fiel und der Art sich verletzte, daß man an eine Verletzung der Hirnschale dachte und die Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten. Der König war trostlos, er betete stundenlang, wollte allen Berathungen der Aerzte beiwohnen, und sorgte, daß der Prinz am 2. Mai die heiligen Sakramente empfing; er widmete seinem einzigen Kinde eine wahrhaft väterliche Sorge. Der Herzog von Alba verließ das Krankenzimmer nicht, kam nicht mehr aus den Kleidern, als nur um sie zu wechseln, eine kurze Ruhe gönnte er sich, wenn der Prinz schlummerte. Dieselbe Hingebung zeigte der ganze Hof. Spanien lag betend auf den Knieen, in Madrid wurden Tag und Nacht Prozessionen gehalten, wobei massenhaftes Volk sich die Geißel gab; in Toledo zählte man 3500, die sich öffentlich geißelten. Die edle Königin Elisabeth, bekanntlich des Prinzen Stiefmutter und von gewissenlosen Dichtern verläumdet, und die Prinzessin Juana machten nicht nur die Prozessionen mit, sondern brachten eine ganze

Nacht betend vor einem besonders verehrten Marienbilde zu; die Prinzessin ging des Abends, bei einer in Castilien ganz ungewöhnten Kälte barfuß bis zu dem von ihr gegründeten Kloster Unserer lieben Frau vom Troste.

Neun Aerzte standen am Krankenbette, sie hatten ihre Wissenschaft erschöpft; in den Abendstunden des 8. Mai erkärten sie mit Einstimmigkeit, daß der Prinz nur noch drei oder vier Stunden zu leben haben werde. Die Minister drängten den König, sich zu entfernen, damit er nicht Zeuge eines Schauspieles sei, das ihm das Herz zerreißen müsse. Philipp reiste in der Nacht ab, bei unheimlicher Dunkelheit und schauerlichem Wetter, im Gemüthe unsägliche Qual, selbst vom Fieber heimgesucht. Der Herzog von Alba und der Graf von Feria blieben bei dem Sterbenden, sie hatten bereits die nöthigen Instruktionen für das Leichenbegängniß erhalten.

Ein Theil der Aerzte stellte die Vermuthung auf, daß eine innerliche Verletzung stattgefunden haben müsse. Nach langer Debatte schritt man in der Frühe des 9. Mai zur Trepanation; die Hirnschale wurde weiß und fest befunden, nur drangen einige Tropfen sehr dunkeln Blutes daraus hervor.

Alba versuchte an diesem Tage noch ein anderes Mittel. „Im Franziskanerkloster von Jesus und Maria zu Alcala — so erzählt Gachard — befand sich der Leichnam eines Religiosen dieses Klosters, mit Namen Bruder Diego, hundert Jahre zuvor im Geruche der Heiligkeit gestorben. Der Herzog von Alba ließ des Nachmittags an demselben Tage den Leichnam aus dem Sarge nehmen und prozessionsweise in das Zimmer des Don Carlos bringen. Der Kranke berührte ihn; einige Augenblicke darauf empfand er eine Erleichterung, die Respiration kehrte zurück. Am Abende ließ man ihm an der Nase zu Ader und setzte Schröpfköpfe an, darauf versank er in einen ruhigen Schlaf, der bis sechs Stunden andauerte. Nach dem, was er seitdem erzählte, erschien ihm in der Nacht Bruder Diego im Franziskanerkleide, mit einem von grünem Band umgebenen Rohrkreuze in der Hand und sagte ihm, daß er dießmal nicht sterben werde. Der Herzog von Alba beeilte sich von dem

günstigen Symptome, das sich im Befinden des Prinzen zeigte, dem Könige Nachricht zu geben."

Der Doktor Olivares berichtet darüber: „Der gemeine Mann hat bei Gelegenheit der Erscheinung des Bruders Diego sich die Meinung gebildet, daß der Prinz in Folge eines Wunders wiederhergestellt worden sei. Sicher kann das geschehen sein, weil es dem seligen Diego ebenso leicht war, Gott um die Genesung des Prinzen zu bitten, als ihm zu erscheinen und ihn zu trösten, wie er es nach dem Zeugnisse Seiner Hoheit gethan hat. Nichts desto weniger ist nach meiner Ansicht ein Wunder in der eigentlichen Bedeutung des Wortes nicht dabei, denn der Prinz ist durch natürliche und die gewöhnlichen Mittel, die man bei allen von derselben Krankheit befallenen Personen selbst in den schwersten Fällen anwendet, geheilt worden. Ich glaube und halte es sogar für gewiß, daß wir unterstützt wurden durch eine besondere Gnadenerweisung Gottes, vorzüglich durch die Vermittlung der heiligsten Jungfrau und Mutter, durch die Gebete, Prozessionen, Geißelungen und Fasten, welche in ganz Spanien und selbst im Auslande für seine Hoheit aufgeopfert wurden, durch die vielen Gerechten, die in einer so großen Anzahl von Menschen vorhanden sind und ferner, wie die Frömmigkeit es zu glauben gestattet, durch die Verdienste des seligen Bruders Diego, zu welchem Seine Hoheit eine besondere Verehrung seit lange hatte. Aber, wie gesagt, die Genesung erfolgte auf natürlichem Wege, weil der Prinz durch die gewöhnlichen Mittel wiederhergestellt wurde und man Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes jene Dinge nennt, welche alle natürlichen Kräfte übersteigen."

Am 14. Juni stand Don Carlos zum erstenmale auf, wohnte der heiligen Messe bei und empfing das heiligste Sakrament. Der König eilte nach Alcala, und wie groß war seine Freude, als er den Prinzen bei sich eintreten sah; er umarmte ihn zärtlich. Am 29. machte der Genesene eine Wallfahrt zum Kloster von Jesus und Maria und ließ sich den Leichnam des seligen Diego, der noch nicht in seinen Sarg zurückgelegt war, zeigen, und von nun an ging er jeden Nachmittag aus.

Groß war der Jubel durch ganz Spanien, und die auswärtigen Höfe schickten Glückwünsche.

Von nun an treten die bizarrsten Extravaganzen im Charakter des Prinzen hervor; wie die kranken Tage mit den gesunden abwechselten, so warf er sich hin und her zwischen dem Guten und Bösen, und wie die schlimmen Tage immer häufiger wurden, so verschlangen auch immer mehr die schlimmen Zustände die bessern und edlern Regungen.

In den Tagen seiner schweren Erkrankung hatte Don Carlos das Gelübde gemacht, für den Fall seiner Genesung Weihegeschenke an mehrere Klöster abzugeben in einer Masse Goldes, die viermal so schwer wäre als sein Körpergewicht und in einer Masse Silbers siebenmal schwerer als der Körper. Bei seinen wiederholten Fieberanfällen wurde er gar traurig und niedergeschlagen, und 1564 machte er sein Testament, das für immer ihm das Zeugniß ausstellen wird, daß die edlere Natur des Menschenwesens in ihm wenigstens zu Zeiten licht und klar sich erhob. Nicht minder ist zur Anerkennung des jungen Mannes, über den wir ein so hartes Urtheil fällen müssen, hervorzuheben, daß unter seinen Papieren Rechnungen für den von ihm bestrittenen Unterhalt und die Erziehung verlassener Kinder sich befinden; deßgleichen weiß man auch sonst noch, daß er für das Mitleid nicht unzugänglich war und helfend für Unglückliche eintrat.

Auf der andern Seite sind an ihm wieder so viele unheimliche Züge bekannt, daß wir ihm kein Unrecht thun, wenn wir ihn als einen jähzornigen, blutdürstigen, tückischen und in seinen Ausschweifungen maßlosen Charakter bezeichnen. Und doch war er dabei nicht undankbar und ließ sich von Denjenigen, welche ihm theuer waren, die ernstesten Vorstellungen machen.

Am ganzen Hofe war nur eine einzige Persönlichkeit, welcher Don Carlos mit aufrichtiger, wir dürfen Angesichts seines Unglücks wohl sagen, mit rührender Verehrung ergeben war; das war die schöne, herzensgute, liebenswürdige Königin, Elisabeth von Valois. Leichtfertige Geister, aber leider auch ernstere Männer haben sich verführen lassen, die schwerste Makel, mit welcher man eine

Frau entehren kann, die Untreue gegen ihren Gemahl, der Königin aufzubürden; die Dichtkunst hat das verzerrte Verhältniß zwischen ihr und dem Prinzen als hochwillkommenen Stoff aufgegriffen, und so wird der ernsten Wahrheit bis auf den heutigen Tag Gewalt angethan, und wir werden mit einer Liebesgeschichte unterhalten, die sich am spanischen Hofe niemals abgesponnen hat.

Elisabeth war, wie wir sie schon genannt haben, herzensgut, und Don Carlos war ein kranker Mensch; sie empfand Mitleiden und tröstete ihn, nahm sich des bei den Andern ungeliebten an, suchte ihn zu unterhalten, zu erfreuen; sie sah mit Betrübniß das unglückselige Verhältniß, das zwischen Vater und Sohn bestand und hätte gerne geholfen; mußte sie da nicht auch noch aus Grundsatz gütig sein, nachdem sie es ohnedieß schon von Natur aus war?

Der unglückliche Prinz konnte Liebe von keinem Menschen erwarten; um so mehr war er von dem huldvollen Wesen der Königin ergriffen; in ihrer Nähe, im Bewußtsein ihrer freundlichen Sorge um ihn war ihm wohl, von ihr ließ er sich leiten wie ein gutgeartetes Kind; da war kein Hervorbrechen seiner zügellosen Begierlichkeit, kein Aufwallen seines unsinnigen Zornes bemerkbar, da war nicht mehr der selbstsüchtige, hochfahrende, anmaßende Prinz, den Jeder scheute, dem aus dem Wege zu gehen in Jedermanns Interesse lag; der Königin suchte er zu gefallen, ihr gegenüber verletzte er den Anstand, die Ehrfurcht nicht, in den Tagen ihrer Erkrankung zeigte er sich aufs Tiefste bekümmert; seine Freude, seine Dankbarkeit und unbegrenzte Verehrung äußerte er in reichen Geschenken, von denen auch manch kostbares Stück ihren Hofdamen zufiel.

Leider müssen wir nun auch die schlimme Seite seines Charakters hervorheben. Darunter hatte besonders seine Umgebung zu leiden, die ihm fast immer deßhalb unangenehm war, weil sein Vater die Auswahl traf. Niemand, selbst die höchst Gestellten waren weder ihrer Ehre, noch ihres Leibes sicher, wenn er von seinem fürchterlichen Zorne sich hinreißen ließ; Dieb, Lügner, Betrüger, Schuft und dergleichen waren die Schimpfwörter, die stromweise aus seinem Munde schossen, und er drohte, den Edelmann, der ihm ge-

rade zuwider war, aus dem Fenster zu werfen, er theilte Ohrfeigen aus. Als einst Espinosa, der Mann, der bei Philipp so viel galt, einem Komödianten den Zutritt beim Prinzen verwehrte, packte dieser ihn beim Kleid, griff nach dem Dolche und schrie im Zorn: „Verfluchter Pfaffe, ihr wagt euch an mich heran, indem ihr dem Cisneros verwehrt, mir zu dienen? Beim Leben meines Vaters, ich werde euch tödten!“ Er ließ Kinder schlagen, warum, weiß man nicht; er zog Nachts lärmend und allerhand Unfug treibend durch die Straßen, mißhandelte die Frauen, denen er begegnete, rief ihnen Schimpfnamen nach, ging in schlechte Häuser; als aus einem Fenster einmal einige Tropfen Wasser auf ihn gegossen wurden, befahl er das Haus sammt seinen Bewohnern in Brand zu stecken; seine Thiere mißhandelte er mit unglaublicher Rohheit. Eines Tags verschloß er sich in den Pferdestall; als er nach fünf Stunden ihn verließ, hatte er zwanzig Pferde derart mißhandelt, daß ihr Anblick kläglich war. Sein Vater besaß ein Pferd, das so gut gehalten wurde, daß man es den Liebling des Königs nannte; Don Carlos bat den Stallmeister, es ihm zu zeigen, er schwor dabei, daß er ihm nichts zu Leid thun werde; der Stallmeister gab seinen Bitten nach, und der Prinz fiel über das Pferd her, daß das arme Thier ein paar Tage darauf den Mißhandlungen erlag.

Seine Kasse war beständig leer, so königlich von seinem Vater für dieselbe gesorgt worden war. Auf die unsinnigste Weise machte er die größten Ausgaben, was ihm gefiel, das mußte in seinen Besitz kommen.

Bei den Ausschreitungen, denen er im Essen verfiel, konnte sich seine Gesundheit nie befestigen. Der Prinz von Oranien schreibt an seinen Bruder Ludwig von Nassau am 2. November 1565: „Es soll auch der Prinz von Hispanien gleich wie vorhin 16 Pfund Obst, also itzunder vier Pfund Trauben gegessen und darauf zwei Wassertrunk gethan haben, daraus er zu Schwachheit gefallen und krank worden sei.“ Alle Vorstellungen dagegen schlug er in den Wind; besonders warf er sich darauf, Eiswasser in den größten Quantitäten zu trinken.

Zwei Männer unternahmen es, ihm mit allem Ernste, den

das Bewußtsein der Pflicht eingibt, ins Gewissen zu reden; das war sein Lehrer Honorato Juan und der Rechtsgelehrte Hernan Suarez von Toledo.

Honorato Juan hatte sich die Priesterweihe geben lassen und war zum Bischofe von Osma ernannt worden. Im Anfange des Jahres 1566 hatte er in der Sorge um seine angegriffene Gesundheit das Hoflager verlassen, und nun schrieb er von Vallodolid aus einen Brief an den Prinzen, der auf die Anhänglichkeit des Lehrers und väterlichen Freundes, nicht minder aber auch auf den Charakter des königlichen Zöglings helle Streiflichter wirft, weßhalb wir ihm einige Stellen entnehmen.

„Die Bitte," heißt es da, „die ich an Eure Hoheit richte, verlangt drei Dinge, die ich oft vor Ihren Augen auseinandergesetzt habe."

„Das Erste ist die Liebe und Furcht Gottes mit Dem, was davon abhängt und darin besteht, daß man große Stücke auf die göttlichen Gebote hält und sie ebenso innerlich als äußerlich vollzieht wegen des guten Beispiels, das Eure Hoheit Jedermann zu geben verpflichtet sind." Er verbreitet sich sodann auf die kirchlichen Pflichten des Prinzen und nennt als zweites Anliegen, das er auf dem Herzen hat, das Verhalten des Thronerben gegen den König, seinen Vater, gegen den der Bischof ihm den kindlichen Gehorsam anempfiehlt, nicht nur weil Gott es so geboten und das zeitliche wie ewige Heil daran geknüpft hat, sondern auch weil Don Carlos dadurch am geradesten zu seinem Ziele komme, die öffentliche Meinung für sich gewinne, und alle andern Wege gefährlich und täuschend seien.

Am weitesten verbreitet er sich über den dritten Punkt, die Behandlung des Nächsten, und spricht zuerst von der Dienerschaft. „Eure Hoheit muß ihre Diener jederzeit in That und Wort mit Liebe und Sanftmuth behandeln. Wie ich es Eurer Hoheit mehr als einmal gesagt habe, ist das Eines von den Dingen, welche gewöhnlich einem Prinzen am meisten Glanz geben und geben können, am weitesten sich verbreiten nicht nur im eigenen Lande, sondern auch bei den fremden Nationen und am besten zur Kenntniß seines Cha-

rakters und seiner Neigungen verhelfen, denn man setzt gerne voraus, daß er mit der ganzen Welt so sein werde, wie er mit der kleinen Zahl der Leute ist, die er gewöhnlich sieht, und daß wenn er Diejenigen, welche ihn Tag und Nacht bedienen, schlecht behandelt, er wenig geeignet sein werde, Diejenigen gut zu behandeln, welche ihm kaum nahen, geschweige denn ihm dienen können."

„Dieselbe Handlungsweise muß Eure Hoheit gegen die Diener und Minister Ihres Vaters einhalten; man beurtheilt gewöhnlich das freundschaftliche und kindliche Verhältniß des Sohnes zum Vater nach der Huld, welche er Denjenigen angedeihen läßt, welche sein Vater ehrt und liebt."

„Was ich von den Dienern und Ministern sage, das beziehe ich in gleicher Weise auf alle Andern, weil Eure Hoheit nach dem langen und glücklichen Leben des Königs, unseres Herrn, der Vater Aller sein müssen. So nehmen denn Eure Hoheit die auf, welche Sie sehen und Ihnen dienen wollen, hören Sie dieselben mit Huld an; wenn sie um eine Fürbitte bei Ihrem Vater einkommen, so sagen Sie ihnen zu, ohne sich zu sehr zu binden, mit Seiner Majestät sprechen zu wollen; thun Sie es dann wirklich und gehen Sie den König an, ihnen in Dem, was gerecht und möglich ist, günstig zu sein; sprechen Sie wenige Worte, aber bestimmt und klar, ohne Fragen zu stellen, die zur vorgetragenen Sache nicht gehören und ohne von den Leuten Antworten zu erwarten, die schwierig zu geben sind und von ihnen lieber unterlassen werden."

„Insbesondere flehe ich Eure Hoheit an, sehr darauf zu achten, daß Sie Niemanden beleidigen, wer es auch sei, weder im Besonderen, noch im Allgemeinen; denn das ist, wie ich Ihnen oft gesagt habe, für die Könige eine gefährliche Sache, welche die unheilvollsten Folgen haben kann, indem ihnen dadurch die Liebe ihrer Unterthanen verloren geht, wie merkwürdige Beispiele es darthun. Es ist in der That klar, daß Beleidigungen von keiner Seite übler aufgenommen werden, als von den Fürsten, aus dem einfachen Grunde, weil Jedermann von ihnen geehrt und in Gnaden behandelt werden möchte und Diejenigen, welche eine Unbild empfangen, sie um so lebhafter empfinden, als sie sich dafür nicht rächen können."

„Um diesem Uebelstande zuvorzukommen, habe ich immer für nützlich erachtet, daß man sich nicht um das Leben der Andern bekümmert, noch ihre Fehler kennen zu lernen sucht; die Erfahrung belehrt uns, daß aus dieser Neugierde ein anderes Uebel entsteht, denn der, welcher keine Fragen stellt, kennt nicht so viele Einzelheiten und deshalb hat er auch nicht so viel zu sagen und nicht so viel Gelegenheit zu Beleidigungen. In der Regel bleiben diese auch nicht geheim, und daraus entstehen ernste Wirren im eigenen Hause des Fürsten und im Königreiche, und am Ende verliert er alles Zutrauen bei den Leuten, welche, da sie sich nicht mehr auf ihn verlassen dürfen, ihm auch nicht mehr sagen, was ihm zu wissen wichtig ist. Das aber ist ein Nachtheil für alle, für Fürsten ist er unberechenbar."

„Ich weiß wohl, daß ich mich hätte enthalten können, all' dies Eurer Hoheit zu sagen, weil Gott Ihnen ein so gutes Verständniß gegeben hat; weil Sie in Ihrem Dienste Personen haben, welche Ihnen oft diese und andere Vorstellungen machen; besonders auch weil ich mich schon zu verschiedenen Malen mit demselben Gegenstand beschäftigt habe: aber ich würde mir Gewissensbeunruhigungen machen, wenn ich nicht auf's Neue in diesem Augenblicke mich mit Ihnen darüber unterhielte . . . ."

Welchen Eindruck dieser schöne Brief vom 10. Januar 1566 auf den Prinzen hervorgebracht hat, darüber gibt kein Dokument Aufschluß. Besser ist es nicht geworden; im Frühjahre 1567 ging sogar das Gerücht, daß Don Carlos seine kirchlichen Pflichten nicht mehr erfülle. Der Bischof von Osma war todt, seit dem 30. Juli 1566 todt; aber der unglückliche Prinz hatte noch einen andern Freund, einen von den wenigen Menschen, die es redlich und treu mit ihm meinten und durch seine empörenden Eigenschaften sich nicht zurückschrecken ließen, für sein wahres Wohl auch gegen seinen eigenen Willen zu sorgen; das war der schon genannte Doktor Hernan Suarez von Toledo, der ihm bei Abfassung seines Testaments beigestanden. Dieser trat jetzt (18. Mai 1567) mit einem Briefe vor ihn, unaufgefordert, nur von seiner Liebe und von seinem Eifer geleitet. „Ich muß Eure Hoheit lieben," sagte der edle Mann, „ich

liebe Sie als meinen angebornen Fürsten und insbesondere wegen der ausgezeichneten Gunst, mit der Sie sich immer herabließen, mich zu beehren. Aus diesem Grunde beunruhige ich mich unablässig über die Sorgen, welche Eure Hoheit nothwendigerweise haben müssen, ich denke an den gefährlichen Stand, in welchem Ihre Angelegenheiten, nach dem was man sagt, sich befinden, und ich wünsche sehr, daß Sie endlich einsehen möchten, daß dieselben bis zu einem Grade sich verschlimmert haben, daß ich, der ich Sie so sehr in einem glücklichen Zustande zu sehen wünsche, befürchte, sie möchten den schlimmsten Ausgang nehmen, den man sich denken kann."

Er erinnert ihn, wie oft er ihm mündlich und schriftlich die Wahrheit gesagt, er erklärt ihm, daß er sich im Augenblick verpflichtet sehe, dieß mit noch mehr Klarheit und auf eine Weise zu thun, die er vielleicht nicht ertragen könne; aber sein Freimuth sei durch seinen Eifer entschuldigt und durch seine Ueberzeugung, daß der Prinz unfehlbar seinem Verderben verfalle, wenn er sich nicht ändere.

„Eure Hoheit hat durch Unterlassung der Beichte etwas gethan, was ein sehr schlechtes Beispiel gibt und eine beklagenswerthe Folge haben wird. Was kann daraus hervorgehen, das nicht sehr nachtheilig für Sie wäre? Eure Hoheit muß vollkommen einsehen, daß Sie schlecht handeln und Gott beleidigen, indem Sie sich zum Feinde Ihres Vaters machen und ihm nicht gehorchen. Und wie wollen Sie, daß auf diese Weise einer Ihrer Pläne glücken solle? Das sieht alle Welt ein, und Niemand besser, als Eure Hoheit selbst; denn indem Sie nicht gebeichtet haben, anerkennen Sie es selbst; wäre nämlich der Fall nicht so schlimm vorgekommen, daß er weder Beicht, noch Communion duldet, so würden Sie sich nicht vom heiligen Tische ferne halten."

Ohne Umschweif sagt ihm Suarez, daß die Zahl seiner Widersacher von Tag zu Tag zunehme, und daß er keine Freunde habe; wie sollte er auch deren haben, da Jedermann von der Zwietracht, die zwischen ihm und seinem Vater bestehe, unterrichtet sei?

„O hoher Herr, bei den armen Dienern, die Ihnen so lange, ohne ihren Lohn zu erhalten, gedient haben, bei diesen Königreichen,

denen Sie bei Ihrer Geburt so viele Thränen gekostet haben, bei dem seligen Bruder Diego, der Ihnen wunderbar das Leben gerettet hat, bei Gott selbst, der es Ihnen gegeben und dem Sie es danken, daß Sie eines Tages eine so große Monarchie zu regieren haben werden, fleht der unterzeichnete Sklave Eure Hoheit demüthigst an, bekehren Sie sich zu diesem Gotte, rufen Sie ihn an, unterwerfen Sie sich seinem Gesetze. Sie werden dadurch einen wahren und den schönsten Sieg davontragen, Sie werden die Zuversicht erhalten, in Ihren Angelegenheiten, die Ihnen so viele Sorgen machen, glücklich zu sein. Indem Eure Hoheit sich dem Gesetze Gottes unterwerfen, werden Sie seine Gebote beobachten, Ihren Vater ehren und ihm gehorsam sein, in Allem seinem Willen folgen und Freude daran haben. Und daraus wird hervorgehen, daß Alles sich nach den Wünschen Eurer Hoheit machen, daß Gott selber ihre Erfüllung begünstigen wird, wie er es immer den Kindern gegenüber thut, welche ihren Vätern gehorsam sind ..."

Suarez hatte ihm schon oft die Frage vorgelegt, worauf er denn die Hoffnung stütze, daß er mit seinem Ungehorsame etwas zu seinen Gunsten erreichen werde, und er kommt hier wieder darauf zurück; habe der Prinz Gründe, so könnten diese offenbar nur im Widerspruche mit den Geboten Gottes und aller Tugend sein, habe er keine, so liefere er nur seinen Feinden den Vorwand, ihn der Thorheit und Geistesunfähigkeit zu beschuldigen. Der treue Freund läßt die Vorkommnisse der letzten Zeit, welche das Publikum so sehr alarmirt hätten, nicht unberührt, die Ohrfeige, die er dem Einen gegeben, die Drohung mit dem Messer, die er einem Andern zugerufen, die Mißhandlung der dreiundzwanzig Pferde, und er ruft ihn an: „Eure Hoheit denke doch daran, was die Leute thun und sagen werden, wenn sie hören, daß Sie nicht zur Beichte gehen, und wenn man weiterhin Dinge entdeckt, die so schrecklich sind, daß wenn es sich um eine andere Person handelte, das heilige Officium sich darein mischen müßte, um zu erfahren, ob dieselbe noch christlich ist oder nicht."

Endlich gab Suarez dem Prinzen deutlich zu verstehen, daß er seine Zukunft der Gefahr aussetze und nicht nur diese, sondern

was noch schlimmer sei, seine Seele, und daß er, der Freund, kein Heilmittel ausfindig machen könnte. Er wiederholte ihm den Rath, sich zu Gott und an seinen Vater zurückzuwenden, ging ihn an, mit weisen und frommen Männern sich in Verbindung zu setzen, und schloß mit der dringenden Bitte, von der Zeit, welche er zu seinem und der Andern Nachtheile auf seine launenhaften Einfälle verwende, auch nur einen kleinen Theil dem Nachdenken über einen so wichtigen Gegenstand zu widmen.

Empfindlich war Don Carlos nicht gegen eine so ernste, freimüthige Sprache; kurze Zeit, nachdem er den Brief erhalten, im August, unterzeichnete er einen Zettel, worauf er dem Doktor Suarez, „seinem besten Freunde" zehntausend Dukaten für die Aussteuer seiner Töchter anweist. Aber seinen traurigen Lebensgang richtete er nicht nach den Rathschlägen des besten Freundes ein, und ebenso wenig schenkte er den Vorstellungen Gehör, welche die Königin Wittwe von Portugal, Anna von Oesterreich, in wahrhaft mütterlich wohlgemeinter Sorge an ihn richtete.

Sollte an dem Bildnisse des Prinzen, welches wir mit den vorstehenden Zügen zu zeichnen versucht haben, noch Einiges fehlen, so mag dieß aus einigen Gesandtschaftsberichten ergänzt werden.

Der Baron Dietrichstein, welcher im Auftrage des Kaisers Maximilian II. eine Heirath zwischen dessen Tochter Anna und Don Carlos zu verhandeln hatte, mußte, als er mit einem Spanier darüber sprach, das Wort hören: „Lieber halt nit ehe darumben an, bis ihr zuvor den Prinzen gesehen habt." Am 22. April 1564 stellt er dann die Nachrichten zusammen, die ihm bis dahin über Don Carlos zugekommen waren, und da heißt es: „Die Information, die ich bisher habe, ist schlecht genug. Er soll von Angesicht bais (weiß) und guter Züge sein, aber gar bleicher Farbe... hat die eine Schulter oder Axel höher als die andere, den rechten Fuß kürzer, als den linken und stammelt etwas mit der Rede. In vielen Dingen zeigt er einen guten Verstand, herwieder in andern da ist er noch so kindisch als ein Kind an sieben Jahren, redet gerne und fragt um alle Dinge, aber mit keinem judicio oder in nullum finem, mehr aus Gewohnheit, als sonsten. So hat man

bisher nicht merken können, daß er zu etwas Gutem geneigt, oder sonsten nicht abnehmen mögen, wozu er eine Lust und Neigung hat, als allein zum Essen, und also ißt er so gierig und so viel, daß nit davon zu sagen, und wann er erst gegessen, so esse er von neuem wieder. Solches Ueberessen sei eine Ursache all' seiner Schwachheit, und trägt dessen Männiglich Besorgniß, er werde nicht lange leben können bei dem Wesen. Und braucht sich keiner Uebung nicht. Was er sich vornimmt, das will er, daß es sein Fortgehen habe, und läßt sich seinen Willen nicht brechen, und ist doch die Vernunft nicht also, daß er zu unterscheiden wüßte zwischen dem, was recht und unrecht, schädlich oder nützlich ist; was acondiciado, all possibile unsauber. Bisher hat man nicht spüren können, daß er einige Zuneigung oder Begier zu Weibern gehabt, und daraus seien verschiedene Muthmaßungen entstanden, darunter auch diese, es geschehe aus dem, daß er ein groß Gemüth und dabei sehe, daß sein Vater so gar seiner nicht achte und er noch so gar nichts vermöge, sei halb verzweifelt; so sei auch viel versäumt worden, daß er nicht anders erzogen, denn seine Anlagen seien gut, so sei er auch wie er kleiner nicht also gewesen."

Dieß berichtet Dietrichstein vom Hörensagen. Am 29. Juni schreibt er sodann aus eigener Anschauung, kaum abweichend von der früheren Mittheilung. „So viel aber des Prinzen Person betrifft, so ist er ziemlich wohl auf . . ., kann ihn Eurer Majestät nicht viel anders beschreiben, als ich es zuvor gethan. Von Angesicht ist er ziemlich wohl gestaltet, hat keine böse Züge, ein braun lats Haar, mittleres Haupt, nicht sonderlich hohe Stirn, grable Augen, eine mittelmäßige Lefzen, ein längliches Kinn, und das Angesicht gar bleich, schlägt nicht aus dem österreichischen Geschlecht, nicht breit von Axel, von Leib auch nicht groß, die eine Schulter höher ein wenig als die andere, eine eingebogene Brust, unter den Schultern herab schier gegen den Magen über ein Pukhele (Höcker), den linken Fuß auch um ein gutes länger als den rechten, und gebraucht die ganze rechte Seite übler, als die linke, ziemlich starke Schenkel, aber übel proportionirt und schwach auf den Schenkeln; hat gar eine kleine und feine Stimme; die Rede kommt ihm an-

fangs etwas schwer an, daß er's herausdrücken muß, prononçirt das r und l übel, aber in Summa, redet was er will und daß man ihn dennoch ziemlich versteht. Von seiner Conduite, weil ich ihm wenig traktire, kann ich nicht anders schreiben, als wie man von ihm sagt .... macht man ihn mal acondicionando, so nimmt ihrer viel dessen nicht wunder und sie vermeinen, man habe ihm bisher wohl Ursache dazu gegeben neben dem, daß er bisher stets schwach und krank gewesen; was in der Jugend mit ihm versäumt worden, hat man jetzt wollen remedieren, und ihn wie man ihn dazumal hätte halten sollen, jetzt haben wollen, welches alles er, der ein groß und hoch Gemüth hat, nicht leiden wollen; alle Diener, die er gehabt, sind ihm wider seinen Willen zugegeben; so hat ihn auch sein Vater zu nichts gebraucht, das ihn denn nicht wenig geschmerzt, auch ihn keiner Handlung theilhaftig machen wollen. Wie dem allen so mag auch etwas daran sein, denn er gar einen schnellen und heftigen Zorn, läßt sich im Zorn gar übel gehen; was er um's Herz hat, das sagt er frei und unverholen, es treffe, wen es wolle; und da er einen Unwillen gegen Jemand gefaßt, läßt er den nicht leicht fallen; verharret stark auf seiner Meinung, und was er sich vornimmt, das will er, daß es einen Fortgang haben solle, dessen dann ihrer Viele erschrecken, da er etwa den Verstand nicht zum rechten brauchen wollte. Er hat mit mir auch viel geredet und viel gefragt, wie sein Brauch, aber seine Fragen sind gar nicht ungereimt gewesen, wie man wohl sagt, daß er sie thun soll, sondern alles waren Fragen, die ihm meines Erachtens gar wohl gebührt und zu thun angestanden. So hat er ein treffliches Gedächtniß und wie man sagt, in vielem nur gare zu agudo. Das gibt den Leuten Ursache, zu Zeiten zu reden, daß er gar sehr frei mit seinen Reden und gar apertus ist und daneben gar unachtsam, et certe, multa, quae videntur peccata naturae, educatione corrigi poterant. Bisher hat man an ihm gar keine Neigung oder Lust zu etwas besonders spüren können, ißt gar gierig, gleichwohl hat man ihn zur Diät gebracht, ißt nicht mehr, als Eine Speise allweg, die ist ein ganzer gesottener Kapaun, klein geschnitten und darauf eine Brühe gegossen, von ein Chastraunen Schlegel

den Saft herausgedrückt, trinkt auch nur Einmal, und Wasser, ist ihm der Wein gar zuwider. Ist gar sehr gottesfürchtig, ein großer Liebhaber der Gerechtigkeit und der Wahrheit; mag gar keine Unwahrheit leiden, und den er einmal auf Unwahrheit befunden, deß mag er nimmer. Hat tapfere, redliche, tugendhafte, ehrliche und ansehnliche Leute lieb, will, daß ihm wohl und fleißig gedient werde, und Den, der Solches thut, hat er lieb und befördert ihn, ist gastfrei . . ."

Dieß, bemerkt Dietrichstein ist Alles, was er berichten könne; bezeichnend für die Heirathswerbung ist die Stelle, daß Don Carlos ein presthafter, schwacher Herr, aber hinwiederum eines mächtigen Königs Sohn sei.

Von den Venetianern besitzen wir Urtheile aus verschiedener Zeit, eines ist bereits angeführt, es mögen noch ein paar andere folgen. Andreas Badoaro und Augustin Barbarigo berichten aus dem Jahre 1561: „Der Prinz Don Carlos ist 16 Jahre alt. Er ist klein von Gestalt, nicht schön. Sein Gesicht deutet auf Hinneigung zum Zorn und viel Herz. Er ist sehr neugierig, an alle Personen, mit denen er spricht, stellt er zahllose Fragen und will Alles wissen . . . Man glaubt, daß er mehr als sein Vater zum Krieg und zur Vergrößerung Anlage und Neigung haben wird . . ."

Paolo Tiepolo hatte sich drei Jahre am spanischen Hofe aufgehalten, und nach seiner Rückkehr nach Venedig 1563 gab er folgende Schilderung von dem Knaben, der uns vielleicht zu lange schon aufhält. „Der Prinz Don Carlos ist sehr klein, sein Gesicht ist häßlich und unangenehm. Er ist von melancholischer Gemüthsbeschaffenheit, weßhalb er drei Jahre lang fast ohne Unterbrechung am Quartanfieber gelitten hat, einigemal mit Geistesverwirrung, was bei ihm besonders wichtig ist, da er es von seinem Großvater und Urgroßvater geerbt zu haben scheint. In Folge einer langen Krankheit, aber mehr noch in Folge seiner letzteren, von welcher er der allgemeinen Meinung zufolge wunderbar gerettet worden, ist er außerordentlich schwach und leidend geblieben, außerdem daß er von Natur aus nicht viel Gesundheit und Kraft hat . . . In der Zeit, da er vom Knabenalter in das eines Jünglings übertrat, hat man

keine Freude bei ihm gesehen weder an den Studien, noch an den Waffen, noch am Reiten oder irgend einer andern mannhaften, ehrbaren und kurzweiligen Sache, sondern nur daran, Andern übel zu thun. So wenn Personen, die ihm von wenig Bedeutung erscheinen, sich ihm vorstellen, läßt er ihnen die Ruthe oder Bastonade geben, und es ist noch nicht lange, daß er durchaus wollte, daß man einen entmanne."

„Er liebt, so viel man weiß, keinen Menschen, aber es gibt viele Leute, die er auf den Tod haßt. Er ist entzückt, wenn man ihm Geschenke gibt und er verlangt danach; er selbst aber gibt keine. (Das ist nicht wahr.) In Allem zeigt er Widerwillen, Jemanden nützlich zu sein und eine sehr große Lust zu schaden. Er ist fest, selbst eigensinnig in seinen Meinungen. Er spricht mit Anstrengung und langsam und seine Worte haben keine rechte Folge. In Anbetracht seines Alters von 17. Jahren versteht er wenig von den Dingen der Welt; und obgleich die Spanier, welche den Brauch haben, ihre Sachen zu übertreiben und über Alles sich zu verwundern, von einigen Fragen, die er ohne Unterschied an Alle richtet, die ihm nahe kommen, viel Aufhebens machen, so ziehen doch Andere und wohl mit mehr Grund aus der Unangemessenheit dieser Fragen ein wenig günstiges Urtheil für seinen Verstand."

Es begreift sich leicht, daß Philipp mit diesem Sohne nicht zufrieden sein, daß er weder dessen Unmäßigkeit, die seine Gesundheit ruinirte, noch die übrigen Ausschreitungen und Brutalitäten, durch welche die königliche Würde so empfindlich verletzt wurde, mit gleichgiltigen Augen ansehen konnte. Er nahm ihn mit Strenge vor; aber jeder Vorhalt machte bei dem unerträglichen Stolze des Prinzen die Verbitterung zwischen Vater und Sohn nur größer.

Wir haben aus dem Schreiben des Doktor Suarez schon erfahren, daß der Haß des Prinzen eine solche Energie angenommen, daß der unglückliche Jüngling deßhalb sogar seine kirchlichen Pflichten unterließ, und wir werden später noch weiter davon hören. In seinen unbesonnenen Reden schonte er seines Vaters nicht; was dieser unternahm oder unterließ, darüber ergoß er seinen gallenbitteren Spott. Wenn man Brantôme glauben darf, heftete er einmal ein

Büchlein zusammen, dem er den Titel gab: Die großen
sen des Königs Don Philipp, in welchem er Blatt um
mit folgenden Dingen beschrieb: Reise von Madrid nach
von Pardo nach dem Eskurial, vom Eskurial nach Aranjuez
Aranjuez nach Toledo, von Toledo nach Valladolid, von Va
lid nach Burgos, von Burgos nach Madrid, wieder von
nach Aranjuez, von Aranjuez nach dem Eskurial, vom Es
nach Madrid u. s. w. u. s. w.

Was hatte Don Carlos gegen seinen Vater? Philipp ver
ihm keine Staatsgeschäfte an. Daß er dazu Grund hatte,
möchte es bezweifeln? „Nun traut ihm der Vater nicht, dar
auch nicht zuviel Gewalt geben," schreibt Dietrichstein an den
unter dem 22. und 24. Jänner 1566.

Der Prinz mochte sich erinnern, daß sein Vater scho
16 Jahren in die Regierung der Königreiche von Spanien
setzt war, und er besaß in seinem 19. lediglich gar keine G
In den Staatsrath war er am 16. Juni 1564 eingeführt wo
aber das wollte nicht viel besagen, da diesem nur selten wid
Fragen vorgelegt und diese vom Könige selbst mit jenen Mi
behandelt wurden, welche dafür sein besonderes Vertrauen be
Wie sehr diese Ausschließung von den wichtigeren Berathunge
Prinzen ärgerte und wie er sich in die Geheimnisse seines
einzudrängen versuchte, dafür ist ein schlagendes Beispiel aufbe
Als einst — im Sommer 1566 — der König mit einigen
stern sich eingeschlossen hatte, lauschte Don Carlos mit dem
an der Thüre, ohne Schamgefühl vor den Pagen, die vo
gingen, und vor den Hofdamen, welche die unwürdige St
des Thronerben mit ansahen. Einer seiner Edelleute, Don
de Acunna glaubte ihn darauf aufmerksam machen zu sollen,
der Prinz antwortete mit einer Ohrfeige.

Weiterhin war Don Carlos über seinen Vater erbittert,
dieser den Akt so lange hinausschob, ihn durch die Cortes
Arragonien, Catalonien und Valencia als Erben der Krone
kennen zu lassen.

Und eine dritte Ursache noch bildete sich der Prinz. Er

sich seine Vermählung mit der Kaisertochter Anna in den Kopf gesetzt, und seinem gewaltthätigen Wesen dauerte die Unentschlossenheit Philipps viel zu lange.

Endlich war er sich dessen wohl bewußt, daß er von seinen Kindestagen an für die Regierung der Niederlande bestimmt war. Schon in seinem zwölften Jahre hatte er sich mit heißblütiger Heftigkeit ausgesprochen, daß er nach den Niederlanden wolle. Daß seine langwierige Krankheit die Uebertragung dieses Postens gehindert, wußte er wohl; aber warum wollte sein Vater jetzt, nachdem scheinbar die Genesung eingetreten, ihn nicht nach den Niederlanden ziehen lassen?

Hier sind wir auf dem Punkte angelangt, welcher nach unserer Ansicht den letzten Grund aufdeckt, warum Philipp die Reise nach den Niederlanden nicht angetreten hat.

Er konnte nicht wohl nach den Niederlanden gehen und den Don Carlos in Spanien zurücklassen, und ebenso wenig konnte er ihn mit sich nehmen.

Klar ist, daß er seinen Sohn nicht in Spanien zurücklassen konnte. Diese Ueberzeugung drängt sich Jedem auf, der den Charakter des Prinzen studirt; deßhalb haben wir geglaubt, bei seiner Charakteristik so weitläufig sein zu sollen.

Philipp konnte sich aus Spanien nicht entfernen, ohne Don Carlos zum Reichsverweser einzusetzen. Aber mit welcher Zuversicht sollte einem Menschen von dieser Charakteranlage, einem jungen Menschen, welcher zeitweilig die offenkundigsten Anzeichen von Verrücktheit gab, die Regierung eines Landes anvertraut werden können? Auch in Spanien war nicht alle Welt mit Philipps Regierung einverstanden. Wie nun, wenn Don Carlos als Reichsregent seine Thorheiten machte, seiner grausamen Lust den Zügel schießen ließ? Und wie dann, wenn der Prinz dem Hasse gegen seinen Vater Ausdruck zu geben versuchte? War nicht zu befürchten, daß er eine Partei um sich sammle? Und wenn einmal eine Partei gebildet war, konnte dann von ihr Don Carlos nicht als Puppe behandelt und der Thron für ihn wie für seinen Vater in Frage gestellt werden?

Wir werden später diese Betrachtung wieder aufnehmen; an dieser Stelle genügt es, sie angezogen zu haben; aber das müssen wir jetzt erörtern, warum Philipp den Prinzen nicht wohl mit in die Niederlande nehmen konnte.

Es wird behauptet, daß Don Carlos mit den Bestrebungen der Großen in den Niederlanden Einverständnisse unterhalten habe.

Brantôme berichtet, daß schon Egmont bei seiner Anwesenheit am Königlichen Hoflager im Frühjahre 1565 ihm zugeredet habe, nach den Niederlanden zu gehen, ob es seinem königlichen Vater lieb oder unlieb sei. Das ist durchaus unwahrscheinlich; Egmont war ein zu soldatisch aufrichtiger Charakter, als daß er bei der überaus huldvollen Aufnahme, die er beim Könige fand, derartige Vorstellungen beim Prinzen gemacht hätte; dann waren die Dinge in den Niederlanden damals so weit noch nicht gediehen, und endlich erzählt Brantôme nur vom Hörensagen; wie aber ein solches Gerede sich bilden konnte, ist leicht begreiflich, nachdem das Publikum für die Erklärung des gegen den unglücklichen Mann durchgeführten Prozesses nach allerhand Gründen griff.

Egmont hat es sicherlich daran nicht fehlen lassen, dem Prinzen viel von den Niederlanden zu sprechen, von dem glänzenden Reichthum, von den blühenden Städten, von den kriegstüchtigen Männern und der ganzen Herrlichkeit der Provinzen, von ihrer jetzigen unglücklichen Lage und von ihren Hoffnungen; und wie leicht können da in dem entzündlichen Blute des Jünglings, der ja wußte, daß er noch Statthalter in Flandern sein werde, Gedanken aufgestiegen sein, jetzt schon in die Geschicke Flanderns eingreifen zu wollen! Wir geben gerne zu, daß Egmonts Anwesenheit in Madrid nicht spurlos an Don Carlos vorübergegangen sein werde; aber weiter können wir bei dem Mangel an sicheren Nachrichten nicht gehen.

Daß in den Archiven kein Aktenstück bisher aufgefunden wurde, welches auf die Spur eines Einverständnisses des Don Carlos mit den niederländischen Wirren führt, ist noch kein Beweis dafür, daß die Verbindung nicht bestand. Es ist ja möglich, daß trotz des Suchens und Forschens ein solches dennoch vorhanden ist, und wenn

was nicht der Fall, so hat die Vermuthung guten Grund, daß die Dokumente, welche über den Prinzen und das unglückliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn zur Schmach der Königsfamilie Aufschluß geben könnten, durch Vernichtung der Kenntnißnahme der Nachwelt entzogen worden sind. „Es kann nicht auffallen,“ sagt sehr richtig der scharfsinnige M. Koch, „daß sich in Philipps Correspondenz mit Alba, Granvella und der Statthalterin nicht ein Wort weder über die Verhaftung des Don Carlos, noch über seine Schuld und seinen Tod findet, und ebenso nichts im Briefwechsel des Prinzen von Oranien und anderer Conföderirten, da beiden Parteien aus verschiedenen Gründen die Vernichtung aller vom Infanten handelnden Briefe wünschenswerth sein mußte.[57]

Wenn nun aus den Archiven weder für noch gegen die Verwicklung des Don Carlos in die niederländischen Wirren eine Erhebung gemacht werden kann, so erhalten wir doch von zwei glaubwürdigen Männern einen Aufschluß, der uns ganz den Thatsachen zu entsprechen scheint, und dessen Widerlegung unseres Wissens noch nirgends gelungen ist.

Cabrera berichtet, daß Berg und Montigny nach der Wahrnehmung, daß alle ihre Bemühungen und Schritte um eine milde und billige Behandlung der Niederlande vergebens seien, den Prinzen von Spanien angegangen hätten, mit oder gegen die Zustimmung seines Vaters nach den Niederlanden sich zu verfügen, daß sie sich im Namen ihrer Landsleute gegen ihn zum Gehorsam und Dienste verpflichtet und für den Fall, daß er gegen den Willen des Königs dahin gehe, angeboten hätten, die Waffen zu seinen Gunsten zu ergreifen. An einer andern Stelle erzählt Cabrera, daß Don Carlos geheime Zusammenkünfte mit Montigny gehabt habe.

Bei Strada[58] lesen wir: „Man sagt, daß er die niederländischen Deputirten, Berg und Montigny, öfters gesehen und im Geheimen mit ihnen gesprochen und öffentlich ihre Angelegenheiten mit mehr Eifer, als er gesollt, vertheidigt und ihnen sogar versprochen habe, nach den Niederlanden zu gehen, um die Erhebung und die Wirren der Provinzen beizulegen. Ich glaube, daß es wahrscheinlich ist, daß die Klagen Margarethas . . . über die Depeschendieb-

stähle . . . aus dem Verkehr und der Familiarität des Don Carlos mit den Flamändern, welche damals am spanischen Hofe sich aufhielten, hervorgegangen sind."

Ob diese Nachrichten begründet sind, ob zwischen den Aufständischen und Don Carlos wirklich schon eine förmliche Verbindung geschlossen war, hat für die Beurtheilung des gegen Montigny eingeschlagenen Verfahrens mehr Wichtigkeit, als für die gegenwärtige Frage, warum der König seinen Sohn weder nach den Niederlanden schicken, noch mit sich nehmen konnte, nachdem anderweitig festgestellt ist, daß der Prinz mit Heftigkeit nach den Niederlanden verlangte. „All sein Sinnen," schreibt Dietrichstein [69] am 2. und 8. Jänner 1569, „steht hinaus, will auch unter seinem Vater nicht bleiben." Er hatte geschworen, nach Flandern zu gehen, er hatte schon Zurüstungen zu der Reise getroffen, so einen Stallmeister mit zwölftausend Thalern nach Andalusien zum Ankaufe von Pferden geschickt. Als die Cortes von Castilien bei ihrer Versammlung im Dezember 1566 der Meinung waren, daß wenn der König reise, der Prinz als Statthalter im Lande bleiben solle und dieß ihm zugetragen wurde, ward er so ärgerlich, daß er in der Abwesenheit des Königs, der das Weihnachtsfest im Eskurial feierte, den Sitzungssaal der Cortes sich öffnen ließ und nachdem er sich vergewissert hatte, daß alle Deputirten anwesend waren, an sie die folgende Anrede hielt: „Ihr müßt wissen, daß mein Vater die Absicht hat, nach Flandern zu gehen und daß ich auf jede Weise darauf bestehe, mit ihm dahin zu gehen. Bei den letzten Cortes hattet ihr die Verwegenheit, meinen Vater anzurufen, daß er mich mit der Prinzessin, meiner Tante, verheirathe. Ich finde es sehr sonderbar, daß ihr euch in meine Heirath, die euch nichts angeht, mischet und daß ihr das Verlangen aufstellt, daß mich mein Vater eher mit dieser als mit einer andern verheirathe. Ich wünschte nicht, daß euch das Gelüsten nach einer neuen Vermessenheit in den Sinn komme, indem ihr meinen Vater bittet, mich in Spanien zu lassen. Ich lade euch ein, diese Bitte nicht zu stellen, denn diejenigen Deputirten, welche es thäten, könnten mich sonst zu ihrem

ꝛdfeinde machen und ich würde all mein Vermögen aufbieten, sie
verderben."

Nachdem er dieß gesprochen, kehrte er ihnen den Rücken und
rließ den Saal. [60]

Als festgestellt war, daß der Herzog von Alba anstatt des
önigs nach den Niederlanden gehen sollte und Mitte Aprils
569 in Aranjuez die letzten Instruktionen beim Könige holte, ver-
ſchiedete er sich auch beim Prinzen. Kaum war er bei ihm ein-
treten, als dieser in Wuth gerieth und dem Herzoge zurief, an
m, Don Carlos, sei es, nach den Niederlanden zu gehen, er
erde ihn tödten, wenn er auf seinem Vorhaben beharre. Alba
llte ihm vor, daß das Leben des Thronerben allzu kostbar sei,
s daß es den Wechselfällen einer solchen Unternehmung ausgesetzt
erden dürfte; er gehe nach den Niederlanden, damit diese Pro-
nzen zum Frieden zurückgebracht seien, wenn Seine Majestät sich
ihin verfüge; dann werde Seine Hoheit ihren Vater begleiten
nnen, wenn ihre Gegenwart nicht in Spanien nöthig sei; er
lbst dringe in den König, daß er den Wünschen des Prinzen, und
ines Onkels des Kaisers in dieser Beziehung gerecht werde und
thue Alles, um ihm zu dienen und wohlzugefallen. Don Carlos
eß sich nicht besänftigen, er zog seinen Dolch und rief: „Ihr
ehet nicht nach Flandern, oder ich tödte euch."

Der Herzog fiel ihm in den Arm, der Knabe rang mit dem
grauten Kriegsmanne, mußte aber ermüdet bald seine Anstrengung
ufgeben; aber ein zweites Mal sprang er in seiner Wuth auf den
erzog, von dem er erst dann ließ, als ein Kammerherr eintrat. [61]

Was wäre Don Carlos für seinen Vater und für die ganze
anische Monarchie geworden, wenn es ihm gelungen wäre, in-
itten der aufständischen Niederlande zu erscheinen! Welche kostbare
eißel hätte Oranien aus ihm gemacht!

Aber Philipp sorgte dafür, daß die Empörung nicht auch
och in seinem eigenen Hause ihr Haupt erhob.

Wir haben Grund zu der Vermuthung, daß er schon die ganze
eit her, daß die Frage über sein Gehen oder Bleiben erörtert
urde, die andere, ungleich schmerzlichere Frage über die Zukunft

seines Sohnes und Thronerben in seinem Geiste dem Abschlusse entgegenreifen ließ. Er hatte nun lange genug beobachtet und immer aufdringlicher stellte sich ihm der Gedanke dar, daß die spanische Monarchie einem Menschen mit dieser Naturanlage, mit dieser Charakterentwicklung nicht anvertraut, daß einem dem Wahnsinn Verfallenen das Scepter so vieler Reiche nicht in die Hand gegeben werden konnte und durfte.

Wir können also nicht glauben, daß Philipp im Ernste an die Reise nach den Niederlanden denken konnte. Er mußte einen Andern schicken, und er schickte Alba.

Zweites Kapitel.

Die Sendung Alba's.

(Fortsetzung.)

1.

Von Renom de France erfahren wir, wie bereits berichtet, daß man lange geglaubt habe, Ruy Gomez werde nach den Niederlanden geschickt werden, daß aber die Partei des Herzogs von Alba äußerst rührig gewesen und von ihr dem Könige namentlich Das vorgestellt worden sei, daß seine Ehre eine ganz empfindliche Einbuße erleiden werde, wenn er den Weg der Milde einschlage, denn nicht seiner Herzensgüte werde dieser zugeschrieben werden, sondern der Schwäche, dem Mangel an Thatkraft und der Hilfsquellen zur Aufrechterhaltung des königlichen Ruhmesglanzes und der Größe der spanischen Monarchie.

An welchem Tage Philipp dem Herzog von Alba den Befehl zum Kriegszuge nach den Niederlanden gegeben, können wir nicht sagen, vom 1. Dezember 1566 ist das erste Dekret dafür unterzeichnet; aber in Aussicht hatte er den Mann, der ihm nach seiner ganzen Charakteranlage und Richtung als der geeignetste erschien, wohl von Anfang schon genommen; bis zum vorletzten Dezember aber verschwieg er es seiner Schwester, der Statthalterin.

Aus welchen Gründen er Alba und keinen andern gewählt, wird uns sehr klar werden, wenn wir mit dem Charakter des eisernen Herzogs uns bekannt machen und dann aus den Instruktionen, welche dieser erhielt, ersehen, was der König mit seiner Sendung beabsichtigte.

Im Jahre 1508 geboren, ging der Herzog jetzt in sein sechszigstes Jahr; obwohl er von frühester Jugend an die Beschwerden des Krieges ertragen, sein Körper vielfach die Folgen davon er-

fahren, war sein Geist doch frisch und die Willenskraft ungebeugt; er erschien als ein Mann in der vollen Bedeutung des Wortes, als ein gewaltiger, furchtbarer Mann, vor dessen Namen schon Diejenigen zitterten, welche sich einer Schuld bewußt waren, als ein Mann erschien er, der mit unerschütterlicher Ruhe den Haß einer ganzen Nation herausforderte, der als der Henker dieser Nation den Frieden seines Gewissens nicht verlor, weil er nur seine Pflicht zu erfüllen glaubte.

Einer der ersten Männer der spanischen Monarchie, einer der höchstgestelltesten verdankte er seine Erhebung ohne Zweifel zum guten Theile dem ererbten Glanze seines alten Hauses, aber keinen geringeren Theil daran hatte auch seine Tüchtigkeit in den Geschäften des Friedens wie des Krieges; Alba war Staatsmann wie General, im Cabinette wie im Felde gleich erfinderisch, scharfsinnig, umsichtig, voll Energie und Beharrlichkeit.

Seine Erziehung erhielt er durch seinen Großvater, denn er war noch ein kleiner Knabe, als sein Vater in der Blüthe des Lebens unter der Hand der Mauren fiel.

Dieser Großvater war Friedrich, zweiter Herzog von Alba. Bei ihm hatte der Knabe Gelegenheit, den Kriegshelden und Staatsmann zu bewundern und an den großen Gedanken des den ganzen Menschen beherrschenden Pflichtbewußtseins sich heranzubilden. Kaum hatte Friedrich sein väterliches Erbe angetreten, als er unaufgefordert, nur weil er es für ein Gebot der Pflicht hielt, mehrere Städte, welche sein Vater Garcias Alvarez von Toledo an sich gezogen hatte, an die Krone herausgab, und diese Städte brachten ein Jahreseinkommen von 70,000 Dukaten.

Als Ferdinand der Katholische nach dem Tode Isabella's die Krone Castiliens an Philipp den Schönen von Oesterreich überlassen mußte und diesem der spanische Adel zufiel, blieb Friedrich getreu und folgte seinem Souverän nach Arragonien und Neapel, entschlossen, der Pflicht der Treue jedes Opfer zu bringen.

Als den das ganze Wesen Ferdinands von Alba bestimmenden Charakterzug müssen wir die unerschütterliche Pflichttreue bezeichnen, und zu ihr war er durch seinen Großvater erzogen worden.

Die Pflichttreue ist nicht möglich ohne Selbstbeherrschung, und sie kann zu Handlungen führen, die unter Umständen als Härte erscheinen; die Treue in der Pflicht gebietet dem Menschen Ueberwindung der Gefühle, Bezwingung des Herzens; der Herzog von Alba ist in der Geschichte als ein herzloser, kalter, grausamer Mann geschildert; wir werden gerechter sein, wenn wir in der Beurtheilung der furchtbaren Handlungen seiner Schreckensherrschaft nicht den in Herzlosigkeit erkalteten und in der Leidenschaft zur Grausamkeit entarteten Menschen, sondern den in seiner wenn auch oft nur vermeintlichen Pflichterfüllung unbeugsamen Mann suchen.

Alba hatte ein großes Herz, aber frühe hat er sich bezwingen gelernt, so daß schon der Jüngling die Verwunderung erweckte, wie doch ein so alter Kopf auf einen so jungen Leib gekommen sei.

Alba hat sich in keiner seiner Unternehmungen in tollkühnes Wagen gestürzt, sondern nachdem er mit Energie den Gedanken ergriffen, hat er ihn stille in sich reifen lassen, hat, bevor er einen Schritt that, Alles erwogen, Alles vorgesehen, und wenn er zur Ausführung schritt, hatte er den Erfolg gesichert, dieser mußte eintreten; wann, das war nurmehr eine Frage der Zeit.

So war es aber nicht immer gewesen. In der Jugend da glühte das Blut gar heiß und riß den stürmischen Jüngling zu Unvorsichtigkeiten fort. Im Jahre 1524 machte er seinen ersten Feldzug; der Connetable von Castilien, Don Iniguez de Velasko, belagerte die Franzosen in Fontarabie; dahin zog es den jungen, heißblutigen Menschen; aber da er kaum 16 Jahre alt war, wollte ihm sein Großvater die Erlaubniß zur Theilnahme an der Belagerung nicht ertheilen. Was geschah aber? Alba machte sich bei Nacht und Nebel davon, und von Velasko mit Freuden aufgenommen, wollte er seinen Schritt durch kühne Heldenthaten rechtfertigen. Bei jedem Ausfalle der Franzosen sah man seinen wehenden Helmbusch in den ersten Reihen; die Offiziere riefen ihn zurück, sie besorgten, daß er sich viel zu kühn ganz unnöthigen Gefahren aussetze; aber ihre Vorstellungen fanden keine Aufnahme, so daß Velasko ihm unter schweren Strafen jedes Wagniß ohne seinen ausdrücklichen Befehl verbieten mußte. Durfte der Jüngling nun nicht mehr wie ein

Soldat in den Kampf sich stürzen, so warf er sich jetzt mit seiner ganzen Energie auf die Erlernung der höheren Kriegskunst, welche nicht in tollkühnem Wagen, sondern in sorgfältiger Berechnung, in Geduld und standhafter Ausdauer und darin besteht, daß bei gegebenen Umständen der rechte Augenblick benützt und mit der vollen Kraft ein entscheidender Schlag geführt wird.

In dieser Kunst der Berechnung und der sorgfältigen Vorbereitung besteht das ganze Geheimniß der Siege Alba's; er führte keinen Schlag, wenn er sich seines Erfolges nicht versichert hatte; er ist deßhalb auch keiner von den glänzenden Feldherrn, welche durch die Kühnheit des Entwurfs und die Tapferkeit seiner Ausführung sich auszeichnen, sondern zu jener Gruppe der Meister im Waffenhandwerk gehört er als einer ihrer ersten, welchen es weniger um die Waffenthat, als um den Erfolg zu thun ist, welchen es gleichviel gilt, ob dieser durch Angriff oder Vertheidigung, durch diese oder jene Waffengattung, durch Kampf oder Ausdauer, durch eine Schlacht oder einen Marsch errungen wird, wenn er nur überhaupt erreicht werden kann.

Um so größer muß uns die Meisterschaft erscheinen, mit welcher er den Sieg an seine Fahne fesselte, als der Soldat kein Freund dieser Art der Kriegführung ist. Der Soldat will vor den Feind, will sich schlagen, und mag nicht marschiren und stehen bleiben, vorrücken und zurückgehen ohne zu wissen, warum das so geschieht. Aber Alba hatte seine Soldaten in der Hand. Das erreichte er durch seine persönliche Theilnahme an jeder Arbeit des Soldaten, durch seine unparteiische Gerechtigkeit und strenge Mannszucht. Er theilte mit dem Soldaten Hunger und Durst, Hitze und Kälte und das Nachtlager auf dem harten Boden im Sommer und Winter, wenn es sein mußte; wenn es galt, den Muth der Massen anzufeuern, so stürzte er sich mit dem blanken Schwerte in den Kugelregen und die starrenden Speere so gut, wie er Haue und Schaufel in die Hand nahm, wenn in der eintönigen Arbeit der Belagerung die Laufgräben dem Soldaten langweilig werden oder das Gestein und der hartgefrorene Boden ihn unwillig machen wollten.

Das machte ihn zum Liebling der Soldaten; sie ließen durch

sein Beispiel sich hinreißen und thaten ihre Pflicht, weil er ihnen darin voranging und sie waren überzeugt, daß er mehr von ihnen nicht forderte, als er selbst leistete. Dabei wußten sie, daß er für sie besorgt war als ein rechter Soldatenvater. Karl V. und Philipp geboten über unermeßliche Summen, aber diese wollten für die Armee nicht hinreichen, und die Träger der Militär- wie der Civilgewalt hatten fast immer mit der Noth der leeren Kassen zu kämpfen. Da war Alba ebenso beharrlich, als ungestüm im Fordern, und wenn durchaus nichts zu erreichen war, als eine Vertröstung auf spätere Zeit, so kam es auch vor, daß er sein eigenes Silbergeschirr zur Befriedigung der Soldaten und der Erleichterung ihrer Noth gerne hingab. Die Offiziere, welche ihren Compagnieen den Sold vorenthielten, degradirte er, die Armeelieferanten waren seine erbittertsten Feinde. Im Jahre 1545 war er in seinen Forderungen für die gerechte Bezahlung der Soldaten so weit gegangen, daß Philipp, damals noch Reichsverweser in Spanien, von den Vorstellungen der in ihrem schmachvollen Gewinne geschädigten Armeelieferanten sich einnehmen ließ und unwillig die Aeußerung that, daß der Herzog seine Vollmachten überschreite. Er mußte aber doch anerkennen, — wenigstens sollte die Erfahrung ihn dazu veranlaßt haben — daß wenn Alba die Ausbezahlung der Soldaten selber in die Hand nahm, diese vollständig und zu ihrem Genügen bezahlt wurden und dazu geringere Summen ausreichten, als dort, wo das Geld erst durch die diebischen Hände der Commissäre seinen Weg machen mußte.

Seine Feinde haben ihm Grausamkeit gegen die Soldaten vorgeworfen. Grausam war er nicht, aber strenge, unerbittlich strenge. Rasch folgte dem Verbrechen die Strafe, die nicht erst auf ein- oder mehrmaligen Rückfall wartete. Dafür war sie so gefürchtet, daß in Alba's Armee verhältnißmäßig die wenigsten Ausschreitungen vorkamen, strenge die Mannszucht beobachtet wurde, und in Folge dessen der Bürger und Bauer leichter athmete und der Soldat jeden Augenblick zu Kampf und Strapazen in der Hand seines Führers war, des Führers, der ebenso geliebt, als gefürchtet war; denn wo er nicht strafen mußte, da konnte er sehr gütig sein und leutselig;

er scherzte mit dem Soldaten heiter und gewann seine Zuneigung durch kameradschaftliches Wesen.

Wehe aber Dem, welcher den Gehorsam verweigerte! Ob er einer der höchsten Familien angehörte oder ein verlorener Landsknecht aus deutschen Landen war, das galt gleich vor dem Befehle des Generals; dieser mußte befolgt werden.

Der „eiserne Herzog“ war Alba, starr wie Eisen in der Erfassung und Erfüllung der Pflicht, eisern in Kampf und Entbehrung, eisern in Befehl und Strafen, und dadurch der Schöpfer jener furchtbaren spanischen Regimenter, welche mit ihrer schrecklichen Tapferkeit durch zwei Jahrhunderte auf allen Schlachtfeldern Europa's ihre Siegestrophäen aufgepflanzt haben.

Er war noch ein junger Mann, als er in Ungarn unter den Augen des Grafen Thomas Nadasdi den Krieg gegen den Türken mitmachte und durch seine ebenso besonnene als feurige Haltung, durch seinen Eifer, von den kriegserfahrenen Männern zu lernen, Aller Augen auf sich zog und von Nadasdi die Anerkennung sich erwarb: „entweder trügt mich Einsicht und Erfahrung, oder dieser junge Mann wird noch einmal große Armeen commandiren und entscheidende Siege erringen, und wenn ihn nicht ein vorzeitiger Tod seiner Laufbahn entreißt, wird er nicht bloß die großen Generale seiner Zeit, sondern selbst die berühmtesten des Alterthums überragen.“

Kaiser Karl V. schenkte ihm sein ganzes Vertrauen; die ersten Aemter im Felde und Staathsrathe theilte er ihm zu, er nannte ihn den Erhalter seines Ruhmes, machte ihn zum Großmeister seines Hauses und zum Generalissimus, und glaubte, daß sein Sohn und Thronerbe Philipp keine bessere Schule für die Befähigung zur Herrschaft durchmachen könne, als wenn er an diesen Mann sich anschließe, dessen Staatsweisheit, Rechtschaffenheit und Kriegstüchtigkeit ihm über allen Zweifel erhaben waren. So urtheilte der Kaiser im Jahre 1538.

Wie Karl dachte Spanien. Wohl wurde der Herzog viel angefeindet, denn wer, der sich hervorthut, hat nicht Neider? Aber Alba verstand es, mit Ruhe den Haß zu ertragen und der Intrigue

nicht zu weichen; seine rücksichtslose Hingebung an den Dienst mußte denn am Ende doch allgemeine Anerkennung finden. Die edelsten Familien bemühten sich, ihre Söhne in das Haus des Herzogs zu bringen, daß sie hier unter den Augen des Meisters zu ritterlichen Helden herangebildet würden. Sein Haushalt war geregelt, der spanische Ernst herrschte darin; mit Sorge überwachte der Herzog die jungen Leute, gab ihnen die besten Lehrer, theilte ihre jugendlichen Freuden und Uebungen und förderte jeden auf seine Weise.

Eine glänzende Reihe tüchtiger Männer ist aus seiner Schule hervorgegangen, die Namen seiner Söhne Friedrich und Ferdinand von Toledo, die Namen Avila, Mondragon, Valdez, Figueroa und viele andern werden in Gemeinschaft mit dem seinigen allezeit in Ehren von der Geschichte ihres Vaterlandes genannt werden.

Das war der Mann, dem Philipp die Sendung nach den Niederlanden anvertrauen zu müssen glaubte. Von ihm setzte er voraus, daß er als ein pflichtgetreuer Mann bis auf den äußersten Punkt das System vertreten werde, das er für die vollständige Unterdrückung des Aufstandes anzuwenden für gut fand. Bestand dieß in kaltblütiger, rücksichtsloser Strenge, so hatte der König den rechten Mann gewählt, denn von Alba war zu erwarten, daß er unverbrüchlich ausführen würde, was der König befahl, ohne daran zu deuteln, kalt und streng und rücksichtslos, mochte das Herz eines Volkes unter dem eisernen Fuße auch zertreten und der spanischen Krone auch ein herrliches Land verloren werden.

2.

Ueber die Absicht, in welcher Philipp den Herzog von Alba nach den Niederlanden schickte, sind von den verschiedenen Geschichtschreibern verschiedene Angaben gemacht worden. Namentlich die ältere, einseitig die Partei des Aufstandes vertretende Geschichtschreibung, hat die schwersten Anschuldigungen erhoben und auch noch in unsern Tagen ist unter verschiedenen Formen die Behauptung aufgestellt worden, daß die Sendung einer Eingebung der Tyrannei, Grausamkeit und Habsucht entflossen sei, auf den Trümmern der

nationalen Privilegien habe sich der Absolutismus aufrichten, die politische Tyrannei auf die Inquisition sich stützen wollen, Philipp habe, wie gesagt, die Niederlande in einen Zustand der Rechtlosigkeit zu bringen beabsichtigt, dem gegenüber nur noch der rechtslose Zustand der unter Spaniens Herrschaft stehenden indianischen Völkerschaften als ein Seitenstück gelten könne.

Die ausreichende Antwort auf diese und ähnliche Anschuldigungen kann nur aus dem Einblicke in den Verlauf der Thatsachen erhoben werden; deßhalb fahren wir ohne Bezugnahme auf das was Philipp Lob oder Tadel bereiten könnte, fort, diese richtig zu stellen. Hieraus wird auch die Frage ihre Beantwortung finden, ob der Herzog von Alba eigenmächtig aufgetreten, oder ob nicht vielmehr ein mehr oder weniger ausgebildeter Operationsplan ihm vorgezeichnet gewesen sei, und welcher Antheil an der Gestaltung der Verhältnisse auf der einen Seite ihm und auf der andern dem Könige zufalle.

Wir glauben, daß diese Fragen endgiltig gelöst werden können. Als wichtigstes Dokument dafür benützen wir die amtlich festgestellten Instruktionen für den Herzog von Alba. Die erste ist vom 1. Dezember 1566, die letzte erhielt er mündlich bei der Abschiedsaudienz, welche ihm der König am 15. April 1567 in Aranjuez gewährte.

In der erstern [62] wird für die Sendung einer Armee der Beweggrund so angegeben: der König wolle sich in eigener Person nach den Niederlanden begeben, bedürfe aber, wie sich von selbst verstehe, einer Garde; da nun das Geschrei gehe, daß man seinen Eintritt ins Land verhindern wolle, daß insbesondere auswärtige Mächte Miene zu einer Einmischung machen, so schicke er eine Armee voraus, damit durch diese die Niederlande gegen jeden Anfall von Außen wie gegen jede hochverrätherische Erhebung sicher gestellt, die Verwegenheit der Unruhstifter unterdrückt und Gehorsam geschafft werde.

An die Spitze dieser Armee sei der Herzog von Alba gestellt worden, weil seine bisherigen Dienste ihn dazu in so hohem Grade befähigt erscheinen lassen und weil er mit den Gedanken und Ab-

ıchten des Königs, in allen möglichen Dingen eher Milde als Strenge
ınzuwenden, so gut vertraut sei.

Als Aufgabe wird ihm zugewiesen, bei der Armee Stell-
ertreter des Königs zu sein mit allen Rechten und aller Autorität,
elche diesem selber zukomme, für die Sicherheit der Reise des
önigs alle Anordnung und Vorkehrung zu treffen, die Armee dahin
ı verlegen, wo er es für gut finde, und endlich den Unterhalt der
ruppen durch das Land bestreiten zu lassen.

Am 29. November hatte der König der Statthalterin gemel-
t, daß er sich eine Armee vorausgehen lasse, am 31. Dezember
ß er dann die Nachricht von der Wahl Alba's folgen. Obwohl
seine Schwester zu beruhigen suchte, daß ihrer Autorität durch
ı Herzog kein Eintrag geschehen werde und die Instruktion auch
abgefaßt ist, daß Margaretha's Stellung recht wohl neben dem
ondern Auftrage Alba's fortbestehen konnte, wie denn Philipp
h Granvella gegenüber die Sache so darstellte, als ob er die
hl Alba's nur getroffen hätte, um die Statthalterin den Unan-
mlichkeiten zu überheben, welche die Wahl eines Obergenerals
ihrer Seite über sie bringen müßte, so ließ die scharfsichtige
u sich doch nicht täuschen. In einer untergeordneten Stellung,
wußte sie wohl, ging der sechszigjährige Herzog nicht nach den
derlanden, und konnte der hochberühmte Feldherr, dessen Name
n schon ein Programm war, nicht geschickt werden wollen, und
n auch, so mußte die Charaktereigenthümlichkeit Alba's ihr die
llung neben ihm unmöglich machen. Deßhalb legte sie denn
ı schon am 1. Februar dem Könige ihr Mißfallen unumwunden

„Was Eure Majestät mir über Ihren Beschluß schreiben,
Herzog von Alba mit dem Auftrage zur Sammlung der Ar-
und Vorbereitung des Nöthigen für Ihre Ankunft hieher zu
ken, so weiß ich nicht, was ich sagen soll, da ich doch dafür
en muß, daß Sie in Ihrer großen Klugheit und langen Er-
ung hinsichtlich der hiesigen Verhältnisse nur nach reiflicher Ab-
ung des Mißlichen, das daraus hervorgehen und der Mittel,
man im Interesse des Dienstes Gottes und Eurer Majestät da-
n anwenden kann, diesen Entschluß gefaßt haben werden. Was

die Beziehungen betrifft, die ich dem Befehle Eurer Majestät gemäß mit dem Herzoge unterhalten soll, so werde ich nicht ermangeln, ihnen zu entsprechen, insoweit ich es mit dem Dienste Eurer Majestät und meiner Würde als Ihrer Stellvertreterin angemessen erachte, denn ich halte mich überzeugt, daß Sie die Vollmacht, in deren Besitze ich mich befinde, mir nicht nehmen wollen, um sie Andern zu geben, denn das wäre nicht billig und hätte überdieß nachtheilige Folgen für Ihren Dienst.[63]

Gerade einen Tag, bevor diese Depesche das Cabinet Margaretha's verließ, hatte Philipp eine zweite Instruktion für Alba erlassen, welche bereits einen Schritt weiter ging zur Beseitigung der Statthalterin.

Dieses Aktenstück[64] nimmt wie so viele aus Philipps Feder seinen Ausgang vom Hinweise auf seine väterliche, allbekannte Milde und verlangt Glauben daran, daß die Armee nur dazu nach den Niederlanden gehe, damit die Hoffnung der Getreuen und der Schrecken der Schlimmen dem Könige die Möglichkeit verschaffen, bei seiner Ankunft alles Vorgefallene zu vergessen. Da aber, fährt es fort, die Rebellion so weit vorgeschritten, daß die Befehle der Statthalterin keinen Gehorsam finden und der Aufruhr mit fliegenden Fahnen ins Feld gerückt sei, zum Ruine des Landes der Hilfe auswärtiger Mächte sich rühme und Alles zum Abfalle vom angestammten Könige aufbiete, da mithin weder die Milde, noch die Drohung auf die Gemüther den gehofften Eindruck gemacht hätten, „so sind wir zu unserem großen Leidwesen gezwungen, nach dem letzten Mittel zum Widerstande gegen die Aufrührer, nach der Gewalt der Waffen zu greifen."

Im weitern Verlaufe wird dann oft mit denselben Worten die in der ersten Instruktion schon aufgestellte Vollmacht für Alba als Generalkapitän wiederholt, die Militärgewalt aber so bestimmt neben die Civilgewalt gestellt, daß ein Conflikt beider nicht ausbleiben konnte. Freilich wurde hervorgehoben, daß der Herzog die ausgedehnten Vollmachten nur für den Umkreis seiner Aufgabe erhalte, aber wie sehr diese in das gesammte Regierungswesen eingreifen mußte, liegt ja auf offener Hand. Da konnte es denn keine Bedeutung

haben, daß mit Worten die Autorität der Statthalterin gewahrt wurde, mit viel stärkeren wird die Vollmacht des Generalkapitäns hervorgehoben. Der Staatsrath und Siegelbewahrer Karl von Tisnacq hatte Vorstellungen dagegen erhoben, aber ein ausdrücklicher Befehl des Königs ging darüber hinweg, und so war der Herzog von Alba ermächtigt, in voller Unabhängigkeit von der Statthalterin seine Aufgabe zu lösen. Da sie dagegen im Verfolge der ihrigen nothwendigerweise mit ihm zusammentreffen mußte, so erscheint sie bereits jetzt in Unterordnung unter den Generalkapitän, und wenn Margaretha das unerträglich fand, so war das nicht bloß eine Personalfrage, sondern stand im Zusammenhange mit dem System, das eine durchgreifende Aenderung erfahren hatte, so daß nicht nur sie, sondern jeder andere Statthalter, der auf ihrem Posten gewesen wäre, vor dem heranrückenden Feinde auf die Seite hätte treten müssen.

Darüber konnte am spanischen Hofe eine Unklarheit nicht bestehen, und es fehlte nur noch die verbriefte Ausfertigung der feststehenden Absicht. Diese erfolgte in einem Dekrete vom 1. März.[66] In diesem wird in Erwägung, daß unvorhergesehene Fälle eintreten könnten, dem Generalkapitän für Alles, wovon er glaubt, daß es direkt oder indirekt oder in irgendwelcher Weise im Einklange mit der Absicht des Königs zur Unterdrückung der Rebellion und dem Wohle des Landes stehe, unbeschränkte Vollmacht ertheilt, eine gleiche, heißt es, wie die Statthalterin sie besitzt, aber diese wird ersucht und allen Beamten und Unterthanen wird befohlen, dem Herzoge in Allem, was er thut, anordnet und befiehlt, gerade so zu gehorchen, wie wenn der König in eigener Person es gethan, angeordnet und befohlen hätte.

Hiemit ist die Entlassung Margaretha's als Statthalterin ausgesprochen, und der Herzog von Alba bedurfte, nicht um an ihre Stelle zu treten, sondern um mit der Gewalt auch noch den Namen ihres Postens sich zuzueignen, nichts weiter mehr, als das Patent.

Wenn wir nun aber sagen sollen, was er in den Niederlanden ausrichten sollte, so mag eine Anekdote unsere Ausführung einleiten.

Als die Erzherzogin Anna von Oesterreich, die vierte Gemahlin Philipps, ihren Einzug in Burgos hielt, trug einer der Triumphbögen die Inschrift, welche Flandern mit Indien, Granada und Malta in gleiche Linie unter die Siege des unüberwindlichen Philipp stellte, so daß ein junger Flamänder, Lambert Wyts von Mecheln, ich weiß nicht im Zorne der Entrüstung oder in einem Anfluge von Ironie ausrief: „Sieh' da die Anmaßung der Spanier, als ob der König Flandern und Malta hätte erobern müssen!“ [66]

In der That sollte der Herzog von Alba nichts anderes ausführen, als eine Wiedereroberung des Landes, und was konnte Philipp, wenn diese in seinem Geiste als eine Nothwendigkeit feststand, anderes beabsichtigen, als ein System, wie es in seinen Gedanken für eine eroberte Provinz paßte?

Wenn wir darüber nicht noch anderweitige Nachrichten hätten, als die, mit welchen die Statthalterin uns im Sommer 1567 bekannt macht, so möchten wir zu der Annahme versucht sein, ihr seien vom Könige derartige Dinge aus keinem andern Grunde mitgetheilt worden, als um der Frau begreiflich zu machen, daß sie der Aufgabe nicht gewachsen sei, und also dem Herzoge Platz zu machen habe.

Aus der Depesche Margaretha's an Philipp vom 12. Juli 1567 [67] geht hervor, daß der König nichts weniger verlangte, als Cassirung der Privilegien, Besetzung der Magistraturen durch königliche Beamte, Bau von Citadellen, Güterconfiskation, Erhebung der Abgaben ohne Zustimmung der Stände und Verweigerung des Pardons für alle Schuldigen. In diesen Forderungen drückt sich mit aller Deutlichkeit der Systemwechsel, die Absicht aus, die Niederlande als ein erobertes Land zu behandeln.

Dieß wird bestätigt durch eine Aeußerung Alba's vom 6. Januar 1568, der zufolge der König seinem Statthalter den Gedanken unterbreitet hatte, die verschiedenen Provinzen der Niederlande ein und demselben Gesetze zu unterwerfen. [68]

Alba gibt uns in die Absichten des Königs einen weitern Einblick durch seine Depesche an diesen vom 9. Juni 1568, in welcher er die Befehle aufzählt, die er vor seinem Abgange aus

)anien erhalten. Er nennt: die Verhaftung und Bestrafung der
rnehmsten des Landes, welche sich bei den Wirren schuldig ge=
cht, die Verhaftung und Bestrafung der Schuldigsten aus dem
lke, Füllung des Staatsschatzes, Ueberwachung der Buchdrucker
d Buchhändler, Errichtung von Schulen für die Kinder, Ver=
idigung der Plakate und Sicherung der Ausführung derselben,
dnung der Angelegenheiten der Bisthümer, Bestrafung der Städte
d Bestimmung der Verwendung ihrer Einkünfte. Wäre einmal
dieses geordnet, so könnte vom Generalpardon gesprochen wer=
t; zuvor aber müßte man trachten, von Einzelnen eine tüchtige
imme Geldes zu ziehen. Dann könnte ein päpstlicher Legat
nmen und Jenen, welche vom Generalpardon Gebrauch machen
llten, die Lossprechung ertheilen. Hierauf werde die Inquisition
eder hergestellt werden.[69]

Wir haben hierin die Grundlinien des neuen Systems zu er=
cken, das durch Alba aufgerichtet werden sollte. Sie sind vom
nige vor der Abreise des Herzogs aufgestellt worden, dieser war
o nur zur Ausführung bestimmt. Wurden ihm, dem erprobten
ldherrn in Betreff der Truppenführung und andere das Kriegs=
ndwerk umfassende Dinge so ausführliche und ins Einzelne gehende
struktionen gegeben, daß er sich darüber beklagte,[70] so läßt sich
nken, wie bestimmt auch die anderweitigen, das ganze System
l wesentlicher behandelnden Befehle gelautet haben müssen. Dem=
ch ist es Philipp selber, welcher das System in den Niederlan=
n wechselt, und der Herzog von Alba ist nur das Werkzeug, das=
nige allerdings, welches seiner ganzen Persönlichkeit nach zur Ein=
hrung der Schreckensherrschaft als das tauglichste dem Könige
scheinen mußte.

Als das Werkzeug des Königs also erscheint Alba in den
iederlanden, aber er ist mit so ausgedehnten Vollmachten ausge=
stet worden, und Philipp wiederholt so oft und feierlich, der Her=
g sei als sein Stellvertreter und jede seiner Anordnungen wie
n ihm selbst ausgehend anzusehen, daß auch nach diesem Gesichts=
nkte der Diener nicht vom Meister zu trennen ist, vom Könige

das Regiment Alba's ausgeht, und dem Herzog nur die besonde
persönliche Färbung desselben zugehört.

Bis zum 15. April 1567 hatte sich die Abreise Alba's v
zögert. Wenn wir an die Skizze uns erinnern, in welcher v
am Schlusse unseres ersten Bandes die Ereignisse vom Herbste 15
bis zum Frühjahre 1567 beschrieben haben, so kann der Sch
entstehen, als ob bei der scheinbaren Beruhigung des Landes d
Abreise füglich hätte unterbleiben können. Dann erscheint der He
zug Alba's lediglich als ein Rachezug, und der Systemwechsel w
auf den Herrschercharakter Philipps einen so düsteren Schatten, d
es begreiflich wird, wie so viele Geschichtschreiber ihm unnöth
Härte und den Mangel staatsmännischer Weisheit vorwerfen. A
wir wünschen, dem verehrten Leser ein gerechtes Urtheil zu erm
lichen, darum stehen wir hier vor der unabweisbaren Untersuchu
ob im Frühjahre 1567 das Land wirklich beruhigt war.

3.

Die Statthalterin hat es gesagt und der Geschichtschreil
der vorzugsweise aus dem Archive ihres Hauses geschöpft h
Strada findet zu ihrem Lobe das große Wort, daß es du
das ganze Niederland hin keine Stadt, keinen Flecken, keine B
und kein Dorf gegeben habe, wo man nicht die Prediger der H
resie und die Anstifter der Aufstände mit Eifer verjagt und
nicht auf Gnade und Ungnade an die Milde des Königs übe
ben hätte.

„Indessen, — so fährt er fort, haben alle diese trefflic
Erfolge bei Margaretha, die seit langer Zeit Glück und Ung
zu ertragen gelernt, keine geringere Wachsamkeit noch größere Sc
losigkeit hervorgerufen; wie sie denn nun mehr auf die Befestig
ihres Glückes als auf dessen Genuß bedacht war, so hat sie in
Städte, die sich übergaben, Garnisonen gelegt und den Einwohn
zu ihrer Strafe den Unterhalt der Soldaten aufgebürdet. Sie
schloß, in einigen Städten Citadellen zu errichten, so besonders
Antwerpen, wovon sie den Plan und Riß, an dem der Herzog
Alba nichts abänderte, selbst in Augenschein nehmen wollte.

ließ alle Bilderstürmer und alle Aufständischen, deren sie habhaft werden konnte, nachdem sie ihres Verbrechens überwiesen waren, strafen. Sie ließ die Kirchen mit dem Vermögen der Schuldigen und auf Kosten der rebellischen Städte wieder aufbauen. Die an verschiedenen Orten erbauten Tempel der Häretiker befahl sie niederzureißen, und das Volk ließ sich dazu mit einem Feuer und Eifer herbei, daß mit unglaublicher Hast der Tempel der Lutheraner in Gent, der von bedeutender Größe war, in einer einzigen Stunde dem Erdboden gleich gemacht war. Man hätte glauben können, daß dieß ganz andere Städte und Bevölkerungen wären als jene, welche noch vor Kurzem die Partei der Häretiker mit so viel Feuereifer ergriffen hatten, so groß war der Unterschied. Sie machten sich an die Zerstörung der Tempel, als ob sie sich selbst von den begangenen Verbrechen hätten lossprechen wollen. Sie zerstörten also die Zeichen und Denkmäler ihres Fehlers, besonders in der Grafschaft Flandern mit einer Leidenschaft, daß sie aus den Trümmern der Tempel Hochgerichte und Galgen bauten, woran sie diejenigen aufknüpften, welche an diesen Gebäuden gearbeitet und sie besucht hatten.

„In dieser Weise hat die Statthalterin dieß durch die Unzufriedenheit der Bevölkerung entstandene, durch die Häretiker angefachte, durch die Eifersucht der adelichen Herren unterhaltene und durch die Verschwörung der Geusen über das ganze Land verbreitete Feuer so trefflich ausgelöscht, daß sie nach allseitiger Wiederherstellung der Religion und des Gehorsams, nach der Bestrafung oder Austreibung der Häretiker und nachdem sie die Geusen zum Theil in Gnaden wieder aufgenommen, zum Theil ihres Vermögens und Vaterlandes beraubt und so zum Bettelsack gebracht und also zu wahrhaftigen Geusen gemacht, das Land zu seiner alten Ruhe wieder zurückgeführt hat."

Dessen, was Strada hier berichtet, rühmt sich die Statthalterin selbst wiederholt. Während ihre Berichte aus den letzten Monaten des Jahres 1566 die Lage als trostlos schildern, den unabänderlichen Ruin des Landes schon für die nächste Zeit voraussagen, nicht Worte genug darüber finden, daß es schlechter und immer

schlechter gehe, und zwar in allen Provinzen, wie sie noch im J
nuar schreibt, hören diese Klagen mit dem Februar 1567 au
schon im April hat sich die Lage wesentlich gebessert, am 3. M
findet sie die Ruhe wieder hergestellt und das königliche Anseh
mehr gesichert, als es je zu Zeiten des Kaisers Karl gewesen; na
dem die Dinge eine rasche Wendung genommen, ist im Juni All
ganz und aufs Befriedigendste geordnet.

Diese Berichte machen den Eindruck eines Kranken, welcher
der Besorgniß eines gründlichen Heilversuches, der ohne Schmerz
nicht abgeht, den nahenden Arzt von sich abwehren möchte; n
oft hat der Zahnschmerz plötzlich aufgehört, wenn der Chirurg s
zur Anwendung seines Schlüssels anschickt!

Am 31. Dezember 1566 hatte der König nach Brüssel d
Beschluß der Sendung Alba's mitgetheilt, und nun beginnt n
dem 1. Februar die Reihe der Beruhigungsberichte mit jen
einen beträchtlichen Grad von Gereiztheit verrathenden Schreib
das wir oben S. 95 mitgetheilt haben. Kaum daß sie im V
laufe desselben die Nothwendigkeit der Strenge hervorgehoben,
es wie wenn sie sich erinnerte, daß sie damit dem Herzog von Al
und seiner Sendung zu Gunsten geredet haben könnte, und sogle
kommt sie darauf zu sprechen, daß sie nothwendig auch milde a
treten müsse und betont es, daß die Gewalt bei den Guten n
bei den Schlechten verhaßt sei. Vor dem eisernen Herzog gi
der Schrecken her, das unterläßt sie nicht hervorzuheben, und
sie berichten muß, daß es in Antwerpen schlimmer als je ge
so fügt sie bei, daß die Nachricht von Alba's Kommen die Ursa
davon sei. „Von dieser Stadt, heißt es in der Depesche, kom
alles Uebel; jeden Tag mehrt sich die Frechheit und wächst d
Aufruhr, besonders seitdem man den von Ew. Majestät gefaßt
Entschluß kennt, den Herzog von Alba Ihrer Ankunft voraus
schicken. Diese Nachricht hat verursacht, daß die Verbündeten u
die Sektirer, welche zerstreut waren, sich wieder vereinigt haben u
nun häufiger als je Versammlungen halten.“ [72] Vierzehn T
darauf läßt sie dem Könige vorstellen, daß er durchaus selber komm
müsse und ein Anderer, wer es auch immer sein möge, nicht a

reiche. Da Philipp auf seinem Entschlusse blieb und die Sendung des Herzogs immer bestimmter ihren Schatten vorauswarf, bricht sie am 11. April in die Klage aus: „Ew. Majestät haben wenig Sorge nicht nur um meine Zufriedenstellung und Tröstung, sondern auch um meine Ehre, der ich, von andern Motiven abgesehen, in Anbetracht meiner Stellung hier viel Gewicht beilegen muß. Durch die außerordentlichen Beschränkungen, die Ew. Majestät meiner Autorität auferlegen, haben Sie mir viele Gewalt genommen und mich der Mittel beraubt, die Wiederherstellung der Angelegenheiten dieses Landes ganz zu vollenden. Da Sie dieselben gegenwärtig in einem guten Zustande sehen, wollen Sie die Ehre Andern geben, während ich allein die Mühen und Gefahren hatte ... So habe ich nun den Entschluß gefaßt, bevor ich mich vollends aufreibe, wie ich denn auch die Gesundheit eingebüßt, mich zurückzuziehen, um im Dienste Gottes ein ruhiges Leben zu führen, wiewohl ich das mit meinem Gemahle wegen des unter uns bestehenden Zwiespaltes nicht vermag, der wie Ew. Majestät wohl bewußt ist, einzig darin seine Quelle hat, daß ich vor allen Dingen Eurer Majestät dienen und Sie zufrieden stellen wollte.[73]

Strada gibt die Analyse einer Depesche vom 12. April, welche als staatsmännische Auseinandersetzung das Gewicht der persönlichen Bemerkungen verstärkte, aber auf Philipp den beabsichtigten Eindruck nicht machte. Der gegenwärtige Stand der niederländischen Angelegenheiten, heißt es, sei der Art, daß man sich nach Wiederherstellung der Religion und des Gehorsams einer großen Ruhe sich erfreue, und der Soldaten habe man zur Erhaltung der guten Ordnung und zu deren Verbesserung durch die Gegenwart des Königs eine hinreichende Anzahl, so daß eine große und neue Armee nichts weiter schaffen könne, als dem Könige schwere Ausgaben und dem Lande die Verarmung. Auf das Gerede, daß eine solche Armee ins Land rücke, sei bereits eine große Zahl von Handwerkern und Kaufleuten ausgewandert, und noch mehr werden ihnen folgen, wenn man einmal die Truppen in der Nähe wisse, denn die Ueberzeugung lasse sich nicht ausreden, daß unter dem Waffenlärm Handel und Schifffahrt aufhören werden, und daß man zum Unter-

halte der großen Armee gezwungen sein werde. Die Furcht des Volkes sei groß, es bilde sich ein, daß eine so starke Armee nur zu seiner Züchtigung kommen könne; der Adel sei darüber sehr unwillig, daß man die Sorgen, die er auf die Beschwichtigung der Aufstände verwendet, nun so gering anschlage; endlich sagte Margaretha dem Könige schon voraus, daß die Häresie aufs Neue in den Niederlanden festen Fuß fassen werde, denn sie kehre mit den deutschen lutherischen Truppen zurück. Aus all diesem werde ein grausamer Bürgerkrieg entstehen, der Jahrhunderte lang dauern und aus dem unversöhnlichen Haß der Völker und ihrem hartnäckigen Ungehorsam seine immer frische Nahrung finden werde. Von ganzem Herzen bitte sie deßhalb den König, auf diesen Krieg nicht weiter zu sinnen, sondern eher als Vater denn als König in das Land zu kommen, wo er durch seine Gegenwart und Weisheit zu dem glücklichen Anfange die Vollendung, die Forterhaltung des Friedens nämlich, fügen werde.[74]

Die Nachricht vom 3. Mai, daß die Ordnung im Lande hergestellt und das Ansehen des Königs mehr gesichert sei, als in Kaiser Karls Zeiten, begleitet sie wieder mit dem Gesuche um Urlaub, da ihr ohnedieß das königliche Vertrauen mehr und mehr entzogen werde. Der König hielt sie mit seinen gewohnten Versicherungen unabänderlichen Wohlwollens und fortbestehenden Vertrauens hin; sie aber ließ mit Klagen nicht nach und am 17. Juni schrieb sie von Antwerpen aus, daß nachdem die Städte unterworfen und das ganze Land ruhig sei, ihr die Ankunft des Herzogs von Alba mit so bedeutenden Streitkräften gar nicht mehr nöthig scheine. Das Gleiche stellte sie dem Herzoge selber vor; und nachdem dieser weder Halt machte auf seinem Zuge, noch der König ihn zurückberief, machte sie am 12. Juli eine letzte, fast möchten wir sagen, verzweifelte Anstrengung. Sie wolle und müsse freimüthig die unheilvollen Folgen der Ankunft Alba's in den Niederlanden vorlegen; der Herzog sei so verhaßt, daß er die ganze spanische Nation in den gleichen Haß hineinziehe. Niemals hätte sie sich eingebildet, daß der König ihn wählen würde, ohne vorerst sie darüber berathen zu haben; wenn sie nicht vom Könige selbst die

Versicherung seiner eigenen nahen Ankunft erhalten hätte, würde sie die Niederlande alsbald verlassen haben, aber in dem Verlangen, ihm die Hand zu küssen und mündlich Eröffnungen zu machen, die sie dem Papier nicht anvertrauen könnte, hätte sie ihre Abreise aufgeschoben, jetzt aber erkläre sie, daß sie auf jeden Fall im Oktober abreisen werde. [75]

Doch diese Gereiztheit gegen den Herzog, der ihr vorerst zur Seite treten sollte, neben dem sie aber, wie sie wohl wußte, keinen ihrer Würde angemessenen Platz hatte, gibt ihren Berichten und Versicherungen, daß das Land beruhigt und die alte Ordnung wieder hergestellt sei, eine so eigenthümliche Färbung, daß sie beim Könige ihres Eindrucks verfehlen mußten, und auch in unsern Augen ihre Beweiskraft bedeutend abgeschwächt wird. Der alte Viglius anerkannte am 15. Juni, daß freilich die Ordnung hergestellt erscheine, daß aber nicht Alles gesichert sei und die Asche im Verborgenen glimme. [76] Der Mann war von der persönlichen Frage, ob Margaretha von Parma oder Herzog von Alba, nicht berührt, und staatsmännischer Blick ist dem gelehrten Friesen nicht abzusprechen. Ein gleiches Urtheil fällte noch im September der Kaiser Maximilian, daß wer den König glauben machen wolle, daß seine Anwesenheit deßhalb nicht nothwendig sei, weil die niederländischen Angelegenheiten in ein Besserungsstadium getreten, den Lauf der gegenwärtigen Zeiten nicht verstehe. [77]

4.

Der König wollte Herr in seinen Niederlanden sein und der alleinige; er selbst wollte sie zum Frieden und in eine gesicherte Ordnung bringen und konnte seiner ganzen Charaktereigenthümlichkeit nach nicht wollen oder zugeben, daß dieß durch einen Andern geschehe. Nun machte, wie bereits hin und wieder bemerkt wurde, der Kaiser Maximilian Schritte dazu, und dieß ist sicher mit ein Grund für die Sendung des Herzogs von Alba gewesen.

Wiederholt tritt an den Höfen von Madrid und Brüssel die Besorgniß einer Hinneigung eines Theils der niederländischen Provinzen zum deutschen Reiche hervor; vom hohen Adel wußte man,

wie er eine Anlehnung an das Reich suchte, aber auch von einzelnen Städten ist es vermuthet worden. Die Verwandtschaften, die Handelsverbindungen, die theilweise Zugehörigkeit zum Reiche legten den Gedanken nahe, daß die Bedrückten, die in Wahrheit oder in ihrer Meinung an ihren Rechten Gekränkten nach Kaiser und Reich ausschauen müßten. Von den hochverrätherischen Verbindungen mit Deutschland sprechen wir noch nicht, sondern begnügen uns, die Thatsache hervorzuheben, daß in Philipps und Margaretha's Augen das Land verdächtig war, einem Hereingreifen des Kaisers Sympathie entgegenzutragen. Als im Herbste 1566 unter einigen Städten der löbliche Gedanke eines engeren Aneinanderschließens zu desto wirksamerer gegenseitiger Hilfe gegen die Aufrührer auftaucht, wird diese beabsichtigte Selbsthilfe nach dieser Seite hin ausgelegt. Die Katholiken von Antwerpen und Herzogenbusch wollten sich an die von Brüssel und Brabant zu einer Bundeseinigung gegen die Revolution wenden, aber die Statthalterin drückte dem Könige ihre Besorgniß aus, daß unter diesem Vorwande die eigentliche Absicht einer Lockerung des Unterthanenverbandes verborgen liege und die Verbündeten unter dem Schutze des Reiches sich frei erklären möchten.[78]

Der Kaiser ließ seine Anerbietungen an die Statthalterin sowohl wie an den König ergehen; welcher Art dieselben waren, ist bei der Stellung Maximilians zur religiösen Frage nicht zweifelhaft. Margaretha legte sie bei Seite, weil die Friedensvorschläge der Würde des Königs Eintrag thun müßten.[79]

Aber ganz abgesehen von der Art und Weise, wie Maximilian den König und das Volk der Niederlande zur Aussöhnung zu bringen gedachte, so mochte Philipp von einer Friedensvermittlung überhaupt nichts wissen; allen andern Ländern gegenüber immer zur Intervention bereit, wies er jede ab, wenn sie in sein Gebiet hereingreifen wollte. Wir haben einen Gesandtschaftsbericht des Freiherrn von Dietrichstein vom 4. November 1566 vor uns; darin bemerkt der Gesandte, wie der König die Vermittlung des Kaisers zuerst höflich abgewiesen: „Er nem E. k. Mt. wolmainunde getrew und bruderlich nachdenkhen, so si in seinen Sachen

mit so getrewen fleiß gehabt, neben derselbigen rathlichen getrewen bedenkhen und erbietten zu sunteren freuntlichen und hohen dank an, spuere daraus genuegsam, wie gar bruderlichen und trewlichen ihme E. Mt. die große lieb und begier, die er für E. M. wolfarth wegen habe, vergelten thue. Es sei awer das ain sachen, die wol eines gueten nachdenkhens bederfe, kundte mier derhalben dieser zeit nit darauf antwurten, wolle awer mit ehesten sich hierinen resolviren, und was er sich entschlossen, wissthaft machen." Als aber Dietrichstein hierauf erwiderte, der König sollte und möchte sich versichert halten, daß der Kaiser es treulich mit ihm meine und nichts anderes beabsichtige, als ihm viele Gefahren, große Sorge, Mühe und Unkosten zu ersparen, und den niederländischen Zwiespalt durch seine Dazwischenkunft und sein dort geltendes Ansehen zu schlichten, überzeugt, daß mit der Schärfe nichts werde ausgerichtet werden, antwortete der König, daß er nie daran gedacht habe, seine Unterthanen mit Schärfe zu behandeln, daß es offenkundig sei, wie er seit Jahren alle Mittel der Güte und Milde aufgewendet habe, daß sich aber jetzt herausstelle, wie es wohl nie so weit gekommen wäre, wenn er von Anfang an mit mehr Strenge aufgetreten wäre, er könnte jetzt aber nicht unterlassen, Dasjenige vorzukehren, was zur Erhaltung der Ehre und des Dienstes des Allmächtigen ihm nothwendig scheine. Und in die Aufregung sich hineinredend, wies er die Zumuthung des Gesandten mit dem gereizten Worte ab: „Er wäre mit dem wenigsten nit gemaint noch bedacht, jemandt anderen zu beleidigen, vill weniger mas oder ordnung zu geben, wie man es im reich oder außer seine lant in religion oder profan sachen halten soll, werde auch nit befinten, das er je ainige bundtnuß deshalben mit jemant practiciert oder gemacht habe; was er fürnemb gescheh allain gegen seine unterthanen, verhoffte, es solle ime auch hierin von anderen khain Hindernuß beschehen.[80]

Dietrichstein gab sich seinem Auftrage gemäß nicht zufrieden, und in den folgenden Jahren werden wir die Vermittlungsversuche Maximilians noch energischer erneuert finden. Hieher aber gehört ein Schreiben des Kaisers vom 2. Juli 1567, in welchem es heißt,

er sei überaus erfreut gewesen, aus des Königs Schreiben zu ersehen, daß S. M. gedenken, bei dem ersten Entschlusse zu beharren und dasjenige zu verwirklichen, was Sie ihm, den Churfürsten und Fürsten des Reiches versprochen, nämlich gegen die Unterthanen der Niederlande mit der S. M. eigenthümlichen Milde und Güte zu verfahren und Denjenigen zu verzeihen, welche ihre Schuld bekennen und um Gnade bitten würden. Dieß sei ein Sr. Majestät würdiges Werk und derjenigen Handlungsweise entsprechend, welche von den Nachkommen des Hauses Oesterreich vorausgesetzt wird. Die den Pflichtvergessenen gewährte Verzeihung wirke nicht blos Zuneigung bei den Unterthanen, sondern diene auch die aufgeregten Gemüther der Reichsfürsten und die Nachbarn in Deutschland zu beruhigen. Eure Majestät werden daher durch dieses milde Verfahren ewigen Ruhm bei allen Potentaten der Christenheit ernten; dasselbe erscheint aber um so angemessener, als die Aufständischen die Waffen niedergelegt haben und die Ruhe wieder hergestellt ist. Leicht sei es jetzt, die vom Pöbel begangenen Verbrechen und Ausschweifungen nachzusehen, und sicher sei an einem Fürsten nichts lobenswerther, als wenn er seinem Feldherrn und allen Vorgesetzten eine solche Handlungsweise zur Pflicht macht. Geschieht das, so sei der Kaiser der festen Ueberzeugung, daß die Rückkehr zum Gehorsam, wie gewünscht wird, sicher eintreten und daraus größerer Vortheil erfolgen werde, als der ist, den eine strenge Behandlung in Aussicht stellt. Es sei auch nicht abzusehen, welch' ein anderer Ausweg sich darbiete, wenn der Ruin der Niederlande und die Zerstörung ihres reichen, Sr. Majestät und ganz Deutschland so wichtigen Handelsverkehrs verhütet werden sollen. Ueberdieß sei zu bedenken, daß die Nachsicht Gott mehr als die Härte gefalle und die Rückkehr zur katholischen Religion durch andere als durch die angewandten Mittel bewerkstelligt werden könne. Er bitte demnach, S. Majestät wollen diese aus eifriger brüderlicher Liebe hervorgegangenen Vorstellungen gnädig aufnehmen und sie um so mehr entschuldigen, als er dabei dem Impulse und den Bitten folgt, welche von den Churfürsten und von vielen andern weltlichen und geistlichen Fürsten an ihn gelangt

sind. Ihm, der die Größe und Wohlfahrt Sr. Majestät im Auge hätte, erscheine auch die angerathene Weise des Verfahrens gerechtfertigt, denn nur sie verspricht Ruhm und den Wiedergewinn der allseitig versöhnten Gemüther, dieß aber sei dem Ansehen Sr. Majestät und dem Interesse der Staaten angemessen." Diesem Vorgehen gegenüber aber hat Philipp seine Sache in die Hände eines Mannes zu legen sich veranlaßt gesehen, der mit ganz anderer Autorität aufzutreten verstand, als Margaretha, und nach diesem Gesichtspunkte begreift sich die Sendung Alba's, ohne daß dessen Heerzug als ein Rachezug erscheinen muß.

5.

Wenn wir uns nun die Bilder vergegenwärtigen, in welchen der Zustand der Niederlande in der Zeit vom August 1566 bis zum Sommer 1567, also vom Bildersturm bis zur Ankunft Alba's sich darstellt, so wird es uns auch nach dieser Seite hin klar werden, warum Philipp den Herzog von Alba nicht nur zu seinem Stellvertreter in den Niederlanden gewählt, sondern auch dessen Sendung troß der Abmahnungen der Statthalterin nicht mehr rückgängig gemacht hat.

Nachdem schon im Juni 1566 (vgl. Bd. I, S. 329 f.) unter den adelichen Bundesgenossen eine Spaltung eingetreten war, wurde der Riß durch die Verhandlungen von St. Trond noch erweitert, da die Furchtsameren und die es ehrlich mit der alten Kirche meinten, von der Gemeinschaft mit den Sektirern sich abgestoßen fühlten und es bedenklich fanden, mit diesen Elementen die Opposition gegen die Regierung weiter zu führen. Ein weiterer Bruchtheil, die Krakehler, behandelte die ganze Angelegenheit als ein Junkerstückchen, sie riefen: „es leben die Geusen!" zogen auf die Versammlungen, weil eben die Zechbrüder auch sich einfanden und dann wieder nach Hause, ohne sich weiter den Schlaf verderben zu lassen, gerade wie wenn sie ein Kinderspiel und sonst nichts unternommen hätten. [82]

Um so energischer trat der Kern der Bundesgenossenschaft auf, am thätigsten neben Brederode der Graf Ludwig von Nassau. Dieser vertrat mit Heftigkeit die Ansicht, daß man sich der Person der

Statthalterin versichern und die Gegner mit den Waffen niederwerfen müsse, bevor sie sich gesammelt und ihre Streitkräfte geordnet hätten. Alle Versprechungen Margaretha's dienten, wie er auseinander setzte, nur dazu, den Adelsbund zu sprengen und die einzelnen Bundesgenossen auf ihren Sitzen und Schlössern abzufangen, er für seine Person möchte sich mit dem Könige und den Seinen an keinem Orte einfinden, wo diese die Ueberhand hätten; das Beste sei, man bleibe beisammen, denn wenn man einmal auseinander gegangen, habe es große Schwierigkeit, sich wieder zusammenzufinden und immerhin werde die Sammlung eine geraume Zeit in Anspruch nehmen. Die Mehrzahl war gegen diesen Vorschlag, dagegen fand er auf einer andern Seite allen Beifall, bei den Consistorien.

Diese nahmen die Bewegung so kräftig in die Hand, daß der Adelsbund vor dem Aufflammen des calvinischen Geistes immer tiefer in den Schatten zurücktrat. Als nun wenige Wochen nach der Versammlung von St. Trond der Bildersturm durch die Provinzen brauste und hinter den wilden Elementen der Revolution die Rückzugsbrücke zusammenriß — hat nicht zweihundert Jahre später der schreckliche Danton mit den Septembermorden dasselbe beabsichtigt? — da standen neben den Consistorien nur noch kleine Reste des Adelsbundes auf dem Kampfplatze, und diese waren entschlossen, keinen Frieden von der Regierung anzunehmen, sondern ihn zu diktiren.

Wohl war gegen den Sommer 1567 hin Ruhe eingetreten, aber diese bedeutete keine Beruhigung, und die da an den Frieden glaubten, täuschten sich.

Man muß dabei nicht blos an die Endabsichten des schweigsamen Oranien und seines streithaften Bruders Ludwig denken, sondern sich auch das Wesen des Calvinismus im sechszehnten Jahrhundert vorstellen, dieß finstere, eigensinnige, gewaltthätige, herrschsüchtige Wesen, das sich in den Vorstellungen der alten Propheten Israels berauschend Gottes Schwert und Streithammer zu sein wähnte zur Zertrümmerung der katholischen Welt. Den Haß Gottes gegen die Sünde machten diese Reformirten zu ihrem Hasse gegen

die Katholiken, und die Tausende, die unter der Herrschaft der strengen Religionsgesetze aus dem Lande gegangen und nun aus Deutschland, England, Frankreich und Genf auf den Boden der Heimath zurückgekehrt waren mit der glühenden Begierde nach Rache für all das Leid, in dem sie ihr Brod ferne von dem theuren Vaterlande mit Thränen gegessen hatten, standen jetzt in Waffen ihren Pfarrern, von denen sie angeklagt, den Magistraten, von welchen sie verurtheilt worden waren, gegenüber. Die Stunde hatte zu einem Kampfe geschlagen, der sich mit dem Bildersturme, so schrecklich dieser auch war, nicht austobte; bis mit dem Gedärme des letzten Priesters der letzte König nicht aufgeknüpft ist, kann die Freiheit eine Stätte in Europa nicht finden! ist das Losungswort der Revolution im neunzehnten Jahrhundert; die Calvinisten sagten im sechszehnten: „so lange ein einziger Priester noch im Lande sei, stehe es um ihre Sache nicht gut, um die Tauben zu verjagen, müsse man die Taubenhäuser niederreißen, und wenn einmal die römische Abgötterei abgeschafft sei, müsse man den Stolz des Adels beugen, den Mord der Brüder rächen und an die Beutelschneidereien der Herren vom Gerichte, der Advokaten und der Prokuratoren gehen.[83] In Mons wurde im Frühjahre 1567 Franz von Glarges, Herr von Eslemmes, also Einer vom Adel, gerichtet, dem außer den gewöhnlichen Schimpfereien gegen die Geistlichkeit, den Glauben, die Einrichtungen und Gebräuche der Kirche allerhand revolutionäres Gerede vorgeworfen wird, wie z. B. daß Christus den Juden gesagt habe, daß sie nicht wüßten was sie wollten, da sie einen König begehrten, daß die Schweizer glückliche Leute seien, da sie keinen König, sondern eine Republik hätten.[84]

Solche Reden und die Gluth der Calviner zündeten ein Feuer an, das durch die Statthalterin scheinbar erstickt werden konnte, beim Heranrücken Alba's aber nicht erlöscht war. Auf Barmherzigkeit der Gerichte konnten diese wilden Elemente nicht rechnen, und der Regierungsgewalt standen Verzweifelnde gegenüber. Als sie besiegt waren, trugen Diejenigen, deren Blut nicht im Kampfe oder unter dem Henkerbeile geflossen war, die nicht am Galgen oder im Feuer geendigt, ihren Groll und fanatischen Haß hinaus

in die Lande und standen in England, Frankreich, Deutschland und Genf auf der Wacht, ob nicht eine Wendung des Geschickes sie in's Vaterland zurückrufe.

In Antwerpen stellte ein Kaufmann Marco Perez, ein Spa nier von Geburt, seinen unermeßlichen Reichthum der kirchlichen un politischen Revolution zur Verfügung. In seinem Hause fand i Oktober 1566 eine Zusammenkunft von Predigern und deren Pa teigenossen statt, die einen waren aus der Stadt selbst, die ander aus Flanderland gekommen. Da wurde eine Geldsammlung ve abredet, man wollte drei Millionen Gulden aufbringen und de Könige als Preis für die Gewährung freier Religionsübung a bieten. Am 27. Oktober haben die von Antwerpen, später die v Mecheln, sowohl Calviner als Lutheraner, bei der Statthalterin ei darauf bezügliche Schrift eingereicht,[85] sind aber, wie sich v selbst versteht, mit Entrüstung abgewiesen worden. Nun wurd zum Scheine den kleinen Leuten ihre beigesteuerten Pfennige zurü gegeben, aber daß der tief verschuldete Brederode seine zehntause Kronen, Ludwig von Nassau seine zehntausend Brabanter Gulde Maximilian v. Blois seine hundert Kronen auch wieder zurückgez gen haben, davon ist nichts bekannt geworden, denn diese Herr dachten nicht daran, ihr Geld in den Schatz des Königs abzuführe sondern zur Truppenwerbung ist diese Sammlung veranstaltet wo den, und der Antrag an die Statthalterin sollte auf der einen Sei die arglosen Leute täuschen und auf der andern die eifrige Thäti keit decken, welche die Consistorien und deren Häupter entfaltete Abgesandte eilten nach Gelderland und Friesland, von da kam Docko Filtema und Fock Aysma nach Antwerpen, und Gilles Lecl war überall, er zog von einem Consistorium zum andern und tri zur Mitwirkung. Derick Vogelsanck und Philipp Wattepatte hab vor Alba's Blutrath gestanden, daß das Geld zur Truppenwerbu bestimmt gewesen sei. „An Gold und Silber, diesem Nerv d Krieges, sagt Pontus Payen, hätte es Oranien nicht gefehlt, lange die Sektirer noch einen einzigen Thaler in der Tasche geha besonders die Calvinisten, welche durch die That die Wahrheit d Wortes im Evangelium zeigend, daß die Kinder der Finsterniß

ihrer Art viel klüger sind, als die Kinder des Lichtes, die Aufrichtung ihrer Religion mit einem ganz andern Feuer und Eifer betreiben, als wir die Vertheidigung der unsrigen uns angelegen sein lassen." [86]

Damit die protestantischen Fürsten Deutschlands, welche an der Augsburger Confession hingen, keinen Anstoß nähmen, hat Ludwig von Nassau die Calviner zu bereden gesucht, zeitweilig ihren besondern Standpunkt aufzugeben; trotzdem die Reformirten in ihrer Ausschließlichkeit und Herrschsucht das Augsburgische Wesen fast noch mehr haßten, als das katholische, so waren sie doch, nachdem Beza in Genf seine Zustimmung gegeben, geneigt, auf den Antrag einzugehen, und so wurde auf Grund einer eigenen Bekenntnißschrift die Bitte an den Kaiser und den demnächst zusammentretenden Reichstag um Vermittlung und Hilfe beschlossen. Wenn der Kaiser ihre Sache nicht fördern wollte, so dachten sie an die Kurfürsten und andere Stände des Reiches, daß diese ihn mit einer Verweigerung der Reichshilfe gegen den Türken bedrohen sollten. Für den Fall, daß dieser Schritt resultatlos bliebe, wollten sie ein Bündniß mit den Schweizern eingehen, daß diese dem Könige den Heerzug in den Alpenpässen versperrten. Und noch weiter ging die Wühlerei, wie wir später sehen werden.

Dieß ist in Amsterdam auf einer Versammlung, die zwischen dem 23. November und 1. Dezember, oder zwischen dem 3. und 9. Dezember 1566 stattfand, geplant, und dabei ist das Bündniß zwischen dem der Revolution noch treu gebliebenen Bruchtheil des Adels und den Sektirern durch hohe Eide bekräftigt worden; die Adelichen schwuren, die Kaufleute und Consistorien gegen alle Diejenigen, welche die Gewissensfreiheit antasten möchten, in Schutz zu nehmen, und die Sektirer versprachen, ihr Geld und ihre Person für die gemeinschaftliche Sache einzusetzen. [87]

Die Abgeordneten der Consistorien traten am 1. Dezember in Antwerpen zusammen, und hier wurde die Organisation der Revolutionspartei vollendet. Aus derselben geht hervor, wie weitausschauend die Plane waren und wie fest angelegt, so daß, wenn

auch die Statthalterin über die Wirksamkeit ihrer Erfolge sich täuschen konnte, das Land für beruhigt ansah, wir doch nicht denken können, daß diese Organisation nur getroffen worden sein sollte, um nach dem ersten siegreichen Anpralle der Regierung schon wieder auseinander zu gehen.

Es wurde die Frage erörtert, ob in den Niederlanden ein Theil der Vasallen und Unterthanen befugt sei, mit Waffengewalt der Regierung entgegenzutreten, im Falle diese die Privilegien breche und nicht beobachte und offenbar Gewalt und Unrecht pflege.

Die Antwort lautete bejahend, und nun handelte es sich um die Wahl der geeigneten Mittel zur Ausführung.

In erster Reihe erhob sich die Frage nach dem Haupte und Führer.

Ihn sollte ein beständiger Rath von sechs Edelleuten umgeben, und er in allen wichtigen Angelegenheiten an deren Beistimmung gebunden sein. Dieser Rath der sechs Edelleute aber wurde durch die reformirten Kirchen der Niederlande aufgestellt. Ein anderer Rathskörper, ebenfalls von sechs Mitgliedern, wurde aus den Kaufleuten genommen und hatte die Geldsachen zu besorgen. Das Oberhaupt war durch denselben in allen belangreicheren Ausgaben beschränkt.[88] Geld wurde durch die Consistorien massenhaft aufgebracht.[89]

Zweierlei tritt hier unserer Betrachtung entgegen, die sichere Organisation und die Uebermacht der Consistorien, vor der die Reste des Adelsbundes so zurücktreten, daß diese nicht mehr wie früher die leitenden Elemente der Bewegung bilden, sondern den Consistorien als deren Werkzeuge dienen. Der revolutionäre Gedanke hatte sich aus der verschwommenen Masse zurückgezogen und beherrschte nun mit Klarheit und siegender Kraft die Entschlossenen. Die entschlossensten waren die Häupter der reformirten Partei; diesen mußte, wer vom Adel noch mitthun wollte, sich unterordnen, und selbst Oranien war davon nicht ausgenommen, wenn es ihm gelingen sollte, aus Philipps Krone den Juwel der niederländischen Provinzen zu brechen und zur Calvinischen Republik den Grund zu legen, was er nicht wollte, aber geschehen lassen mußte.

Als über die Bestellung des Oberhauptes Umfrage gehalten urde, schwebte sein Name auf Aller Lippen, aber die Consistorien ochten sich ihm wegen seiner lutherischen Gesinnung nicht ganz wertrauen, und troß ihrer auf dem Tage von Amsterdam bewienen Anbequemung siegte doch wieder das Prinzip ihrer Confession, e Ausschließlichkeit, und der Aufstand sollte einen Calvinischen harakter haben.

Nächst Oranien kam Horn in Frage, aber auf Brederode reinigten sich die Stimmen, und dieser ging mit allem Feuer iner wilden Natur ins Zeug. Schon am 9. Dezember gingen ine Boten zum Pfalzgrafen, dem einzigen reformirten Fürsten n Rhein, und verhandelten über die Truppenhilfe, welche er den onsistorien angeboten hatte. Einige seiner Leute versuchten sich in n Besitz Utrechts zu setzen; Anton von Bombergen besetzte in seinem amen Herzogenbusch; den Aufständischen in Valenciennes wurde ldige Hilfe zugesagt; Cocq von Neerijnen, Philipp Wingle, van r Aa und Andelot erhielten von ihm Patente zur Truppenwerung; Ludwig von Nassau war nach Deutschland geeilt; wie Brerode Viane, so hatte Oranien Breda befestigt; in Westflandern igten sich ungeregelte Haufen, ein Gemisch von französischen Hunotten und flämischen Calvinisten — das war die Lage im Jaar 1567.

In der letzten Woche dieses Monats fanden sich bei Oranien Breda Hooghstraeten, der Graf von Nieuwenaar, Horn, van n Berg und Brederode ein; was hier beschlossen worden, ist noch icht klar und vollständig in die Oeffentlichkeit gedrungen; was sicher orliegt, das ist, daß der Aufstand jetzt in die Waffen trat, daß ber Oranien sich bei Seite hielt; wie weit er aus dem Hinterrunde heraus in die Geschicke eingriff, wissen wir nicht. Aber er ganze Operationsplan verräth einen weit helleren und gewiegten Geist, als Brederode ihn besaß. Und wenn auch die Stattalterin mit siegreicher Gewalt die Aufstände niederschlug, so rechtrtigt doch eben dieser Operationsplan die Sendung des Herzogs on Alba auf eine Weise, daß wenn sie unterblieben wäre, der önig von Spanien großer Kurzsichtigkeit geziehen werden müßte.

Sehen wir uns die Karte der Niederlande an! Für den König und seine Armee gab es zwei Wege, den Land- und den Seeweg. Wählte Philipp den ersteren, so war die Provinz Luxemburg das Thor, durch welches er einziehen mußte, kam er zur See, so hing seine Landung zum größten Theile von Demjenigen ab, welcher sich im Besitze der Insel Walcheren befand.

Die Provinz Luxemburg hatte die Königstreue so fest bewährt und gleichfalls der Sektenstiftung so wenig sich aufgethan, daß die Revolution nicht daran denken konnte, hier dem Könige den Weg versperren zu wollen. Daher verfiel sie auf den Plan des Bundes mit den reformirten Schweizerkantonen und hoffte, daß die französischen Hugenotten der königlichen Armee in die Flanken fallen würden. Auf Walcheren dagegen hatte sie so viele Einverständnisse, daß die Besitzergreifung der Insel versucht wurde.

Wir werden bald sehen, wie von drei Seiten her Hilfe erwartet wurde, von England, von Frankreich und von Deutschland. Der englische Zuzug würde seinen Stützpunkt auf der Insel Walcheren, oder direkt in Antwerpen zu suchen haben; die französische Hilfe hatte ihren Schlüssel in Valenciennes, die deutsche im Gebiet des Rheines und der Maas, wo Mastricht und Deventer mit den dahinter liegenden Plätzen Herzogenbusch und Utrecht die Position beherrschen. Indem nun Antwerpen zum Herde der Revolution gemacht und die Besetzung der genannten Städte angestrebt wurde, haben die Leiter des Aufstandes ein strategisches Talent bewiesen und eine so sichere Anlage ihres Planes an den Tag gelegt, daß Philipp in ihnen Kräfte erkennen mußte, welchen die Statthalterin nicht gewachsen sein konnte. Und wenn auch der Kriegsplan für's erstemal gescheitert erschien, so mußte doch die Abwesenheit Oraniens aus den Niederlanden und die allgemeine Weltlage zu Maßregeln zwingen, durch welche einem zweiten Versuche vorgebeugt werden könnte.

Als Oranien im Begriffe war, das Land zu verlassen, hatte er noch eine Zusammenkunft mit den Häuptern der Calvinisten. Er rieth ihnen sich zur Augsburger Confession zu bekennen, dann würde ihnen die Hilfe der deutschen Fürsten in sicherer Aussicht

stehen. Da sie aber erklärten, daß ihr Gewissen ihnen das verbiete, meinte er, noch ein anderes Mittel zu ihrer Hilfe zu wissen, sie sollten ihm sechsmalhunderttausend Gulden vorlegen. Sie erwiderten, daß sie diese schon aufzubringen vermöchten, daß sie aber darüber ins Klare gestellt zu werden wünschten, was der Prinz damit unternehmen würde. Oranien erklärte, sein Geheimniß für sich behalten zu müssen, da, wenn es verrathen würde, seine Unternehmung scheitern müßte. Darüber nun konnten sie nicht einig werden, und so ging man, ohne ein Resultat erzielt zu haben, auseinander.[90]

Welcher Art das in Frage stehende Unternehmen Oraniens gewesen, läßt sich denken, aber eine Andeutung darüber haben wir nirgends gefunden, nur lesen wir bei dem Friesen Winsemius, daß der durch Brederode geleitete Aufstand durch Uneinigkeit, durch widersprechende Rathschläge der Führer vereitelt, und Oranien dadurch veranlaßt worden sei, die Niederlande zu verlassen.[91]

In Oraniens Gefolge befanden sich, wie eine Antwerpische Chronik sich ausdrückt, viele Calvinisten, Bilderstürmer, Kirchendiebe, Martinisten u. s. w.

Was er weiter spann, werden wir bald sehen; jetzt haben wir einen Blick auf die Weltlage zu werfen.

6.

Wenn die Statthalterin am 13. September 1566 ihrem königlichen Bruder schreiben konnte, daß in der Absicht, alle Katholiken aus den Niederlanden zu verjagen und dem Könige diese Provinzen zu entreißen, in Hessen und Sachsen Truppen geworben wurden, daß alle protestantischen Fürsten Deutschlands mit den Conföderirten in ein Bündniß getreten seien, wonach nicht blos die Katholiken in den Niederlanden ausgerottet, sondern eine auf Entthronung der katholischen Fürstin und Vertilgung des Hauses Oesterreich abzielende Umwälzung herbeigeführt und es dahin gebracht werden solle, daß die Häretiker in Frankreich und England und überall, wo sie die Stärkeren sind, ebenso zu Werke schreiten, . . . und wenn Margaretha am 15. Oktober weitere Nachrichten über ein Projekt der

Theilung der Niederlande gibt, so klingt das so abenteuerlich, daß die Frau selber beifügt, daß sie kaum daran zu glauben vermöge. Aber so unwahrscheinlich waren denn doch die Vermuthungen nicht, welche bei der Abfassung der Depeschen Margaretha's mit zu Rathe saßen, und es gebührt dem Herrn Matthias Koch das Verdienst, nicht zwar das Gerücht dieses Theilungsprojektes sicher gestellt, wohl aber den Nachweis geliefert zu haben, daß in den Jahren 1566 und 67 unter dem Adel Deutschlands, Frankreichs und der Niederlande eine Verschwörung zum Umsturze der bestehenden staatlichen und socialen Ordnung bestanden habe.[92] Wir haben bereits in unserem ersten Bande S. 294 f. auf den Zusammenhang der niederländischen Revolution mit der in Gotha niedergeworfenen Verschwörung deutscher Adelichen hingewiesen, und es ist hier der Ort, darauf zurückzukommen.

Unter den Männern, welche aufrichtig zur neuen Religion hielten, waren viele der Ansicht, daß ihr mit der Gewalt der Waffen zum Siege und zur Oberherrschaft verholfen werden müsse. Im Wesen des Calvinismus lag geradezu die Streitlust zur Ausrottung der katholischen Religion. Da nun mit dem Zusammensturze der Kirche viel und reiches Gut herrenlos wurde, haben sich aller Orten im Reiche Schnapphähne gefunden, welche gerne mit den Neureligiösen hielten, nicht im Interesse der Religion, sondern in der eigennützigsten Absicht der Bereicherung durch Plünderung und Raub. Nachdem die Fürsten als Territorialherren nicht nur die Kirche, sondern auch das Kirchengut reformirt hatten, wollte die Ritterschaft darin nacheifern und auch ihren Theil sich erwerben. Da nun außerdem seit langen Jahren her der Adel mit den Fürsten zerfallen war und die Absichten der Reichsritterschaft aus den Zeiten Huttens, Sickingens 2c. noch fortwirkten, so fanden sich die Elemente zu einem Adelsbunde gegen die Fürstengewalt, wie sie im Schmalkaldischen Bunde auftritt, ganz von selbst zusammen, „die Zeitströmung trieb die Brandstoffe zur Empörung von allen Seiten herbei.“

In Frankreich waren die Absichten der Hugenotten wesentlich politischer Natur; der weitaus größeren Mehrzahl diente die refor-

irte Religion nur als Deckmantel für ihre revolutionären Absich-
n, nur als Mittel diese zum Durchschlag zu bringen. In den
Niederlanden hat der Adel das Gleiche gethan, er hat reformirt,
m das Land gegen den König aufzuwiegeln. Für Deutschland
ibt Kaiser Karl V. schon im Jahre 1546 den Aufschluß, daß die
ufrührer die Ehre des Allmächtigen und den heiligen christlichen
Glauben vorschützen, aber lediglich zum Deckmantel und Firniß ihrer
uf den Umsturz der bestehenden Ordnung und Reichsverfassung ge-
chteten Absichten. Zur Durchführung derselben seien sie gesonnen,
nruhen in Deutschland anzuzetteln und mit Hilfe derselben und
er eintretenden Gesetzlosigkeit, der Herrschaft und der Güter auf
em Wege der Gewalt sich zu bemächtigen. Dieß sei nicht minder
ffenkundig, als der Angriff auf das Kaiserthum und dessen Rechte.
Mit allen Kräften und Mitteln strebten sie den Ausbruch einer
mpörung herbeizuführen, sie scheuten sich auch nicht, von einem
Waffenangriff auf ihn zu sprechen, willens die Nation in Abhängig-
it zu versetzen . . . [93]

Die Unzufriedenen in Frankreich, den Niederlanden und Deutsch-
and hatten die Interessen gemeinsam, und was war natürlicher,
ls daß sie sich zusammenfanden?

Bekanntlich ist bei der Eroberung Gotha's die Correspondenz
er Aufrührer dem mit der Exekution der Acht beauftragten Kur-
irsten von Sachsen in die Hände gefallen, und aus dieser gehen
lgende Nachrichten hervor. „Vorgestern Abend," schreibt Philipps
Gesandter Chantonay aus Wien am 24. Mai 1567, „sagte mir
er Kaiser, unter Grumbachs Papieren, deren zwei ganze Koffer
ch vorgefunden, gebe es viele und schreckliche Dinge, und sie ent-
üllten die von ihm und seinen Mitschuldigen gehegten bösen Ab-
chten vollständig. Sie strebten nach dem Untergang und
er Ausrottung aller Fürsten des deutschen Reiches, und um
iese Anschläge zu rechtfertigen, gaben sie vor, daß Alles aus Eifer
ir die Macht und Größe des Kaisers geschehe, gleichsam als ob
e zu Gunsten Seiner Majestät eine erbliche Monarchie gründen
ollten und die Erinnerung an die Wahl und die Kurfürsten für
lle Zeit ausgetilgt sein sollte" . . . Auf diese Eröffnung des Kai-

sers bemerkte Chantonay, „in dem gegebenen Falle liege eine Verschwörung von Edelleuten vor ähnlich den Unruhen, welche eine Rotte Schlechtgesinnter vor beiläufig dreißig Jahren erregte, denen auch die Absicht zu Grunde lag, die Staaten unter sich zu theilen und eine Republik zu gründen." Der Kaiser selbst gibt in einem Schreiben vom 13. März 1567 an den Herzog Christoph von Würtemberg weiteren Aufschluß: „Hochgebornner lieber Vetter, Gevatter und Fürst. Nachdem es nunmehr alss landkündig, offenbar und gemein, das es auch fernern ausfürens oder beweiß gar nit bedarff, wellichermassen die Aechter und Ihr schedlicher undüchtiger Anhang ain gutte und lange Zeit hero, wie auch noch neben villen andern unzäligen bösen misstatten, insonderheit auch allen ihren fleiß, Synn Gedanken und geschwinde argliſtige Practiken Dahin zu richten understanden und noch auff disen heutigen Tag so vil Jnen müglich understehen. Damit under ainsten ain Auffstand und empörung des gemeinen Adels wider uns, die Churfürsten, Fürsten und andere landfürstliche Lehen Herrn im h. Reiche teutscher unserm geliebten Vatterland angesponnen und fürnemlich die Ritterschaften So under uns den Churfürsten und Fürsten in landsfürstlicher und sonnst andern Lehen Herrn gesessen, zu einer verderblichen Rebellion wider unns, Jre Liebden, L. andachten und Sy bewegt, gereizt und aufgewicklet werden möchten. Darzu sich dann zu der Achter vertaidinger und Handhabers der Rebellisch Receptor Herzog Hans Friedrich unnder dem schein Adellicher freyheit Jn das alte Wesen zu bringen, großen beistand Ann mer ortten verheissen und sich gleichsam Alß für das Haupt ainer solichen Faction durch mancherley mit anerbietig gemacht. Allso das dise Auffruhrstifftung und schedliche Auffwickhlung viller ortten im heiligen Reich under dem Adel mit aller Handt Süessen betrüeglichen für- und angeben, dermassen außgesprengt und eingeschleicht worden . . ." Daß diese Verschwörung über die Grenzen Deutschlands hinausreichte, steht unzweifelhaft fest.

Als, wie oben mitgetheilt, der spanische Gesandte in Wien gegen den Kaiser die Bemerkung machte, wie daß dieselbe mit dem Schmalkaldischen Bunde Aehnlichkeit habe, welcher selbst dem Türken

die Thore geöffnet, damit dieser Alles an sich reißen könne, erwiderte der Kaiser, „daß diese Verzweigungen noch viel weiter reichten, daß eine erschreckliche Correspondenz mit den Niederlanden bestehe. Ueber diese gibt der Kaiser später weitere Auskunft, denn am 20. September 1567 berichtet Chantonay an seinen Monarchen, daß die Originalbriefe einiger Niederländer, die man vielleicht nicht sonderlich im Verdacht habe, sich in den Händen des Kaisers befinden, Briefe, die nicht abgeläugnet werden können, weil sie mit der Namensunterschrift und dem Insiegel derer, die sie schrieben, versehen sind." Ueber weitere den Zusammenhang mit den niederländischen Bestrebungen feststellende Nachrichten verweisen wir auf unsern ersten Band und heben hier nur noch hervor, wie die Verschworenen ihre Fäden bis nach der Türkei hin spannen. Darüber berichtet Strada,[91] daß im Consistorium von Antwerpen das Schreiben eines gewissen Johann Miches, eines Menschen, der beim Sultan zu hoher Gunst sich aufgeschwungen, gelesen worden sei, in welchem die Calvinisten aufgefordert werden, die Ausführung ihrer Verschwörung gegen die Katholiken, die sie mit so viel Muth und Großherzigkeit begonnen, zu beschleunigen; daß der Großtürke gewaltige Unternehmungen vorbereite und in kurzer Zeit die ottomanischen Armeen dem König Philipp so viel zu schaffen machen werden, daß er keine Zeit haben werde, an die Niederlande auch nur zu denken.

Es kann nur zur Aufklärung über die Plane und Hilfsmittel der Revolution dienen, wenn wir nach Strada Weiteres über die abenteuerliche Persönlichkeit dieses Miches mittheilen. Er war ein spanischer Jude, der frühe aus der Heimath nach Antwerpen flüchtete, wo er zu Ansehen gelangte und lange blieb, bis er eine Tochter aus guter Familie entführte und nach Venedig ging. Hier machte er den Vorschlag, den Juden eine von den kleinen Inseln zur Wohnung anzuweisen; da es abgeschlagen wurde, nährte er einen ingrimmigen Haß gegen die Venetianer. In Konstantinopel gelangte er durch seine Verbindung mit einer reichen Jüdin zu großem Besitz und in Cilicien bei Solimans Sohne Selim durch immer neue Erfindungen raffinirter Vergnügungen zu ebenso großer Gunst, so daß er nach der Thronbesteigung dieses Fürsten im Kriegsrathe eine

gewichtige Stimme erhielt. Von ihm wurde eine Verbindung zwischen den zum Aufstande geneigten Mauren Spaniens und den Türken hergestellt, wodurch die ersteren zu ihrer Unternehmung ermuthigt wurden. Venedig und Spanien zu schädigen, das war das Ziel seines Strebens, darum sollte im südlichen Spanien und in den Niederlanden das Feuer des Aufruhrs aufflammen, damit der Türke seinen Siegeszug durch Europa unternehmen könnte. Man muß hiebei nicht vergessen, daß Kaiser Maximilian in dieser Zeit 1566 und 1567 in den schwersten Türkenkrieg verwickelt war, um zu begreifen, mit welchen Hoffnungen die Verschwörer in Deutschland und den Niederlanden nach dem Türken ausschauten.

Sicher ist die Lage Europa's von Herrn M. Koch richtig gezeichnet worden, wenn er über den Zusammenhang der Gothaischen Verschwörung mit der Empörung der Niederlande schreibt, daß „die Gemeinsamkeit der Unternehmungen zur Umwälzung der politischen und religiösen Verhältnisse Frankreichs, der Niederlande und Deutschlands zur historischen Thatsache erhoben erscheint und als Grundlage dieser Unternehmungen nicht länger einseitig wie bisher das religiöse Motiv gelten kann, sondern das ursprünglich mitwirkende, die Kräfte dreier Länder vereinigende Streben der Oligarchie erkannt werden muß. Eine Verbindung des Adels dreier Länder zum Sturze der Fürstenthrone und zur Begründung der Adelsherrschaft ist eine wohl nie wiederkehrende und gewiß selten dagewesene Erscheinung. Inzwischen blieb sie in der Geschichte bisher meist unter dem entsprechenden Colorite von Bestrebungen für die Religionsfreiheit verborgen. Wenn auch so hervorragende Geschichtschreiber wie Guizot und Ranke gestehen, daß bei den religiösen Unruhen in Frankreich politische Beweggründe wesentlich mitwirkten, und damit nicht bloß eine kirchliche Reform, sondern auch der Umsturz bezweckt war, so hat man ihn dagegen bei den Niederlanden bis auf diesen Tag hartnäckig geleugnet und bei Deutschland gar nicht gesehen. Die Pläne der Verschworenen zu Gotha gingen auf einen allgemeinen Aufstand des Adels gegen die Fürsten, dessen nächster Zweck Sprengung des Lehensverbandes war, wodurch die Lehen sich in Stammgüter verwandelt hätten. Da von dieser Veränderung alle Verhältnisse aus ihren

Fugen gerissen worden wären, so würde der Sturz der Reichsverfassung und des Kaiserthums unvermeidliche Folge dieser Neuerung gewesen sein. In der Aeußerung des Kaisers: sie (die Verschworenen) strebten nach dem Untergange und der Ausrottung aller Fürsten des Reiches, und nach der Beseitigung der Kurfürsten und „der Wahl" liegt die Andeutung, daß es auf Verwandlung des Wahlreiches in ein Erbreich ohne Zweifel zu Gunsten des Hauptes der Verschwörung, des Herzogs Johann Friedrich des Mittlern von Sachsen abgesehen war. Anwendung von Waffengewalt müßte ohnedieß vorausgesetzt werden, wenn der Kaiser nicht ausdrücklich gesagt hätte: „bei einem Aufschube mit der Belagerung von Gotha hätten sie über so viel Kriegsvolk verfügen können, daß sie ihren Endzweck, Deutschland mit großer Gewalt anzugreifen und in Verwirrung und Verderben zu stürzen, erreicht hätten." Dieß setzt außer Zweifel, daß sehr bedeutende Rüstungen verabredet und zum Theil schon vorgenommen waren. Genau aufgefaßt, bestand der letzte und höchste Zielpunkt des verbündeten deutschen Adels in der Herstellung eines einheitlichen Deutschlands durch Aufhebung der Territorialherrschaft, oder mit andern Worten, durch die Verjagung der Fürsten. Gleichwie man aber von dem Herzoge Johann Friedrich verlangte, das Oberhaupt dieses neuen einheitlichen deutschen Reiches zu werden, ebenso trachtete der Prinz von Oranien nach der Herrschaft der Niederlande. Bei diesem ehrgeizigen Bestreben reichten Beide sich die Hände. „Für den beabsichtigten Zweck," schreibt der Kaiser dem Könige von Spanien, „ist ein gleichzeitiger Losbruch und eine solche Vereinigung beider Bewegungen abgekartet gewesen, daß die eine auf die Unterstützung der andern zählen konnte." Damit übrigens kein Zweifel über die Absichten zurückbleibe, sowohl den Kaiser als den König von Spanien zu entthronen, verweise ich auf den Brief Maximilians an Dietrichstein, der mit der Aeußerung schließt: „Hätten sie uns Beide vertilgen können, so wäre es geschehen, aber Gott hat es wunderbar verhütet." [95]

Durch die Niederwerfung des deutschen Aufruhrs vor Gotha ist es verhütet worden, aber nun glimmte das Feuer unter der Asche fort, die Gefahr erschien noch nicht abgewendet.

Noch im September fand der Kaiser, daß einige Fürsten, seit sie von der Wegnahme der Kanzleischriften in Gotha gehört, von Angst und Befürchtungen niedergedrückt seien, und als der spanische Gesandte ihm deßhalb bemerkte, daß wenn Seine Majestät diese Fürsten entweder nicht strafen könne oder nicht wolle, die möglichste Sorgfalt anzuwenden sei, um sie zu beruhigen, weil die Furcht in vielen Fällen Ursache neuer auf Sicherstellung berechneter Umtriebe werde, und diese dann gewöhnlich einen schlimmern Charakter als die ursprünglichen an sich tragen, erklärte der Kaiser sich mit dieser Ansicht einverstanden. Drei Wochen früher, am 30. August, schrieb Chantonay an Philipp: „In dem Reiche ist das Feuer noch sehr in der Lohe, und viele der Grumbachischen Umtriebe und Correspondenzen der Verbannten aus jenen Staaten (den Niederlanden) mit denen von Frankreich werden noch immer fortgesponnen, und wenn es Aufruhr gibt, wie der Kaiser besorgt, so kann es wohl sein, daß der erste Stoß in Deutschland stattfindet, und die flandrischen Angelegenheiten einen Brand verursachen."

Mithin lag für den König von Spanien die Nothwendigkeit vor, die Regierung der Niederlande in anerkannt feste und sichere Hände zu legen.

7.

Wenden wir uns nach England. Bekannt ist die Stellung, welche Elisabeth mit ihren Staatsmännern zum Könige von Spanien einnahm. So lange sie von seiner Seite eine Einflußnahme auf die englischen Angelegenheiten besorgte, lag jede Schwächung der spanischen Macht in ihrem Interesse. Daher fand jede Unzufriedenheit mit dieser ein williges Gehör in England. Das wird in den folgenden Jahren sehr markirt hervortreten. Aber schon aus dem Winter 1567 ist bekannt, daß die vaterlandslosen Calvinisten um englischen Beistand geworben haben. Am 1. Februar 1567 wandte sich das Consistorium von Antwerpen an den dasigen Agenten Englands, Thomas Gresham, mit dem Ersuchen, eine Bittschrift an den Minister und Staatssekretär Cecil zu überreichen. In derselben stellen sie das Gesuch um Schutz und Schirm gegen die An-

schuldigung, als ob sie an Unordnungen, die sie selbst tief beklagten, Theil genommen hätten. Dann aber bitten sie um die Vermittlung der Königin bei Philipp und der Statthalterin.

Durch Ludwig von Nassau erfahren wir, wie die englische Regierung durch das Handelsinteresse sich bestimmen ließ, die Wirren in den Niederlanden mit keineswegs gleichgiltigen Augen anzusehen. In einer am 15. Februar 1567 mehreren deutschen Fürsten vorgelegten Denkschrift, die wir bald näher kennen lernen werden, führt er aus, daß England die Unruhen in den Niederlanden nicht ungerne sehe, da Tausende nach Britannien ausgewandert und daselbst Tuch- und andere Fabriken errichtet hätten und eine Fabrikation trieben, welche die Engländer nicht verstehen; wenn nun in den Niederlanden der Friede wieder einkehre, so werden diese Leute nach ihrer alten Heimath sich zurückwenden, und England in Schaden kommen. [96]

Mehr Besorgniß übrigens als England in diesen Tagen noch mußte dem Könige von Spanien die Lage Frankreichs einflößen.

8.

In der genannten Denkschrift sagt Ludwig von Nassau über Frankreich, dieses habe lange Klauen und große Ansprüche auf die Niederlande, daher sie, die Leiter der aufständischen Bewegung, Bedenken getragen, mit den Franzosen sich einzulassen. Doch seien Condé, der Admiral, Andelot und Montmorenci ihrer Partei, denn diese Herren denken, daß wenn die Niederländer herübergerückt seien, die Franzosen auch daran müßten.

Frankreich war in drei Parteien gespalten, zwischen der katholischen und der hugenottischen schwankte eine dritte, die Mittelpartei. Katharina von Medicis, das arglistige Weib ohne Grundsätze, nur von der Begierde der Herrschaft getrieben, mochte sich keiner von ihnen anvertrauen, weil sie den Einfluß einer jeden besorgte. Von der einen zur andern schwankend, suchte sie jede zu schwächen, damit ihr allein der Triumph der Macht bliebe.

Diesen Zustand der Dinge sah der spanische Hof mit Besorgniß. Er machte die Erfahrung, daß auf die Politik Katharinas

und ihres Sohnes kein Verlaß war, denn niemals konnte m
Ueberzeugung gewinnen, daß bei dieser erbärmlichen Regie
kunst, die vom einen Tage zum andern sozusagen von der
in den Mund lebte, das entschiedene Verfolgen eines klar e
ten Zieles zu erwarten wäre. Da die gewaltthätigen Calvi
die wir auch hier wieder vaterlandslose Menschen nennen n
in Deutschland und England, selbst mit Verrath des Vaterl
ihre Fäden spannen, so drohte, so lange eine kräftige Regie
gewalt ihrer nicht Meister geworden, durch sie ein allgemeiner A
der für die Niederlande äußerst bedrohlich war.

Als auf wiederholtes Andrängen des französischen Hof
vielbesprochene Zusammenkunft in Bayonne zwischen dem 15
und 4. Juli 1565 stattfand — von spanischer Seite war d
nigin Isabella, von französischer ihre Mutter Katharina, ihr
und König, Karl IX. und ihre Schwester Margaretha erschien
hat man die Alarmnachricht verbreitet, daß zwischen Spanie
Frankreich ein Bündniß zur Ausrottung der Protestanten gesc
worden sei. Es ist aber weder ein Bündniß überhaupt gesc
worden, noch ist man überein gekommen, die Protestanten
reichs ohne Gnade und Barmherzigkeit aufzuopfern. Vielmeh
der spanische Hof und dessen Vertreter, der Herzog von Alb
Meinung, daß man in Frankreich nicht wieder die Waffen
fen solle; dagegen wurde die Nothwendigkeit hervorgehoben
das Land von der rebellischen Sekte befreit werde, aber wede
Krieg, noch durch eine Niedermetzelung, sondern die Haupt
führer sollten durch Gefangenschaft oder Hinrichtung unschädl
macht werden. Dieß wurde zur Herstellung des königliche
sehens, der Ordnung und des Friedens für nothwendig, abe
für ausreichend erachtet. Selbst die von der katholischen
am weitesten gingen, riethen zu mehr nicht, namentlich n
einer allgemeinen Proskription, und im Uebrigen hielt m
in Allgemeinheiten. Aber Karl und seine Mutter waren a
mit nicht einverstanden; sie stützten sich gerade auf die dritt
tei, Michel L'Hopital, der Kanzler, war ihr Mann; Alles
sigsten Lichte schauend erwarteten sie eine dauernde Beschwich

r Gemüther. So wenig kann von einem in Bayonne geschlossenen
ündnisse mit Spanien die Rede sein, daß vielmehr dieß das Rich-
ge ist, daß Katharina und Karl selbst dem spanischen Hofe miß-
auten, in dessen Geheimnisse einzudringen suchten, und daß man,
achdem wochenlang bittersüße Reden gewechselt worden waren, ohne
gend einen Beschluß gefaßt zu haben, sich trennte.

Nichts desto weniger wurde Bajonne alsbald zu einem Schlag-
ort der hugenottischen Partei, die stattgehabte Zusammenkunft zu
nem Popanz gemacht, und der dritte Bürgerkrieg bereitete sich vor.

Der französische Calvinismus des sechszehnten Jahrhunderts
t eine fürchterliche Erscheinung. Aus seinem obersten Grundsatze
on der ewigen Gnadenwahl folgte mit Nothwendigkeit die brutalste
yrannei. Wer nicht Calvinist war, trug das Siegel der Ver-
ammniß an sich, deßhalb mußte er gehaßt und ausgerottet werden;
aher der Satz Calvins, daß man den katholischen Königen in's
ngesicht spucken müsse, daher seine Ausführung, daß ein König,
enn er seine Macht nicht dem Dienste der Reformation widme,
ine Würde als Souverain und seine Eigenschaft als Mensch ab-
ge, daß er so entkleidet kein Recht mehr auf den Gehorsam seiner
nterthanen habe und verdiene, angespien zu werden; in diesem
alle aber seien alle katholischen Könige.

Diese religiöse Ueberzeugung mußte herrschen wollen, das
ag in ihrem Prinzip; ihr genügte weder Duldung und rechtliche
Stellung, noch die Freiheit der Gewissen, welche von Theodor von
Beza ein teuflisches Dogma genannt wurde.

Da sie nun in Frankreich eine fest geschlossene Organisation
efunden hatte, deren Glieder in den Händen entschlossener Männer
usammenliefen, so war selbstverständlich die Lage Frankreichs für
en König von Spanien in hohem Grade Besorgniß erregend.

Vom Jahre 1560 an zeigt sich diese Organisation in einer
Weise, daß ganz Frankreich an allen Ecken und Enden den Schlag
mpfindet, der von Einem Willen ausgeht.

In der Lebensgeschichte des Caspar von Coligny [97] steht die
achricht: „Vor der Verschwörung von Amboise (1560) ließ der
dmiral eine Aufnahme aller Jener machen, welche fähig wären,

die Waffen zu tragen, und nachdem er einsah, daß es mehr als zwei Millionen seien, ergriff er andere Maßregeln. Der Venetianer Correro sagt bei Gelegenheit des Complottes von Meaux (1567): „Wahrhaft erstaunlich ist die Ausdehnung und das Geheimniß dieser Verschwörung, denn man weiß, was bei Unternehmungen solcher Art mißlich ist, die leichte Entdeckung Angesichts der Zahl und der Verschiedenheit der Theilnehmer. Die Großen haben sich in die Secte aufnehmen lassen, um ihre Feinde auszustechen, die Bürger, um sich zu bereichern, besonders mit Kirchengut, der Pöbel endlich verführt durch falsche Meinungen. In jeder Provinz hatten sie einen Chef, welcher die Autorität des königlichen Gouverneurs durchkreuzte, wenn je dieser nicht selbst von den Ihrigen war. Unter diesem Chef gab es eine große Zahl von Unterbeamten verschiedener Grade. Dazu kommen die Minister, welche Sorge trugen, mit sehr viel Fleiß die Leute zu unterrichten . . . sie machten oft Sammlungen und die Armen steuerten reichlich bei.“ [98]

In den Memoiren von Tavannes [99] lesen wir: „das Geheimniß, die Treue, der Eifer waren bei ihnen bewahrt. . . . Die Minister zeichnen die Geburten, die Zahl, das Alter der Kinder auf, in Büchern mit Chiffern und Zeichen bemerkten sie die Häuser, Wege und Stege. Die Hochwächter in Genf führten in Frankreich, ohne hier zu sein, aus, was ihnen berichtet wurde, ordneten die Ein- und Ausgaben, den dritten Theil der Beute für ihre Agitation vorbehaltend. Boten zu Fuß, Geheimsprache, Zeichen und Gegenzeichen, Geheimschrift, Chiffern werden angewendet. Wenn die Kirchen, die Diener am Wort, die zuverläßigsten Gemeindebeamten benachrichtigt werden, bereitet sich Alles zu Ueberraschungen, zu Verräthereien und Aufständen; sie betrügen ihre Brüder, Väter, Freunde, den König und den Hof.“

Diese also organisirte Partei hatte ihre festverbundenen Genossen in den Niederlanden; ihre Prediger, ihre Emmissäre, ihre Literatur des Aufruhrs. Auf einer ihrer Generalsynoden drücken die französischen Calvinisten ihr Bedauern aus, daß den Brüdern in den Niederlanden nicht die geeigneten Mittel gegen die Dissidenten zu Gebote stehen, die so wünschenswerthen Mittel, nämlich die

Verwendung des Henkers. Im Jahre 1566 lud der französische Prediger Lagrange die von Valenciennes ein, in den Bund mit dem Prinzen v. Condé und dem Admiral Caspar v. Coligny, den Häuptern der französischen Hugenotten zu treten,[100] und 1567 wurde in den Niederlanden ein Büchelchen stark verbreitet, welches den Titel führte: Heiliger Rath an die verbundenen Edelleute und die Gläubigen in den Niederlanden, zur Warnung vor den Absichten des Herzogs von Alba; darin wird ihnen ein schmachvoller Tod vorausgesagt, wenn sie in ihrer Zwietracht verharren, und sie werden aufgestachelt, die Waffen zu ergreifen und tapfer gegen die Spanier zu streiten, welche ihnen Allen den Tod, den Raub ihrer Güter und eine erbärmliche Knechtschaft der Niederlande geschworen hätten.[101]

Wohl hatte der französische Hof das Verbot der Truppenwerbung für die Rebellen der Niederlande und deren Unterstützung ergehen lassen; Philipp dankte für diese freundnachbarliche Gesinnung in einem Schreiben vom 2. Oktober 1566, aber er glaubte, sich der Fortdauer derselben nicht versichert halten zu dürfen, und zudem ging das Gerücht, daß Coligny zehn Compagnien Reiterei und dreißig Fähnlein Infanterie in Deutschland werben wolle, um troz des Verbotes seines Königs den Gesinnungsverwandten in den Niederlanden zu Hilfe zu kommen.[102]

9.

Aus Deutschland waren bis zu den ersten Tagen des Januar 1567 auf die Briefe des Königs in Betreff der Truppenwerbung für die Niederlande keineswegs ungünstige Antworten beim spanischen Hofe eingelaufen. Mit Ausnahme von Pfalz, Sachsen, Brandenburg und Köln, die bis dahin noch nicht geantwortet hatten, lauteten dieselben für die Sache des Königs geneigt,[103] die Kurfürsten von Trier und Mainz billigten das Vorhaben Philipps gegen die Rebellen und Kirchenschänder und versprachen als Nachbarn, als Reichsstände und Verbündete des Königs ihren Beistand und demgemäß freien Durchzug der in

Deutschland geworbenen Truppen; die andern Bischöfe gaben ähnliche Antworten, und Baiern erklärte sich mit starken Ausdrücken, daß alle Welt mit Waffengewalt diesem Aufruhr, der wie eine Pest Städte und Staaten verderbe, entgegentreten müsse, und glaubte den König noch stacheln zu müssen.[104]

Von dem Pfalzgrafen dagegen verlautete, daß er bemüht sei, den Herzog Ernst von Braunschweig dem Dienste für den König abwendig zu machen.

Friedrich III. gab auch eine stolz verwegene Antwort, in welcher er seine Vertheidigung der Niederlande mit Verwünschungen gegen den Papst, die Bilderverehrung und die Inquisitoren würzte und mit der Erklärung schloß, daß seine Religion ihn dazu verpflichte, seinen Brüdern nicht abzustehen.[105]

Schon im März war die Stimmung in der deutschen Fürstenwelt etwas umgeschlagen, einige Fürsten sagten dem Könige ihre bereits angebotenen Dienste wieder ab, weil sie erfahren haben wollten, daß der König vor habe, wider ihre Religion zu kriegen.[106]

Von den Niederlanden her wurde nichts unterlassen, in Deutschland die öffentliche Meinung gegen Spanien aufzuregen und einzunehmen. Von Seite des heil. Stuhles wollte ein Bündniß der Christenheit gegen den Türken aufgebracht werden. Nun hatte Philipp beantragt, den wegen der Türkenhilfe beantragten Reichstag mit einer ansehnlichen Gesandtschaft beschicken zu wollen, welche mit den Reichsgesandten und dem Kaiser darüber hätte verhandeln sollen, allein dagegen sind vom Kaiser Bedenken erhoben worden. Er stellte vor, daß durch eine solche Gesandtschaft am gewißesten nichts zu erwirken, wohl aber zu besorgen sein würde, daß die protestantischen Stände mit Einstreuungen und Verdächtigungen kämen, „dan die so der widerwertigen Religion, weil der Papst in diese Conföderation gezogen, würden sich nit darein begeben wollen, die katholischen awer würden es nit derfen thuen, um sich bei den andern nicht verdachtlich zun machen.“ In solcher Aufregung befand sich die öffentliche Meinung, und Philipp sah sich veranlaßt, dem kaiserlichen Gesandten zu klagen, es sei wirklich schon dahin gekommen, daß der König bei hohen und niedern Reichsständen

in einen solchen Verdacht gerathen, seit man wisse, daß diese Conföderation dermalen bei dem Kaiser, beim Könige und bei Frankreich vom Papste angeregt und betrieben worden ist. [107]

Die Agitation zur Aufregung der öffentlichen Meinung ist auf Oranien und die Consistorien zurückzuführen.

Am 21. Dezbr. 1566 waren Abgeordnete der letztern in Heidelberg und wandten sich, da sie den Pfalzgrafen nicht trafen, nach Amberg, und da der schwäbische Kreis im Januar zusammenkam, so war es in der Partei ausgemacht, daß sie auch vor diesem ihre Klagen vorbringen werden. [108]

Ueber den Kaiser wurde umhergetragen, daß er in den niederländischen Händeln nur scheinbar mit Spanien halte. Damit dieß desto eher geglaubt wurde, berief man sich auf den Grafen Günther v. Schwarzburg, zu dem der Kaiser selbst gesagt haben soll, daß er darauf Rücksicht nehmen müsse, daß seine zwei Söhne in Spanien sich befinden, und daß er viel Goldes zum Türkenkrieg vom Könige gewärtig sei; wenn er ernste Mandate ausgehen lasse, so brauche man sich doch nicht sehr daran zu kehren. [109]

Oranien suchte sich mit Vorkehrung lutherischer Gesinnung bei den deutschen Fürsten einzuschmeicheln; da der Landgraf Wilhelm von Hessen als ein besonders frommer Fürst bekannt war, so kehrt er vorzugsweise bei ihm diese Seite heraus. Er hofft, daß die calvinisch und die augsburgisch Gesinnten sich noch vereinigen werden und hebt hervor, was er dafür in Amsterdam gethan, und wie daß Hoffnung sei, daß es auch in Antwerpen noch gelingen werde. Um nur ja den lutherischen Fürsten recht angenehm sich zu machen, stellt er ihnen vor, daß sie vor dem Könige die Erklärung ablegen möchten, wie sie und die niederländischen Confessionsverwandten ihm behilflich sein und sich dazu gebrauchen lassen wollen, daß alle anderen Sekten, die sich weder mit der römischen Kirche, noch mit dem Augsburger Bekenntnisse vertragen, verjagt und vertilgt werden. [110] Er wußte recht gut, daß die Calvinisten in den Niederlanden weit zahlreicher waren, als die „Martinisten“ genannten Augsburger Confessionsverwandten, das Anerbieten also, soweit es die Lutheraner verpflichten wollte, eitel Schwin-

delei sei; er wußte aber auch, daß der König nie und nimmer das lutherische Bekenntniß in seinen Provinzen zulassen und wenn die deutschen Fürsten darum bitten, erst recht nicht genehm halten würde, weßhalb alle die Schriftstücke, welche nach dieser Seite hin die deutschen Fürsten bearbeiten sollten, nur den einen Zweck verfolgen, die Gemüther gegen den König einzunehmen und für die gelegene Zeit zum bewaffneten Zuzuge vorzubereiten. In dieser Absicht ist seine Feder auch geschäftig, eine erbarmenerregende Schilderung des Druckes, des Blutvergießens, der Schmerzen und Heimsuchungen der Niederlande zu verbreiten. Herzbrechend weiß er die Klagen über das Loos der armen Christen vorzutragen, und wie sollte es den frommen Wilhelm von Hessen nicht gerührt haben, wenn er las: ... so bitten wir ganz dienstlich und fleißig, Euer Liebden wollen in Ansehung, daß wir und unsere geliebte Gemahlin in diesen Ländern allein sind und in höchsten Nöthen und Gefahren Leibs und Lebens stecken und keinen vertrauten Freund um uns haben, dem wir unser Gemüth und Herz recht eröffnen dürfen, sich unser und der armen Christen aus vetterlicher Treue und Liebe soviel annehmen und uns bei unserm Bruder derselben Eurer Liebden freundlich und getröstlich treuen Rath zukommen lassen, wie doch wir und unser Gemahl uns in diesen geschwinden Zeiten und Praktiken verhalten sollen.[111]

In die Schilderungen des greulichen Blutvergießens, das so vielen armen und frommen Leuten bevorstehe, fließt zu gelegener Zeit die Drohung, daß es den deutschen Fürsten nicht besser ergehen werde, wenn sie nicht bei Zeiten Vorkehrung treffen. „Was nuhn," heißt es in einem am 9. April fast gleichlautend an den Kurfürsten von Sachsen und an den Landgrafen Wilhelm von Hessen gerichteten Schreiben, „nit allain dießen, sondern auch allen andern umbliegenden Reichen und Ländern, sonderlich aber den relligions verwandtenn Churfürsten, Fürsten und Stenden, da sie dießer schantzen nit bey zeitten gewarsamb nehmen und dem widertheill seine Praktiken verhindern würden, hierauß vor ein geferlichs feuer und weitterung endtstehen könthe, das geben wir Euer Liebden, als dem hochverstendigen hiemit freundlich zu bedencken."[112]

Da die wilden Ausbrüche der fanatisirten Banden in Deutschland nicht unbekannt bleiben konnten, und die Fürsten des Augsburger Bekenntnisses nicht gesonnen waren, zu Gunsten der Bilderstürmer einen Schritt zu thun, so lag viel daran, auch nach dieser Seite hin, die öffentliche Meinung zu bilden. Darauf macht Beispielshalber der Graf Johann von Nassau in einem Schreiben vom 19. Jan. 1567 aufmerksam. Er hat vernommen, daß bei Chur- und Fürsten, auch vielen guten Leuten die Christen in des Königs Niederlande gar sehr verunglimpft und verdächtigt und dadurch die Gemüther ihnen abwendig gemacht werden, daß die Unordnungen des gemeinen Mannes mit Verwüstung und Zerstörung der Kirchen und Bilder eine gar böse Meinung erzeugen, wie denn auch z. B. der Herzog Heinrich von Braunschweig, der sonst auf guter Meinung gewesen, dadurch sich habe zur Umkehr bringen lassen. Deshalb solle man in einem öffentlichen Ausschreiben erklären, wie es um die armen Christen in den Niederlanden beschaffen sei, insbesondere wäre es angezeigt, daß die geistlichen Kurfürsten, vornämlich Mainz darüber berichtet würden. [113]

An solchen Ausschreiben, überhaupt an eifriger Bemühung zur Bildung der öffentlichen Meinung fehlte es nicht; die Agenten Oraniens waren überall in deutschen Landen thätig. Auf viererlei war es abgesehen, auf die Erregung des Mitleids mit den hartbedrängten Glaubensbrüdern, auf die Verhinderung der Truppenwerbung für Spanien und die Begünstigung derselben für die Revolution, auf einen Schritt, der die deutschen Fürsten dem Könige gegenüber bloß stellen sollte und auf Unterstützung mit der Gewalt der Waffen.

Vom 15. Februar 1567 ist eine Druckschrift datirt, in welcher Ludwig von Nassau im Namen seines Bruders, des Prinzen, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Kurfürsten von Sachsen, dem Herzoge Heinrich von Braunschweig, dem Pfalzgrafen und dem Herzoge von Württemberg den Stand der Niederlande darlegen und die Fürsten über den Weg berathen sollte, welchen der Prinz einzuschlagen hätte. [114]

Zwei Dinge, heißt es da, erstrebe Spanien, eine Unterwerfung

des Landes, seinen Privilegien zuwider, wie sie noch niemals da gewesen sei, und die Ausrottung der Religion.

„Und stehe die Sache auf Dem, ob dem Prinzen zu rathen, daß er sich seiner Lande und Leute, auch seines Gouvernements entschlagen, solches Alles verlassen, herausziehen und die Sachen dem lieben Gott befehlen, oder ob er vielmehr die Mittel in die Hand nehmen solle, die Gott verleihen möchte."

Was seine Person betreffe, so sei er unbeschwert, die Lande zu verlassen, auch nimmermehr in dieselbigen zu kommen; dem aber stehe das Bedenken entgegen, sein Wegzug möchte ihm in dem Urtheile Vieler nachtheilig sein und als ein Geständniß der Schuld ausgelegt werden. Dazu möchte daraus dem Werke der Religion viel Nachtheil erwachsen und die Lande um so eher zu Unterdrückung gebracht werden.

Deßhalb fragt er an, ob es nicht Gewissenssache für ihn sei mit dem Lande zu stehen und zu streiten.

Auf der andern Seite war bei den Fürsten damaliger Zeit das Rechtsbewußtsein so lebendig, daß dieses von ihm geschont werden mußte, weßhalb er die Besorgniß vorträgt, es möchte kein Glück, noch Heil dabei sein, wenn er sich dem Könige, seiner eigenen Obrigkeit widersetze; auch die kaiserliche Majestät werde Verdruß darüber haben.

Doch alsbald wird das kaum vorgebrachte Bedenken wieder durch die Aussicht abgeschwächt, daß ja offenbar sei, was kommen werde, wenn man die Spanier und die Inquisition fortmachen lasse

Graf Ludwig verbreitete sich über die Rüstungen, welche si bereits gemacht und über die Hoffnungen, zu denen sie sich berechtigt glaubten.

Sie hatten bereits bis in die 6000 Pferde und vier Regimenter Knechte in Bestallung. Dafür wies der Graf die Register und Verzeichnisse vor. Der Graf Günther von Schwarzburg hatte sich erboten, weitere 4000 Pferde aufzubringen, 1000 durch den Herzog von der Liegnitz, 1000 durch den Grafen Adolph von Nassau und 2000 auf eigene Rechnung. Dazu nährten die beiden Oranier die Zuversicht, „daß der ganze Haufe vor Gotha ihnen zur

Besten sein werde, und wollen dessen die Rittmeister unter sich besondere Symbola aufrichten, wie auch der Kurfürst selbst der Schüßeln eine, so die Geusen tragen, begehrt und zu tragen sich erboten.

An Geld sei kein Mangel, Amsterdam allein habe bei dreimalhunderttausend Gulden bei einander, Antwerpen deßgleichen, und die andern Städte werden nicht zurückbleiben. Der Unterhändler habe schon etliche Summen für das Anrittgeld mit herausgebracht.

Sie haben ihres Theils 52 Städte, darin man sobald der Handel angehe, den Rath absetzen und die Papisten aus der Gemeindevertretung ausschließen werde.

Der Prinz werde sein Gouvernement beibehalten, dieses habe gute für den Heranzug und die Verproviantirung geeignete Orte; überhaupt sei das Land reich und könne den Krieg wohl allein aushalten.

Oranien werde sich nach Seeland begeben und da an 4000 Mann zusammenlaufen lassen, damit das Land gegen die Seeseite hin geschlossen sei, gegen Deutschland hin seien sie im Besitze der Brücken über Rhein und Maas, und zudem beherrsche der Graf von Neudenar, der ihres Theils sei, den Rhein auf die Strecke von fünf Meilen.

So gerüstet habe der Prinz vor, gegen die Statthalterin sich zu erbieten, daß er unter der Bedingung, daß sie ihr Kriegsvolk entlasse, dem Könige das Land zum Besten halten wolle. —

Nicht um Rath über sein Verhalten war es Oranien zu thun, die Bitte darum bildet nur die Einleitung zu dem Begehren um den Beistand, durch welchen er die Machtstellung erwerben wollte, der Statthalterin und dem Könige den Frieden diktiren zu können.

Im vollen Umfange erreichte Oranien seinen Zweck bei den deutschen Fürsten nicht, sie waren bereit, ein Vermittlungsgesuch bei der Statthalterin vorzutragen, aber zu einer kriegerischen Aufstellung kam es nicht.

Wir haben die Erklärung Braunschweigs vor uns; dieser zufolge will es dem Herzoge nicht gefallen, daß Spanier und Italiener ins Land kommen, denn daraus werden auch die Nachbarn Beschwerde haben; er ist erbötig an die Statthalterin zu schreiben

und vom Kriege abzurathen, will was er dem Prinzen zu Gute thun könnte, dazu sich erboten haben, ist aber nicht gemeint, daß er Denen anhängig sein sollte, welche Rebellen und andern Secten der Augsburger Confession zuwider zugethan sind; im Uebrigen wird er sich von den andern Kur- und Fürsten nicht absondern.

Kursachsen spielt eine ganz zweideutige Rolle; auf der einen Seite läßt sich der Kurfürst weit in die Angelegenheit des Prinzen ein, auf der andern geberdet er sich übereifrig dem Kaiser gegenüber, der ein großes Vertrauen auf ihn setzte, aber mit gutem Grunde vom spanischen Gesandten Chantonay aufmerksam gemacht wurde, daß er als ein kluger Fürst gut thun werde, wenn er den Kurfürsten jederzeit scharf im Auge behalte und nie den Zügel aus der Hand lasse.[115]

Aus den Verhandlungen des Grafen Ludwig mit ihm geht hervor, daß ihn bedünkte, der Handel werde nicht anders, denn mit Streichen abgehen. Vorerst solle der Prinz sich zur Augsburger Confession bekennen, sein Gouvernement beibehalten[116] und sich erbieten, das Land zum Besten des Königs zu bewahren; werde darüber von dem Könige mit dem Kriegswesen fortgefahren, so würde hierin Erklärung genug liegen. „Solt dann der Printz beschwert werden, wolt der Churfürst bei ime wie ein freundt thun und die har bei ime uffsetzen." Die Augsburger Confession machte er zur Bedingung. Er stellte dem Unterhändler vor, wollte der Prinz sich des Handels annehmen, so werde er die Calvinischen ebenso wohl wie die andern vertheidigen müssen, er aber wolle mit den ersten nichts zu thun haben. Darauf erwiderte Graf Ludwig, allerdings sei die Zahl der Calvinisten viermal größer, als die der Lutheraner und vom Geiste der Unduldsamkeit beherrscht,[117] aber gegenwärtig sei zwischen ihnen und den Confessionisten keine Trennung zu bemerken, und weil sie dem Papste solchen Abbruch thun und „uns" näher stehen, als die Papisten, müsse man sie dulden und das Unkraut wachsen lassen bis zur Zeit der Ernte. Damit gab sich der Kurfürst zufrieden und sagte: bleiben sie bei der Augsburger Confession, muß man etwas für sie thun, „man wollt' denn gar zu Schelmen an ihnen werden."

Er drückte auch seine Hoffnung aus, den Herzog Ernst (wohl Ernst von Braunschweig-Grubenhagen), wendig zu machen, daß er sich nicht wider die Niederlande gebrauchen lasse, wolle auch beim Kriegsvolk vor Gotha befürworten, daß sie Hispanien zum Besten nicht sein sollten, wie sich auch Graf Günther ebenmäßig erboten, wenn der Krieg vor Gotha ein Ende hätte, könnten sie dann ihnen zum Besten sein; „wollten sie es thun, hätten sie das Wart- und Anrittgeld zum Besten."

Dieser Eifer für die Sache Oraniens hielt nicht lange an, oder vielmehr er war gar nicht aufrichtig gemeint; kaum daß der Kaiser sich ins Mittel legte, gab der Kurfürst Erklärungen ab, die uns heute noch empören über dieß schamlos verlogene Volk. In einem Schreiben vom 29. März 1567 gibt er zwar zu, daß Graf Ludwig bei ihm gewesen sei, „so hat er doch der Ding halben und daß ich ihm oder den Niederländern von des heiligen römischen Reichs jetzt beisammen habendem Kriegsvolk einige Reuter oder Knechte folgen lassen oder zuhandlen wollte, mit keinem Worte gedacht, noch daß er einige Rebellion der Unterthanen wider ihren Erbherrn beipflichtig im wenigsten verlauten lassen."

Wenn er es auch gethan hätte, so solle doch der Kaiser sich versichert halten, daß er ihm mit aller Gebühr geantwortet haben würde, „mit dem Ew. Kgl. Maj. unterthänigsten habenden Vertrauen und meinem tragenden Amte nach. Es komme ihm nicht in den Sinn, anderer Obrigkeit Ziel oder Maaß zu geben, wie sie mit ihren Unterthanen, sonderlich in Religionssachen sich gebaren solle." Der Kaiser wisse, wie er sich gegen das ganze Haus Oesterreich verhalte und gesinnt sei, also auch gegen den König von Spanien, „dero ich auch die Zeit meiner Regierung nicht allein nichts zuwider gehandelt, sondern nach Vermögen gern allen dienstlichen und freundlichen Willen erzeigt habe, wie mir dann auch von ihrer Kgl. Majestät zu einer andern und widrigen bishero kein Ursach ist gegeben worden, zudem daß mir bewußt ist, in was freundlichem Vertrauen und nachbarlichem guten Willen ihre Kgl. Majestät mit meinem freundlichen lieben Herrn Oheim, Schwager und Gevatter, dem Könige zu Dänemark stehen."

„Hierum wollen Ew. Kgl. Maj. solchem wider mich ausgesprengten Vorgeben kein Glaub zumessen, viel weniger mich daß ich dem Grafen. Reuter oder Knechte wider die Kgl. Majestät zu Hispanien zukommen oder zu handlen lassen, die wenigste Erwähnung oder Vertröstung gethan, in Verdacht ziehen.“ [118]

Ist ihm diese Unwahrheit nachträglich doch zu stark aufgetragen erschienen, daß er mit der Bemerkung vorzubeugen sucht, wie er die einzeln abziehenden Reiter nicht verhindern könne, dort, wo es ihnen gefalle, Dienst zu nehmen? „Es haben auch, schreibt er, Eure Königliche Majestät aus meinem jüngsten Schreiben gnädigst befunden, daß ich ohne Eure Königliche Majestät Vorwissen mit Erlaubung des Kriegsvolks nichts vorzunehmen bedacht; zu geschweigen, daß ich Eure Königliche Majestät oder dero Verwandten zu Nachtheil Jemandes folgen oder zu handeln lassen sollte. Da aber, wie zu Abschneidung des großen Unkostens nothwendig in kurzer Zeit geschehen muß, eine stattliche Anzahl Reuter geurlaubt wird, und sie alsdann einzeln ihren Abzug nehmen, so hat Eure Königliche Majestät gnädigst zu ermessen, daß ich weither dabei nichts thun könne.“ Gleich aber verfällt er wieder der anfänglichen Täuschung, indem das Schriftstück fortfährt: „Ich hab auch bisher im wenigsten noch nicht vermerkt, daß Jemand aus ihrem Mittel von den Niederlanden bestellt oder behandelt worden. Daß aber von wegen der Königlichen Majestät zu Hispanien etlichen Rittmeistern Handlung angeboten, bin ich wohl berichtet.“ . . .

Und in einer Nachschrift sagt er sogar im direkten Gegensatz zu seiner dem Grafen Ludwig gemachten Zusage: „Stelle ich zu Eurer Königlichen Majestät gnädigstem Gefallen, wenn die Reuter einestheils beurlaubt, ob Eure Königliche Majestät Jemand oder mit ihnen auf's Neue Bestellung dem Könige von Hispanien zu guten Handlungen verordnen wolle, dadurch der Niederländer Gewerbe so viel besser zuvorkommen.“

In derselben Zweideutigkeit sehen wir den Kurfürsten bei Gelegenheit der Abordnung, welche die deutschen Fürsten an die Statthalterin schickten. Auf den 28. März 1567 waren die Gesandten der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, des Markgrafen

Georg Friedrich von Brandenburg, des Herzogs Christoph von Württemberg, des Landgrafen Wilhelm von Hessen und des Markgrafen Karl von Baden nach Köln bestellt, daß sie von da zu der Statthalterin sich begeben sollten; Kurpfalz war ausgeschlossen wegen seiner Parteinahme für die Calviner, da die Sendung einzig nur die Fürsprache für die Augsburger Confessionsverwandten beabsichtigte.

Die Statthalterin gab eine stolze, würdige Antwort, der wir uns freuen müssen, wenn wir das unwürdige Auftreten der Gesandtschaft erwägen.

Die Gesandten hatten eine weitläufige, Haß gegen das papistische Wesen athmende Instruktion erhalten, in welcher davon ausgegangen wird, daß nicht so fast wegen Ungehorsam und Rebellion, als vielmehr wegen „Bekenntniß des göttlichen Wortes" die armen Christen beschwert und unterdrückt werden. Dieser Voraussetzung schließt sich die andere mit der gleichen Berechtigung an, daß der größere Theil der Niederlande sich zur Augsburgischen Confession bekenne und zu ihm auch die andern, von denen die Bilderstürmerei &c. ausgegangen, die vielleicht in etwas noch irrig und schwach sein mögen, aber aus keiner abgöttischen Halsstarrigkeit sündigen, sondern sich gern in diesen hochwichtigen Glaubenssachen eines bessern belehren lassen, gezählt und gleichfalls für Glaubensgenossen und Mitglieder der Augsburger Confession gehalten werden müssen. Aus christlichem Mitleiden und im Eifer für Gottes Ehre und Ausbreitung seines alleinseligmachenden Wortes und zur Verhütung von Krieg, Blutvergießen und Empörung in den Erbländern des Königs von Spanien, nehmen sie sich dieser armen Leute an und haben in dieser Absicht auch an den König geschrieben. Nun wird die Statthalterin belehrt, wie gar mancherlei Aberglauben, Greuel, Irrthum und Abgötterei im Papstthum eingerissen und von Tag zu Tag zugenommen und daß, was das Concil von Trient zur Reformation der Kirche beschlossen, eitel Machwerk sei und nicht angenommen werden könne. Die armen Leute seien zu der evangelischen reinen Lehre und der Augsburger Confession getreten, sonder Zweifel um so lieber, als auch Karl V. und Ferdinand I. nicht gegen dieselbe gewesen, sondern im Gegentheil im Reiche einen Religionsfrieden

aufgerichtet, welcher die besten Früchte getragen. Dieser sollte auch für die Niederlande angenommen und von der Statthalterin bis zum Eintreffen der Entschließung des Königs „mit allerhand ernstlicher Verfolgung und thätlichem Vorhaben eingehalten und gemach gethan werden“.

Die Statthalterin befand sich zu Antwerpen und hatte im Sinne, die Deputation gar nicht zu empfangen, denn es schien ihr unangemessen, in einer noch nicht ganz beruhigten Stadt und noch von allerhand Verlegenheiten umgeben durch die Verhandlung mit ihr sich bloßzustellen; sie schickte den Sekretair für die deutschen Angelegenheiten, Scharberger, den Ageordneten entgegen, diese aber erklärten, daß eine Verhandlung mit diesem der Würde ihrer Herrn nicht entsprechend sei. Am 19. Mai kamen sie in Antwerpen an und wurden, da sie noch gestiefelt und gespornt, vom Regen ganz durchnäßt beim Morgenimbiß saßen, sogleich zur Audienz entboten, sie ließen aber die Herzogin und deren Räthe warten und gelangten erst am 20. zum Vortrag ihrer Sendung. Mit Unwillen hörte die Umgebung der Statthalterin, welche aus dem Präsidenten Viglius, dem Grafen Egmont, dem Herzog von Aerschot, dem Grafen Mansfeld, dem Doktor Brüssel, einem andern Doktor, Berlaymonts, Scharenbergs und zweier Sekretaire bestand, denselben an, und unter dem ersten Eindrucke wandte man sich zu dem Entschlusse, gar keine Antwort zu geben, und nur um der Höflichkeit zu genügen, wurde Scharenberg mit einer solchen beauftragt.

Diese erfolgte Tags darauf und lautete dahin, daß die deutschen Fürsten übel berichtet der mhue und ihrer ytzigen beschickung und unnottwendigen weittleufftigen erinnerungen, woll überhabenn sein, und den angewantten unkosten ersparen hetten mögen, dieweill doch Ihre Chur- und Fürstliche Gnaden, ja auch die wenigste Obrigkeit, iren selbst underthanen sollichen freventlichen auffrürischen muttwillen und offenbare rebellion ohne zweiffel nicht gestatten, geschweigen das ihre Chur- und Fürstliche gnade erst anderer potentaten in sollichen unleidenlichen sachen, mas und ordnung stellen sollen wollen, sonderlich aber der König von Spanien . . . Den Fürsten Deutschlands in dem, wie sie es mit ihren Landen und Leuten in

Religions- Profan- und allen andern Sachen halten wollen, nicht beschwerlich fallen, sondern einen Jeden das Seine handeln und verwalten und Niemands Unterthanen wider ihre Herrschaften verhetzen lassen. . . .

Als die Gesandten erwiderten, daß ihre Herrn nicht gemeint seien, öffentliche Rebellen, Kirchen- und Klosterstürmer in ihre Fürbitte eingeschlossen zu haben und daß diese nur dahin ginge, daß gegen die armen Christen, die sich vom Anfang dieser widerwärtigen Zeit an in schuldigem Gehorsam gehalten, die Erlaubniß zur Bekennung der Augsburgischen Confession ausgesprochen und mit der Bedrückung und Verfolgung Einhalt gethan und die schädliche Inquisition abgethan werde, wurde ihnen kurz bedeutet, daß es bei der ersten Antwort bleibe.

Der Gesandte Kursachsens machte im Geheimen der Statthalterin die Erklärung, daß sein Herr nur auf die Einladung der übrigen Fürsten sich betheiligt habe und trotzdem auch fortan als der besondere Freund des Hauses Oesterreich, was er in der That sei, angesehen sein wolle. [119]

Aus dem Juni ist der Entwurf eines Schreibens an Katharina von Medicis vorhanden, in welchem etliche der Augsburgischen Confession verwandte Kur- und andere Fürsten nicht zweifeln, daß sie bei ihrem Schwiegersohne, dem Könige von Spanien um die Niederlande, wo die armen Christen, welche dem Papste absagen und dem ernstlichen Befehl Gottes, Abgötterei zu meiden und zu fliehen, folgen, so greulich verfolgt werden; mit dem diesen Herrn eigenen Takte wird die Königin Mutter zur Theilnahme aufgefordert unter der Erinnerung, daß sie in Frankreich hinlänglich die Erfahrung gemacht habe, „daß durch menschliche Gewalt Gottes Wort und Lehre Christi nicht verhindert, eingethan oder gedämmt werden möge, sondern über alle menschliche Vernunft und Widerstrebung als ein verborgen Feuer ausbricht und nichts desto weniger zuletzt die Gewissen frei gelassen werden müssen. So fern nun Eure Königliche Würden und andere mehr dergleichen benachbarte Königreiche und Länder anfänglich den armen Christen die Predigt frei gegeben und sich nicht zu der Verfolgung hätte verhetzen lassen,

haben dieselben nun aus ihrer eigenen Erfahrung genugsam befun
den, wie viel Christenblut ohne wiederbringlichen Schaden, Kriegs
unkosten und Verderben dadurch fürkommen werden." . . .[126]

Hatten sich die Fürsten zu der Gesandtschaft herbeigelassen, s
war doch vorerst keine Aussicht vorhanden, daß sie mit den Waffe
in der Hand dem Könige entgegentreten würden. Nichts desto we
niger hatten sie manch wirksames Mittel zur Schwächung des Kö
nigs und Verstärkung der Rebellion in ihrer Gewalt.

Am 5. März 1567 erließ Maximilian von Prag aus ei
Mandat, in welchem er die Gestattung der Werbung von Kriegs
volk für Spanien auseinandersetzt. Welchen Eindruck seine Begrün
dung hervorbrachte, ist am deutlichsten aus einem Schreiben zu e
sehen, mit welchem der Herzog Christoph von Württemberg an
Stuttgart vom 29. April 1567 die kaiserliche Aufforderung beant
wortet: „Was das Mandat und Eurer Majestät gnädigstes G
sinnen und Begehren betrifft, bitte ich Eure Majestät unterthänig
mir unzweifelhaft zu vertrauen, daß ich mich der Königlichen Wü
den zu Hispanien Unterthanen bisher auch vor Empfang des Ma
dats Eurer Majestät dergestalt nie angenommen oder beladen, d
ich zu derselben rebellischen Beginnen nie etwas Hilfe, Beistand u
Vorschub mit Rath und That für meine Person gethan und erzei
noch meinen Unterthanen und Angehörigen denselben zuzuziehen g
stattet, wie es auch bei mir und meinen Unterthanen niemals g
sucht, noch begehrt worden. Und wenn ich nachmals von Ein
meiner Unterthanen wüßte, daß er ihnen zugezogen und mit Die
verpflichtet, will ich denselben für mich selbst, auch von Eurer M
jestät unersucht seine Dienste aufzusagen und abzuziehen mit Er
angehalten haben." Was den Truppendurchzug betrifft, so habe
dem Könige von Spanien auf eine gewiß zufriedenstellende W
geantwortet; allein gegen die Werbung in seinem Lande gebe
„allerhand erhebliche und bedenkliche Ursachen".

Erstlich habe er im vergangenen Jahre mit der Anwerbu
einer „guten Summe Kriegsvolks", welches zur Gränzhut ge
den Erbfeind nach Neapel verschickt wurde, dem König gutwi
willfahrt. Sodann sei von ihm gegen denselben Erbfeind in Unga

bei der jüngsten Expedition eine beträchtliche Hilfe an Mannschaft zu Wasser und zu Land geleistet worden, so daß ihm über dritthalb Tausend ausgeblieben. Endlich seien vor zwei Jahren über 30,000 Personen in drei Monaten an der Pest umgekommen und seither auch noch etliche Tausende und „fast die kernhaftesten Mannen", auch sei die Seuche noch nicht erloschen.

Nun geht er auf die eigentlichen Abhaltungsgründe über und beginnt mit den allerhand Praktiken und dem großen, beschwerlichen Mißtrauen im Reiche, „wo ich mich mit der Mannschaft zu entblößen auch allerhand Bedenkens habe". Obgleich er Sr. Majestät Hilfe und Schutz unzweifelhaft vertraue, so sei doch in diesen gefährlichen Zeiten, in welchen der Satan durch äußerliche und innerliche Feinde der Christenheit auf das heftigste zusetze, wohl sich umzusehen.

Es können Eure K. Majestät als ein christlicher, Gott liebender Kaiser und denen unsere wahre christliche Religion und Confession nicht unbekannt, erachten, wie schwer es mir zuvörderst Gewissens halber fallen will, gleich sowohl durch meine Unterthanen, als für mich selber, wider die armen beängstigten Christen in Niederlanden zu streiten und ziehen zu lassen, so daß ich von Anfang meiner Regierung meinen Unterthanen niemals gestattet, wider andere Christen, dazu sie weder Gottes noch mein als der Obrigkeit Gehorsam noch ihre eigene Noth gedrungen, zu ziehen, außer da weiland Kaiser Carolus mein allergnädigster Herr vor Metz, um dieselbige Stadt wieder zum Reiche zu bringen, den Zug und zwar in eigener Person vorgenommen, und ihnen sonst in alleweg wider das Christenblut zu streiten, da es mir verboten gewesen, auch ihnen keineswegs gestatten wollen.

Noch viel weniger will mein Gewissen erleiden, daß ich zur Unterdrückung derer, so meines und Eurer Majestät unverborgenen Glaubens, durch mich selbst oder durch meine Unterthanen helfen und mich dessen theilhaftig machen soll.

Dann was der Wiedertäufer und anderer Sektirer und Zweige Meinungen, auch etlicher Leichtfertiger aufrührerischen Muthwillen und Rebellion betrifft, die billig ihre verdiente Strafe tragen sollen,

haben Eure Majestät meines unterthänigsten Verhoffens mich bis daher dermaßen erkannt, daß ich dem Allem von Herzen Feind und dasselbige weder zu befinden, noch zu vertheidigen gesinnt, wie ich auch der Königlichen Würden zu Hispanien nicht verdenken kann, daß sie solchem nachgebe, sondern die Unordnung und den Tumult zu stillen und zu wenden vorhabe. Jedoch nachdem seit Eurer Majestät den 5. März dieses laufenden Jahres ausgegangenem Mandat, auch der Königlichen Würden abermals an mich ergangenem Schreiben und Ansuchen, die Sachen in den Niederlanden in einen andern Stand gerathen und auf bessere Wege gekommen, also daß kein anderer Widerstand oder Ungehorsam der Unterthanen mehr ist, ist man desselben, wenn je dergleichen noch bevorstehen sollte doch mächtig. Sollte dann über das jetzige, von der Statthalterin bereits angenommene Kriegsvolk auf diese Eurer Majestät Mandat noch mehr oberdeutsch Kriegsvolk zusammt dem hispanischen und welschen, so allbereits in dem Herauszug sein soll, alles in den Niederlanden zusammen kommen, so ist höchlich zu befahren, daß nicht allein die Sektirischen und ungehorsame Schuldige, sondern auch sie, die armen Christen gemeint und ihnen die hispanische Inquisition wider ihr Gewissen aufgedrungen, auch viel mehr unschuldiges Blut, als Eurer Majestät lieb und der Königlichen Würden zu Hispanien Wille ist, vergossen werden." [121]

Wie Württemberg, so dachten viele andere Fürsten; seine Erklärung ist der offenkundige Ausdruck der Meinung, die sich in Folge der vielgeschäftigen Agitation der im Dienste Oraniens und der Consistorien so eifrigen Federn im Reiche gebildet hatte. Der Kaiser selbst, auf der einen Seite als ein thatloser Zuschauer bei dem spanischen Könige erwachsenden Mißhelligkeiten ausgeschrieen, kam auf der andern in Verdacht, daß er mit Philipp und dem Papste gemeinsame Sache zur Ausrottung des Protestantismus mache. In der „Grabschrift" [122] heißt es:

> Von Spanien, von Italien
> Mandate werden geschlagen an,
> Wie die sollten ein Durchzug han
> Durch ganze deutsche Nation.

Daß Philippus möchte nehmen an
So manchen stolzen Kriegesmann
Als er bedürf in seiner Noth,
Bis alle Geusen geschlagen todt
Daß Niemand mehr verhindern solt
Dem der noch länger dienen wolt
Philippo in dem Niederland,
Zu fördern da der Pfaffen Tand,
Auch solt Niemand behilflich sein
Der evangelischen Gemein,
Da sagte gleich ein Jedermann
Ist dieß der Maximilian
Der vor das Evangelium
Wider sein Vater genommen an?
Wie sollen wir die Sach' verstahn?
Ist das der andere Julian
Qui matris partus aureus
A cunctis erat habitus
Atque puer Junonius
Est ille nunc Papistius?

Gewaltig muß die Aufregung gewesen sein, die durch die deut-
n Lande ging; man fürchtete vom Waffenlärm in den Nieder-
en einen Rückschlag auf die deutschen Verhältnisse, ein Bund
katholischen Mächte wurde Fürsten und Völkern als ein Schreck-
vorgehalten. So ist, als Alba mit seinem Heere herangezogen
, in der Grabschrift zu lesen:

Noch eins ihr Fürsten all betracht,
Was doch bedeut so große Macht
Von Spaniern, von Italien,
Den Schelmen so gekommen an?
Ob damit Niederland allein
Verdorben und bekriegt soll sein?
Ob Euch nicht mehr des Papstes Macht
Dann der Türken soll sein verdacht?
Ob nicht vielleicht ein heimlich Bund
Vorhanden, einst zu spät euch kund?

Die jetzund leiden Noth und Pein
Im Glauben eure Brüder sein;
Wenn eure Brüder sind dahin
Steht in Gefahr ihr allgemein!

Dieser Aufregung im Reiche und der allgemeinen Weltlage gegenüber erscheinen die Beruhigungsberichte Margaretha's als Ergüsse sehr beschränkter Auffassung der wirklichen Verhältnisse, und wir glauben hoffen zu dürfen, daß Philipp, wenn er eine Armee nach den Niederlanden gehen läßt und dieser Alba zum Führer gibt und den eisernen Herzog mit den ausgedehntesten Vollmachten ausrüstet, vor das Auge des verehrten Lesers mit ganz anderer Berechtigung dazu nun treten muß. Daß aber diese Wahl seines Stellvertreters dennoch eine unglückselige war, das ist eine andere Frage. In diesem Augenblicke kommt es uns nur auf die Erkenntniß an, daß sowohl die innern Verhältnisse der Niederlande, als die allgemeine Weltlage dazu angethan waren, in Philipp den Plan eines Systemwechsels reifen zu lassen.

Dieser Plan brachte es nothwendig mit sich, daß die Häupter der niederländischen Provinzen zum Opfer fielen. Der Einfluß Oraniens, Egmonts und Horns mußte beseitigt werden. Den staatsklugen Oranien und dem populären Egmont aber hielt Philipp nur den Herzog von Alba gewachsen und diesen allein fähig den Widerstand zu überwältigen, der vom zahlreichen Anhange der übrigen zu erwarten war.

Ich kann von der Ueberzeugung nicht lassen, daß das Verderben dieser Männer in Spanien beschlossen, dem Alba als ein Auftrag mitgegeben wurde. Wenn wir Dieß noch erörtert haben, können wir das Kapitel schließen.

10.

Am 15. April 1567 des Abends und am darauf folgenden Morgen hatte Alba zwei lange Unterredungen mit dem Könige in Aranjuez; kein Minister war zugegen.

Längst ist die Vermuthung aufgestellt worden, daß hier, bei der Abschiedsaudienz, zwischen dem König und seinem Stellvertreter

die letzte Verabredung über dessen Verhalten in den Niederlanden getroffen, das System des Schreckens festgestellt worden sei.

Ich vermuthe nicht bloß, sondern halte für gewiß, daß dem so gewesen.

Die Gefangennahme Egmonts und Horns ist eine so tiefgreifende Maßregel, daß man nicht auf den Gedanken kommen kann, Alba hätte sie ohne besondern Befehl, oder wenigstens ohne vorhergehende Berathung mit dem Könige ausgeführt. Hiefür spricht denn auch kein Aktenstück, und nicht einmal eine Andeutung dafür ist bisher aufzufinden gewesen. Daß auch vom Gegentheile, von einem förmlichen Befehle nichts in den Akten zu finden ist, fällt weniger ins Gewicht. Gachard hat sich in Simancas alle Mühe gegeben, etwas darüber aufzufinden, aber nichts entdeckt, was darauf schließen ließe, daß Alba eine Anfrage gestellt habe; daraus schließt auch er, daß der Untergang Egmonts und Horns schon vor seinem Abgange aus Spanien beschlossen gewesen sei. Dafür sprechen sowohl innere Gründe, als die positiven Anhaltspunkte für eine Verabredung der Maßregel.

Immerhin nämlich mußte in Aussicht genommen werden, daß möglicher Weise die Beseitigung der Männer, welche der König als die einflußreichsten und mithin gefährlichsten Gegner seines Systemes sich dachte, nicht gelinge, wie das denn auch bei Oranien wirklich so war. Für diesen Fall mußte Person und Name des Königs durch den Herzog gedeckt, von diesem allein die ganze Verantwortung getragen werden. Gelang der Schlag und bestiegen die vornehmsten Männer des Landes das Blutgerüst, so sammelte auf seinem Haupte allen Fluch und alles Wehegeschrei Alba allein, und Philipp konnte desto eher als der Gütige, Verzeihende erscheinen. Ist es ausgemacht, und wir meinen, daß ein Zweifel dagegen nicht mehr zulässig sei, daß Philipp einen durchgreifenden Systemwechsel beabsichtigte, so war an dessen Durchführung nicht zu denken, so lange Oranien, Egmont und Horn ihre Köpfe noch hoch trugen. Längst war das Wort gesprochen, daß diese fallen müssen; und seit der Zeit, da Alba es im Unmuthe ausgestoßen, war so Vieles geschehen, die Schale des Zornes noch mehr zu füllen.

Nur in wenigen Fällen wird ein Courier Depeschen aus den Niederlanden nach Spanien getragen haben, ohne eine Anklage gegen die Vornehmen des Landes mit sich zu nehmen! und nicht in allgemeinen Beschuldigungen, nicht in bloßen Andeutungen hielten sich dieselben, sondern das schwere Verbrechen des Hochverrathes wurde insbesondere gegen Oranien, Egmont und Horn formulirt und mit Detailangaben begründet. [123] Schon am 31. Oktober 1563 hatte Alba aus Huesca an den König geschrieben: [124] „so oft ich die Schreiben dieser drei Herrn aus Flandern sehe, versetzen sie mich in Zorn und zwar in einem Grade, daß wenn ich nicht alle Anstrengung machte, ihn zu bemeistern, mein Gutachten Eurer Majestät als das eines Wahnsinnigen erscheinen müßte." Damals handelte es sich nur erst um die Entfernung des Cardinals von Granvella aus den Niederlanden; welche Sprache wird Alba jetzt in Aranjuez geführt haben, wenn er schon bei den Anfängen der Revolution sich dahin ausließ: „sie zu züchtigen, wäre das Gerechteste, was man thun könnte! aber da es im Augenblicke nicht ausführbar ist, so scheint mir das Gerathenste, alle möglichen Mittel aufzuwenden, sie auseinander zu bringen, und da Herr v. Egmont schreibt, daß er zu kommen bereit ist, wenn Eure Majestät mit ihm über die Angelegenheiten Ihres Dienstes verhandeln wollen, so sollten Sie ihm auftragen, sich sobald als möglich auf den Weg zu machen und Sie müssen ihm schmeicheln, um ihn von der Verbindung loszureißen. Ist das erreicht, so können sie Einigen der Uebrigen Ihr Mißvergnügen kundgeben, während sie zu gleicher Zeit Egmont und Die, welche er gewonnen haben wird, mit Gnaden überhäufen. Bis dahin muß man es vermeiden, die Bosheit der ersteren noch mehr zu reizen. Diejenigen, auf welche das Mißfallen Eurer Majestät sich ergießen muß, sind Jene, welche einer schwereren Züchtigung nicht bedürfen; was aber die Andern betrifft, die verdienen, daß man ihnen die Köpfe abschlage, so muß man sie hinhalten, bis dieß ausgeführt werden kann."

Jetzt sah sich Alba mit allen möglichen Vollmachten, mit einer unumschränkten Gewalt zur Niederwerfung der Revolution ausge-

rüstet; jetzt schien ihm die Zeit gekommen, die Köpfe wirklich abzuschlagen; ist da denkbar, daß er aus Spanien gegangen sein werde, ohne das Programm ganz durchgesprochen und mit dem Könige gerade jenen Punkt festgestellt zu haben, ohne welchen die andern bedeutungslose Dinge waren?

Ueber Oranien, Egmont und Horn waren die Schicksalslose gefallen, bevor Alba Aranjuez verließ.

Als die Verhaftung der zwei letzteren ausgeführt war, und die Statthalterin darüber sich beklagte, ließ Alba ihr vortragen, daß der Schritt ihr auf Befehl des Königs verheimlicht worden, damit der Haß nicht auch auf sie falle, der es in ihrem Amte so nothwendig sei, daß die Liebe des Volkes ihr gewahrt werde. [125]

Wenn wirklich ein Befehl des Königs dazu vorlag, so muß dieser bereits vor Albas Weggang aus Spanien ertheilt worden sein; führt aber das nicht darauf, daß die Verhaftung selbst nicht vom Herzoge ausging? Dietrichstein hält in seiner Depesche vom 10. August 1567 dafür, der Plan des Verfahrens sei vom Könige und seinen Räthen bereits unabänderlich festgestellt. [126] Alba selbst ruft dem Könige am 9. Juni 1568 ins Gedächtniß, daß er die Dinge ausgeführt, die ihm bei seiner Abreise aufgetragen worden, „ich nahm die Entschließung mit, wie sie Eurer Majestät geeignet erschien und mir anbefohlen wurde, die vornehmsten Männer des Landes, ob schuldig oder verdächtig, gefangen zu nehmen und exemplarisch zu bestrafen.“ [127] Der König bestätigte dieß, indem er dem Nuntius erklärte, daß er, um zu seinem Ziele zu gelangen, zuvor einige Hindernisse, die durch gewisse Häupter verursacht worden, habe hinwegräumen müssen, daß er in dieser Absicht dem Herzoge den Auftrag gegeben, diejenigen, welche dieser gefaßt, gefangen zu nehmen und das Uebrige, was geschehen, vorzunehmen. [128] Endlich haben wir die gerichtliche Aussage Delrios, den wir später noch weiter kennen lernen werden, vor uns, diese ist allerdings von einem gefangenen Manne, vor einem Gerichte Oraniens gemacht worden; aber im Zusammenhange mit den anderweitigen Zeugnissen erhält sie dennoch ihr nicht zu schmälerndes Gewicht. Delrio hat gestanden: „Nachdem Se. Majestät sich entschlossen hatte, den Herzog von

Alba hieher zu schicken, wurde verschiedenemale in der Wohnung des Cardinals Espinosa Versammlung gehalten, wozu nur Einige vom Rath von Spanien zugezogen waren, nämlich der Herzog von Alba, der Doktor Velásko, Vargas und einige Andere, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere. Hier wurde berathen, daß man gegen die hiesigen Herrn, über welche sich die Statthalterin so oft und so schwer beklagt habe, einschreiten solle, namentlich gegen Se. Excellenz (Oranien), die Grafen von Egmont, Horn, Hoogstraeten, den Marquis von Berg und Montigny. . . . Diese Berathungen wurden nur von spanischen Räthen gepflogen."

Als den hauptsächlichsten Theil seines Auftrags erklärte der Herzog die Gefangennehmung der Führer; ohne ihn ist er nicht aus Spanien gegangen, und schon sein bloßes Erscheinen in den Niederlanden ist das Todesgericht über Diejenigen, die seiner Gewalt verfielen.

Drittes Kapitel.

Die Anfänge Alba's.

August 1567 bis zur Abdankung Margaretha's im September.

1.

In den Niederlanden betete, von der Statthalterin Margaretha dazu aufgefordert, das gute Volk um Reisesegen für seinen König, der als Friedensfürst kommen und durch gerechtes Gericht und hochherziges Verzeihen in die zerrütteten Verhältnisse dauernde Ordnung bringen sollte. Statt seiner zog der Mann heran, den drei Jahrhunderte den Henker der Niederlande nennen.

Während er [130] noch in Aranjuez seine letzten Unterredungen mit dem Könige hielt, hatte sich vor Cartagena eine Flotte von siebenzehn Galeeren gesammelt und seine Truppen und den Mundvorrath bereits aufgenommen, als er eintraf. Um keine Zeit zu verlieren wollte er gleich in der nämlichen Nacht noch unter Segel gehen, aber von Sevilla her waren hunderttausend Dukaten noch zu erwarten; nachdem diese eingetroffen, fuhr er mit 15 Fähnlein und nahm in Terragona noch zwei weitere neugeworbener Mannschaft auf. Nur alte, erprobte Truppen gedachte er in die Niederlande zu führen; 13 von den spanischen Fähnlein waren daher zur Ablösung der italienischen Garnisonen bestimmt, und diese gaben dafür die alten Tercios von Neapel, Sicilien, Sardinien und der Lombardei an ihn ab; nur das von Sardinien allein verstärkte sich durch vier Fähnlein Neugeworbener.

In Cartagena erhielt der Herzog seine Papiere, darunter über das Kriegswesen so ins Einzelne gehende Instruktionen, daß er sich

darüber bitter beim Könige beklagte; zum erstenmale in seinem Leben, sagt er, sei es ihm vorgekommen, daß man ihm derartige Vorschriften gebe; er glaube, in den Angelegenheiten der Finanzen und in der Kriegführung wie einst unter dem Kaiser, so bisher in des Königs Dienst sich jederzeit so verhalten zu haben, daß ihm solche Vorschriften wahrlich nicht gegeben werden müßten.[131]

Seine persönliche Ausrüstung war auf monatlich 1270 Thlr., 39 Placas (eine alte spanische Münze, 10 Maravedis werth) festgesetzt; dafür hatte er sein Gefolge mit 25 Edelleuten, einem Hauptmann der Leibwache, 50 Hellebardieren, 6 Trompetern und 5 Dolmetschern zu unterhalten.[132] Ein gleicher Gehalt war ihm schon im Dienste des Kaisers ausgezahlt worden.

Wir müssen uns hier über einige militärische Ausdrücke verständigen.

Ein Fähnlein bestand aus 200 bis 500 Mann; ein Tercio entspricht ungefähr unserem Regimente, es bestand aus einer unbestimmten Anzahl von Fähnlein, die ihren Werbebezirk in ein und demselben Lande hatten, von dem das Terciero seinen Namen trug. Bisweilen wurde es auch nach seinem Commandanten genannt. Dieser hieß Feldzeugmeister, so glaube ich mestre de camp übersetzen zu sollen. Pikeniere und Musquetiere bildeten das Tercio; beim Manövriren schlossen die Pikeniere ein Carré, das von einer doppelten Reihe von Musketenschützen umgeben war. Die Formation in Tercios wurde im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bei der in Spaniens Solde stehenden Infanterie eingeführt und dabei der Titel des Obersten in Feldzeugmeister abgeändert; die wallonischen Offiziere nahmen die Umwandlung nicht günstig auf.

Schwarzreiter, noirs harnatz hieß die leichte aus deutschen Landen zusammengelaufene Reiterei, sie trug eine Pickelhaube, schwarzen Harnisch mit Panzerärmeln, einen langen Spieß und zwei lange Pistolen in den Halftern.

Eine Lanze bestand vor Kaiser Karl V. aus 6 Mann, drei zu Pferd und drei zu Fuß, seit Karl aus einem Reiter und zwei Schützen.

Arquebusiere zu Pferd war die leichteste, besonders zum Rekognosciren verwendete Reiterei.

Salades, Sturmhauben, waren schwere Reiter mit Helm, der eine Maske und Halsberge hatte.

Die berühmtesten Reiterschaaren jener Zeit waren die Ordonnanz-Banden, durch Karl den Kühnen geschaffen, neu hergestellt durch Karl V., eigentlich nur zur Landesvertheidigung bestimmt, doch kommen sie auch in den auswärtigen Kriegen vor. Ihrer waren 15 von verschiedener Größe mit einem Effektivbestand von 3000 Pferden.

Am 2. Mai lichtete Alba in Cartagena die Anker; vom Fieber befallen, ging er in Nizza an's Land und schickte die Flotte nach Genua voraus, wo er selbst am 27. ankam. Hier erließ er ein Schreiben an den Statthalter von Mailand, den Herzog v. Albuquerque, daß er die Hauptleute und sämmtliches Kriegsvolk nach Alessandria und Asti ziehen lasse;[111] dasselbe bestand aus dem Tercio von Neapel mit 19 Fähnlein, im Ganzen 3230 Mann unter Feldzeugmeister Alonzo de Uloa;

aus 10 Fähnlein des Tercio von Sicilien, 1620 Mann unter dem Feldzeugmeister Julian Romero;

aus 10 Fähnlein des Tercio aus der Lombardei mit 2200 Mann unter dem Feldzeugmeister Don Sanchez de Londono;

aus 10 Fähnlein des Tercio von Sardinien mit vier Fähnlein spanischer Rekruten, 1728 Mann unter dem Feldzeugmeister Gonzalo de Bracamonte; im Ganzen also 8780 Mann.

Alba theilte jeder Compagnie 15 Büchsenschützen zu; schon in der Schlacht von Pavia hatte er es so gemacht; das war eine sehr glückliche Neuerung. Bisher waren die schweren Musketen nur bei der Vertheidigung fester Plätze in Anwendung gekommen; zu ihrer leichteren Handhabung erfand der Herzog die Gabel, und nun rückten die Büchsenschützen auch ins offene Feld.

Die Reiterei bestand aus 1200 Pferden, nämlich aus 5 Compagnien leichter spanischer Reiter, 100 Pickelhauben, 3 Compagnien Italiener, 2 Albaner in gleicher Höhe und 2 spanischer Büchsenschützen.

Von Seite des Herzogs von Savoyen, Emanuel Philibert,

stießen noch 7000 Mann zu Alba.[114] Dabei war der von Alba erbetene Baumeister Paccioto.

Unter dem kriegskundigen Manne ins Feld zu ziehen, von ihm zu lernen, unter seinen Feldherrnaugen sich auszuzeichnen war für so manchen streitlustigen Mann und Jüngling eine Herzenslust, und so haben Viele auf eigene Kosten sich ausgerüstet und sind unter dem Namen Venturieri mit nach den Niederlanden gezogen.

In St. Ambrosio, am Fuße der Alpen, wo die Magazine sich befanden, erwartete die gesammte Armee ihren Führer, den Fieber und Gicht bis zum 15. Juni in Asti zurückgehalten hatten; an diesem Tage aber kam er von Turin her, und nun begann der Marsch. In drei Abtheilungen zog sich die ganze Macht in die Berge hinein. Das Gros nahm jeden Abend sein Quartier an dem Orte, den der Vortrab am Morgen verlassen hatte, und wurde selbst vom Nachtrabe abgelöst. Der Feldherr marschirte mit dem ersten Corps, das aus dem Tercio von Neapel, den 3 Compagnien leichter italienischer Reiter und den 2 Compagnien der spanischen Büchsenschützen zu Pferd bestand.

Das Gros aus dem Tercio der Lombardei und den 4 Compagnien leichter spanischer Reiterei gebildet, wurde von Alba's Sohne, Don Ferdinand Alvarez von Toledo, Prior vom heil. Johannes, General der Cavallerie, geführt, es deckte die Munition.

Der Nachtrab war aus den 2 Tercio's des Julian Romero und Don Gonzalez von Bracamonte, also aus den von Sicilien und Sardinien und den 2 Compagnien leichter albanischer Reiter zusammengesetzt; er stand — war es Ironie des Schicksals oder Alba's, der für seine Vorräthe Sorge tragen mußte? — unter Chiappin Vitelli, dem Marquis von Cetone, der als Tischgenosse fast so gefürchtet war, wie als Heerführer, denn er war als starker Esser bekannt; man mußte aus dem Tische, woran er sich setzen sollte, einen Ausschnitt machen, er selbst den Unterleib in einer Schlinge tragen. Durch fortgesetzten Gebrauch von Essig soll er so mager geworden sein, daß er seine Haut wie einen Mantel um sich schlagen konnte; viel hat ihm übrigens der Haß der Flamänder aufgebürdet und Manches übertrieben, da seine Kriegstüchtigkeit

icht in Abrede gezogen und von fürchterlichen Spuren in den Niederlanden bezeugt werden mußte. Dafür nahmen diese wohlfeile Rache durch den Spottvers:[135]

O allmächtiger Gott erbarm' Dich des fetten Vitellus
Dem in des Todes Gesicht Ochse zu bleiben beliebt.
Theilen Brabant und Italien Eingeweide und Körper
Ist's mit der Seele vorbei, da er ja keine besaß.

Vierzehn Tage dauerte der Marsch, bis die Armee durch Savoyen sich durchgewunden hatte und in Honfleur, dem ersten burgundischen Orte angelangt war. Wäre er unterbrochen worden, und das hätte auch durch einen schwachen Feind ausgeführt werden können, so wären die Truppen dem Hunger erlegen, denn in den Quartieren war immer nur für einen einzigen Tag Mundvorrath vorhanden, da bei der Armuth des Landes mehr nicht zusammenzubringen war. In dem tiefen Thaleinschnitt der Arve zog sich der schwierige Weg hin; zu beiden Seiten steigen die Berge steil und schroff in die Höhe; über sie wäre kein Entkommen gewesen, wenn die Straße verrammelt worden wäre, sondern man hätte umkehren müssen.

Aber nirgends zeigte sich ein Feind. Doch jetzt kam man in die Nähe Genfs, und nun wuchs die Gefahr mit jedem Tage, oder vielmehr sie begleitete die Armee zwölf Tage lang, bis Burgund überschritten und das Lothringische erreicht war.

Schon in den ersten Wochen des Jahres oder im Ausgange des vergangenen waren in Chambery Leute verhaftet worden, welche die Bevölkerung gegen Spanien aufzubringen suchten;[136] die Genfer hatten sich allarmiren lassen, auch andere Schweizerkantone waren in Sorgen. Ganz besonders aber nahm Frankreich eine drohende Haltung an. Sechstausend Schweizer und anderes Kriegsvolk hatte Karl IX. an die burgundische Grenze gelegt und ließ die Truppe Alba's Schritt für Schritt begleiten. Nicht daß daher eine Gefahr drohte, denn der König von Frankreich hatte sich offen mit Philipp auseinander gesetzt und entschieden den Hugenotten gegenüber erklärt, daß es weder seiner Würde noch der französischen Hochherzigkeit entsprechend wäre, wenn er wie ein Meuchelmörder die kleine Armee

Alba's von der Seite her überfallen würde. Aber auf Karl IX. war ja kein Verlaß, und Alba besaß keine Bürgschaft dafür, daß nicht das gewaltthätige Drängen der Hugenotten einen Umschlag in der Gesinnung des Hofes bewirken könnte. Die Gelegenheit dem spanischen König einen Schlag zu versetzen, erschien den Hugenotten zu günstig, und ihre Bundesbrüderschaft mit den niederländischen Empörern beruhte zusehr auf der Gemeinsamkeit der Interessen, als daß sie nicht daran gedacht hätten, mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln gegen die Armee Alba's zu rücken. Coligny stellte dem Könige vor, daß er die Waffen ergreifen und die Gelegenheit wahrnehmen solle, an den Spaniern sich gründlich zu rächen. In Alba's Heerlager sei Spanien, denn es enthalte den Kern aller Mannschaft und die begabtesten Führer; wenn die Armee auf der einen Seite von den Schweizern, auf der andern von Frankreich überfallen werde, so müsse sie aufgerieben werden; sei aber dieß geschehen, so eröffne sich für Frankreich eine doppelte Aussicht, die Eroberung des von den alten Truppen verlassenen mailändischen Gebietes, oder ein erfolgreicher Zug nach den Niederlanden, wo die Franzosen als Befreier vom spanischen Joche mit Jubel aufgenommen würden. Wolle man keines von Beiden, so werde doch auf lange hinein vom spanischen Könige nichts mehr zu besorgen sein, wenn nur Alba mit seinem Heere den Untergang gefunden.[117] Karl IX. ging auf diese hochfliegenden Pläne nicht ein; das Einzige, was er zugestand, war die Anwerbung der 6000 Schweizer zur Grenzbewachung. Hiemit war den Hugenotten nicht gedient; plötzlich ging ein dumpfes Gerede durch Frankreich, die Schweizer seien zur Ermordung der Hugenotten geworben. 50,000 Mann hatte Condé dem Könige versprochen, wenn er in den Ueberfall des spanischen Heerhaufens willige; jetzt stehen durch ganz Frankreich hin die Hugenotten in Waffen auf und werfen sich auf den eigenen König; in Meaux wollen sie ihn aufheben, Karl entkommt, durch die Schweizer gerettet, nach Paris, vor dem die Hugenotten unter der Drohung, es anzuzünden, sich lagern.

In zwölf Tagemärschen hatte Alba über Lothringen Thionville, den ersten Platz im Luxemburgischen erreicht. Nachdem er in

Burgund 4 Compagnien, 400 Pferde, die der König daselbst geworben, aufgenommen hatte, sollten hier die 11,000 Reiter, die in Deutschland in Wartgeld genommen waren, zur Armee stoßen.

Auf dem ganzen Marsche war die Kriegszucht auf's Trefflichste beobachtet worden; nur ein einzigmal hatte der Herzog sich zur Anwendung seiner fürchterlichen Strenge genöthigt gesehen. Beim Ausmarsche aus Luxemburg stahl ein berittener Büchsenschütze mit zwei Kameraden einige Schafe. Augenblicklich befahl Alba, die Drei aufzuknüpfen und dem Bauern die Schafe zurückzugeben, oder wenn sie bereits verzehrt wären, deren Werth zu ersetzen. Nur auf die Fürbitte mehrerer Lothringer schenkte er Zweien das Leben, aber Einer mußte zum abschreckenden Beispiele an den Galgen. Sie warfen das Loos, und dieß fiel auf den Urheber.

Bald werden ganz massenhaft in den Niederlanden Klagen über Ausschreitungen der Soldaten erhoben, und der Herzog wird der Vernachläßigung der Kriegszucht angeklagt. Das darf uns aber nicht abhalten, ihn hier als den eigentlichen Schöpfer der militärischen Disciplin zu bezeichnen. Nur seiner Energie konnte es gelingen, den jungen spanischen Adel in sie einzugewöhnen; 1538 hatte er damit angefangen und es dahin gebracht, daß auf lange Zeit hinaus die spanischen Soldaten als die besten in Europa galten.

2.

Auf 24,000 Mann und darüber wird die Armee gerechnet, nachdem sie in Thionville durch den Heranzug Alberichs v. Lodron mit drei Regimentern deutscher Infanterie, das eine in Tyrol geworben, die zwei andern Landsknechte unter Otto v. Eberstein und Bernhard v. Schauenburg, vollständig geworden war. Kein Mensch dachte daran, sich ihr in den Weg zu werfen; mit den großen Worten war es jetzt vorüber, der Schrecken vor der fürchterlichen Zuchtruthe, die „der Teufel des Südens" geschickt, hatte seine lähmende Wirkung schon gemacht.

Den Spaniern kam die Todtenstille des Landes verwunderlich vor; sie hatten es sich ganz anders vorgestellt, als sie es nun fanden,

zum Teufel verwünschten sie den, wenn man dem Sekretär Horns[138] glauben will, der sie aus Italien herausgeführt; nicht ohne Verwunderung macht Mendoza die Bemerkung, daß an einem Tage ihr Weg sie zwei Meilen lang an einem Walde vorübergeführt, wo schon eine geringe Mannschaft hingereicht hätte, die Armee aufzuhalten; aber auch dieses Defilée war nicht geschlossen, so wenig dachte man in den Niederlanden an einen Widerstand, so viel Schrecken hatte der Schatten des nahenden Alba verbreitet.

Lange hatte man gespottet, der König sei weit und werde und könne nicht kommen, da er sein Töchterchen wiegen müsse;[139] jetzt, da es furchtbarer Ernst geworden, zogen massenhafte Schaaren aus dem Lande; wer zurückbleiben mußte, hielt sich so still, als möglich, und der Adel beeilte sich, dem General seines Königs die Aufwartung zu machen. Kaspar v. Robles und Berlaymont mit vielen Edelleuten begrüßten ihn im Namen der Statthalterin in Thionville, nach Luxemburg eilten andere,[140] Egmont ging mit vierzig Edelleuten ihm bis Tirlemont entgegen.

Der unglückliche Egmont! Zwei edle Rosse von hohem Werthe führte er als Geschenk dem Manne entgegen, der sein Todesurtheil bei sich trug. Staunen mußte er wohl, aber die Augen gingen ihm dennoch nicht auf, als er bei Tirlemont durch die Lagergassen ritt. So mancher alte Soldat mußte ihn aus bessern Tagen von seinen Schlachten und Siegen bei St. Quentin und Gravelingen her noch wohl kennen, und durch ihre Reihen ging das Gerede, der gefeierte Kriegsoberste sei unter ihnen erschienen; aber man fand es nicht der Mühe werth, ihm Platz zu machen. „Der Luther!" hieß es; „der Verräther an Gott und dem König!" Egmont hörte es und verlor den Stolz seiner Haltung. Als einige Freunde aus alter Zeit es bemerkten, eilten sie herbei und ließen es an herzlicher Ansprache nicht fehlen. Das waren Chiapin Vitelli und der Geschützmeister Gabriel Serbeloni.[141]

War es eine Scherzrede, oder hat Alba auf einen Augenblick sich vergessen, da er ausrief: „Da kommt der große Ketzer!" Egmont konnte es gehört haben; aber der Herzog besann sich rasch und da er freundlich auf seinen Gast zuging und ihn umarmte,

fand dieser seine Sicherheit wieder. Doch wußte er nicht, wie er es deuten sollte, daß Alba ihm sagte, er hätte ihm in seinen alten Tagen diese weite Reise in die Niederlande wohl ersparen können.[142]

Egmont hatte in der letzten Zeit so Manches gehört, so viele Zeichen, die für jeden Andern ganz unzweideutig gewesen wären, erhalten, daß seine Sicherheit gefährdet sei, und doch wiegte er sich fortwährend in ein geradezu unbegreifliches Selbstvertrauen hinein. Sein Verhängniß hatte ihn erreicht, rettungslos war er ihm verfallen.

Noch vor Kurzem hatte ein portugiesischer Edelmann, der Herr v. Billy, gleich nach seiner Rückkehr von einer auf Befehl der Statthalterin nach Spanien unternommenen Reise ihn aufgesucht und vor Alba gewarnt. Egmont lachte darüber aus vollem Halse, als ob er in seiner Stellung und auf seine Dienste gestützt, unantastbar wäre. „Herr Graf, sagte Billy, die Vögel singen lustiger im freien Felde, als im Käfig.“ „Und wenn ich hundert Meilen weit weg wäre, bemerkte Egmont, so würde ich die Post nehmen und kommen, um Jedem Red' und Antwort zu stehen.“[143] Das war, bemerkt Morillon, der stolze Geist, der eine allzugewaltige Meinung von sich selber hatte; „unglückseliger Weise kennt er sich nicht; die Schmeichler haben ihn dahin gebracht, daß er sich für viel weiser hält, als er in Wahrheit ist, sie haben ihn so hoch erhoben, daß er unmöglich vor dem Sturze sich bewahren kann.“

Der Graf v. Horn, sein nachmaliger Unglücksgefährte, hielt sich ferne, denn er wollte dem Spanier nicht trauen. Auf seinem Schlosse Weert gedachte er zu bleiben und Alba zürnte, aber schrieb ihm die freundschaftlichsten Briefe und lud ihn zum Kommen ein; das Gleiche that Don Ferdinand, des Herzogs Sohn. Am 12. August erwiderte Horn, daß er keinen Grund dazu habe, denn er glaubte den Pflichten der Höflichkeit Genüge geleistet zu haben, da er seinen Sekretär Alonso de la Loo ihm zur Begrüßung entgegen geschickt hatte. Alba ließ aber von seiner verhängnißvollen Jagd so leicht nicht ab; er gab sich viele Mühe, alle Bedenken zu heben, die Besorgnisse des Mißtrauischen zu zerstreuen; in Brüssel hoffe er ihn zu sehen, er habe ihm gute Botschaft vom Könige, er sei sein Freund und Diener, ließ er ihm sagen. Juan Albornoz, Alba's

Sekretär wußte den Abgesandten Horns auch viel davon zu unterhalten, wie wohlwollend der Herzog gegen den Grafen gesinnt sei, daß er schon daran gedacht habe, der König müsse Horn zur Besserung seiner zerrütteten Geldverhältnisse in eine hohe Stellung bringen, ihm etwa den Statthalterposten in Mailand oder das Vicekönigthum in Neapel anvertrauen.

Der Mann ließ sich täuschen, und da nun Horn der besten Aufnahme sich versichert hielt, verließ er Weert und traf am 20. August in Löwen ein. Alba bezeugte große Freude und lud ihn ein, mit nach Brüssel zu gehen. Für dießmal lehnte der Graf noch ab.[114]

Noch mehr als in Luxemburg und auf dem Hermarsche wimmelte es in Löwen von Edelleuten. Da waren vor Allen **Mansfelt**, **Arenberg**, **Berlaymont** und **Meghem** bei Alba eingetroffen.

Auch viel schlechtes Volk machte sich, wie das immer so ist, an den Herzog, darunter **Armenteros**, der nichtswürdige Mensch. Er ließ dem Herzoge hinterbringen, daß er doch ja nie außer dem Hause speisen solle, da ihm eine Vergiftung drohe. Bei jeder Gelegenheit tadelte er die Statthalterin, insbesondere wußte er davon zu sagen, daß sie die Geschäfte vernachlässige und nur Sinn für die Jagd habe, der sie die kostbare Zeit widme.

Margaretha wollte in dieser Zeit freilich von den Geschäften nicht viel wissen, das Vertrauen ihres königlichen Bruders sah sie sich entzogen; daß der Herzog der allein gebietende Herr in den Niederlanden sein werde, konnte sie sich nicht verbergen.

3.

Alba hatte ihr gleich nach seinem Einmarsche ins Land den Franz v. Ibarra zugeschickt, daß er ihr seine Ehrfurcht bezeuge. Alberich v. Lodron erhielt von ihm Befehl zum Vormarsch und zur Besetzung mehrerer Städte und festen Plätze. Dann brach er selber auf und marschirte über Huy, Tirlemont und Löwen nach Brüssel, in das er durch das Löwener Thor einzog; es war am 22. August 1567, Nachmittags 3 Uhr. Er ritt an der Spitze

ines Mailänder Regiments, umgeben von glänzendem Gefolge, m seiner Leibwache gedeckt.

Zu Festen aller Art ist das fröhliche Volk von Flandern und rabant jederzeit aufgelegt, und kriegerisch wie es von alten Zeiten r ist, nimmt es an soldatischen Aufzügen gerne lebhaften Antheil. ber die Hauptstadt des Landes hatte dem Feldherrn und Stellertreter ihres Königs keinen festlichen Empfang bereitet; kein fröhcher Willkomm wurde ihm entgegengerufen.[145] Das Volk, das i den Straßen sich drängte, war ohne obrigkeitliche Einladung da, s war ohne Ordnung und Festgewand, nur seiner Neugierde gelgt und dem Verlangen, den furchtbaren Mann zu schauen, vor em in so manchem Herzen das Blut erstarrte, in dessen Gegenwart o viele tapfere Männer erblassend ihr Angesicht abwandten.

Die glänzenden Krieger, die auf den Schlachtfeldern ergrauten hauptleute, die tüchtigsten, die es in Europa gab, umgaben ihn wie eine funkelnde Rahme ein kostbar Bild. Besonders die Musketenschützen, die vor jeder Compagnie marschirten, zogen die verwunderten Blicke auf sich, für Prinzen hätte man sie halten mögen und nicht für gewöhnliche Kriegsleute, sagt Brantôme, der Bewunderer des Soldatenhandwerks, der eigens nach Lothringen gereist war, um sein soldatisch Herz am Anblicke der Truppen des Herzogs zu weiden. Jeder schlechte Soldat, sagt er, habe wie ein Cavalier ausgesehen in der reich verzierten Ausrüstung, mit der stolzen, siegesgewissen Haltung. Von den Musketieren hatte jeder drei Diener um sich, die auf dem Marsche Büchse und Gabel ihm nachtrugen. Bei der ganzen Armee standen sie im größten Ansehen, sie wurden die Offiziere behandelt.

Schweigend ritt Alba einher, verschlossen und finster, der Tausende nicht achtend, deren Blicke ihn suchten und zu verschlingen schienen. Er war ein hochgewachsener Mann mit funkelnden Augen; die kühn gebogene Nase ragte streng aus den eingefallenen, elben Wangen hervor; kurzgeschnittenes, schwarzes Haar beschattete die hohe, in Falten gelegte Stirn, und bis auf die Brust herab iel ein dunkler, mit Grau vermischter Bart.

Der Zug wandte sich nach dem Palaste der Statthalterin,

denn obgleich der Herzog recht wohl wußte, was er war und w[illegible]
des Königs Willen fortan sein sollte in den Niederlanden, so w[illegible]
er doch vor Allem dem ritterlichen Sinne eines spanischen Ed[illegible]
mannes folgend der Schwester seines Königs die Aufwartung mach[illegible]

Als die Hellebardiere des Herzogs in den Palast trat[illegible]
wollten die Garden der Statthalterin es wehren. Das ist ein h[illegible]
unbedeutender Zwischenfall, aber charakterisirt er nicht die g[illegible]
Situation? Die Thorwachen gaben nur derselben Gesinnung, w[illegible]
dießfalls in den obern Regionen des Palastes herrschte, in i[illegible]
Weise Ausdruck. Noch vor drei Tagen hatte Margaretha eine [illegible]
rathung veranstaltet, ob dem Herzoge mit seinen Garden der [illegible]
tritt zum Palaste gestattet werden solle. Da Alba versichern l[illegible]
daß er mit seiner ganzen Armee zu ihrer Verfügung stehe [illegible]
keinen innigern Wunsch hege, als wie ihr bester Ritter zu j[illegible]
Stunde des Tages wie der Nacht zu ihren Diensten zu sein, [illegible]
ward nach langer, unerquicklicher Debatte dahin entschieden, [illegible]
der Herzog mit oder ohne seine Garden, ganz wie es ihm gef[illegible]
in den Palast kommen möge. [116]

Auch auf der Straße hatte es Widerwärtigkeiten gegeben. [illegible]
der Gegend von Namur hatten etliche Leute spanische Sold[illegible]
getödtet; der Profoß führte die Angeschuldigten mit sich; aber [illegible]
Zuchtmeister des Heeres trat ein Edelmann aus dem Gefolge Ma[illegible]
felts entgegen, und es gelang ihm mit Hilfe einiger Bürger, ei[illegible]
Theil der Gefangenen dem Profoßen zu entreißen. Man s[illegible]
sogar, daß selbst der Hauptmann der Leibwache der Herzogin se[illegible]
Hand mit im Spiele gehabt habe.

In kalter, stolzer Ruhe empfing die Statthalterin den Herzo[illegible]
sie war in ihrem Schlafzimmer, von Egmont, Arschot und Man[illegible]
felt umgeben; stehend empfing sie ihn, weder sie, noch einer de[illegible]
Herren trat ihm einen Schritt entgegen. Alba entblößte sein Haup[illegible]
Margaretha eingedenk seiner Würde als Grande Spaniens forde[illegible]
ihn auf, sich zu bedecken; er that es nicht, denn gewisse Mensch[illegible]
sind dann am höflichsten, wenn sie innerlich am kältesten sin[illegible]
Die Statthalterin blieb gemessen, und die ganze Audienz war i[illegible]
einer halben Stunde vorüber.

Selbstverständlich theilte sich die Stimmung Margaretha's im Hofe mit; die adelichen Herrn bezeugten ihr Theilnahme; es rde gemurrt, noch denselben Abend sprach man mit Entrüstung von, daß man den Herzog vorgelassen, bevor er seine Vollmachten gewiesen; nicht nur am Hofe, auch im Staatsrathe und unter r Bürgerschaft wurde der Unwille darüber laut. Am andern ge erfolgte der Beschluß, die Vorlegung der Papiere zu fordern; schickte sie, und nun wurde die Mißstimmung noch größer. [147]

Schon von Thionville aus hatte der Herzog einen Befehl des nigs vorgewiesen, demzufolge die in Antwerpen liegende wallonische anterie entlassen werden sollte; es geschah, und Lodron besetzte 14. August mit den deutschen Landsknechten die Stadt. Für Unterbringung der übrigen Truppentheile hielt Alba am 26. August der Statthalterin, auf deren Wunsch eine Unterredung, die zu kem Resultate führte. Man wechselte in möglichst höflicher Form ie Worte. Margaretha versicherte den Herzog ihrer Genugthuung, und keinen Andern an seiner Stelle zu sehen, er erwiderte mit Erklärung seiner vollen Hingabe in ihren Dienst, denn nur dazu in sei er gekommen; sie fragte ihn, womit er seine Aufgabe zu nnen, welche Männer er in den Rath zu berufen gedenke, er wortete ausweichend; als er gefragt wurde, wozu er so viel eitkräfte brauche, wies er auf die Befehle des Königs hin, die demnächst erhalten werde. In dem Schreiben Philipps, das er überreicht hatte, hieß es, daß er Träger besonderer Aufträge die ihr später mitgetheilt werden sollten; als Margaretha eine öffnung darüber forderte, entschuldigte er sich mit seinem Gedächt- ſe, sie seien ihm nicht gerade gegenwärtig, er werde ihr ein ander- al wenn durch die Ereignisse sein Gedächtniß wieder aufgefrischt darüber Vortrag halten. Ganz ähnlich behandelte er den haupt- hlichen Punkt, der zu dieser Unterredung Veranlassung gegeben, Vertheilung der Truppenkörper. Was die Statthalterin darüber rbrachte, ließ er unentschieden; sie drang insbesondere darauf, daß rüssel verschont bleibe; das verweigerte er mit Entschiedenheit. Jenn Einsprüche erhoben würden, sagte er, so möge die Statt- alterin die Leute auf seinen Eigensinn, auf seine Halsstarrigkeit

verweisen, mit Vergnügen wolle er den Haß auf sich nehmen, durch die Maßregel hervorgerufen werde. [148] Brüssel, der Un stützung Margaretha's sich bewußt, machte Schwierigkeiten, mit de Alba noch in der ersten Hälfte des Septembers nicht zu Ende aber ihre Garnison hatte und behielt die Stadt.

Rings um Brüssel her wimmelten die Ortschaften von Al Truppen; 10 Fähnlein lagen in Lierre, 10 in Enghien, die Re in Diest; ob er auch Gent besetzen lassen sollte, überlegte er la Die Städte, welche Mannschaft einnehmen mußten, wurden zwungen, ihre Schlüssel in die Hand der Kommandanten niede legen. Gent wollte vorbeugen; von Egmont als Gouverneur Flandern begleitet, erschien eine Deputation vor Alba, aber widerwärtiger Miene gab er die kurz angebundene Antwort, se es der Wille des Königs. [149]

Alba hatte seine Heerhaufen in einer Weise um Brüssel verlegt, daß er sie im Nothfalle in einer einzigen Nacht, höch in zwei Tagen auf dem Punkte, wo er sie brauchte, concer haben konnte.

Der Druck der Soldaten wurde bald schwer empfunden widerwillig getragen. Wie der Hof die starke Garnison für Br gar nicht nöthig erachtete, so wurde auch in den übrigen St geurtheilt, und gleich in den ersten Tagen begann das Mu Man wußte, daß dieß der Statthalterin, die offen zu Jedem es hören wollte, ihr Mißfallen über das Kommen Alba's äu nicht mißfiel, konnte ja doch ihr Beichtvater wagen, in der S kirche, vor ihr und dem Hofe, auf öffentlicher Kanzel die Sp mit den ärgsten Schimpfnamen zu bezeichnen, sie Räuber Frauenschänder zu schelten. Das geschah schon am ersten S tage, nachdem Alba in Brüssel eingezogen war. [150] Da da nicht Wunder nehmen, daß die Geschichtsbücher so viele Klagen die spanische Soldateska enthalten.

Die Soldaten wurden vielfach gereizt und herausgefordert einzeln zu zeigen, war keine gerathene Sache für sie. Ueb begreift es sich auch, daß die Soldaten als Herren des Lande ansehend, ihre Forderungen übertrieben und das insolente

es Feldherrn nachahmend dem Bürger zu großer Last wurden.
wurde kein Unterschied zwischen den königstreuen Leuten und
t Helfershelfern des Umsturzes gemacht, die erstern litten mit
sen. Die Spanier sagten, daß sie den Süden nicht verlassen
ten, um magere Kost und schlechtes Quartier bei diesen Ketzern
d Verräthern zu haben; alles Mögliche mußte ihnen verabreicht
rden, ihre Weiber und schlechtes Gesindel, das sich an die Truppe
hängt, war wo möglich noch maßloser im Fordern; es gab viel
treit, Stichelreden und Schlägereien; die Lieferanten machten
terschleife, die Disciplin wurde schlaff, die Sitten litten Noth,
d der Bürger sah voraus, daß er verarmen müsse.[151]

4.

Am 5. September setzte Alba den Blutrath ein. „Rath seiner
cellenz" war der erste Titel desselben, dann ward er „Rath der
ruhen" genannt, das niederländische Volk hieß ihn „Bloet-Raet".
Als dessen Erfinder wird Viglius vielfach beschuldigt; mit
recht; eher könnten wir mit der Behauptung uns einverstanden
lären, daß er ihn befördert, wenn nicht geradezu ermöglicht hat.
r Herzog legte am 18. September dem Könige die Nachricht
r, daß Viglius nachträglich von Tag zu Tag bessern Willen für
n Dienst des Königs zeige,[152] und schon am 9. dieses Monats
tte er berichtet: „Viglius scheint mir jetzt eine Haltung anzu-
hmen, die sich geziemt; er hat mir die Personen bezeichnet, aus
lchen ich die Mitglieder des Tribunals gewählt habe; er sagte
r, daß er ein Mittel angeben würde, dieses ohne Verletzung der
ivilegien von Brabant einzurichten und selbst gegen die Ritter
m goldenen Vließe einzuschreiten.[153] Alba sagt hier die Wahr-
t nicht in ihrem ganzen Umfange; er hätte nicht verschweigen
len, daß Viglius anfangs einen schüchternen Versuch gemacht,
: die Rechte des Landes einzutreten. Als nämlich der Herzog
e Absicht bekannt gab, die sich am meisten in den Wirren
uldig gemacht, im Auftrage des Königs exemplarisch zu bestrafen,
d die Frage stellte, welchen Richtern die Procedur überwiesen
d wie diese eingeleitet werden sollte, hat Viglius vorgestellt, daß

weder der Privatrath, noch der Hof von Mecheln, noch au
Provinzial-Gerichtshöfe und die subalternen Richter, da sie
übergenug zu thun hätten, damit sich befassen könnten. Da
er nun den Vorschlag, daß für diese außerordentliche Angele
ein eigener Gerichtshof eingesetzt werden und daß er aus
hängigen und erfahrenen Männern der verschiedenen Provinz
bildet werden könnte. Die Uebrigen, denen Alba die Frag
gelegt, stimmten bei, sei es, daß sie von dem Ansehen un
Erfahrung des Präsidenten sich einnehmen ließen, oder daß sie
haupt an dem Gutachten die gefährliche Spitze nicht ent
welche erst Alba hineinlegte. So lange diese nicht bekannt
war weder der Vorschlag der Errichtung des Gerichtshofes,
der geeigneten Männer dazu ein Verbrechen, und wenn die
schaffenen, oder wie Alba in einem Schreiben vom 14. Sep
dieses Jahres sich ausdrückt, „die unbescholtensten und rei
Männer in der Folge ihre Pflicht nicht thaten, so kann da
Präsidenten nicht zur Last fallen. Ihre und des Viglius
beginnt da, wo ihnen die Einrichtung, welche Alba dem Ge
hofe gab, bekannt wurde. Hier galt es für den Präsident
Privatrathes, zu protestiren, und die rechtschaffenen Männer
die vom Gewissen und der Ehre auferlegte Pflicht, nicht einzu
oder, wenn ja doch der Eintritt noch einige Aussicht auf die
lichkeit ließ zur Vertretung des nationalen Rechtes und zum
der Unschuld, alle Mittel zu ergreifen, durch welche dieß
werden konnte und sich nicht zu Henkersknechten zu erniedrig

Alba behielt sich selbst das Recht der Entscheidung vo
Mitglieder des Gerichtshofes waren nur seine Räthe, er der a
Richter. Nicht einmal das Recht der Abstimmung hatte die
zahl, das besaßen nur Vargas und del Rio, die anerkannten Er
des Herzogs.

Das war gegen die Verfassung, und in unsern Augen
Rechtfertigung, welche Alba versuchte, nicht gelungen. „Zwei G
sagt er, haben mich veranlaßt, die Gewalt des Tribunals au
Weise zu umgränzen; für's erste kenne ich die Mitglieder nic
muß mich doch nach ihrem Gutachten richten; folglich kön

nach sie leicht mißbraucht werden; fürs zweite verurtheilen die Männer des Gesetzes nur, wenn ein Verbrechen bewiesen ist; ... aber wissen Eure Majestät, daß die Staatsangelegenheiten sehr von den hier zu Lande geltenden Gesetzen abweichen." [154]

Viglius erhob einige Schwierigkeit und machte das brabantische Recht geltend; aber Alba berief den Staatsrath vor sich und erklärte, daß er die Verbrechen des Hochverraths durchaus nicht nach brabantischem Rechte behandeln und sich nicht nach hundert oder zweihundert Jahren noch nachsagen lasse, daß er als Commissär des Königs in diesen wichtigen Angelegenheiten nach den Gewohnheiten und Formalitäten eines Landes sich gerichtet habe. In allem Uebrigen werde er sich buchstäblich an Recht und Brauch der Niederlande halten, aber in diesem einen Punkte nicht, damit dem höchsten Rechte des Königs kein Eintrag geschehe. Der Vorwurf, daß die Joyeuse entrée durch die Einrichtung des Rathes der Unruhen verletzt sei, wies der Herzog später mit der Einrede zurück, daß die Räthe ja nicht gestimmt haben, sondern nur seine Assessoren gewesen seien, er aber habe gerichtet als Stellvertreter des Königs und das könne doch gegen das brabantische Recht nicht verstoßen. Von Viglius verlangte er die Siegelung seiner Commissionen und ließ dessen Bemerkung nicht zu, daß nach Recht und Brauch nur das Siegel von Brabant verwendet werden dürfe, wenn ein Urtheil gegen einen Brabanter Rechtskraft haben solle. Der Präsident bemerkte, daß er gehorchen müsse, daß der Herzog wohl seine Gründe haben werde, daß es ihm aber sehr lieb sei, daß seine Amtsgenossen Zeugen seines Protestes seien. [155]

Hierauf beschränkte sich sein Widerstand, und das ist seine Schuld; auch der alte Friese war durch die furchtbare Persönlichkeit des eisernen Herzogs gelähmt und eingeschüchtert.

Für die erste Zeit wurden folgende Männer in den Blutrath berufen: Noircarmes und Berlaymont, welche in Abwesenheit des Herzogs den Vorsitz führen sollten; der Kanzler von Geldern, Adrian Nikolai, der Präsident von Flandern, Jakob Martin, der Präsident von Artois, Peter Asset, die beiden Spanier, die in Alba's Gefolge ins Land gekommen waren, Juan de Var-

gas und Louis del Rio, Johann v. Blasere vom großen Rath von Mecheln, und Jakob Hessels, vom Rath von Flandern.

Das Geschäft des öffentlichen Anklägers übernahmen: Johann du Bois, Generalprokurator am großen Rathe, Johann de la Porte, Fiskaladvokat in Flandern und Claude Bélin, Lieutenant du Bailliage d'Amont in der Grafschaft Burgund.

Zu Schriftführern wurden bestimmt: Jean de Vlierden, Jakob de la Torre, Johann Mesdach und Stephan Prats, alle vier waren Sekretäre des Privatraths.[166]

Von diesen Männern sind Noircarmes und Berlaymont hinlänglich bekannt, und wir werden ihnen noch oft begegnen; Alva sagt von ihnen, daß sie die Ernennung mit Eifer angenommen haben. Von dem Kanzler von Geldern, den Präsidenten von Flandern und Artois, sowie von den Räthen Hessels und Blasere sagt Gachard, daß sie als ehrenhafte Magistrate bekannt gewesen und den beiden letzten nur der eine Vorwurf eines ungemessenen Eifers für den Monarchen und die katholische Religion und großer Strenge gegen Diejenigen gemacht worden sei, welche sie als Feinde des Königs und der Religion ansehen zu müssen glaubten.

Delrio und Vargas werden wir noch genugsam kennen lernen.

Nach und nach wurden dem Blutrathe folgende Geschäfte zugewiesen:

1) Er erkannte als Strafgerichtshof gegen Diejenigen, welche 1566 und 1567 Verbrechen gegen die Religion oder den König begangen oder gegen die Plakate gehandelt hatten.

2) Er entschied über die Ansprüche auf die confiscirten Güter.

3) Er erkannte über die Administration der Städte und unter Staatsaufsicht gestellten Orte sowohl rücksichtlich der Wahl ihrer Beamten, deren Vorrechte und Jurisdiktion, als in Betreff ihrer Einkünfte und deren Verrechnung;

4) Ueber die Verwaltung der confiscirten Güter in all' ihrem Detail;

5) Ueber den Verkauf der dem Fiskus verfallenen Mobilien;

6) Ueber die Taxation der Belohnung der vom Tribunal verwendeten Commissäre;

7) Ueber alle Gratialien, die vom König oder dem Generalgouverneur auf die confiscirten Güter begehrt würden;

8) Ueber die Verzeihung aller ihm zur Entscheidung zukommenden Verbrechen;

9) Ueber alle Prozesse und Streitigkeiten mit den benachbarten Fürsten in Betreff der confiscirten Güter;

10) Ueber die Kirchen, Abteien, Würden, Canonikate und andere Präbenden, welche dem Könige in Folge der Confiskation zustanden.

Endlich nahm der Blutrath auch großen Theil an der Redaktion der Criminalgesetze, welche 1570 promulgirt wurden, so wie an dem in diesem Jahre verkündeten Generalpardon und an den Maßregeln, die in Folge desselben nöthig wurden.

In jeder Provinz hatte der Blutrath seine Commissäre. Diesen lag ob, die Prozesse zu instruiren und die Akten an den Blutrath einzuschicken. Alle bei den gewöhnlichen Gerichten anhängigen Prozesse, die nur irgendwie mit dem Aufstande in Verbindung gebracht werden konnten, wurden ihnen abgenommen, sie mußten die Akten an die Commissäre abgeben. Im ganzen Lande hörte die ordentliche Gerichtsbarkeit auf. Damit die Gerichtshöfe und Stadtmagistrate nicht in Versuchung kämen, einen Unglücklichen dem Blutrathe zu entziehen, wurde ihnen aufgegeben, von jedem Criminalfalle an den Blutrath oder den Herzog selbst Bericht zu erstatten und die Information einzuschicken; thaten sie dies nicht und kam die Kenntniß vor das Tribunal, so erfolgte eine Aufforderung, und wenn der Fall wichtig erschien, so nahm ihn der Blutrath selbst in die Hand oder ordnete seinen Commissär dafür ab. Im günstigsten Falle durften die ordentlichen Richter die Instruktion bis zur definitiven Sentenz führen und dann ihr Gutachten vorlegen. Bei schweren Fällen wurde das Urtheil in der Gerichtssitzung ausgesprochen, bei leichtern die Ansicht des Tribunals den ordentlichen Richtern mit dem Befehle zurückgegeben, sich daran zu halten.[157]

Die Formen, welche das Rechtsbuch aller gebildeten Völker

zum Schutze der möglichen Unschuld des Angeklagten aufgestellt hat, wurden in der Regel nicht beachtet.

Es existirte keine geschriebene Instruktion; Alles hing vom Belieben Alba's und derjenigen Mitglieder ab, welche zu unbedingten Trägern seines Willens sich machten.

Am 20. September fand die erste Sitzung und zwar in der Wohnung des Herzogs statt. Anwesend waren Berlaymont und Noircarmes, der Präsident von Flandern, Vargas, del Rio, Hessels, der Generalprokurator du Bois und der Sekretär de la Torre. Alle schwuren in die Hand Alba's, „daß sie gute Katholiken nach der Vorschrift der römisch-katholischen Kirche seien und bleiben werden, daß sie weder aus Haß noch Liebe, weder aus Mitleiden noch aus Furcht vor irgend Jemanden unterlassen werden, frei und aufrichtig ihre Meinung zu sagen, wie sie für eine gute Justiz es passend und zuständig finden, daß sie Alles, was im Rathe verhandelt werde, geheim halten und Jeden, der dawider handle, verklagen würden." [158]

In der ersten Zeit präsidirte Alba regelmäßig selbst und brachte bis zu sieben Stunden in den Sitzungen zu; [159] Berlaymont und Noircarmes erschienen zwei bis drei Monate lang regelmäßig; [160] ganz besonders wird von Alba Vargas gelobt, der mit ganz jugendlichem Eifer ins Zeug gehe. [161]

5.

Die Richter waren vorhanden; die Gefängnisse auch; seit seiner Ankunft in Brüssel hatte der Herzog für deren umfangreiche Reperatur Sorge getragen, in Brüssel standen das alte Kaudenberger Thor, Treurenberg, Steenport, das Haus des Hofprofoßen, die Frohnveste und la Roquette von St. Gudula bereit; nun sollten die Bewohner einziehen; [162] es wurde keine Zeit verloren; an Schlachtopfern sollte es ihnen nicht fehlen, am 9. September wurde auf die edelsten Schlachtopfer die Hand gelegt. Alba glaubte, die Männer, auf welche die Todesloose gefallen waren, hinlänglich sicher gemacht zu haben und sie zusammen mit Einem Griffe packen zu können. [163] Von der Begegnung in Tirlemont an war Egmont oft

in seiner Gesellschaft gewesen, Horn hatte das erste Mal seinen Kopf wieder aus des Löwen Rachen gezogen und war nach Deutschland zurückgegangen, aber er kam wieder und ging nicht mehr.

Die mannigfachen bedeutungsvollen Andeutungen und offenen Warnungen konnte Egmont nicht ganz unbeachtet lassen. Eines Tages sprach er darüber mit einem der Herren, den er für seinen besten Freund hielt; aber dieser konnte es gar nicht begreifen, daß der Graf auch nur einen Augenblick an der Huld des Königs und an der Gesinnung Alba's zweifeln könnte. Und der unglückliche Graf wies die Gedanken, die in den letzten Tagen ihn wie unheimliche Gespenster verfolgt hatten, ab und war der alte sorglose, leichtsinnige Egmont, der mit den Spaniern beim Spiele sich vergaß, in Mummereien allerhand neckisches Wesen trieb und bei Banketten der fröhliche Gesellschafter war so gut wie voreinst in den Tagen des Glückes mit Oranien, Horn und Hoogstraeten. Die beiden Söhne Alba's, Don Friedrich und Don Ferdinand waren, wie es scheint, aufrichtig dem Sieger von Gravelingen ergeben und arbeiteten unbewußt daran, daß das schlau angelegte Spiel ihres Vaters gewinnen mußte. Dieser blieb sich selber bezwingend in Freundschaftsbezeugungen hinter seinen Söhnen und den übrigen spanischen Hauptleuten nicht zurück; wenn ihm die Post kostbare Früchte aus dem Süden brachte, so schickte er dem Grafen davon, wo er ihn traf, war er freundlich, sprach von Dingen, die Egmont gerne hörte, von der Jagd u. dgl., und die Umgarnung gelang so vollständig, daß der arme Mann gar nicht anders dachte, als daß seine glänzende Stellung unter den Italienern und Spaniern fester sei als je. Sogar seinen Sekretär Bacquerzeel, der sich im Bewußtsein seiner Schuld nach Deutschland geflüchtet hatte, rief er zurück. Wer begreift diese Selbsttäuschung! Es gab Männer in den Niederlanden, die schon im Vorsommer, lange bevor Alba kam, Egmont für einen verlorenen Mann hielten.

Aber der 9. September rückte heran. Alba verstand es, seine Geheimnisse jedem Menschenauge unerkennbar in die Brust zu verschließen; dennoch muß von seinem Vorhaben Einiges bekannt worden sein. Egmont wurde wiederholt gewarnt, noch in der letzten

Stunde. Ein Mann, der wenigstens ahnen konnte, was vorging, ein Mitglied des Rathes, machte ihn noch am letzten Tage auf die Gefahr aufmerksam; in der Nacht schlich sich Einer von den spanischen Hauptleuten in seinen Palast; Egmonts Gemahlin wußte davon und hat es nachher oft gesagt, die Verblendung des unglücklichen Grafen beklagend.

Am 9. Sept. war beim Großprior Don Ferdinand großes Gastmahl. Unter den Geladenen befanden sich Egmont und Horn. Sobald die Grafen in das Haus getreten waren, erging an den Grafen Alberich von Lodron und an Don Sancho von Londono der Befehl zur Verhaftung Straelens, des Bürgermeisters von Antwerpen; die Hauptleute Andreas von Salazar und Johann von Espuche sollten sich des Herrn von Backerzeel versichern. Hatte Alba so für den furchtbaren Ernst gesorgt, so wollte er es auch an der Unterhaltung nicht fehlen lassen, er schickte zur Tafelmusik seine Trompeter. Gegen drei Uhr kam dann von ihm Botschaft, daß sich die Herrn zu ihm verfügen möchten, um mit ihm Festungspläne zu studiren. Seiner eigenen Aussage nach handelte es sich um Thionville und Luxemburg, andere Nachrichten reden von dem Entwurfe zu der neuen Citadelle von Antwerpen.

Don Ferdinand glaubte den Augenblick gekommen, Egmont noch einmal warnen zu sollen. Der Graf war sein Tischnachbar; er beugte sich zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr: „Herr Graf stehen Sie auf, nehmen Sie das beste Pferd, das Sie im Stalle haben und retten Sie sich.“ Egmont erhob sich und zog sich in ein Nebengemach zurück; von der Tischgesellschaft folgten ihm drei, die seinen Schrecken bemerkt hatten, und fragten ihn, was ihm zugestoßen sei. Er erzählte ihnen, was der Großprior zu ihm gesagt, und daß er entschlossen sei, diesem Rathe zu folgen. Aber die Freunde redeten es ihm aus. „Glauben Sie doch diesem Fremden nicht so leicht, sagte der Eine von ihnen, der will sie nur verderben. Was für eine Meinung wird der Herzog von Alba, werden alle Spanier von Ihnen haben? Wird man nicht sagen, Eure Excellenz habe sich zurückgezogen, weil Sie sich schuldig gewußt? Seien Sie versichert, daß dieselben nichts sehnlicher wünschen, als daß alle Herrn außer Landes gehen, damit sie nach Belieben

im Lande schalten können." Das Wort war redlich gemeint, verdarb aber den Grafen.

Egmont kehrte zur Tafel zurück, und als diese aufgehoben war, ging er vergnügt mit Horn zu Alba. In einem obern Gemache, wo dieser gewöhnlich die Sitzungen abhielt, erwartete er sie. Gegen vier Uhr kam der Ingenieur Peter Urbino und breitete auf dem Tische ein Pergament mit dem Plane der Befestigungswerke aus. Nach einiger Zeit der Unterhaltung und Besprechung entfernte sich Alba und ließ Egmont, Horn, Mansfeld, Arenberg, Aerschot, Noircarmes, Chiapin Vitelli, Franzisko von Ybarra und die zwei Ingenieure, den genannten Urbino und Paciotto, die Berathung weiter führen.

Mittlerweile war es 7 Uhr Abends geworden, und die Versammlung schickte sich an, auseinander zu gehen. In zwei Zimmern waren die von Alba angeordneten Vorbereitungen vollendet; vor den Fenstern waren schwere Eisengitter angebracht, die Fenster selbst verhüllt, die Wände mit schwarzer Tapete verhängt.

Nun kam die Botschaft, daß Backerzeele und Straelen festgenommen seien. Die zwei Hauptleute, welche Backerzeeles sich bemächtigen sollten, standen schon seit früher Tagesstunde auf der Lauer. Aus einem seiner Wohnung gegenüber gelegenen Hause beobachteten sie den ganzen Tag über Jeden, der bei ihm aus und einging. Endlich trat Backerzeele selbst heraus; sie folgten ihm durch die Straßen, er ging zur Mahlzeit. Nun warteten sie wieder; und das mußten sie lange thun. Aber er war gefangen und konnte ihnen nicht mehr entgehen. Als er sich nach Hause begeben wollte, traten sie ihn an, nahmen ihn fest und geleiteten ihn in die Wohnung Alba's und von da nach Treurenberg.

Straelen war in Begleitung von zwei Edelleuten am Morgen von Antwerpen ausgefahren, er wollte nach Brüssel, denn die Statthalterin hatte ihn in Geschäften dahin berufen; das war von Alba ihr unterlegt worden. Mit 40 Reitern warf sich Lodron auf ihn, als der Wagen in einer menschenleeren Gegend fuhr. Ohne daß Jemand davon erfuhr, wurde Straelen nach Lierre geführt.

Als in Alba's Hotel die Herrn zum Fortgehen sich anschickten,

trat der Hauptmann von der Leibwache, Sancho von Avila zu Egmont und bat ihn, eine Weile zu verziehen, da der Herzog eine Sache von Wichtigkeit mit ihm zu besprechen wünschte. Darüber wurde das Sitzungszimmer leer. Jetzt forderte der Hauptmann dem Grafen den Degen ab und erklärte ihm, daß er zu seinem großen Bedauern vom Herzoge den Befehl erhalten habe, ihn zum Gefangenen zu erklären. Egmont war einen Augenblick ganz verwirrt; dann sagte er: „Wie, Sie fordern mir den Degen ab, der dem Könige so viel Dienste geleistet?" Er sah sich von spanischen Soldaten die in einem Nebenzimmer aufgestellt waren, von Büchsen, Musketen, Hellebarden und Degen umringt und wurde in eines der beiden zu Gefängnissen hergerichteten Zimmer geführt.

Das andere nahm Horn auf. Dieser war erst am 7. aus Cöln angekommen. Er war im Begriffe die Treppe hinabzugehen, als der Hauptmann Salines die Hand auf ihn legte.

Sogleich begab sich Alba's Sekretär Albornoz, der Horns Sekretär Alonso de Laloo während der Berathung zu sich geladen hatte und hier festnehmen ließ, in das Hotel von Mansfeld (heute den Grafen von Mérode zugehörig, in der Rue aux laines), wo Horn gewohnt hatte, und in die Wohnung Backerzeeles, und belegte an beiden Orten sämmtliche Papiere mit Beschlag; am andern Tage brachte er mit del Rio sie in die Wohnung Alba's zu Handen des Blutrathes.

Die beiden Grafen wurden in sehr engem Gewahrsam gehalten, spanische Diener bedienten sie in traurigem Stillschweigen; Niemanden, weder ihren Freunden, noch Angehörigen wurde der Zutritt gestattet; keine Botschaft, kein Brief über ihre Lage, über ihr Befinden drang nach Außen; so lange sie in Brüssel blieben, sahen sie das Licht der Sonne nicht und mußten, wenn sie helle haben wollten, bei Tage Kerzen brennen lassen. Zweimal in der Nacht wurden die Wachen abgelöst, der Hauptmann trat mit dem ablösenden Offizier und den Soldaten ins Gemach, zog die Bettvorhänge auseinander und vergewisserte sich und seinen Nachfolger, daß der Gefangene da war.

Noch in der ersten Nacht hatte der Herzog den Befehl von

Egmont an seinen Lieutenant in der Citadelle von Gent verlangt, daß er diese an Alonso v. Ulloa übergebe, denn nach Gent gedachte Alba seine Gefangenen zu bringen, nachdem er zuvor La Folie, in der Nähe Brüssels, einem Onkel des Noirs armes zugehörig und das Kgl. Schloß von Genappe in Aussicht genommen hatte, weil er besorgte, durch die Besatzung Gents mit Spanien allzuviel böses Blut zu machen. Am 22. September wurden sie dahin geführt, zwei Compagnien Büchsenschützen zu Pferd eröffneten den traurigen Zug, darauf kam ein Regiment Infanterie, das die Gefangenen in die Mitte genommen hatte, Egmont befand sich in einer Sänfte, Horn in einem Wagen; drei Compagnien leichter Reiter bildeten die Nachhut. In der Entfernung eines Büchsenschusses vor der Stadt kehrte die Infanterie um, zwei Meilen weiter wurde die Reiterei durch einen Trupp von 500 Mann, der von Alost herangerückt war, aufgenommen; ein anderer Trupp von 700 wartete in Alost unter dem persönlichen Commando Ulloa's. Hier wurde übernachtet. Auf halbem Wege von Gent stieß man auf 500 Mann, von der Besatzung Gents, und so wurden die Gefangenen unter der Bedeckung von 500 Mann Reiterei und 1700 Mann Infanterie auf die Citadelle von Gent gebracht. Dieses Aufgebot hatte man für nöthig erachtet, weil, wie Albas Sekretär in seiner Depesche vom 3. Oktober sich ausdrückt, das Land keinen andern König als Egmont kannte.

In Gent waren die Gefangenen dem Hauptmanne Salinas anvertraut, auf dessen Wachsamkeit und Treue der König bauen konnte.

Nachdem die Verhaftung vollzogen war, hatte Alba die Herrn Berlaymont und Mansfelt mit der Nachricht davon an die Statthalterin geschickt und ihr erklärt, das sei einer der Aufträge, die ihm der König in eigenhändigem Schreiben anbefohlen und die er ihr bis zu geschehener Ausführung geheim halten sollte, damit sie als Statthalterin vom Haße des Volkes nicht getroffen und ihm allein die Verantwortlichkeit für alle Folgen aufgebürdet werde.[164] „Sehet da, sagt der ehrliche Pontus Payen, den hübschen Zug des Hofmannes; er behandelt die Dame, als ob sie noch in der Regierung

der Niederlande fortfahren sollte, und unterdessen macht er seine Rechnung, sie nach Hause zu schicken, daß sie dort als Privatperson lebe."

Wie die Statthalterin, so wurde auch der Papst, der Kaiser, und weil sie Ordensritter vom goldenen Vließe waren, auch die Herzoge von Baiern und Braunschweig von dem Geschehenen amtlich in Kenntniß gesetzt.

6.

Welchen Eindruck hat die That des 9. Septembers gemacht? Alba behauptete, keinen, der irgendwie als ein ungünstiger bezeichnet werden müßte. Am 10. September bemerkte er, die Gefangennahme der zwei Grafen habe zu keinem Aufstande Veranlassung gegeben, im Gegentheil sei die Ruhe größer, als der König glauben könnte; [165] so blieb es vorderhand; am 13. berichtete der Herzog, daß Groß und Klein sich mit Allem, was bisher geschehen, zufrieden zeige; und schon am 18. September meint er, daß kein Mensch mehr von den Gefangenen spreche. [166]

Aber schon vor der Verhaftung der Grafen waren so viele Leute außer Landes gezogen, daß die Statthalterin den dadurch verursachten Verlust an nationalem Vermögen auf mehr als zwei Millionen berechnet; Alba machte daraus der Statthalterin den Vorwurf, daß sie die Auswanderungen nicht verhindert; sie erwiderte, daß ihr der König die Hände gebunden; er aber meinte, daß der König ihr sicher nicht verboten habe, sich der Verdächtigen und ihres Vermögens zu versichern. [167] Man sagt, bemerkt er am 13. September, daß viel Volk die Niederlande verlasse; übrigens gibt er sich den Anschein, daß er der Sache wenig Bedeutung beilege, denn er meint, man solle nur ziehen lassen wer ziehen wolle, da ja die Ruhe des Landes nicht darin bestehe, daß man Leuten, die nur von Andern verführt worden, die Köpfe abschlage. [168] Diese amtlichen Berichte waren in der Absicht abgefaßt, vor den Augen des Königs den furchtbaren Ernst der Situation abzuschwächen; der unabhängige Pontus Payen dagegen verdient volles Vertrauen, wenn er schreibt,

aß die Verhaftungen vom 9. September großen Schrecken unter en Bewohnern der Niederlande, und besonders unter Jenen ver-reitet haben, welche das Compromiß unterzeichnet oder irgendwie n den Unruhen sich betheiligt haben, so daß eine Unmasse von Volk, Adeliche, reiche Kaufleute, angesehene Bürger Haus und Hof erlassen und in Deutschland, Frankreich und England einen Zu-luchtsort gesucht haben. [169] Besonders die Stadt Emden wimmelte von Flüchtlingen.

Groen van Prinsterer veröffentlicht [170] einen Zettel, worauf es heißt, des andern Tages (nach der Verhaftung) seien angesehene Bürger in guter Anzahl zu Alba gegangen und hätten die Ursache der Verhaftungen zu wissen begehrt, der Herzog aber habe ihnen antworten lassen, daß er gerade daran sei, sein Kriegsvolk von Spa-niern, Italienern und Deutschen zusammenzuziehen; sobald das La-ger geschlagen, wolle er ihnen ihre Antwort geben.

Unter allen Herrn, die in Brüssel oder überhaupt in den Nie-derlanden sich befanden und ihrer Stellung gemäß eine Geltend-machung ihres Wortes hoffen konnten, war Mansfelt der Einzige, welcher gleich nach der That um die Verhafteten sich annahm. Am 1. schrieb er klagend an den König und hob besonders hervor, aß sein Schwager Horn sein Gast in Brüssel gewesen sei. Dem erzoge erklärte er, daß die Verhaftung gegen die Privilegien des Ordens vom Vließ verstoße; er hatte bei dem einen und andern Ordensritter schon Schritte gethan — gleich in den Tagen nach em 9. — daß sie in einer Versammlung über die Haltung, welche e einzunehmen haben, berathen sollten. Alba widersagte es ihm iit Heftigkeit, daß die Zeit der Versammlungen vorüber sei, daß denn er erfahre, daß eine Versammlung stattgehabt, wenn auch nur m das Credo herzusagen, er mit strengen Strafen einschreiten verde; was den Vorhalt mit den Privilegien des Ordens betreffe, o habe der König nach reiflicher Untersuchung erklärt, daß man ich zu unterwerfen habe. Seit dem, schreibt Alba, habe Mansfelt ine andere Sprache sich angeeignet und sogar seinen Sohn in der Furcht, dieser möchte verhaftet werden, aus dem Lande entfernt. Nichts desto weniger hat der Graf dem Gebot der Ehre und Pflicht

getreu, seine Schritte für die Verhafteten wiederholt, am 8. Dez. eine Vorstellung beim Könige eingereicht, die sowohl an Entschiedenheit als ehrfurchtsvoller Unterwerfung nichts zu wünschen übrig läßt, und noch am 29. Dezbr. sich bitter beklagt, daß der König ihn auf vier Schreiben ohne alle und jede Antwort gelassen habe. Bis dahin hatte auch Berlaymont sich aufgerafft und dem Könige seine Auffassung der Sachlage vorgelegt.[171]

7.

Als Granvella in Rom die Nachricht von der Verhaftung der beiden Grafen erhielt, fragte er, ob die Hand Albas auch auf den Schweiger gelegt sei, und als man ihm antwortete: „nein!" so sagte er, daß Alba dann gar nichts erreicht habe.[172] Daß der Prinz von Oranien entkommen, war für den Herzog ein bitteres Leid; uns macht es fast einen komischen Eindruck, wie der König und sein Statthalter einander ihre Klagen darüber vortragen. Daß Oranien zurückkehren werde, darüber darf man sich keine Hoffnung machen, schreibt der Eine nach Spanien, und von da kommt die Antwort zurück: man muß die Hoffnung aufgeben, Oranien im Lande zu haben.

Auch Hoogstraeten war nicht zu erreichen gewesen und so mancher Anderer nicht, den Alba gar zu gerne in seinem Machtbereiche gesehen hätte. Hoogstraeten erkärte von Köln aus, daß er nur unter der Bedingung eines sicheren Geleites kommen werde; aber wenn man es ihm auch zugestanden hätte, würde man noch eine ziemliche Zeit mit der Verhaftung der übrigen hingehalten worden sein, da der Graf durch einen Büchsenschuß die halbe Hand sich abgerissen hatte.

Nun mußte sich Alba getrösten, gegen die Abwesenden den Prozeß durch den Blutrath einleiten zu lassen. Am 8. Oktober wurden die Güter Oraniens mit Beschlag belegt; dasselbe verheißt Alba mit dem Vermögen aller Schuldigen rasch und pünktlich vorzunehmen.[173] Noch vor dem 24. Oktober ließ er durch den Blutrath aussprechen, daß Jeder, welcher das Compromiß unterzeichnet, des Hochverraths schuldig sei. Daß dieß ganz vortrefflich sei, bemerkte der König an den Rand der Depesche, und setzte hinzu:

„Ich glaube, daß dieselbe Entscheidung gegen diejenigen aufgestellt werden könnte, welche die Conföderirten begünstigten und unterstützten, da sie als die Urheber und Erfinder dieser Wirren noch schuldiger sind, wenn wir hier recht berichtet wurden.“ [174]

Schon begann der Herzog auch jene andere Seite seiner Verwaltung, durch welche diese für den König so verhängnißvoll wurde, in Angriff zu nehmen, die Gelderpressung. Es versteht sich von selbst, daß wenn die Niederlande außerordentliche Maßregeln und großen Geldaufwand veranlaßten, sie für diesen auch einstehen mußten. Nicht deßhalb also ist der Herzog anzuklagen, daß er darauf dachte, daß von den Provinzen selber die Geldmittel zur Bestreitung des durch sie verschuldeten Ausnahmezustandes aufgebracht werden müßten, sondern die Art und Weise, wie er dieß angriff, ist es, was nicht gebilligt werden kann. In seiner Depesche vom 24. Oktober forderte er eine Geldsendung und legte dem Könige den Gedanken vor, es sei selbstverständlich, daß Spanien nicht dazu da sei, fortwährend das Geld für die Niederlande herbeizuschaffen, sondern daß diese Provinzen selbst die Mittel zu ihrem Unterhalte finden müßten. Das sei aber eine Angelegenheit, an die er ohne die Mitwirkung der Statthalterin die Hand nicht legen könne. Stünde die Macht, die Sache zu ordnen, bei ihm allein, so hätte er schon einen Anfang damit gemacht, sie mit der Züchtigung der Städte in Verbindung bringend, denn so lange diese über ihr Loos im Ungewissen seien, werde von ihnen die Zustimmung zu gerechten und anständigen Finanzmaßregeln, wie sie vom Könige eingeführt werden müßten, leichter zu erlangen sein. [175] Auch dieser Gedanke war dem Könige sehr angenehm; schon am 12. Dezember gab er dem Herzoge auf, neben der Religion und Justiz die Geldangelegenheiten ganz besonders in Obsorge zu nehmen. Da er zweifle, daß die Provinzen von selbst auf ihre Pflicht in dieser Sache kommen, und die Stände wie gewohnt Schwierigkeiten machen werden, so müsse man auf einen Ausweg denken, bei dem man ihre Zustimmung nicht brauche. Wenn der Herzog durch Anfragen darüber in Madrid viele Zeit verlieren müßte, so solle er nur aus eigener Vollmacht handeln. Diese Depesche wollte der König sehr geheim ge-

halten wissen, und ließ sie in eigenen Ziffern, die man nur einem der Vertrautesten zur Lösung übergeben sollte, schreiben; auch war Alba angewiesen, von seiner Absicht nichts laut werden zu lassen, bevor er der Möglichkeit ihrer Durchführung sich vergewissert hätte.

Der König rief ihm wiederholt ins Gedächtniß, wie wichtig die Beschleunigung der Prozesse sei, damit sie auf den Frühling ihren Abschluß gefunden haben. Alba versäumte auch nichts; nur habe er auch dafür zu sorgen, daß die Art der Prozedur sich auch sehen lassen könnte, denn die Aufmerksamkeit von ganz Europa war darauf gerichtet. Daß die Gefangenen verurtheilt wurden, war gewiß, wenn auch der König und sein Statthalter den Wunsch aussprachen, daß es den Grafen doch gelingen möchte, sich zu rechtfertigen. Damit stimmt die Genugthuung schlecht, mit welcher der Herzog dem Könige meldet, daß in den Papieren der Angeklagten hinreichendes Material zum Urtheilsspruche gefunden worden, daß Backerzeele Geständnisse mache und wunderwas auf der Folter bekennen werde.

Ende Oktober verfügte sich Alba nach Antwerpen, um den Bau der Citadelle in Angriff zu nehmen. Vorher ordnete er die Geschäfte des Blutrathes auf eine Weise, die seine Absicht, welche Urtheile er erzielen wollte, unschwer erkennen läßt. Er ließ die Instruktionen der Commissäre ausdehnen und zwar dahin, daß sie im ganzen Lande, jeder in seinem Bezirke, aufs Genaueste sammeln sollten, was irgendwie die Angelegenheit des Prinzen von Oranien, Ludwigs von Nassau, der Grafen Egmont und Horn, Eulenburgs, Van den Bergs, des Marquis von Berg, Brederodes und Montignys beschweren konnte. Die Commissäre wurden angewiesen, zu ihm nach Antwerpen sich zu verfügen, damit sie vernehmen, was er sich vorbehalten hatte, ihnen mündlich zu eröffnen.

Muß es nicht auffallen, daß die Prozesse der bereits Verhafteten in den Händen der Männer lagen, die rein nur als seine fügsamen Werkzeuge von Alba sich brauchen ließen, während die der Abwesenden oder die minderwichtigen von den niederländischen Räthen instruirt wurden? So war das Schicksal von Egmont und Horn an Vargas und Del Rio übergeben, das von Alonso Laloo, Backer-

zeele und Straelen an die gleichen mit Hinzufügung Hessels. Bei seiner Rückkehr von Antwerpen vertheilte der Herzog die Geschäfte etwas anders. Vargas und Delrio mit Belin als öffentlicher Ankläger und Praets als Sekretär führten die Prozesse Egmonts, Horns und der übrigen genannten fort; der Kanzler von Geldern dagegen und die Präsidenten von Flandern und Artois mit La Porte als Staatsanwalt und de la Torre als Gerichtsschreiber wurden mit den Prozessen von Oranien, Ludwig v. Nassau, Hoogstraeten, Culenburg, Van den Berg und Brederode betraut, mit Prozessen von Leuten also, die man nicht in Händen hatte. Waren Del Rio und Vargas die wichtigsten Leute im Blutrath, so kamen nach ihnen Hessels und Blasere, und diese erhielten zur Behandlung die Prozesse gegen diejenigen Flüchtlinge, deren man noch habhaft zu werden hoffte, oder deren Verurtheilung in Contumaciam in Aussicht genommen war, und jene Gefangenen, die nur untergeordnetere Bedeutung hatten. —

Zwingburgen zu errichten gehörte mit zur Aufgabe Alba's, und wir haben schon im Vorübergehen erwähnt, daß er nach Antwerpen gegangen, um den Bau der Citadelle in Angriff zu nehmen. Die Wichtigkeit des Platzes, aber auch die Absicht die Bürger für das Vorgefallene zu züchtigen und für die Zukunft jeder Gefahr vorzubeugen, führte zu diesem Bau; Pacciotto stellte ihn her, es war ein Meisterwerk der Befestigungskunst. Ein Militärschriftsteller des XVIII. Jahrhunderts schreibt darüber: „die sehr reiche und liebenswürdige Stadt Antwerpen hat ihre alte Mauereinfassung sehr erweitert, sie bis zu dem Punkte verlängernd, wo sie an die Citadelle stößt. . . . Diese ist sehr fest und verdient es wohl, daß die mit unserer Kunst sich abgeben sie in Augenschein nehmen. Sie beherrscht die Stadt durch zwei ihrer Bastionen; mit zwei andern nimmt sie den edlen Scheldefluß, der die großen Schiffe zu tragen vermag, in ihren Bereich, mit drei bedroht sie das offene Feld und den Feind, und hat im Ganzen doch nur fünf Bastionen. Dieses Werk zeigt in der That und Wahrheit den größten Theil der wahren Principien der Befestigungskunst." Die Bürger von Antwerpen steuerten 200,000 Thaler bei, daß Alba ihnen die Zwingburg baute;

indem er sie über das Schicksal, das sie für ihre Haltung beim Aufstande sich zugezogen, im Ungewissen erhielt, setzte er mit Leichtigkeit jede seiner Forderungen durch. Zwölfhundert Mann arbeiteten unausgesetzt am Werke, und Alba wollte es nicht verlassen, bis es in Vertheidigungszustande wäre. [176]

Nach allen Seiten hin entfaltete der nicht nur am Gemüthe, sondern auch in der Arbeit eiserne Herzog seine Thätigkeit. So weit sein Arm nur immer reichte, ließ er den Geflüchteten keine Ruhe und sorgte dafür, daß sie in der Nachbarschaft sich nicht ansammelten. So schickte er in Gemeinschaft mit der Statthalterin Ende September den Staatssekretär Berty an den Fürstbischof von Lüttich und ließ diesem vorstellen, daß von Frankreich und Deutschland her gegen die Niederlande etwas im Werke sei, daß man Verständigungen mit den vielen niederländischen Flüchtlingen, die sich im Lütticher Lande aufhalten, vermuthe und er daher wohl auf seine Festungen Acht haben und in seinem Lande keine Versammlung, noch Conventikel dulden möge. Er dürfe nicht vergessen, daß in Lüttich, Huy und St. Trond das Volk lange der religiösen Neuerung zugeneigt, daß unter dem Adel seines Landes nicht Wenige in dem Adelsbund gewesen, daß diese ihren Verwandten und Freunden in den Niederlanden noch mit Rath und That an die Hand gehen. Die Hauptleute in den Festungen Huy und Bouillon werden als verdächtig geschildert und ihre Entfernung verlangt. Am 28. September hatte Berty Audienz beim Fürstbischof, der für die Vorstellung dankte und eine durchaus würdige Antwort gab, in welcher er auf der einen Seite die Würde des Souveräns wahrte, während er auf der andern den Beweis freundnachbarlicher Gesinnung gab. [177]

Scharfe Aufmerksamkeit widmete der Herzog den französischen Angelegenheiten. Die Hugenotten machten ihr drittes Attentat gegen das Königthum. Es gelang ihnen nicht, in Meaux die königliche Familie in ihre Gewalt zu bekommen, die Schweizer retteten sie — „ich wiederhole, sagt der Venetianer Correro, daß sie ihm die Krone und das Leben gerettet haben;" aber auf allen Punkten flammte der Bürgerkrieg mit all' seinen Schrecken auf; gegen Ende des Septembers hatten die Hugenotten sich der Städte Montauban,

Castres, Montpellier, Nîmes, Viviers, St. Point, Uzès, Pont-Saint-Esprit und Batignolles bemächtigt, Monluc belagerte La Rochelle. Ueberall jagten sie aus den Kirchen und Klöstern die Priester, Mönche und Klosterfrauen. Die Heiligthümer beraubten sie ihres Schmuckes und nicht selten zerstörten sie die heiligen Stätten.[178] Condé übte königliche Gewalt, legte sich das Recht, über Leben und Tod zu richten, bei, zog Ländereien ein und vertheilte sie, machte Auflagen und preßte Soldaten, verhandelte mit dem Auslande und soll selbst Münzen mit der Umschrift geschlagen haben: Louis XIII., premier roi chrétien de France.[179]

Alba hätte nicht Alba sein müssen, wenn er es über sich gebracht hätte, diesen Vorgängen gegenüber ein ruhiger Zuschauer zu bleiben. Er war Stratege genug, um augenblicklich zu erkennen, daß die niederländische Revolution so gut in Frankreich wie auf dem heimischen Boden niedergeworfen werden konnte, und daß mit der Bändigung der Hugenotten den niederländischen Empörern eine ergiebige Lebensader abgeschnitten würde.

Daher nahm er keinen Anstand, sich dem Könige von Frankreich anzubieten. Wenn er es nur wünsche, schrieb er ihm, so wolle er in 20 Tagen mit 15,000 Mann Infanterie und 5000 Reitern in Paris sein. Das war dem Könige und seiner Mutter nicht angenehm, — zu seinem großen Nachtheile. Ein Soldat des XVI. Jahrhunderts, Mendoza urtheilt so darüber: „Nach dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheiten und nach den Wechselfällen des langen Bürgerkriegs, der da ausbrach, zu urtheilen, wäre der Zuzug des Herzogs von Alba sowohl im Interesse der Christenheit und der Unterstützung der Religion, als für die Ruhe des Königreichs für den König von großer Wichtigkeit gewesen. Denn obwohl die Hugenotten angriffen, um den König in Paris einzuschließen, wie sie es denn auch thaten, indem sie die Belagerung begannen, so hätten sie doch die nöthigen Kräfte zum Widerstand gegen den König nicht sammeln können, wenn dieser in so kurzer Zeit durch die Hilfstruppen des Herzogs sich verstärkt hätte. Aber da der König diese nicht annahm, hatten die Hugenotten Muße, sich zu verstärken, während der König sich zu ihrer Bekämpfung rüstete.

Sie schlugen den Weg nach Lothringen ein und in Pont-à-Mousson nahmen sie den aus Deutschland kommenden Zuzug von Reiterei auf und vermochten mit deren Hilfe nach Frankreich zurückzukehren, bis der König den zweiten Frieden mit ihnen schloß."

„Da man der Meinung sein könnte, der Herzog hätte durch die Expedition nach Frankreich die Staaten Sr. Majestät mißlichen Zufällen und Gefahren, die zu vermeiden gewesen, ausgesetzt, und das in einem Augenblicke, wo das Land hinreichende Garantien nicht bot, bin ich wohl genöthigt, die Ordnung darzulegen, die der Herzog hergestellt und man wird begreifen, daß er nicht nur ohne Gefahr, sondern sogar ohne jede ernstliche Besorgniß sich entfernen konnte. Er hatte nämlich den Rest, der von Sr. Majestät geworbenen Armee — und sie war nicht wenig zahlreich — in die wichtigen Orte und Plätze vertheilt; dadurch hätten diese Rebellen, auch wenn sie in großer Zahl aufgestanden wären, doch nichts Ernstliches zu unternehmen vermocht, und in kurzer Zeit konnte der Herzog, weil er die Gränzen vollständig frei und in allen Plätzen Garnison hatte, ihnen gegenüber stehen. Bei dieser Sachlage war es ihm nicht gestattet, die gute Gelegenheit zu verlieren, der Sache, welcher er diente, sich nützlich zu erweisen. Denn wenn nur der König von Frankreich gewollt, hätte man ohne große Schwierigkeit, wie es scheint, die Ruhe im Königreiche wiederherstellen können, und dadurch hätte der Herzog Gott, Sr. Majestät und der Christenheit einen großen Dienst geleistet; überdieß wäre angesichts der engen Verbindung dieser beiden Nachbarstaaten durch die Beruhigung Frankreichs den Niederlanden der Friede gesichert, denn eine gar mächtige Unterstützung der Ruhe ist die Sicherheit auf den Gränzen und der Gehorsam gegen die Fürsten als souveränen Herrn. Endlich wäre den Häretikern die Möglichkeit gegenseitiger Unterstützung, wie sie dieselbe denn auch nachher leisteten, genommen worden." So weit Mendoza.[180]

Als der französische Hof in größere Bedrängniß kam, war er der spanischen Hilfe froh. Alba ließ unter dem Commando des Grafen von Arenberg die vier Compagnien leichter Reiterei aus Burgund und 1000 Mann von den Ordonnanzbanden abgehen; eine gute Zahl von Edelleuten aus Artois, Hennegau und andern

Provinzen, treffliches Kriegsvolk, dem König und der Religion getreu, schloß sich freiwillig an. Der Ausmarsch fand von Cambrai am 11. November statt; am 3. Dezember hatte die Truppe Chapelle-la-Reyne bei Nemours erreicht.[181] Was sie geleistet und was zum Friedensschluße beigetragen, gehört nicht in unsere Aufgabe; dagegen ist es wohl unsere Pflicht, den Gedanken, von welchem Alba in dieser Angelegenheit sich leiten ließ, noch einmal hervorzuheben.

An den weitgehenden Planen, einige feste Plätze in Frankreich zu besetzen und für den Todesfall des französischen Königs die Krone für Philipp als Gemahl der Schwester des Königs in Anspruch zu nehmen, da das salische Gesetz nur ein Scherz und durch die Waffengewalt am Ende jede Schwierigkeit zu heben sei,[182] halten wir uns nicht auf; das sind Einfälle, die dem Könige viel Nachdenken verursachten, aber zu Weiterem nicht führten. Dagegen war es dem Herzoge mit der Expedition nach Frankreich zu gründlicher Züchtigung der Hugenotten sehr ernst.

Trotzdem sein erstmaliges Anerbieten abgewiesen worden, brachte er es wiederholt vor, als der französische Hof in Bedrängniß seinen Beistand anrief. 2000 Reiter und 3000 spanische Büchsenschützen wurden verlangt; Alba erklärte, mit all' seinen Spaniern, 5000 Deutschen und 5000 Mann Reiterei nach Frankreich marschiren zu wollen, wenn es dem französischen Könige ernst sei, mit den Feinden der katholischen Religion in Frankreich gründlich ein Ende zu machen. Diesen furchtbaren Ernst besaß aber der französische Hof nicht, der unaufhörlich schwankende hatte seine Gedanken nur immer auf die nächstliegenden Aussichten gerichtet und war immer zu jedem Friedensschlusse geneigt, wenn dieser nur halbwegs noch die königliche Prärogative gelten ließ. Maria von Medicis drohte mit einem solchen Friedensschlusse dem Herzoge, wenn er ihr nicht zu Willen sei.[183] Darüber brauste der grimmige Mann auf und warf dem arglistigen Weibe seine Anschauung von der Herrscherpflicht in Ausdrücken hin, die bei aller Höflichkeit der Form doch den bittern Groll erkennen ließen, den ein Mann seines Wesens über die grundsatzlose Politik der Medicäerin empfinden mußte. Ein Fürst, der mit seinen Vasallen verhandelt, ruft er ihr zu, darf nicht daran

denken, daß er Gehorsam finde, und die gewöhnliche Frucht dieser Verhandlungen sind Wirren und Empörungen. Freilich muß ein Krieg zwischen dem Fürsten und seinen Vasallen so lange als möglich vermieden werden, aber niemals darf dieß um den Preis des Ruins der Religion und des Staates geschehen. „Mit Einem Worte, der allerchristlichste König kann keinen Vertrag schließen, ohne daß er in den geistlichen und zeitlichen Angelegenheiten Zugeständnisse macht. In den geistlichen Angelegenheiten kann er Zugeständnisse nicht machen, ohne daß er in fremde Rechte eingreift, und Gott, dem dieses Rechtsgebiet zusteht, wird es nicht dulden. In den zeitlichen Angelegenheiten kann er keine Zugeständnisse machen, ohne daß er seiner eigenen Autorität vergibt. . . . So gilt es denn viel mehr, ein ruinirtes Königreich zu haben, indem man es vermittelst des Krieges Gott und dem Könige wahrt, als es ohne Krieg zum Vortheile des Teufels und der Häretiker, seiner Bundesgenossen, ganz und unversehrt zu besitzen.[184]

8.

„Möge es Gott gefallen, daß Madame mit meinen Anordnungen zufrieden ist, ich habe sie ihr noch nicht vorgelegt!" so rief Alba in einer seiner Depeschen an den König aus.[185] Liegt nicht in diesem Worte die ganze Situation offen vor? Margaretha mochte zu den Gewaltmaßregeln ihre Hand nicht bieten, und der Herzog über deren Ausführung mit ihr nicht verhandeln. Sie stand ihm im Wege, und er mußte ihre Entfernung wünschen; er klagte dem Könige, daß er durch sie und den Finanzrath an der freien Verfügung über die confiscirten Güter gehindert werde; er wußte recht gut, daß gerade eine solche Klage des Eindrucks auf Philipp nicht verfehlen werde; auch daß Margaretha die Städte in Schutz nehme und daß sie Jeden, der es hören wollte, mit den Klagen ihrer unzufriedenen Stimmung überschütte, wurde dem Könige berichtet. Sie dagegen gab ihrer Mißstimmung, ihrer Kränkung so lebhaften und wiederholten Ausdruck, daß der Zwiespalt in den obersten Gewalten des Landes offenkundig werden mußte. Am 8. September schickte sie ihren Sekretär Macchiavelli nach Madrid; dieser kam am

25. dort an und begehrte mit lebhaftem Drängen die Enthebung seiner Gebieterin von dem Statthalterposten, der für sie alle Bedeutung verloren habe; bei den Ministern ließ er durchblicken, was Margaretha dem Könige selbst wiederholt vorstellte, daß sie ihre Entlassung selber nehmen werde, wenn der König sie länger verweigere. Es ist gut, das Schreiben kennen zu lernen, dessen Ueberbringer der Sekretär war. „Ich bin, heißt es da, auf die von Eurer Majestät dem Herzog von Alba übertragene Autorität nicht eifersüchtig; aber ich sage, daß Sie — und das wäre sowohl Ihrem Dienste, als meiner Ehre angemessener gewesen — anordnen konnten, daß ich bei der Ankunft dieses Herzogs hier, wo seit mehreren Monaten die Ruhe und der Gehorsam gegen die Gesetze herrschten, die Erlaubniß gehabt hätte, mich zurückzuziehen, wie ich es mir schon so oft erbeten habe. Eure Majestät hätten nicht zugeben sollen, daß man in meiner Gegenwart eine so außerordentliche Autorität an einen Andern übertragen und mich der meinigen mit so viel Unwürdigkeit entkleidet sieht und zwar, füge ich bei, auf eine Weise, die Eurer Majestät kaum zum Lobe gereicht. Ich bin aufs Aeußerste gekränkt, daß ich zu einem ewigen Beispiele all' denjenigen dienen soll, welche in Betracht meiner Behandlung ein Urtheil sich bilden werden, daß man von Eurer Majestät, was immer für Dienste man Ihnen geleistet haben mag, wenig hoffen darf, denn Sie werden ungefähr zu keiner Zeit und bei keiner Gelegenheit von Niemanden Dienste erhalten, die den von mir geleisteten zu vergleichen wären. Aber ich tröste mich mit dem Gedanken, Gott und der Welt und mir selber genügt zu haben, obgleich Eure Majestät allein, die Sie es doch besser als Jedermann anerkennen sollten, so wenig Dankbarkeit mir dafür erzeigen."

Sie ruft ihrem königlichen Bruder den kritischen Stand ins Gedächtniß, in dem er ihr die Niederlande überlassen, die Gefahren, welche sie bestanden, die Mühen, die sie ertragen, als ihr Geld, Truppen, Rath, Alles mangelte; sie sagt, daß sie in den neun Jahren ihrer Statthalterschaft nicht Eine Stunde Ruhe gehabt; sie beklagt sich, daß sie, nachdem sie außer ihren Mitteln ihre Gesundheit und fast ihr Leben in den Dienst des Königs hingegeben, nun

mit eigenen Augen die Unwürdigkeit und Entehrung sehen müsse, welche durch die Anordnungen und die so weit gehenden Vollmachten des Herzogs von Alba ihr angethan werde.

„Wenn dieser Herzog, fährt sie fort, nach einer so großen Autorität verlangt hat, so hat er nur seine eigene Verherrlichung und seinen persönlichen Vortheil gesucht; wenn aber Eure Majestät aus sich selbst dieselbe ertheilt haben, so habe ich in jedem Falle viel Grund, mich zu beklagen, nachdem ich so viel Sorge für Ihre Ehre und Ihr Interesse gehabt und besonders Ihre unterthänigste Dienerin und von Ihrem Geblüte bin." [186]

Gegen Mitte November kehrte Macchiavelli aus Spanien zurück und brachte die Entlassung mit. Der König erhöhte ihre Rente von 8000 auf 14,000 Dukaten, auf das Königreich Neapel angewiesen und auf ihre Nachkommen vererblich. Nur um 140,000 Dukaten sollte sie abgelöst werden können. In den schmeichelhaftesten Ausdrücken theilte ihr der Fürst von Eboli den Dank des Königs und dessen Versicherung mit, daß er noch mehr für ihre unschätzbaren Dienste um die Niederlande als wegen ihrer Verwandtschaft sich verpflichtet wisse, für das Wohl und die Ehre seiner Schwester sein ganzes Leben lang ebenso besorgt zu sein, wie für sich selber.

Jetzt ist die Bitterkeit Margaretha's gemildert; nur verlangt sie noch Piacenza, kann jedoch nichts weiter, als leere Versprechungen erlangen.

Von jetzt an ist nur noch ein einziges Schreiben von ihr aus den Niederlanden erhalten, und zwar vom 22. Novbr. Sie legt dem Könige Ihre Ansicht von Huld und Strafe vor, wie er beide jetzt walten lassen sollte.

„Jetzt, schreibt sie, wo ich mich zum Fortgehen anschicke, sage ich es, daß ich niemals unterlassen werde, dessen zu gedenken, was ich Eurer Majestät und dem Lande schulde, meine Ueberzeugung nämlich auszusprechen, daß es Ihre Pflicht ist, das Land zu halten und zu bewahren. Und von ganzem Herzen bitte ich demüthigst, daß Eure Majestät Milde und Barmherzigkeit üben, wie Sie schon so oft Hoffnung darauf gemacht haben, und daß Sie sich erinnern

mögen, daß die Könige, je höher sie sind und je näher sie zu Gott hinanreichen, desto mehr Nachahmer dieser großen, göttlichen Güte, Macht und Milde sein müssen, und daß die Könige und Fürsten, wer sie auch immer waren, sich immer mit der Strafe derjenigen begnügt haben, welche die Häupter und Anführer der Empörungen gewesen sind, und daß sie der übrigen Menge verziehen haben, indem sie sagten, es sei ihnen hinlängliche Genugthuung geleistet, wenn diese ihre Verirrung bereute. Sonst, mein Herr, wenn Strenge angewendet wird, kann es nicht ausbleiben, daß auch der Unschuldige mit dem Schuldigen leidet, und daß nicht ein allgemeines Unglück, und die vollständige Zerstörung dieses ganzen Staatswesens sich anbahne, wovon Eure Majestät die Folgen bedenken mögen. . . ." [187]

Am 24. November stellte sie dem Herzoge selbst vor, daß er Brüssel von der großen Garnison befreien möge und von der schweren Auflage eines Thalers für jeden Soldaten, denn die Stadt habe diese harte Behandlung nicht verdient. Habe er ihren ersten, dringenden Vorstellungen kein Gehör geschenkt, so möge er es doch jetzt thun. [188] Noch weiter ging sie am 17. Dezember. In Gegenwart des Staatsrathes trug sie da vor, daß nun Generalpardon gegeben und die Generalstaaten zusammenberufen werden sollten. [189] Das war für Alba zu viel, das warf sein ganzes System um. Und das Land vernahm, was seine abtretende Statthalterin ihm noch erwirken wollte. In die Trauer um das Scheiden der Frau mischten sich Ausrufe des Hasses gegen den harten Mann; das Volk der Niederlande sah sich nun schutzlos der eisernen Gewalt überlassen.

Am 9. Dezember hatte sie den Ständen, Stadtmagistraten, Gerichtshöfen 2c. ihr Lebewohl geschrieben. Sie drückte ihr Bedauern aus, daß sie nicht wie ihre Vorgängerin, die Königin Maria und wie der Herzog von Savoyen in einer Versammlung der Generalstaaten ihren Abschied nehmen könne. Sie ladet sie ein, „niemals die Ehre Gottes zu vergessen, die alte, heilige Religion nicht zu ändern und keine Veränderung zu dulden, in diesem Stücke sich an ihren so mächtigen, gütigen, milden, für die Ehre Gottes und

die katholische Religion so eifrigen König und Herrn zu halten; sich zu erinnern, was die Nachbarn wegen der Aenderung der Religion gelitten, und was sie in der kurzen Zeit für die Thorheit und Gottlosigkeit selbst einiger Wenigen, welche Neuerung und Aenderung einführen wollten, geduldet haben." [190]

Die Stände von Brabant machten der Scheidenden ein Geschenk von 25,000 Gulden, die von Flandern von 30,000 Gulden zum Zeugnisse der Dankbarkeit für die Weisheit ihrer Verwaltung. Margaretha verließ Brüssel am 30. Dezember und nahm ihren Weg über Luxemburg, Lothringen, die Schweiz, die Freigrafschaft und das Mailändische. Eine Compagnie berittener Büchsenschützen bildete unter der Führung des Peter Ernst von Mansfeld ihr Geleite. Mitte Februar langte sie in Piacenza an, wo ihr Gemahl sie erwartete.

Manche Mißgriffe weist die Verwaltung der hohen Frau auf, nie aber war sie unedel in ihrer Gesinnung und niedrig in ihrer Handlungsweise, wenn auch schwankend und unbeständig zum Theil in Folge natürlicher Anlage, zumeist aber, weil der König in den wichtigsten Umständen sie ohne entscheidenden Rath und Befehl gelassen hat. Die Zeit, wo sie den Niederlanden zum Heile sein konnte, war vorüber, und wir müssen diese dem schrecklichen Schicksale überlassen, das mit der Statthalterschaft Alba's unvermeidlich über sie kommen mußte.

Viertes Kapitel.

Spanische Episode.

1.

Den Marquis von Berg hat der barmherzige Gott vor dem schauerlichen Todesloſe bewahrt, das ihm von seinem König und Herrn zugedacht war. Der Tod erlöste ihn am 21. Mai 1567 um 8 Uhr Morgens vom Heimweh nach dem Vaterlande, aus dem er sich so lange ausgeschlossen sah und von den Händen des Henkers, den der König für ihn bereit hielt.

Am 16. Mai erhielt Philipp die Nachricht, daß die Krankheit des Marquis eine Wendung genommen, bei der wenig Hoffnung mehr bleibe. Der Haushofmeister Bergs meinte, wenn für seinen armen Herrn ja noch ein Arzneikraut gewachsen sein sollte, so wäre dieß die Heimkehr nach Flandern. Einem Sterbenden ungütig zu begegnen, ist nicht leicht eines Menschen Art, und so hat Philipp an Ruy Gomez den Auftrag gegeben, daß er den Kranken heimsuche und ihm sage, daß der König ihm die Heimkehr gestatte. Aber dieß soll er nur in dem Falle sagen dürfen, wenn er sich überzeugt hätte, daß eine Genesung fast unmöglich sei; wenn es ihm dagegen vorkomme, daß der Marquis wieder hergestellt werden könne, dürfe er ihm auf die Erlaubniß zur Heimkehr nur Hoffnung machen.

Wie oft schon ist Berg und Montigny diese Hoffnung gemacht worden!

Für den Todesfall des Marquis sollte Ruy Gomez mit Espinosa und dem Herzog von Feria das Leichenbegängniß berathen

und dieß so einrichten, daß alle Welt die Trauer des Königs und seiner Minister und die Hochschätzung erkenne, welche man am spanischen Hofe für die niederländischen Herrn habe.

Damit dieß Wort königlicher Fürsorge ja nicht mißverstanden werde, wurde der Berathung der genannten weiter die Frage des Königs vorgelegt, ob nicht die Statthalterin zum einstweiligen Sequester der Stadt Bergen op Zoom angewiesen werden solle, bis die Untersuchung die Betheiligung des Marquis an der Empörung herausgestellt. Auch daran dachte Philipp, ob nicht Ruy Gomez unter dem Vorwande der Abwesenheit des Königs die Statthalterin aus eigener Machtvollkommenheit zur vorläufigen Beschlagnahme des Vermögens von Berg veranlassen sollte, bis vom Könige selbst weitere Befehle eingingen. Der König vergaß nichts; in demselben Billete gibt er Befehl zur Ueberwachung Montigny's, daß dieser ja nicht entkomme; zu diesem Zwecke könnte man an die Vicekönige und Statthalter von Catalonien, Navarra und Guipuzcoa schreiben, dem Generalmeister der Posten Befehle geben und eine oder mehrere Personen aufstellen zur Ueberwachung Montigny's auf Schritt und Tritt. Von diesen Anordnungen, sagte Philipp, dürfe Don Carlos nichts erfahren, und auf der Adresse des Billets stand die Weisung für Ruy Gomez: „Zu eigenen Handen, nicht in Gegenwart des Ueberbringers zu öffnen und zu lesen!“ [191]

Wie der König es ausgedacht, ist es ausgeführt worden. Ruy Gomez sah, daß an ein Aufkommen nicht mehr zu denken, und ertheilte dem Kranken im Namen des Königs die Erlaubniß zur Heimreise. Die Arznei kommt zu spät! sagte der Marquis und starb. „Hoc rerum statu, schreibt Dietrichstein an Maximilian II., ist der Markgraf von Berg zu rechter Zeit gestorben.“ [192] „Der arme Marquis, schreibt der französische Gesandte an seinen Hof, ist diesen Morgen gestorben und hat, wie mir berichtet worden, offen gesagt, daß der König an seinem Tode schuldig sei, da er ihn so lange mit Gewalt und zum Nachtheil seiner Ehre, als ob seine Loyalität verdächtig sei, zurückgehalten habe. Er wurde, da der König letzthin wegging, ohne ihm seinen Urlaub ertheilt zu

haben, so angegriffen, daß er sich zu Bette legte und nicht wieder aufstand.“ . . .[193]

Ruy Gomez fertigte im Sinne des königlichen Auftrags die Depesche nach Brüssel aus und die Statthalterin ging alsbald auf die Intention des Hofes ein, bevor noch der König selbst ihr anempfahl, auf die Stadt Bergen und die Nachlassenschaft des Marquis wohl Acht zu haben, „damit man für den Fall, daß dem Verstorbenen Antheil an dem Aufstande der Niederlande nachgewiesen wird — und dieser Fall könnte eintreten — desto leichter darüber verfügen kann.“[194] Während Margaretha der Wittwe, ohne den Todesfall mitzutheilen, den Kapitän Manteville mit 60 Büchsenschützen nach Bergen op Zoom schickt, weil die Stadt von Häretikern bedroht werde, sucht der König mit seiner gewohnten Geschäftigkeit das Material zur Verurtheilung des Todten zusammen, bis der Herzog von Alba am 4. März 1570 das Urtheil spricht, daß der Marquis des Hochverraths schuldig und seine Güter, welche nach amtlicher Schätzung von 1569 50,862 Gulden Rente trugen, einzuziehen seien. Viglius hatte juristische Bedenken erhoben, aber der Wille Alba's war Gesetz.[195]

2.

Nun sah sich Montigny allein; seinem Freunde Berg war doch der Trost noch geblieben, daß eines Freundes Herz an seinem Sterbelager schlug und seinen letzten Seufzer aufnahm; seiner harrte in den Niederlanden eine jugendliche Gemahlin, und ein Kind lebte ihm dort, das seines Vaters Angesicht noch nicht gesehen hatte. Philipp überhäufte den mit Spionen umstellten mit Zeichen seiner Huld und Gnade, zog ihn über die Beruhigung der Niederlande zu Rathe und verhieß ihm noch im August die baldige Rückkehr, um deren Erlaubniß Montigny wiederholt drängte. Es war ihm gar so unheimlich in seiner Vereinsamung am spanischen Hofe, und er hatte so Manches zu hören, was ihn mit Sorgen und bangen Ahnungen erfüllte. Am 10. Juli reichte er eine Vorstellung ein, worin er eine Untersuchung seines Verhaltens forderte, wenn der

König durch falsche und verleumderische Berichte veranlaßt, eine üble Meinung von ihm gefaßt haben sollte, er sei allezeit den Weg der Treue gewandelt und werde sich genügend zu rechtfertigen wissen. Wenn es aber wahr sei, was der König ihm von seiner Zufriedenheit so oft zu erkennen gegeben, und diejenigen im Unrecht seien, welche am Hofe, in Spanien und im Auslande seinen verlängerten Aufenthalt mit Unehren besprechen, so möge durch eine offene Erklärung, daß nichts Anderes, als der Dienst des Königs ihn hier zurückhalte, diesem seiner und seines Landes Ehre nachtheiligen Gerede Schweigen auferlegt werden.[196] Philipp hatte auch dießmal gütige Worte in Bereitschaft und meinte, Montigny werde ihn auf seiner Reise nach den Niederlanden begleiten.

Aber am 20. September kam der Currier mit der Nachricht an, daß Egmont und Horn verhaftet seien. Noch Tags zuvor war Montigny mit dem Könige in dessen eigenem Wagen ausgefahren. Diese Auszeichnung und andere Beweise königlicher Huld, die in den letzten Wochen auffällig geworden, hatten die Leute Montigny's in freudige Aufregung des Gedankens versetzt, ihr armer Herr steige in der Meinung des Königs und sei auf dem Wege zu hohen Ehren,[197] während gerade in diesen Stunden sein unglücklicher Lebensweg am Thore des Gefängnisses, aus dem es keine Erlösung gab, angekommen war.

Hatte Montigny auch, wie seine Leute von der königlichen Huld in einen trügerischen Traum sich wiegen lassen? Tags darauf, am 20. September gab er ein glänzendes Gastmahl, Spaniern und Niederländern; das Dessert war noch nicht aufgetragen, als ein Offizier der königlichen Leibwache, Johann von Noircarmes, Baron von Selles eintrat und sagte: „Auf ein Wort! Herr von Montigny!“ Dieser verfügte sich aus dem Saale, in welchen er nicht zurückkehrte, um seinen Gästen Lebewohl zu sagen.[198] Es wurde ihm ein Schreiben des Grafen von Chinchon eingehändigt, und er las: „Seine Majestät haben mir befohlen, Sie im Alkazar von Segovia festzuhalten. Hierdurch ist mir eine große Gunst erwiesen, weil es immer mein Wunsch und Verlangen war, Eurer Herrlichkeit angenehm zu sein, so daß Sie sich in keinem andern

Hause besser befinden werden, als in diesem, welches in meiner Gewalt ist. Ich habe das Vertrauen zu Eurer Herrlichkeit, die Sie ein so angesehener Edelmann sind und Ihre Pflicht allezeit so gut erfüllt haben, daß Seine Majestät Sie aus diesem Hause wieder gehen lassen werden, um Ihnen so viel Ansehen zu geben und Sie mit so viel Gnaden zu überhäufen, als es der gute Eifer verdient, den Sie immer auf seinen Dienst verwendet haben." [199]

3.

Verlassen wir auf einige Zeit den unglücklichen Montigny, um einer andern Verhaftung und eines andern Sterbens Zeuge zu sein.

Nachdem der Herzog von Alba nach den Niederlanden gezogen war, sah sich Don Carlos aus dem erträumten Himmel seiner Hoffnungen gestürzt; die Braut in Oesterreich und die Herrschaft in den Niederlanden zerrannen wie luftige Nebelgebilde, und in rauher Wirklichkeit hatte der Prinz den Gehorsam gegen den Vater vor sich, und diesen haßte er. Schon oft war der Gedanke in ihm aufgeblitzt, aus Spanien zu fliehen. Jetzt griff er mit fieberhafter Aufregung nach ihm und ließ ihn nimmer los. Nach Italien mußte er entkommen, das stand ihm fest; ob er von dort an den Kaiserhof oder nach den Niederlanden sich begeben wolle, ließ er noch ausgesetzt; das Wichtigste war ihm, der erdrückenden Oberherrlichkeit des königlichen Vaters sich zu entwinden und irgendwo eine Empörung wach zu rufen.

Wie der Prinz dieß Wagniß vorbereitete, enthüllt wieder so recht deutlich seinen unglückseligen Charakter und seine Unfähigkeit zur Thronfolge.

Vor Allem suchte er sich gegen eine etwaige Ueberraschung zu sichern. Er legte sich nicht mehr zu Bette, ohne seine Waffen in Bereitschaft gelegt zu haben; Büchsen, Pulver und Blei lagen so, daß er nur darnach zu greifen brauchte. In den spanischen Geschichtsbüchern hatte er gelesen, daß ein Bischof im Gefängnisse sich ein Buch zurecht gerichtet in der Größe seines Breviers, einen Stein nämlich buchförmig gestaltet und mit Leder überzogen, dessen er

sich bedient, um seinen Wächter zu erschlagen. Nun ließ sich der Prinz von dem französischen Mechaniker Louis de Foix ein solches Buch machen, aus 12 Blättern von blauem Stein, die Decke aus Stahlplatten mit Gold verziert. Ein einziger Schlag mit diesem Buche sollte einen Menschen tödten können. Derselbe Mechaniker machte ihm eine Vorrichtung an die Thüre der Schlafkammer, vermöge welcher er diese vom Bette aus schließen und öffnen konnte. So glaubte der Unglückliche sich gegen jeden nächtlichen Ueberfall geschützt. Den Edelmann, der nach der Ordnung des spanischen Hofes im Zimmer des Kronprinzen schlafen sollte, hielt er entfernt.

Sein Unternehmen erforderte viel Geld. In Madrid vermochte er es sich nicht zu schaffen, denn hier war sein Credit gänzlich erschöpft. Er schickte Vertraute nach Toledo, Medina del Campo, Valladolid und Burgos, aber da die Kaufleute wohl wußten, daß er zum Schuldenmachen allezeit bereit und es nie zum Heimzahlen war, so erhielt er nur ein paar tausend Dukaten. Und er brauchte nach seiner Berechnung 600,000. In Sevilla hoffte er sie zu erhalten; er schickte Osorio dahin und befahl diesem sowie den Geschäftsleuten das tiefste Schweigen. Der Zahltermin sollte, wie sich von selbst versteht, so weit als möglich hinausgeschoben werden. Wie weit er mit den 12 Wechseln kam, die er hinschickte, kann nicht gesagt werden; Cabrera sagt, daß er 150,000 Dukaten in Baarem und den Rest in Wechseln erhalten habe; aber bei seiner Verhaftung wurde nur wenig Geld vorgefunden, und ein Dokument beweist, daß er gerade in den letzten Tagen vor derselben ganz wenig bei Kasse war, denn sein Barbier, Ruy Diaz von Quintanilla erklärte: „Ich habe Seiner Hoheit 200 Thlr. in Gold geliehen, 100 an einem Abende, als er in die Gemächer der Königin, unserer Herrin, zum Spiele sich verfügte. Als Seine Hoheit herabkamen, war die Börse leer; er ließ sie mir zurückgeben, damit ich in ihr am andern Morgen unweigerlich weitere 100 Thaler bringe. Ich verschaffte sie mir und gab sie ihm in Gegenwart seiner Kammerherrn. Diese letztern 100 Thaler sind diejenigen, welche sich im

Augenblicke der Verhaftung in der Börse ihrer Hoheit vorfanden, wie Ruy Gomez und Andere wissen."

Am 20. Dezember verfügte sich der König nach dem Eskurial und sollte vor dem Dreikönigsfeste nicht zurückkehren.

Auf diese Abwesenheit baute Don Carlos seinen Plan.

Er schrieb an Mehrere von den Großen des Reiches, daß er sie zu seiner Begleitung auf einer wichtigen Reise einlade. Man sagt, daß die Einen sich zu seiner Verfügung gestellt, die Andern geantwortet hätten, daß sie in Allem, was nicht gegen die Religion und den König sei, zu seinen Diensten wären, daß aber auch Einige das Schreiben dem Könige vorlegten. Zu gleicher Zeit bereitete er Briefe vor, die nach seiner Abreise an ihre Adresse abgehen sollten. Sie waren an den König, an den Papst, an den Kaiser, an alle Fürsten der Christenheit gerichtet; auch für die großen Staatskörper Castiliens und der übrigen Länder der Monarchie legte er Depeschen bereit.

In dem für den König bestimmten erklärte er die Gründe seines Mißvergnügens und schloß mit dem Worte, daß er Spanien verlasse, weil es ihm unmöglich sei, die Beschimpfungen länger zu ertragen. Auch den Staatskörpern legte er im Detail seine Klagegründe gegen den König und Vater vor, und verlangte, daß nachdem sie ihn feierlich als ihren Fürsten anerkannt, sie ihren Eidschwur auch halten sollten, und machte ihnen seinerseits Versprechungen, den Granden die Wiederherstellung der Salzsteuer, die der König ihnen abgenommen, und den Städten die Unterdrückung der Auflagen, deren Druck sie schwer empfanden. Den Fürsten zeigte er durch eine lebhafte Schilderung der Behandlung, die er von Seite seines Vaters erfahren, die Nothwendigkeit seines Entschlusses, und der unmündige Knabe schmeichelte ihnen durch alle möglichen Versicherungen und Anerbietungen.

Zu seiner Flucht hatte er den Beistand seines Oheims Don Juan nöthig, denn dieser war General des Meeres und von ihm hing es ab, dem Flüchtling in Cartagena ein Schiff zu bewilligen oder zu verweigern. An letzteres dachte er nicht, denn er hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu dem ritterlichen Jüngling und nannte ihn

seinen besten Freund, den er auf der ganzen Welt habe. Sei 1559 waren sie mit einander erzogen worden und waren die Un zertrennlichen, mehr Brüder, als Onkel und Neffe. Am heiligen Abend vor Weihnachten schloß sich Don Carlos mit ihm in seinem Gemache ein, enthüllte ihm seinen Plan und bat ihn mit nach Italien zu gehen. „Was können Sie vom Könige erwarten?" sagte er. „Sie sehen, wie er seinen eigenen Sohn behandelt! Er wird Sie immer in der Armuth lassen; ich aber werde Ihnen, wenn Sie in meine Absichten eingehen, das Königreich Neapel oder Mailand geben."

Don Juan war auch in jugendlichem Alter ein reifer Geist. So hoch der Flug seines Ehrgeizes ging, so war er doch von verständiger Erwägung getragen. Augenblicklich sah der Jüngling das Abenteuerliche, Unreife und Gefährliche des Wagnisses ein. Welches Vertrauen konnte ihm der Charakter seines Neffen einflößen? welche Zuversicht die Mittel, welche diesem zu einem Kampfe mit seinem Vater zu Gebote standen, die Armeen, das Geld, die Parteigenossen? Vom Könige hing überdieß seine ganze Zukunft ab; sollte er um des Knaben willen den Zorn des Königs für immer auf seinem Haupte sammeln? Sollte er dem Herzen des Mannes, der bisher nur Güte für ihn hatte, die schmerzliche Wunde schlagen? Sein Vater, der Kaiser Karl hatte verlangt, daß seine Geburt geheim bleibe und sein Leben in der Verborgenheit eines Klosters sich ab spinne; aber Philipp hatte ihn öffentlich als seinen Bruder anerkannt, ihm eine seinem Range entsprechende Stellung gegeben vor einem Jahre das goldene Vließ ihm umgehängt, trotz seiner jungen Jahre ihm vor zwei Monaten ein Amt anvertraut, wie es an Glanz und Wichtigkeit nur wenige seinesgleichen in der Monarchie gab: Don Juan war eine edle, groß angelegte Seele, in welcher die Undankbarkeit keine Stätte finden konnte.

Er versuchte, dem waghalsigen Knaben sein Unternehmen auszureden; Don Carlos hörte nicht darauf; ins Angesicht ihm seine Mithilfe abzuschlagen, war für Don Juan so wenig räthlich, wie für jeden Andern; daher bat er ihn, noch einmal wenigstens zu überlegen und ihm vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zu geben.

Kaum war er vom Prinzen entlassen, so schrieb er diesem in aller Eile, daß er plötzlich vom Könige nach dem Eskurial befohlen worden sei, bestieg ein Pferd und eilte dem Könige die Entdeckung zu machen. Bald sollte diesem noch eine andere noch betrübendere Nachricht zukommen. Am 27. Dezember begab sich Don Carlos in das Hieronymitenkloster und verlangte zu beichten, erklärte aber, daß er einen tödtlichen Haß gegen Jemanden habe. Da ihm selbstverständlich die Antwort wurde, daß er in diesem Falle nicht losgesprochen werden könne, stritt er sich in ein und derselben Nacht mit 16 Theologen herum, und als sie alle die gleiche Ansicht aussprachen, begehrte er, daß man ihm an der Communionbank eine nicht consekrirte Hostie reiche, damit es vor dem Volke den Schein habe, daß auch er in der heiligen Zeit die heiligen Sakramente empfangen habe. Auch dieses Begehren wurde mit Entsetzen abgewiesen und Morgens zwei Uhr zog sich der Prinz unverrichteter Dinge zurück.

Dem Prior von Atocha hatte er gesagt, daß sein Vater die Person sei, gegen welche er einen tödtlichen Haß habe.

Was that der König?

Im Eskurial wohnte er allen Gottesdiensten der Festtage bei, sein schreckliches Geheimniß in verschlossenem Herzen mit sich herumtragend. Man sagt, daß er endlich Gottesgelehrte, Canonisten und Staatsmänner darüber berathen habe; am 13. Januar ließ er in allen Kirchen und Kapellen Madrids Gebete anstellen um die Gnade göttlicher Erleuchtung in einer sehr schweren Angelegenheit.

Am 17. Januar kehrte er in die Hauptstadt zurück; als er seiner Gewohnheit nach zu der Königin sich verfügte, kam alsbald Don Carlos; er war ehrfurchtsvoll, der König ruhig und maßvoll, als ob der Aufruhr nicht in seinem Innern tobte.

Denselben Abend schloß sich Don Carlos mit Don Juan ein und forderte, daß dieser ihm um Mitternacht die Depeschen, deren er in Cartagena benöthigt war, einhändige, und ihm schwöre, jedesmal seine Dienste ihm zu leisten, so oft er sie in Anspruch nehme. Der Generalpostmeister hatte bereits den Befehl, die Pferde für diese Nacht bereit zu halten. Don Juan suchte in seiner großen Ver-

legenheit Zeit zu gewinnen und versprach, am Mittag des folgenden Tages zu einer weiteren Besprechung wieder zu kommen. Alsbald eilte er zum Könige, der ihn in der Besorgniß, es möchte ihm etwas zustoßen, in der Nacht im Palaste behielt.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, sah man den König in der Kirche beim öffentlichen Gottesdienste, und Niemand bemerkte an seinem Aeußern eine Veränderung, auch der französische Gesandte nicht, der kurz zuvor eine Audienz hatte; nur sahen die Hofleute während des Tages eine ungewöhnliche Bewegung, Boten gingen und kamen vom Könige zu Espinosa und von diesem zum König.

Statt Don Juans traf in der von diesem bestimmten Stunde ein Entschuldigungsbillet beim Prinzen ein; da schöpfte dieser Verdacht und suchte, eine Begegnung mit seinem Vater zu vermeiden. Unwohlsein schützend legte er sich zu Bett und ging nicht, als der König ihn rufen ließ; bis zum Abende hatte er keine Nahrung zu sich genommen; um 6 Uhr Abends stand er auf, um 8 aß er etwas von einem Kapaunen; dann legte er sich wieder nieder.

Der König ließ sich fortwährend Bericht erstatten, und als man ihm sagte, daß der Prinz wieder zu Bette gegangen sei, traf er Anstalt zu dessen Verhaftung. Um 11 Uhr berief er Ruy Gomez den Herzog von Feria, den Prior Don Antonio und Louis Quijada. Er sprach zu ihnen, „wie nie ein Mensch gesprochen hat," sagt ein Dokument. Der Graf von Lerma und Rodrigo von Mendoza, Kammerherrn des Prinzen hatten den Befehl, bei diesem Niemanden eintreten zu lassen. Der König trug einen Panzer unter seinem Kleide, setzte einen Helm auf und nahm den Degen unter den Arm. Mit den genannten und den zwei Kammerherrn Pedro Manuel und Don Diego von Acunna verfügte er sich zu den Gemächern des Prinzen; zwei Kammerdiener mit Hammer und Nägeln, und ein Offizier mit 12 Mann der Leibwache folgten. Feria schritt voran, ein Licht in der Hand. Lautlos standen sie vor der Schlafkammer. Der Mechaniker Foix hatte, ohne daß der Prinz es bemerkt, auf Befehl die Vorrichtung, welche er zum Zimmer-

verschluß gefertigt, abgeändert, so daß der Eintritt in die Schlafkammer ohne Hinderniß offen stand.

Zuerst traten die Minister ein, und augenblicklich hatten sie sich eines Degens, eines Dolches und einer geladenen Büchse bemächtigt, die beim Kopfkissen des Schlafenden lagen. Dieser fuhr auf und fragte, wer da sei. „Der Staatsrath," wurde ihm zur Antwort gegeben; er sprang aus dem Bette und wollte nach seinen Waffen greifen. In diesem Augenblicke erschien der König. „Was ist das? rief der Prinz, wollen Eure Majestät mich tödten?" Der König forderte ihn auf, sich wieder niederzulegen und ruhig zu sein, er werde bald seine Willensmeinung erfahren, kein Uebel werde ihm zugefügt, sondern auf sein Heil und seine Wohlfahrt ziele ab, was geschehe. Nun befahl er den zwei Kammerdienern, die Fenster so zu vernageln, daß sie nie mehr geöffnet werden könnten; dann wurden alle Waffen und was nur immer von Eisen im Gemache war, entfernt, selbst der Feuerbock aus dem Kamin.

Auch die Papiere des unglücklichen Prinzen ließ der König wegnehmen und in sein Cabinet tragen.

Don Carlos war außer sich. Er warf sich vor seinem Vater auf die Knie und rief: „Tödten mich Eure Majestät, aber sperren Sie mich nicht ein, denn das wäre eine zu große Schande vor allen Königreichen. Wenn Eure Majestät mich nicht tödten, so werde ich selber es thun." Und er soll gegen den Kamin gestürzt sein, um sich in das Feuer zu werfen. Der König sagte: „Wenn Du Dich tödten würdest, wäre das ein Narrenstreich." „Ich bin kein Narr, erwiderte Don Carlos, aber ich bin verzweifelt über die schlechte Behandlung Eurer Majestät." ... Was er im Schmerze und Zorne weiter ausrief, das hatte keinen Sinn mehr, das Schluchzen erstickte die Worte. „Sie behandeln mich nicht mehr als Vater!" rief er, „aber als König," antwortete Philipp.

Da der Herzog von Feria Hauptmann der Leibwache war, so wurde ihm die Bewachung des Prinzen übertragen; Ruy Gomez, der Prior Don Antonio und Louis Quijada sollten ihn darin unterstützen, und zwar in der Weise, daß Einer von ihnen immer, ohne Unterbrechung Tag und Nacht im Zimmer, das zum Gefäng-

niß diente, anwesend wäre. Der Graf von Lerma und Don Ro
drigo von Mendoza sollten auch ferner den Dienst bei ihm besor
gen, mit der größten Sorgfalt zwar und Rücksicht, aber sie durfte
nicht gestatten, daß er mit irgend Jemanden ein Wort sprach, od
eine Botschaft empfing oder abschickte. Von Allem, was vorfie
mußte dem Könige selbst Bericht erstattet werden. „Ich zähle a
die Treue, die Sie mir geschworen haben," sagte er zu den Herrn
dann entfernte er sich. Der Herzog von Feria stellte an all
Thüren die Monteros,[200] ließ sich die Schlüssel überliefern un
befahl, daß alle Diener des Prinzen, welche diesen Theil des Palaste
bewohnten, ihn unverweilt räumten.

Mit welcher Begierde wird Philipp sich über das Schränkchen
hergemacht haben, das die Papiere seines Sohnes verschloß! E
fand die Briefschaften, von denen wir oben gesprochen, ein Pro
gramm und eine Liste von Namen; auf der einen Seite stande
die seiner Freunde, auf der andern die der Männer, welche Do
Carlos bis auf den Tod verfolgen wollte. An deren Spitze la
der König seinen eigenen Namen, dann folgte Ruy Gomez, desse
Gemahlin, Espinosa, Alba . . . unter den Freunden wurde di
Königin, die immer so gütig gegen ihn gewesen, sagte er, zuer
genannt, dann kam Don Juan, „sein theuerster und geliebteste
Oheim".

Von den Vorfällen dieser Nacht sollte die Welt nichts erfahre
bis der König selbst, so weit er es für gut fände, den Schlei
lüften wollte. Kein Mensch durfte einstweilen die Stadt verlasse
der Generalpostmeister keinen Brief, der in Madrid oder den näch
sten Stationen aufgegeben wurde, befördern. Der erste Mann, de
Philipp eine Mittheilung machte, war der Baron Dietrichstein
gleich am Morgen des 19. ließ er ihn zur Audienz entbieten, e
öffnete ihm aber vorderhand nichts, als die Thatsache der Gefangen
setzung, die Bekanntgabe seiner Gründe dafür auf später versprechend
Im Verlaufe des Tages versammelte er die verschiedenen Raths
körper und eröffnete jedem im Besondern, daß der Dienst Gotte
und das Interesse seiner Völker ihm die Nothwendigkeit der harte

Maßregel auferlegt; Thränen sollen ihm dabei über die Wangen gerollt sein.

Am 20. versammelte er seinen geheimen Rath zur Feststellung der Maßregeln, welche nun nöthig geworden waren; von 1 Uhr Mittags bis 9 Uhr Abends dauerte die peinliche Verhandlung. Dann ergingen am 22. Schreiben an die Granden, an die Städte, Bischöfe, Gerichtshöfe, an die Generalobern und die Provinziale der religiösen Orden der Königreiche, zuerst Castiliens, weil hier Don Carlos bereits feierlich als Thronerbe anerkannt war; aber auch die geistlichen und weltlichen Spitzen Aragoniens, Valencia's und Navarra's, sowie die des Fürstenthums Catalonien erhielten die Mittheilung. Etwas mußte Philipp zur Aufklärung der öffentlichen Meinung thun, denn diese war begreiflicherweise sehr erregt, in Spanien, wie im Auslande; überall sprach man davon, denn die Welt war wie niedergedonnert, sagt ein gleichzeitiger Geschichtschreiber. Der König wünschte aber, daß sein armer Sohn vergessen werde, er verbat sich die Theilnahmsbezeugung, und wenn diese ihm dennoch von der einen oder andern Seite wurde, so nahm er sie sehr ungünstig auf. Den Kirchenobern gab er die Weisung, dafür zu sorgen, daß kein Prediger auf der Kanzel über die Sache sich verbreite, die Corregidoren sollten die schweigende Hinnahme unter den Stadtbehörden erwirken. Und was er gewollt, gelang ihm so, daß Dietrichstein bereits am 7. Februar an seinen Hof berichtete, man spreche schon von dem Prinzen nicht mehr, als ob er zu den Todten gehörte; als ob er nie unter den Lebendigen gewesen wäre, so sei er bereits vergessen, schrieb um dieselbe Zeit der Gesandte von Florenz.

Daß an die Höfe die vielfältigen Vermuthungen, welche in Madrid von Mund zu Mund gingen, von den Gesandten getreulich berichtet wurden, konnte der König natürlich nicht verhindern; aber seine eigenen Depeschen hielten sich in so allgemeinen Ausdrücken, und die Sprache seiner Gesandten war so bestimmt vorgezeichnet, daß nur so viel bekannt wurde, als Philipp der öffentlichen Kenntniß übergeben wollte, und dieß ist so wenig, daß bis auf den heutigen Tag den Vermuthungen der weiteste Spielraum überlassen ist

und kein Mensch mit Sicherheit die zwei Fragen zu lösen vermag, was hat im Könige den Entschluß zur Verhaftung seines Sohnes und Thronerben hervorgerufen? und was hat er mit derselben beabsichtigt.

Wenn wir die Folgen, welche die Verhaftung sowohl für den König als für die dabei mitwirkenden Minister mit Nothwendigkeit nach sich ziehen mußte, uns vergegenwärtigen, so ist nicht anzunehmen, daß der Bericht Don Juan's über die beabsichtigte Flucht und was der König sonst noch darüber in Erfahrung brachte, mehr als die nächste Veranlassung dazu gewesen war. Philipp war nicht gewohnt, rasch zu handeln, und eine so folgenschwere Handlung hat er seiner ganzen Charakteranlage nach nicht ohne sehr lange, mühselige und reife Ueberlegung vorgenommen; dazu aber hat ihm die Zeit gemangelt, wenn er erst um Weihnachten zur Kenntniß des Fluchtversuches gekommen ist. Wie Don Carlos war, konnte sein Vater aus einer Einsperrung keine Besserung erwarten; ein Charakter wie der des Prinzen ändert sich nicht mehr, und wenn zu so harten Maßregeln gegen ihn gegriffen wird, wie die Einsperrung war, so geht er aus dieser nur verbitterter und gewaltthätiger hervor. Was aber hatten dann die Minister, welche dem Könige nicht abriethen, sondern ihre Hand zur Ausführung boten, von dem Wüthenden zu befürchten! Sie haben ihr Leben und die ganze Zukunft ihrer Familien in der Nacht des 18. Januar und in den ihr vorausgegangenen Berathungen verwirkt, wenn Don Carlos wieder frei wird. Sie müssen entweder in der Kenntniß eines Verbrechens sich befunden haben, das durch seine Größe die Maßregel rechtfertigte und den Thronerben von der Thronfolge ausschloß, oder müssen sie mit dem Könige die Ueberzeugung getheilt haben, daß Don Carlos für die Thronfolge unfähig war, wobei dann seinen maßlosen Ausschreitungen durch die Verhaftung die wirksamste Schranke gesetzt wurde und der beabsichtigte Fluchtversuch die ganz natürliche Veranlassung dazu gab.

Man hat gesagt, daß häretische Bücher bei dem Prinzen gefunden worden seien; man hat auch vorgegeben, daß Don Carlos in eine förmliche Verschwörung, deren Haupt Montigny gewesen,

sich eingelassen habe. Am französischen Hofe wollte man schon seit längerer Zeit Kenntniß davon haben, Coligny habe gesagt, der König könne gar nicht nach Flandern gehen, und man werde bald Dinge aus Spanien vernehmen, die in Verwunderung setzen werden. Besonders in den Niederlanden war man sehr geneigt, an Häresie und Empörung zu glauben, und lachte über die Erklärungen, die Alba im Auftrage des Königs gab.

Daß dieß mehr als ein Gerede war, kann aus den Schriftstücken, die noch vorhanden sind, nicht bewiesen werden, und wir sind für die Beantwortung der oben gestellten zwei Fragen ganz auf die Enthüllungen des Königs angewiesen.

Der Hof von Portugal, auf dessen Thron Don Carlos ein so nahes Anrecht besaß, war begreiflich sehr interessirt, und ihm gegenüber äußerte sich Philipp, daß der Prinz für die Thronfolge untauglich und zum Antritte der Regierung nicht geeigenschaftet sei. Dem heil. Vater Pius V. erklärte er, daß von seiner Seite weder Zorn, noch Unwille, und von Seite des Prinzen nicht ein Fehler, dessen er sich schuldig gemacht, die Maßregel veranlaßt, und daß diese weder den Charakter einer Strafe, noch die Absicht einer Besserung seines Betragens habe.

„Ich habe, schreibt er am 9. Mai eigenhändig an den heil. Vater, mehr als Einmal die Verantwortung in Betracht gezogen, die Gott mit den Staaten und Königreichen mir auferlegt, deren Regierung und Verwaltung er mir anzuvertrauen sich würdigte, damit ich die orthodoxe Religion und den Gehorsam gegen den heil. Stuhl unversehrt erhalte, daß ich den Frieden und die Gerechtigkeit walten lasse und nach den wenigen Jahren, die ich in dieser Welt zu leben habe, sie in einem Zustande der Festigkeit und Sicherheit, der ihre Dauer verspricht, hinterlasse. Diese aber hängt vorzugsweise von der Person ab, die zu meiner Nachfolge berufen sein wird. Nun aber hat es Gott zur Strafe für meine Sünden gefallen, daß der Prinz so viele und so große Fehler des Geistes und der Naturanlage hat, daß er vollständig von der Fähigkeit zur Staatsregierung entblößt ist. Außerdem sah ich für den Fall, daß ihm die Thronfolge nach mir

zufallen würde, schwere Mißstände und offenbare Gefahren, an welchen Alles scheitern würde, voraus. Unter diesen Umständen, und nach einer langen und sonderbaren Erfahrung, nachdem die Nutzlosigkeit aller aufgewandten Mittel erkennen ließ, daß von ihm wenig und selbst gar keine Besserung erwartet werden dürfe, so daß also keine Hoffnung mehr war, daß die mit Grund befürchteten Uebel mit der Zeit geheilt werden könnten, wurde seine Verhaftung für nöthig erachtet."

Mit Thränen in den Augen nahm der heil. Vater die traurige Mittheilung entgegen.

Den umlaufenden Gerüchten begegnend versicherte Philipp, daß Don Carlos sich nicht der Rebellion schuldig gemacht und daß ihm auch in Betreff des Glaubens nichts vorzuwerfen sei.

In ähnlichen Ausdrücken wie an den Papst schrieb der König an den Kaiser, daß er durch die üble Naturanlage des Prinzen und seinen immer mehr sich verschlechternden Charakter längst zur Ueberzeugung gelangt sei, daß er zur Erfüllung seiner Pflichten gegen Gott und seine Königreiche zu dessen Einschließung schreiten müsse. „Immerhin konnte ich es verschieben, in väterlicher Liebe, im Verlangen nach vollständiger Rechtfertigung der Maßregel, und um mir die Vernachlässigung keines Besserungsmittels vorwerfen zu müssen." Auch wenn er, fährt er fort, geneigt gewesen wäre, all' die üblen Folgen während seines Lebens zu ertragen, — und diese wären wahrlich nicht gering gewesen — so hätte er doch jenen noch viel schwereren vorbeugen müssen, welche nach seinem Tode zum Nachtheile des Reiches eingetreten wären. „Was ich gesagt, wird den Entschluß, den ich gefaßt, und die Absicht, worauf die Maßregel abzielt, klar und offen erklären. Eure Hoheit werden daraus ersehen, daß die Einschließung weder in einem Verbrechen gegen mich, noch in einer Schuld gegen die Religion begründet ist; daß sie eben so wenig als ein Mittel zu seiner Besserung dienen soll, denn da seine Fehler aus seiner Anlage herrühren und mit dem Alter zunehmen, so kann man dafür keine Hoffnung fassen; endlich daß, was geschehen, nicht für eine Zeit bloß ist und keinenfalls in der Folge geändert werden darf."

Läßt sich auf der einen Seite für ein Verbrechen des Don Carlos der urkundliche Beweis nicht erbringen, so macht auf der andern die Darstellung des Königs ganz den Eindruck der Wahrheit, besonders wenn wir uns Alles vergegenwärtigen, was wir über den Charakter des Unglücklichen wissen. Dabei verweisen wir übrigens doch auf unsere frühere Ausführung, der zufolge wir zu der Annahme hinneigen, daß der Prinz von den Bestrebungen der Niederländer erreicht war, und nach dieser Seite haben die Behauptungen des Königs, daß nicht ein Schatten für diese Verwicklung vorliege, lediglich kein Gewicht, denn abgesehen von allem Andern lag Philipp allzuviel daran, daß die Meinung, der eigene Sohn theile die Gedanken der Niederländer, nicht noch tiefere Wurzel faßte, nachdem sie ohnehin schon so laut und vielfach verbreitet wurde. Aber das anerkennen wir recht gerne, daß der Blick auf die Niederlande die Ausführung des langsam gereiften Entschlusses beschleunigte.

Wir können und dürfen Philipp unser Mitleid nicht versagen, über dem Könige, der die Schande seines Hauses wie auf Windesflügeln durch alle Länder Europa's getragen sehen mußte, den Vater nicht vergessen. Wenn er auch längst über seinen Sohn im Klaren gewesen, so läßt ein Vaterherz doch nur schwer von der Hoffnung und klammert sich auch an einen schwachen Lichtstrahl noch an. Jetzt aber war auch dieser erloschen, jetzt das so mühsam aufrecht erhaltene Gebäude ganz zusammen gebrochen.

Trostlos weinte die Königin Tag und Nacht, ein dumpfes Murren des Volkes drang in den königlichen Palast, auch in den höheren Regionen waren die Meinungen über die Gerechtigkeit des Königs und das Unrecht des Thronerben getheilt. Philipp ließ sich in der nächsten Zeit nach dem 18. Januar kaum mehr sehen; er war immer so gerne nach Aranjuez, nach seinem Eskurial, nach dem Pardo gegangen; jetzt saß der vereinsamte Mann noch einsamer als früher in seinem Palaste; hatte er Sorge um die Stimmung des Volkes? Es war ihm wie einem schwer belasteten Manne, der zusammenfährt, wenn es an der Hausthüre läutet. Wenn ein außergewöhnliches Geräusch in den Straßen laut wurde, fragte er,

ob es ein Auflauf sei. Dieser Hof, schreibt der französische Gesandte, ist wie ein Lager voll Schrecken, das zu allen Stunden für ein Nichts sich allarmiren läßt; beim geringsten Vorfalle, der einen Verdacht zuläßt, glaubt man diesen bestätigt.[201]

4.

In seinem Schreiben an den Kaiser und die Kaiserin bereitete Philipp darauf vor, daß sie noch Weiteres über die Angelegenheit vernehmen werden, denn er sah recht wohl ein, daß er für eine so unerhörte Handlung der öffentlichen Meinung eine Rechenschaft schuldig war. Nachdem diese erste Maßregel für nothwendig erkannt wurde, sagt er, wird sie andere zur Folge haben und man werde, wenn eine öffentliche Erklärung nothwendig und angemessen erscheine, mit der reiflichen Ueberlegung, mit dem Ernste und der Feierlichkeit, wie eine so wichtige Angelegenheit fordere, dabei zu Werke gehen. Er hat hier nichts Geringeres, als einen Urtheilsspruch im Auge, durch welchen der Prinz seines Erbfolgerechtes verlustig erklärt werden sollte. Nachdem Castilien und Leon dieses Erbfolgerecht feierlich anerkannt und beschworen hatten, mußte wenigstens diesem Königreiche gegenüber etwas geschehen. Deßhalb dachte Philipp daran, einen Prozeß einzuleiten. Darüber hinaus, das heißt zur eigentlichen Einleitung des Prozesses ist er nicht gekommen, wenn auch von manchen Geschichtschreibern eine Junta, die dazu bereits eingesetzt worden sein soll, mit den Namen ihrer Mitglieder genannt wird. Zuerst mußten die Elemente für einen Prozeß vorhanden sein, die Beweisstücke, auf deren Grundlage die Anklage aufgebaut werden konnte. Es wurden viele Personen in der Gegenwart des Königs vernommen; aber dabei blieb es auch, denn eine mächtigere Hand griff ein und machte den König von seinen Sorgen frei.

Am 25. Januar übersiedelte Don Carlos in ein anderes, mittlerweile zum Kerker hergerichtetes Gemach. Die Zimmerflucht, die er bewohnt hatte, endigte in einem Thurme; dieses Thurmzimmer hatte nur ein Fenster und nur einen Ausgang. Das Fenster war so verschlossen worden, daß das Licht nurmehr von

oben hereinfiel; um den Kamin lief ein Gitter, daß der Gefangene dem Feuer nicht nahe kommen konnte; durch die Wand war in ein benachbartes Gemach ein Fenster gebrochen worden, damit der Prinz die heil. Messe, die dort gefeiert werden sollte, anhören könnte. Ein hölzernes Gitter verschloß das Fenster.

Als Don Carlos hieher übersiedelte, entließ der König seine Dienerschaft und löste den Marstall des Prinzen auf. Den größern Theil der Leute nahm Philipp in seinen eigenen Dienst; mit Ausnahme des Grafen v. Lerma wurde nicht ein einziger Edelmann von der bisherigen Haushaltung des Prinzen in seiner Umgebung gelassen.

Sechs Edelleute versahen unter Ruy Gomez, der den Herzog v. Feria abgelöst hatte, den Dienst bei dem Gefangenen; ihre Vorschriften empfingen sie mündlich, bis der König ihnen am 2. März eine von ihm selber bis in die kleinsten Einzelheiten hinein ausgedachte Instruktion übergab. Dieß ist sie:

Ruy Gomez sollte für Alles, was die Bedienung des Prinzen, Tisch, Kleidung und Reinlichkeit des Zimmers angeht, angelegentlich Sorge tragen.

Er und die unter seinen Befehl gestellten Edelleute haben den Prinzen mit der seinem Stande geziemenden Ehrfurcht zu behandeln.

Don Carlos darf nicht aus seinem Gemache gehen, dessen Thüre Tag und Nacht nicht geschlossen, sondern halb offen gehalten wird.

Ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs darf außer den zur Wache und Bedienung bestimmten sechs Herrn Niemand das Gefängniß betreten, der Arzt und Barbier, wenn man sie ruft, und der Montero zu den untergeordneten Dienstleistungen.

Der Graf v. Lerma oder in seiner Abwesenheit ein Anderer von den genannten Edelleuten hat im Zimmer des Prinzen zu schlafen; die Herren wachen der Reihe nach; bis zur Stunde des Schlafengehens müssen alle anwesend sein, damit wenn der Eine oder Andere anderwärts verwendet wird, die übrigen bleiben.

Die Befehle des Prinzen sollen ausgeführt werden, aber er

darf ohne die Genehmigung des Königs keine Botschaft empfangen oder ausschicken, er darf auch keine Bitte stellen, die nicht auf seine Bedienung Bezug hat; wenn er von seiner Angelegenheit sprechen will, darf ihm nicht geantwortet werden, weil das nutzlos und nachtheilig wäre, wie ihm Ruy Gomez und die übrigen Herrn zu verstehen geben werden, wenn er ein solches Gespräch anfangen sollte. —

Es muß im Gefängnisse immer so gesprochen werden, daß jedes Wort von allen Anwesenden verstanden wird; ohne Befehl oder Genehmigung des Königs darf nichts von dem, was er thut oder spricht nach Außen verlauten; die Edelleute haben in diesem Punkte mit viel Umsicht und Klugheit ihrem darauf geleisteten Eidschwure getreu zu handeln; sollte Einer von ihnen dawider handeln, so wären die Uebrigen, sobald sie davon Kenntniß erhalten, verpflichtet, es dem Könige anzuzeigen.

Sie dürfen weder einen Degen, noch eine andere Waffe tragen.

In dem an das Gefängniß anstoßenden, zum Oratorium hergerichteten Gemache wird für den Prinzen von hiezu aufgestellten Kaplänen die heilige Messe gelesen; er kann sie von seinem Zimmer aus durch die in der Mauer angebrachte Oeffnung und in Gegenwart von wenigstens zweien der genannten Edelleute anhören.

Man gibt ihm Horas, Brevier, Rosenkranz wie auch andere Andachtsbücher und solche, welche die gesunde Lehre enthalten, andere aber nicht.

Die Speisen werden von den zur Disposition des Ruy Gomez gestellten Monteros bis zum ersten Vorzimmer gebracht, dort von den Edelleuten in Empfang genommen und dem Prinzen vorgesetzt; der Montero wartet im zweiten Zimmer, um die leeren Platten wieder zurückzunehmen.

Jeder der genannten Edelleute kann einen einzigen Diener für sich haben, der aber alles Vertrauens würdig sein muß.

Noch mehrere andere Artikel betrafen die besondere Aufgabe der Monteros und Hellebardiere. Und Alles, was in dieser In-

struktion nicht vorgesehen war, sollte von der Bestimmung des Ruy Gomez abhängen und so vollzogen werden, wie wenn der König selbst es befohlen hätte.

Alle, die Edelleute, wie die Monteros schwuren, sich pünktlich an die Instruktion zu halten.

Don Carlos war in Verzweiflung, und er beschloß, sich zu tödten, denn ein entehrter Prinz könne nicht mehr leben, sagte er. Da er keine Waffe zur Hand hatte, so versuchte er, sich auszuhungern. Bald wurde er mager, daß es zum Erschrecken war; seine Augen versanken in den Höhlen; er konnte nicht mehr schlafen. In den letzten Tagen des Februar blieb er fünfzig Stunden lang, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Dadurch kam er so herab, daß die Aerzte an seine nahe Auflösung dachten.

Der venetianische Gesandte schreibt, Philipp habe auf den Bericht, daß der Prinz hartnäckig jede Nahrung abweise, gesagt: „er wird schon essen, wenn der Hunger ihn treiben wird.“ Cabrera will wissen, daß er seinen Sohn besucht und aufgemuntert habe; davon sprechen auch mehrere Gesandte, die freilich später das am Hofe verbreitete Gerücht wieder in Zweifel gezogen haben. Daraus aber folgt noch nicht, daß dem Venetianer allein mit seiner Aussage geglaubt werde, daß der König die Härte so weit getrieben habe, seinem Sohne jeden Trost zu versagen. Vielmehr ist dieß wohl das Richtige, daß Philipp nach seinem Sohne sah; das konnte er, ohne bei ihm einzutreten. Der französische Gesandte berichtet: „es ging das Gerücht, der König, sein Vater habe ihn eines schönen Morgens besucht. Ich erfahre seitdem das Gegentheil, daß er nicht weiter, als bis zum Zimmer des Ruy Gomez gekommen ist, denn vor hier aus konnte er den Prinzen gut sehen, und ich glaube auch, daß er ihn gesehen hat.“ Wenn er wieder ging, ohne einen Versuch gemacht zu haben, den Unglücklichen aus der Thorheit seiner selbstmörderischen Absicht zu reißen, so ist das ebenso leicht mit Aerger und Unwillen, als mit Herzenshärte zu erklären, und wir meinen, daß es unedel ist, immer nur für den thörichten Knaben gegen den schwergekränkten Vater Partei zu ergreifen und über dem Mitleid mit jenem so

ganz die Theilnahme für die ungleich schmerzlichere Heimsuchung des Vaters von sich zu weisen.

Don Carlos besaß die Willenskraft nicht, seine Aushungerung bis zu Ende zu führen; er aß und wurde nun gesunder als je, das Mittel, das ihm den Tod hätte bringen sollen, regte seinen erschlafften Organismus zu erneuerter Thätigkeit auf. Aber er gab seine Gedanken an Selbstmord deßhalb nicht auf. Im sechzehnten Jahrhundert war die Meinung verbreitet, daß der Diamant, wenn er in den Magen gelange, als ein tödtliches Gift wirke. Davon hatte Don Carlos gehört, und er verschluckte einen Diamantring, den er am Finger trug; fand aber den gesuchten Tod nicht.

Das war kurz vor Ostern. Nun zeigte er plötzlich eine andere Gesinnung, er begehrte zu beichten. Ohne daß ihm Jemand zusprach, berief er seinen Beichtvater, Fray Diego von Chaves und verrichtete seine Beicht am Mittwoch in der Charwoche. Die heilige Communion wurde verschoben; welche Gründe der Beichtvater dazu gehabt, kann selbstverständlich nicht erörtert werden; übrigens war die Erlaubniß des Königs erforderlich, und Philipp befand sich im Eskurial. Ueber die Verschiebung war Don Carlos untröstlich, er fing schmerzlich zu weinen an. Der Beichtvater suchte ihn damit zu beruhigen, daß man doch einige Zeit zum Schmucke der Kapelle haben müsse, aber der Prinz erwiderte, daß man mit ihm keine Umstände machen, sondern ihn wie einen ganz gewöhnlichen Menschen behandeln solle. Da auf seine Wünsche nicht eingegangen werden konnte, so fügte er sich am Ende, und dieß that er in wahrhaft erbaulicher Weise; unter Fasten und vielfältigem Gebete bereitete er sich auf die heilige Communion vor, und als vom Könige die Erlaubniß angelangt war, beichtete er nochmals. Der Beichtvater lud ihn ein, zum Empfang des heiligsten Sakramentes in das Oratorium herauszutreten, allein Don Carlos erklärte, daß er ohne ausdrückliche Zustimmung seines Vaters aus seinem Gefängnisse nicht gehe und er das heilige Sakrament recht wohl durch das hölzerne Gitter empfangen könne.

Außer Ruy Gomez war dabei noch Don Gonzalo Chacon an-

wesend und Don Juan von Borgias, des Herzogs von Gandia Bruder, welcher die heilige Messe diente.

Nun war Don Carlos sehr ruhig und sanft, man hörte die Verwünschungen, in denen er sich so oft und so stark gegen seinen Vater ausgesprochen hatte, nicht mehr. Und schon glaubten Manche, es sei die Zeit der Versöhnung zwischen Vater und Sohn gekommen, die dreimonatliche Einschließung sei eine hinlängliche Strafe, und der Prinz sei in Wahrheit gebessert.

Die so dachten, kannten ihn nicht. Wir können es nicht billigen, daß auch bei dieser Gelegenheit dem Könige Unversöhnlichkeit vorgeworfen und seine Erlaubniß zur Spendung des heiligen Sakramentes dahin ausgelegt wird, daß nur den Feinden der Kirche, welche den Prinzen als Einen der Ihrigen ausgaben, der Mund geschlossen werden wollte. Vielmehr geht aus Philipps Verhalten bei diesem Anlasse seine Ansicht über den geistigen Zustand des Prinzen klar hervor, die Ansicht, welche schon in seinen nach Lissabon, Rom und Wien gegebenen Erklärungen hinlänglich angedeutet war. Er hielt seinen Sohn für geisteskrank. Daher zog er seine Theologen zu Rathe, ob das heiligste Sakrament ihm gespendet werden dürfe, und da sie, wie sich von selbst versteht, bejahend antworteten, daß nämlich Geisteskranke in ihren lichten Augenblicken zur heiligen Communion zugelassen werden dürfen, so gab Philipp seine Erlaubniß. Er schrieb darüber an seine Schwester, die Kaiserin, daß, wenn der Prinz zur heiligen Communion zugelassen werde, dieß nicht deßhalb geschehen sei, weil man an ihm die Disposition des Geistes und Herzens, welche ein so hochwürdiges Sakrament erfordere, bemerkt, sondern weil sein Beichtvater es so für gut gefunden habe. „Da Einige, fügte er bei, darauf sich stützen, und den Beweis ziehen wollten, daß dem Prinzen der Gebrauch der Vernunft nicht abgehe, so glaubte ich Eurer Hoheit den ganzen Hergang und den Grund meiner Entschließung bekannt geben zu sollen, damit Sie unterrichtet wären und auch den Kaiser darüber unterrichten könnten. Eure Hoheiten werden sehen, daß hier eine Frage der Zeit vorliegt, daß es Augenblicke gibt, wo der Geist gesünder ist, als in andern, und daß diese Art von Unvollkommenheiten

ganz anders beurtheilt werden müssen, ob man sie vom Gesichtspunkte der Fähigkeit zur Regierung und des öffentlichen Lebens, oder von dem der persönlichen Handlungen und des Privatlebens auffaßt; denn es kann sehr wohl geschehen, daß man sich in den letztern auf eine hinlängliche und erträgliche Weise benimmt und für die Regierung doch vollständig unfähig ist. Eure Hoheiten begreifen also, daß dieser einzelne Akt nicht im Gegensatze zu dem Mangel des Vernunftgebrauches steht, den Gott in meinem Sohne wegen meiner Sünden zugelassen hat."

Die lichten Augenblicke hielten auch nicht lange an, und bald zeigte es sich wieder, daß Don Carlos durchaus nicht mit Geduld in sein Geschick sich ergab. Er warf sich wieder auf seine alte Unmäßigkeit, und diese tödtete ihn.

Er hatte längst im Gebrauche gehabt, unmäßig viel eiskaltes Wasser zu trinken; „trinkt nur Wasser, schreibt Dietrichstein am 22. Oktober 1565, das muß man ihm durch den Schnee seihen und in Schnee kühlen, und ist ihm dennoch kaum kalt genug." Der offizielle Bericht über seine letzte Krankheit und sein Sterben sagt, daß er unter dem Vorwande der Sommerhitze fast ganz entblößt und ohne Schuhe auf dem Boden seines Gefängnisses umhergelaufen sei, nachdem dieser stark mit Wasser begossen worden; daß er einigemale bei offenem Fenster fast ganz entkleidet geschlafen; daß er des Morgens nüchtern und in der Nacht große Quantitäten Eiswasser getrunken und oft Eis selbst in sein Bett gethan; daß er Früchte und andere der Gesundheit nachtheilige Dinge im Uebermaß gegessen, und daß er eilf Tage hintereinander nichts, kein Nahrungsmittel zu sich nehmen wollte, als nur immer kaltes Wasser.

Wer Philipp anklagen will, der kann die vorstehende offizielle Darstellung recht gut zur Stütze der Vermuthung aufstellen, daß der König, wenn er seinen Sohn gerade nicht gemordet, doch die Zerstörung seiner Gesundheit nicht ungerne gesehen, weil er diese Dinge zugelassen und nicht strenge auf eine verständige Diät gehalten habe.

Hingegen darf nur nicht vergessen werden, daß der Gebrauch des Eises in Spanien sehr verbreitet war, „so sehr, sagt ein Pro-

fessor der Fakultät von Sevilla in einem ein Jahr nach dem Tode des Don Carlos erschienenen Buche, daß wir es nicht bloß zur Abkältung unserer Getränke, sondern auch zur Abkühlung unserer Bettdecken verwenden. Ich sehe nichts Unpassendes darin, daß man im Sommer, wenn die Hitze große Ausdünstung befördert, eine Bettpfanne mit einem Stücke Eis verwendet, denn das bereitet auf den abgekühlten Tüchern einen sanften Schlaf."

Der Mißbrauch des Eises konnte nicht wohl verwehrt werden, da er hauptsächlich darin lag, daß Don Carlos die Nahrung zeitweise von sich wies und dann wieder übermäßig viel aß. Und wenn man ihm nun auch alle Möglichkeit des Mißbrauchs abgeschnitten hätte, was wäre gewonnen worden? Dann hätte der Unglückliche sich auf andere Thorheiten geworfen, die ihm vielleicht noch schädlicher gewesen wären.

In dieser Disposition nun zog er sich die Todeskrankheit zu. Gegen Mitte Juli wurde ihm eine Feldhühner-Pastete aufgetragen, nachdem er schon mehrere andere Schüsseln gegessen hatte. Er aß die ganze, aus vier Feldhühnern bestehende Pastete, sogar mit der Kruste, in welcher sich bekanntlich das Fett zusammensammelt. Da die Pastete stark gewürzt war, so stellte sich alsbald ein brennender Durst ein.

Ihn zu löschen trank er den ganzen Tag Eiswasser. Darf man sich verwundern, wenn sich in der Nacht eine heftige Indigestion, Erschlaffung des Magens und der Eingeweide, Erbrechen und Durchfall einstellte? Die Aerzte wurden gerufen, aber der Prinz verschmähte jedes Heilmittel.

Am 19. Juli schon war sein Zustand hoffnungslos, und Philipp gestattete, daß etwas davon unter die Leute kam.

Das geistige Wesen des Kranken war ganz verändert, wie das ja so oft bei Geisteskranken in der Todesnähe eintritt. Er berief den Fray Diego de Chaves und beichtete; da das ununterbrochene Erbrechen die Reichung des heiligen Sakramentes nicht gestattete, so betete er es in tiefer Demuth und mit offenbaren Zeichen vollkommener Reue an. Nun ließ er sich auch die Arzneimittel und die Sorge der Aerzte gefallen, aber er zeigte, nach dem Ausdruck

des Nuntius eine solche Losschälung von den irdischen Dingen und so großes Verlangen nach den himmlischen, daß es schien, Gott habe ihm für das Ende seiner Tage die Fülle seiner Gnaden aufbewahrt.

Der arme Jüngling begehrte seinen Vater zu sehen; aber Philipp kam nicht und gestattete nicht der Königin, nicht der Prinzessin Johanna, dem Sterbenden einen Trost zu bringen. Cabrera sagt, daß der König seiner Bitte nicht entsprochen habe, weil der Beichtvater dazu gerathen, daß er aber hinter Ruy Gomez und dem Prior Don Antonio versteckt dem sterbenden Sohne seinen väterlichen Segen gegeben habe.

Davon weiß der Nuntius nichts, welcher das unmenschliche Benehmen Philipps mit den Worten zu entschuldigen sucht: „Vielleicht dachte er, daß bei dem hoffnungslosen Zustande seines Sohnes ein solcher Besuch mehr geeignet war, Verwirrung in dessen und in seine Seele zu bringen, als Hilfe und Trost zu schaffen; und ich glaube in Wahrheit, daß er Anfangs nicht daran dachte, daß der Prinz krank sei, sondern daß er sich einbildete, es sei eine Verstellung, zu welcher er gegriffen, damit man ihm die Freiheit gebe.

Am 22. Juli hatte Don Carlos ein neues Testament gemacht. Darin bestimmte er seinen Gläubigern die Mitgift seiner Mutter, welche in 200,000 Thalern bestand, und den König flehte er zur Erleichterung seiner Seele an, das noch Fehlende darauf zu legen; er empfahl ihm seine Dienstleute, die ihm wohl gedient, sagte er, trotzdem er sie oft mißhandelt; auch für die zu seiner Wache bestimmten Edelleute legte er dem Könige seine Bitten vor. Endlich bat er, in dem Dominikanerinnen-Kloster von Madrid, welches eine königliche Stiftung war, beigesetzt zu werden.

Am gleichen Tage traf er Bestimmung über die Vertheilung seiner Kostbarkeiten an Klöster und an Edelleute. Ruy Gomez hatte er immer für den Haupturheber seiner Leiden angesehen, aber im Angesichte des Todes wollte er sein Verzeihen zeigen und vermachte ihm, wie andern Herrn, ein Geschenk.

Wann die Vigil von Jakobi sei? fragte er; als man ihm sagte, nach vier Tagen, bemerkte er, „also noch vier Tage wird

mein Elend und wird eure Mühe dauern." Zum heiligen Jakobus hatte er immer eine besondere Andacht gehabt; je näher er dessen Fest kam, desto stiller und geduldiger, desto ergebener wurde er in den heiligen Willen Gottes. In der Nacht vom 23. auf den 24. fragte er, wie spät es sei; 10 Uhr, war die Antwort. Er zeigte ein wenig Unruhe, denn er fürchtete, die Vigil des heiligen Jakobus nicht mehr zu erleben. Auf seiner Brust lag ein Crucifix, er verehrte es andächtig, empfahl sich der Barmherzigkeit Gottes, bat, daß man ihm verzeihe und erklärte, daß er seinem Vater, Ruy Gomez, Espinosa, Velasko und Allen, welche dem Könige zu seiner Einsperrung gerathen, verzeihe.

Nach einiger Zeit fragte er wieder nach der Stunde; als man sagte, daß Mitternacht vorüber sei, flüsterte er: „der Augenblick ist gekommen." Nun nahm er die Sterbekerze in die Hand und zu seinem Beichtvater gewendet, den er keinen Augenblick von seiner Seite gelassen, sagte er: „mein Vater, helfet mir!" Die Umstehenden bat er, mit ihm ein Gebet zu sprechen, das der Kaiser im Sterben gebetet. Unter den Gebetsworten, die er, während er reumüthig an seine Brust klopfte, sprach, konnte man diese unterscheiden: „Gott sei mir armen Sünder gnädig und barmherzig!"

Seine Kräfte sanken, aber nicht einen Augenblick verlor er die Klarheit des Bewußtseins, bis ihn um 1 Uhr Morgens der Tod erlöste; er war 23 Jahre und 16 Tage alt geworden.

Auf seinem Bette lag eine Franziskaner-Kutte und eine Dominikaner-Kapuze; darin wollte er begraben werden.

Noch denselben Tag wurde der Leichnam in feierlichem Aufzuge nach der Kirche der Dominikanerinnen getragen; der König sah von einem Fenster aus zu. Vor der provisorischen Beisetzung schritt man zur Besichtigung des Leichnams. „Ich habe sein Angesicht gesehen, schreibt der französische Gesandte, es ist durchaus nicht von der Krankheit entstellt, nur etwas gelb; aber ich höre, daß er nur noch Haut und Knochen ist." Diese Besichtigung fand in der Folge noch zweimal statt, am 5. und 9. Juni 1573, als man ihn nach dem Eskurial brachte.

Nach Antonio Perez soll Philipp drei Tage lang geweint

haben; der französische Gesandte dagegen begleitet seinen Bericht vom 26. Juli mit der boshaften Bemerkung: „man glaubt, daß dieser Tod den König aus mancherlei Sorge gerissen, und daß er nun nach Belieben aus seinem Königreiche gehen kann, ohne besorgen zu müssen, daß in seiner Abwesenheit ein Aufstand ausbreche."

Die Geschichte hat verschieden über diesen Tod geurtheilt; noch heutigen Tages wollen Manche nicht von dem Gedanken lassen, daß er ein gewaltsamer gewesen sei. Es wäre auffallend, wenn dem nicht so wäre, sind ja gleich nach dem Bekanntwerden des Hinganges des Prinzen in Madrid verschiedene Stimmen laut geworden, welche nicht zu Gunsten des Königs sprachen. Sie sind dann von den Geschichtschreibern aufgefaßt und nach dem Parteistandpunkte als Wahrheit hingenommen, ausgeschmückt und übertrieben worden. So ist denn gesagt worden, daß Don Carlos gezwungen worden sei, eine vergiftete Fleischbrühe zu nehmen; daß er an einem langsamen Gift gestorben sei, will ein Anderer wissen; ein anderer, daß er erdrosselt, ein weiterer, daß er erstickt worden sei; und selbst an Solchen hat es nicht gefehlt, welche den Leichnam im Sarge mit dem Haupte zwischen den Beinen gesehen haben wollen.

Dessen darf man sicher sein, daß Don Carlos nicht eines gewaltsamen Todes gestorben ist; ob aber die harte Behandlung nicht wesentlich zur Abkürzung seines Lebens beigetragen, ist eine andere Frage; doch sie entzieht sich unserem Urtheile, das übrigens darin nicht schwanken kann, daß Philipp allen Grund hatte, seinen Sohn unschädlich zu machen. Wir glauben an eine geistige Zerrüttung, welche den unglücklichen Prinzen zur Thronfolge unfähig machte, und deren Ausbrüche seinen königlichen Vater nöthigten, ihn festzusetzen.

5.

Noch ein anderes, schweres Leid sollte in diesem verhängnißvollen Jahre 1568 den König heimsuchen.

Bald nachdem über Don Carlos die Gruft in der Kirche der Dominikanerinnen sich geschlossen hatte, kam aus dem Palaste die

frohe Kunde, daß die Königin guter Hoffnung sei. Der König und sein Volk athmeten in der Hoffnung auf, daß die vielgeliebte Königin den verwaisten Kronen einen Erben geben werde. Aber es war anders beschlossen.

Die ungeschickten Doktoren verkannten ihren Zustand. Nun stellte sich Mitte September ein Fieber ein, das sich nicht mehr heben lassen wollte. Elisabeth wandelte oft eine Ohnmacht an, Hände und Füße wurden steif; die Kräfte nahmen erschreckend rasch ab. In allen Kirchen wurde gebetet, wer nur immer konnte, nahm an den Prozessionen Theil, der arme König war untröstlich. Weinend umstanden die Hofdamen das Krankenlager, untröstlicher als die unschuldige Königin, die ihnen ihren Schmerz darüber aussprach, daß sie nicht eine bessere Herrin gehabt hätten, als ob sie wie ein Berichterstatter sich ausdrückt, ihnen allen nicht mehr eine Mutter, als eine Herrin gewesen wäre.

Als der September zu Ende ging, mußte die Hoffnung aufgegeben werden. Am 2. Oktober machte die hohe Frau ihr Testament und empfing die heiligen Sterbsakramente. Am andern Morgen sah sie ihren Gemahl zum letztenmale. Der französische Gesandte berichtete darüber an seinen Hof: „Die Königin sprach mit ihrem Gemahl in großer Offenheit und als eine christliche Frau. Sie nahm von ihm auf immer Abschied, und niemals zeigte eine Königin mehr Güte und Frömmigkeit. Sie empfahl ihm ihre zwei Töchterchen und ihre vorzüglicheren Dienstfrauen. Zugleich bat sie ihn, mit ihrem Bruder dem Könige von Frankreich in Frieden und Freundschaft zu leben. Noch richtete sie andere Worte an ihn, die nicht verfehlen konnten, einem so guten Gemahle, wie der König war, das Herz zu rühren. Er zeigte die nämliche Hoffnung, wie sie, und versprach, alle ihre Bitten erfüllen zu wollen; er fügte jedoch bei, daß er ihr Ende noch nicht für so nahe glaube. Darauf zog er sich, wie mir berichtet wurde, in großer Traurigkeit in seine Gemächer zurück.“ Als letzten Trost schickte er ihr das Kostbarste, was er besaß und in höchsten Ehren hielt, einen Partikel vom heiligen Kreuze, in Perlen und Diamanten gefaßt. Isabella drückte

ihn an ihre sterbenden Lippen und ließ ihn nicht mehr aus den erkaltenden Händen, so lange sie noch lebte.

An demselben Tage empfing sie noch den französischen Gesandten, Fourquevaulx, der so darüber schreibt: „Sie erkannte mich und sagte: Sie sehen mich im Begriffe, die Eitelkeiten dieser Welt zu verlassen, um in ein besseres Land einzugehen, wo ich, wie ich hoffe, auf immer bei meinem Gotte sein werde. Sagen Sie der Königin, meiner Mutter, und meinem Bruder, dem Könige, daß sie meinen Tod mit Geduld ertragen und mit dem Gedanken sich trösten möchten, daß mich kein Glück der Erde je in so hohem Grade zufrieden gestellt hat, als der jetzige Augenblick, wo ich meinem Schöpfer nahen soll. Bald werde ich besser in der Lage sein, ihnen Dienste zu erweisen und Gott anzuflehen, daß er sie und meinen Bruder in seinen heiligen Schutz nehme. Bitten sie dieselben in meinem Namen, daß sie über ihr Königreich wachen mögen, damit die dort verbreiteten Ketzereien ein Ende nehmen. Und ich will den Himmel anflehen, daß er ihnen seine Gnade verleihe, so daß sie meinen Tod mit Geduld ertragen und mich für glücklich halten." Der Gesandte scheint zu den armen Menschen gehört zu haben, die meinen, einen Sterbenden nicht besser trösten zu können, als wenn sie ihm noch Lebenshoffnungen machen; aber die Königin erwiderte ihm: „Sie werden bald sehen, wie nahe mein Ende ist. Gott hat mir die Gnade verliehen, daß ich die Welt und ihre Herrlichkeit verachte und meine ganze Hoffnung nur auf ihn und Jesus Christus setze. Niemals verursachte mir eine Vorstellung weniger Angst, als der Gedanke an meinen Tod."

Wenige Minuten, bevor dieser eintrat, kam eine leichte Unruhe über sie; diese aber ging wie ein Wölkchen vorüber; und nachdem Isabella ihre schönen, hellen Augen noch einmal aufgeschlagen, verschied sie, und Spanien klagte, denn die herzensgute, milde, unschuldige Königin war wie eine Heilige von ihm verehrt, die Königin des Friedens und der Güte genannt worden. Im Sarge lag sie unter Blumen bedeckt, auch im Tode noch so schön wie diese; das Töchterchen, dessen sie zu frühe genesen und das gleich nachdem es die Nothtaufe empfangen, gestorben war, lag bei ihr, und sie beide

wurden in demselben Sarge in der Kirche der unbeschuhten Karmeliter beigesetzt.

Nur dreiundzwanzig Jahre war Elisabeth alt geworden; davon hatte sie acht den Thron der spanischen Reiche mit Philipp getheilt. Von ihren zwei Töchterchen wurde Katharina später die Gemahlin des Herzogs von Savoyen, Clara Eugenia aber, welche in ganz ungewöhnlicher Weise die Liebe und das Vertrauen ihres Vaters geerbt hatte, erhielt mit ihrem Gemahle, dem Erzherzoge Albert die Statthalterschaft der Niederlande.

6.

Wir haben Montigny als Gefangenen im Alkazar von Segovia gelassen; kehren wir zu ihm zurück, seine Tage sind gezählt, nicht bloß von der göttlichen Vorsehung, in deren Händen die Tage unseres Lebens ruhen, sondern auch der Mensch hat bestimmt, daß der niederländische Edelmann sterben müsse. Egmont und Horn waren durch den Willen desselben Mannes schon gestorben.

Aber der Unglückliche hatte ergebene Diener, treue Freunde; sie wollten ihm zur Flucht verhelfen, damit dasselbe Schicksal, wie die Edlen im Niederland nicht auch ihn ereile und damit die Sehnsucht seines Herzens nach der lieben Heimath und dem trauten Jugendgemahl gestillt würde. Die Zeit mußte rasch benützt werden, denn nachdem die Kunde, daß auf dem Marktplatze von Brüssel die Köpfe der Edlen gefallen waren, nach Spanien kam, war vorauszusehen, daß der Henker nun auch bald nach Alkazar von Segovia kommen werde. Klug war Alles ausgedacht und vorsorglich vorbereitet worden; ein Pole, Johann Hannova leitete das Unternehmen. In San Sebastian lag eine Schaluppe, welche den Flüchtling still nach St. Jean de Luz bringen würde; auf den Straßen bis zur Schaluppe aber standen auf allen Stationen rasche Pferde bereit. Es galt nun aus dem Gefängnisse zu entkommen und nach Hernani zu gelangen, wo der Pole auf Montigny warten wollte; seine Dienstleute sollten ihn, nachdem er sich den Bart geschoren und das Aeußere so gut als möglich entstellt hätte, nach Hernani bringen. Es handelte sich nurmehr um einige Tage, dann sollte er die erquickliche Luft der Freiheit athmen.

Aber diese paar Tage mußten abgewartet werden; man stand nämlich, als alle Vorbereitungen getroffen waren, an dem Ende der Woche; nun sagten sich die treuen Freunde, in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag kann die Flucht nicht ausgeführt werden, denn da würde sie zu frühe entdeckt, weil der Thürhüter am Sonntag Morgen den Gefangenen regelmäßig besuchte, damit dieser in die Messe ginge. Auch die Nacht vom Sonntag war nicht günstig, weil hier die Wege nicht einsam waren. Man stand ja im Hochsommer, und da gab es die ganze Nacht über allerorten Spaziergänger; also muß der Gefangene noch bis Montag warten.

Dieß Alles hatte der Haushofmeister Montigny's auf einem Zettel zusammengeschrieben. Diesen Zettel versteckte er in einem Brode; aber das Brod gelangte nicht zu Montigny, sondern es wurde aufgebrochen, der Zettel entdeckt und gelesen; und mit den frohen Hoffnungen war es zu Ende. Am 14. Juli 1568 wurde das Protokoll über den Fluchtversuch aufgenommen, sechs Wochen darnach, am 25. August waren die Theilhaber daran schon gerichtet. Den Haushofmeister des Grafen, Philipp v. Pombreuil, den Kämmerling Artus v. Mentro, den Sekretär Anton Brandolu und den Polen Johann Hannova befiehlt der König zum Tode zu verurtheilen, das Urtheil soll aber nicht vollstreckt, sondern die Männer im Gefängniß behalten werden, theils weil ihre Aussagen für den Prozeß Montigny's, der noch gar nicht eingeleitet war, von Wichtigkeit sein könnten, theils weil sie als Dienstleute für ihren Herrn gehandelt immerhin einige Entschuldigung hätten. Die Theilnehmer spanischer Nationalität aber sollten theils zum Tode, theils zu den Galeeren verurtheilt und das Urtheil an ihnen alsbald vollzogen werden.

Der Eisenstab, den Montigny an seinem Fenster bereits durchgesägt hatte, wurde wieder hergestellt, der Gefangene strenger bewacht, und an eine Flucht war nimmer zu denken, denn der arme Edelmann hatte keinen vertrauten Diener aus dem Vaterlande mehr um sich. Spanier bedienten ihn.

Er mußte bis in den Winter hinein darauf warten, daß man ihm sagte, warum er denn eigentlich ein Gefangener, und ein so

scharf bewachter war. In den Niederlanden wurde ihm der Prozeß gemacht, und erst im November kam der Herzog v. Alba. dazu, ihn vor die Schranken des Blutrathes zu fordern. Am 6. November erging dessen Requisition, die dem Gefangenen aufgab, innerhalb der Frist von 50 Tagen vom Zeitpunkte der Notifikation an auf die vom Generalprokurator formulirten Anklagepunkte Red' und Antwort zu stehen und zu diesem Zwecke seine Bevollmächtigten in den Niederlanden aufzustellen. Am 7. Februar 1569 begab sich der Hofalkade und Mitglied des Rathes von Castilien nach dem Alcazar von Segovia. Montigny wollte anfangs nicht antworten, denn er stützte sich auf die Privilegien der Ordensritter vom goldenen Vließe; aber bald erkannte er, daß diese ihn nicht mehr schützten, und nachdem er eine Protestation niedergelegt, antwortete er. Das Protokoll wurde ihm am 14. Februar zur Anerkennung vorgelegt.

Er begehrte dringend eine Abschrift, deßgleichen eine seines Protestes und die Rückgabe seiner weggenommenen Papiere zur Begründung seiner Vertheidigung. Alles wurde verweigert; doch Alba war einsichtsvoller und schrieb am 4. April an den König, der ihn von der grausamen Verweigerung unterrichtet hatte, daß man ihm doch alle Papiere einhändigen solle, das Verhörsprotokoll wie den Protest, und die übrigen. Am 14. Februar hatte Montigny auch die Männer genannt, die als seine Bevollmächtigten in den Niederlanden für ihn einstehen sollten; es waren darunter Peter Ernst Mansfelt, der Fürst v. Epinoy, Noircarmes, der Vicomte v. Gent, Beaufort u. A. Keiner wollte annehmen, ohne eine authentische Abschrift der Vollmacht und der Anklageartikel in die Hand zu erhalten; das aber verweigerte der Blutrath. Einen von den Bevollmächtigten, Anton v. Penin, Bürger in Bethune, stellte Alba zum Vertheidiger auf. Am 29. April befahl der Herzog, daß er unverzüglich im Dienste des Königs bei ihm sich einfinden solle. Penin lehnte ab; aber am 9. Mai erging der Befehl zur Uebernahme der Vertheidigung, und drei Tage darauf, am 12., wurde derselbe, trotzdem Penin mit Rücksicht auf seine 62 Jahre und Gebrechlich-

keit um Enthebung gebeten, wiederholt, und für den Fall abermaliger Weigerung mit der Strenge der Gesetze gedroht.

Was gab es da zu vertheidigen? Die Köpfe Egmonts und Horns hatte das scharfe Beil des Henkers abgeschlagen, und die gegen Montigny formulirten Anklageartikel waren kaum von jenen verschieden, welche diese beiden Männer auf das Schaffot gebracht hatten.

Nach Freunden sah der arme Graf sich um; von Einem haben wir die Antwort, es ist die bekannte, die Jeder schon erfahren, wenn er in Noth und Drangsal gekommen ist: Philipp v. Lannoy, der Herr v. Beauvoir, derselbe, der am 14. März 1567 bei Austruweel die Geusen in Stücke gehauen, weiß auf die Bitte des Gefangenen, für seine Unschuld einzutreten, nichts Anderes zu antworten, als er würde es ja gerne thun, wenn ihm sein Amt als General-Lieutenant der dem französischen Könige zu Hilfe geschickten Armee nur die Möglichkeit dazu ließe. Uebrigens gründe sich ja die Anklage, soweit er davon gehört, mehr auf Reden als auf Handlungen, und er hoffe, daß der König und die Justiz darauf Rücksicht nehmen werden; in Anbetracht, „daß die Menschen von Leidenschaft nicht frei und daß die Gewohnheit der guten flandrischen Bankette hie und da der Zunge die Zügel schießen lassen, was ja doch nicht mit dem Aeußersten zu strafen ist."

Mit ganz anderer Rede, mit demüthiger und doch zuversichtlicher, wie sie einem reinen, edlen Frauengemüthe eigen ist, trat Helene v. Melun, des Montigny jugendliche Gemahlin am 13. Juni vor den König. Obwohl sie überzeugt ist, daß ihr Gemahl der Verbrechen nicht schuldig, deren er angeklagt worden, wirft sie sich dem Könige zu Füßen, ganz verzehrt von Thränen und Jammer und beschwört ihn, wenn derselbe ja Fehler sich zu Schulden kommen ließ, so wolle er doch der Dienste eingedenk sein, die der Gefangene in bessern Tagen ihm geleistet; und wenn diese Erinnerung kein Gewicht für ihn hat, so möge er doch auf ihr jugendliches Alter blicken und beherzigen, daß sie nur vier kurze Monate das Glück seiner Gesellschaft genossen; und wenn auch das sein Herz nicht menschlich rühren kann, so zeigt sie ihm den leiden-

den und sterbenden Heiland, der vom Kreuze herab seinen Feinden verziehen.

Die Gräfin Egmont hatte als Mutter von zwölf lebendigen Kindern um Erbarmen gefleht, und es war ihr keine Antwort geworden.

Philipp und Alba wünschten mit dem Prozesse zu Ende zu kommen, der eine forderte vom andern Beschleunigung; dennoch wurde das Todesurtheil erst am 4. März 1570 gefällt; es lautete dahin, daß dem Floris v. Montmorency, Herrn von Montigny und Leuze auf einem öffentlichen Platze Spaniens das Haupt abgeschlagen und dieses auf einer Pike ausgestellt werde.

Der Herzog v. Alba sprach es aus, wollte es aber vor der Hand geheim gehalten wissen. Bezeichnend ist die Art und Weise, wie er dabei vorging. Er hörte das Gutachten der Räthe an und trat auf die Seite der Majorität; ohne daß aber Einer derselben etwas davon wußte, ließ er das Todesurtheil ausfertigen und durch seinen Sekretär sich und den Räthen Juan v. Vargas und del Rio vorlesen. Damit war die Formalität beendigt, und die andern Räthe sollten nichts davon erfahren, bis der König sich darüber ausgesprochen.

Gleichzeitig mit dem Todesurtheile ging am 18. März 1570 die Aufforderung zu dessen Vollstreckung an die Hofalkaden, an die Corregidoren und ordentlichen Richter der castilischen Königreiche nach Spanien.

Den König traf die Depesche mit dem Urtheile auf einer Reise in Andalusien, und er beeilte sich nicht, es in Vollzug setzen zu lassen; er sagte, weil er auf der Reise sei und weil einige Erwägungen sich seinem Geiste dargestellt haben. Welcher Art sind diese gewesen? An Erbarmen und Verzeihen hat er sicher nicht gedacht, denn er sagt, daß er Angesichts der durch Montigny begangenen Verbrechen keinen Grund zum Aufschube gehabt habe. Vielleicht wird darüber ein schauerlicher Aufschluß durch das Wort gegeben, daß er über die Art und Weise der Vollziehung noch nicht mit sich im Reinen sei.

Am 17. August gab er an den Commandanten von Simankas Don Eugenio von Peralta den Befehl, sich nach dem Alkazar von Segovia zu begeben und Montigny nach Simankas zu bringen, wo dieser durch 8 wohlvertraute Mann bewacht werden sollte.

Der August ging vorüber, es wurde September, und der König war noch nicht zu einem Befehle gekommen, welcher Todesart sein Gefangener sterben sollte. Hat ihn der Gedanke an die Ankunft seiner vierten Braut, der Erzherzogin Anna von Oesterreich so ganz und ausschließlich beschäftigt? Man würde sehr irren, wenn man Dieß glauben wollte, denn er hat im Gegentheile sehr angelegentlich daran gedacht und daran denken lassen, denn unter seinen Augen und mit seiner schließlichen Gutheißung ist in diesen Sommermonaten ein bis in die geringfügigsten Einzelnheiten gehendes System der Hinrichtung Montigny's ausgearbeitet worden.

In dieses System gehört die Versetzung des Gefangenen nach Simankas. Er sollte im Verborgenen sterben, und dazu bot die einsame Festung bequemere Gelegenheit, als der Alkazar von Segovia.

Seit der Rückkehr des Königs von Andalusien hatte man sich in Madrid mit der Frage der Hinrichtung beschäftigt, wird dem Herzog v. Alba am 2. November auseinandergesetzt. Alle Räthe ohne Ausnahme waren dafür, daß öffentlich kein Blut mehr vergossen und daß den Freunden und Verwandten Montigny's und den Flamändern überhaupt nicht weiter Veranlassung zu feindseligen Bemerkungen und Aeußerungen der Unzufriedenheit gegeben werden solle, was um so mehr zu beachten sei, da bei dem Umstande, daß, da der Graf in Spanien, in den Händen des Königs, nur allzuleicht gesagt werden könnte, daß er verurtheilt worden, ohne die Möglichkeit der Vertheidigung gehabt zu haben. Die Mehrzahl der Minister war daher der Ansicht, daß man dem Verurtheilten Gift reiche, entweder rasch oder langsam wirkendes. Das entsprach dem Könige nicht; auf der einen Seite wollte er allerdings, daß die Welt zu aller Zeit glauben sollte, Montigny sei eines natürlichen Todes gestorben, auf der andern aber glaubte er, der Gerechtigkeit sei durch eine Vergiftung nicht Genüge geleistet, und es sei zweckdienlicher, den Verurtheilten zu erdrosseln.

Hienach wurde nun gehandelt, und als erste Vorbereitung ist ie Uebersetzung des Gefangenen nach Simankas anzusehen.

Vom 27. August bis 1. Oktober hatte dieser Ruhe. Auf das ewußtsein seiner Unschuld sich steifend wiegte er sich in Träumen r Hoffnung, denn er dachte, wenn Anna von Oesterreich ihren latz auf dem Throne neben Philipp eingenommen, werde das estungsthor für ihn sich aufthun.

In Sevilla war der Mann entdeckt worden, der dazu geeig-t schien, die Hinrichtung zur Zufriedenheit auszuführen. Don lonso von Arillano ist sein Name; er wurde zum Alkaden m Valladolid, das nur zwei ganz kleine Meilen von Simankas ıtfernt ist, ernannt.

Ihm wurde nun am 1. Oktober eine weitläufige Instruktion bergeben, der zufolge er die Hinrichtung so geheim vornehmen ıssen solle, daß kein Mensch etwas davon erfahre und im Gegen-eile das Gerücht Verbreitung finde, Montigny sei eines natürlichen odes gestorben. Er wurde angewiesen, den Don Eugenio von eralta zu benachrichtigen, daß er auf dem Wege zwischen Valla-olid und Simankas mit ihm zusammenzutreffen wünsche. Hier olle er ihm seinen Auftrag und ein königliches Handschreiben, das en Schloßhauptmann zur Uebergabe des Gefangenen an ihn auf-orderte, mittheilen und die Art und Weise, den Tag und die Stunde der Exekution feststellen.

Sollte diese ganz geheim geschehen, so mußte Montigny bevor r starb, auch aus den Augen der wenigen Bewohner der Festung rschwinden und von seinen paar Dienern abgesondert werden. r hatte die Erlaubniß, auf einem Corridor spazieren zu gehen. ines Tages fand ein Offizier daselbst ein Stückchen Papier, darauf was Lateinisches stand. Er brachte es zum Schloßhauptmann, r daraus Veranlassung nahm, den Gefangenen enge einzuschließen. uf dem Zettel stand: „Wie ich sehe, hast Du bei Nacht keine elegenheit zum Entweichen, unter Tags aber oft, da Du allein st mit einem einzigen alten gichtkranken Wächter, der Dir starkem lanne weder an Kraft noch Schnelligkeit gewachsen ist. Brich lso zwischen dem 8. und 12. Oktober zu jeder Stunde Du willst

aus und nimm den nächsten Weg vom Festungsthore, durch welches du eingetreten bist. In der Nähe wirst du Robert und Johann finden, welche mit Pferden und allem Nothwendigen Dich erwarten."

Dieser Zettel ist in Madrid geschrieben und unter Peralta und Alonso ist ausgemacht worden, daß er auf den Corridor geworfen werde, damit man ihn finde. Am 10. berichtete Peralta darüber an den König, das heißt, er schickte ihm ein Schreiben, das gleichfalls in Madrid abgefaßt und ihm zu diesem Zwecke übergeben wurde. Es heißt darin, daß Montigny vom ersten Tage an seit seiner Uebersiedlung nach Simankas mit Ehrerbietigkeit behandelt worden sei und daß er alle mögliche Vergünstigung genossen und die Erlaubniß gehabt habe, frei in der Festung umherzugehen und mit Jedermann zu verkehren. Dieses Wohlwollen habe er aber schlecht bezahlt, denn trotzdem er fortwährend die Gerechtigkeit seiner Sache und sein Vertrauen auf die Milde des Königs im Munde geführt, habe er doch einen Plan zum Ausbrechen entworfen. Das habe er, der Schloßhauptmann, durch einen von seinem Lieutenant auf dem Corridor gefundenen Zettel und durch die Beobachtung von Leuten, die als Karthäuser verkleidet die Festung ausgekundschaftet, in Erfahrung gebracht. Nun habe er sich genöthigt gesehen, Montigny in den Bischofsthurm einzusperren, alle seine Diener zu entfernen und jede Vorsichtsmaßregel zu treffen. Darüber beklage sich der Gefangene sehr lebhaft, er betheure mit hohen Schwüren, daß er dem entdeckten Complotte ganz fremd sei und durchaus keine Kenntniß davon gehabt habe. In Folge davon sei er schwer krank geworeen. Er, Don Eugenio, werde Alles zu seiner Wiederherstellung thun, versteht sich ohne seine Verantwortlichkeit einer Gefahr auszusetzen.

Diesen Brief konnte man in Madrid und Brüssel zeigen und alle Welt davon überzeugen, daß Montigny vor seinem Tode krank gewesen sei; dazu wurde er gemacht, wie dem Herzog in dem oben angeführten Aktenstücke mitgetheilt wurde. Zur Weiterführung der Comödie wurde der Arzt von Simankas ins Geheimniß gezogen, er mußte offenkundig Arzneikolben in die Festung bringen lassen

und aussprengen, daß Montigny an einem Fieber erkrankt sei, das keine Hoffnung mehr zulasse.

Nachdem Dieß und alle weiteren Maßregeln zwischen Alonso und Peralta besprochen waren, sollte der erstere nach Valladolid zurückkehren und dem Präsidenten des dortigen Gerichtes seinen Auftrag kund geben.

In der Instruktion stand weiter, daß er zur Exekution am Vorabende eines Festes, und zwar so spät von Valladolid abgehen solle, damit er ein wenig nach Einbruch der Nacht in Simankas eintreffen könnte. Ein vertrauter Notar, der Henker und so wenig Diener als möglich sollten ihn begleiten. Nun ist es außerordentlich peinlich der schrecklichen Instruktion zu folgen, wie sie mit einer entsetzlichen Genauigkeit den Gerichtspersonen und dem Henker jeden Schritt, jedes Wort und jede Bewegung vorschreibt.

Sobald der Alkade die Festung betreten, soll er in Gegenwart des Eugenio von Peralta, des Notars und einer oder zwei sichern Personen Montigny das Todesurtheil verkünden, dann soll er und Peralta ihn trösten und darauf mit dem Geistlichen allein lassen.

Gabriel de San Esteban, Notar der königlichen Kammer in Valladolid hat ein Aktenstück unterzeichnet, daß er am 14. Oktober 1570 zwischen 9 und 10 Uhr Abends dem Floris Montmorency, Herrn von Montigny, der zu Bette lag, das vom Herzog von Alba am 4. März gefällte Todesurtheil in Gegenwart des Don Alonso von Arellano, des Don Eugenio von Peralta und des Geroninio Manuel, Lieutenants des letztern vorgelesen habe.

In Ruhe hatte sich Montigny zu Bette gelegt, hoffend und nicht des Schrecklichen gewärtig; er war, so plötzlich vor das Ende seiner Tage gestellt, sehr erschüttert, wie der Geistliche schreibt, der ihm beigestanden.

Die Instruktion fährt fort, nach der Verkündigung des Todesurtheils und den Trostworten des Alkaden und des Schloßhauptmanns solle man den Gefangenen mit dem Geistlichen allein lassen und die Exekution bis auf den Tag nach dem Feste oder Sonntage verschieben, damit Montigny Zeit zur Reue und zum Empfang der heiligen Sakramente habe. Als Beichtvater könne der Bruder Her-

nando del Castillo, der im Collegium von St. Paul in Valladolid sich aufhielt, oder ein Anderer seines Ordens, oder ein Franziskaner genommen werden; wichtig sei übrigens, daß er ebensowohl Klugheit als Gelehrsamkeit besitze. Die Wahl fiel auf Hernando, von dem Antonio Perez sagt, daß er in Wissenschaft und Beredtsamkeit, wie an Adel des Charakters einer der größten Männer war, die Spanien damals besaß.

Als er sein trauriges Amt begann, hörte Montigny ihn mit Ruhe, mit viel Mäßigung und großer Geduld an. Er wollte sich über Eugenio von Peralta und über dessen harte Handlungsweise in den letzten Tagen beklagen; aber als der Geistliche, der nicht in das schmachvolle Complott eingeweiht war, ihm zu verstehen gab, daß Peralta nur im Auftrage des Königs so gehandelt habe, wurde er ruhiger; auch ließ er sich einreden, daß seine heimliche Hinrichtung eine besondere Gnade des Königs sei.

Von 10 bis 2 Uhr in der Nacht blieben die beiden Männer beisammen, über den Glauben sich unterredend; denn da man dem Geistlichen amtlich mitgetheilt hatte, daß die Rechtgläubigkeit Montigny's verdächtig sei, wollte er in diesem Punkte so sicher gehen als möglich, und er gesteht, daß er zufrieden gestellt worden sei, und zwar in hohem Grade. Montigny schrieb mit eigener Hand noch in dieser Nacht des 14. Oktobers die Erklärung, daß zu seiner Kenntniß gekommen sei, daß Etliche ihn im Verdacht hätten, als ob er nicht den Glauben der heiligen, römisch-katholischen Kirche festgehalten und zu den neuen Religionsmeinungen sich gehalten habe; das aber sei ganz und vollständig falsch. Und damit Niemand über den Glauben, in dem er gelebt und zu sterben wünsche, Unwissenheit vorschützen könne, sage und bekenne er, daß er alle Glaubensartikel und Alles, was die heilige, römisch-katholische Kirche lehrt und glaubt, mit deren Oberhaupte dem Papst, dem Statthalter Christi, dem Nachfolger des hl. Petrus, glaube, ebenso die sieben Sakramente und die Kraft des Leidens unseres Herrn Jesu Christi; daß er die Wahrheit des Fegfeuers und alle übrigen Dinge im Besondern bekenne, wie sie durch das Concil von Trient aufgestellt seien.

Hernando de Castillo spricht sich über die religiöse Haltung Montigny's so aus: „In dem wichtigsten Punkte hat sich der Todte so gut verhalten, daß wir, die Zurückbleibenden ihn darob beneiden könnten. Er begann gestern Morgen um 7 Uhr seine Beichte; um 10 Uhr las ich ihm die heilige Messe und reichte ihm das heiligste Sakrament. In beiden Handlungen zeigte er sich als einen so guten Katholiken, als ich es nur für mich selbst wünschen kann. Er verwendete den Rest des Tages und die ganze folgende Nacht zum Gebete, zu Akten der Reue und zur Lesung einiger Stellen aus den Büchern des Ludwig von Granada, an welchen er in seiner Gefangenschaft viel Geschmack gefunden hatte. Von Stunde zu Stunde wuchs in ihm die Loslösung vom Leben, die Geduld, die Unterwerfung unter den Willen Gottes und seines Königs, dessen Urtheilsspruch er als gerecht anerkannte, obgleich er fortwährend behauptete, daß er an der Schuld des Prinzen von Oranien keinen Antheil, und unschuldig an aller Rebellion sei und hinzufügte, daß seine Feinde seine Abwesenheit zu ihrer Rache benutzt haben. All' dieß sagte er ohne Zorn oder Ungeduld."

Die Instruktion an den Alkaden hatte bestimmt, daß man ihm nicht erlauben dürfe, ein Testament zu machen, weil alle seine Güter mit Beschlag belegt seien und er demzufolge nichts habe, worüber ihm eine Verfügung zustehe; doch wenn er eine einfache Note über die Schulden, deren Bezahlung er wünsche, aufsetzen wolle, so sei ihm das zu gestatten, unter der Bedingung jedoch, daß von der Exekution keine Rede darin sei und sie so abgefaßt sei, daß sie als die Aufzeichnung eines kranken Mannes erscheine, der die Nähe seines Todes fühle. Auch keinen Brief solle er schreiben dürfen, außer dieser würde in der angedeuteten Weise abgefaßt.

Montigny schrieb keinen Brief; nur ein Memorial setzte er am Sonntag den 15. auf, in welchem er die heil. Messen, die bei seinem Leichenbegängnisse zu feiern, anordnet und die Bitte stellt, daß nachher 700 heil. Messen für seine Seelenruhe aufgeopfert werden. Den König bittet er um Gratifikationen für Johann von Horn, der ihm viele Jahre treu gedient, für einen Lopez de Palacios, der ihm als Haushofmeister beigegeben war und für seine

zwei spanische Pagen, sodann für zwei Rechtsgelehrte, die ihm in seinem Prozesse beigestanden und die er nicht bezahlen gekonnt.

Dem Geistlichen übergab er eine kleine goldene Kette von geringem Werthe, daran ein goldener Siegelring und ein anderer Ring mit einem Türkiß, den einen hatte er von seiner Gemahlin, den andern von seiner Schwiegermutter einst zum Geschenke erhalten; jetzt bat er, daß man sie ihnen zurückerstatte. Sie wurden an Alba geschickt, damit dieser dem letzten Willen Montignys nachkomme; auch die heil. Messen wurden gelesen, über die frommen Legate wurde der Herzog zum Berichte aufgefordert, ob die Hinterlassenschaft dazu hinreiche; andere Bestimmungen wurden kurzer Hand für wirkungslos erklärt.

In der Nacht vom Sonntag auf den Montag, um 2 Uhr trat der Alkade mit dem Notar und dem Henker ins Gefängniß. Montigny war bereit. Er erklärte seinen Tod für ein gerechtes Strafgericht hinnehmen zu wollen, immer aber unter Betheurung seiner Unschuld; dann dankte er dem Könige; und nun trat der Henker vor und legte ihm das kalte Eisen um den Hals. Einige Augenblicke darauf war Montigny erdrosselt.

Auch diese Stunde war in der Instruktion vorgeschrieben; der diese vorschrieb, hatte dabei die Absicht, daß der Henker mit den Gerichtspersonen noch vor dem Grauen des Morgens unbemerkt in Valladolid zurück sein könnte. So geschah es auch; gleich nachdem sie ihr schreckliches Werk vollbracht, begaben sie sich auf den Heimweg; dem Notar und dem Henker ward unter Todesdrohung das Stillschweigen über die nächtliche Handlung auferlegt.

Der Leichnam wurde, damit der schauerliche Reif um den Hals nicht sichtbar wäre, in eine Franziskanerkutte gehüllt und denselben Tag noch der Geistlichkeit mit der Erklärung übergeben, daß Montigny diesen Morgen kurz vor Tagesanbruch im Gefängniße gestorben sei. Peralta deckte das Angesicht des Todten auf, und mehrere Personen erklärten, daß sie den flandrischen Grafen recht wohl erkennen.

Am andern Tage, am 17. hatte Don Eugenio von Peralta einen Brief nach Madrid zu schicken, den zweiten, der ihm von dort

zugekommen war. Darin hieß es, daß Montigny trotz der Sorgfalt, die ihm der Licentiat Viana, welcher ihn schon früher behandelt, und der Licentiat Louis Fernandez von Tordesillas, der frühere Arzt der Königin Donna Juana gewidmet, kränker geworden und sein Zustand sich so verschlimmert habe, daß er am Sonntag den 16. Oktober zwischen 3 und 4 Uhr Morgens gestorben sei. Da der P. Hernando del Castillo sich gerade in Simankas befunden, so habe dieser ihn Beicht gehört und ihm die heil. Sakramente gereicht. Der Verstorbene habe sich als ein so guter Katholik benommen, daß man gute Hoffnung auf sein Heil habe. Er habe ein Memorial zu Gunsten seiner Diener hinterlassen und wollte kein Testament machen, weil er ja über nichts verfügen könne, da seine Güter confiscirt seien: Don Eugenio überschicke dem Könige die Papiere und die geringe Hinterlassenschaft. Obwohl der Edelmann fast nichts hinterlassen, so habe man sein Leichenbegängniß doch so prunkvoll als möglich gemacht. Die Instruktion hatte darüber die Weisung enthalten, daß man beim Leichenbegängnisse einen mäßigen Aufwand, wie er gewöhnlich bei Leuten von Montigny's Stande gemacht werde, entfalten, daß ihm ein anständiges Grabdenkmal errichtet, und daß man ein Hochamt mit Vigil und stille Messen in passender Zahl verlangen solle. Da der Diener nur eine kleine Zahl sei, so könne man ihnen Trauerkleider verabreichen.

Philipp war sehr zufrieden, Alles war so ausgeführt worden, wie er es angeordnet hatte. Am 3. November schrieb er an den Herzog von Alba, daß alle Vorsichtsmaßregeln so vortrefflich getroffen worden seien, daß bis zur Stunde kein Mensch daran zweifle, daß Montigny nicht an einer Krankheit gestorben. Wenn dieser wirklich empfunden, was er äußerlich an den Tag gelegt, dann dürfe man vertrauen, daß Gott seiner Seele Barmherzigkeit erwiesen haben werde. Der Sekretär schob hier den Satz ein: „aber anderseits sehen wir, daß unter solchen Umständen der Teufel den Häretikern in der Regel so viel Kraft mittheilt, daß für den Fall, daß Montigny ein Häretiker war, diese ihm nicht gefehlt hat." Man sieht, wie viel dieser Schreiber gegen das Andenken des Hingerichteten wagen zu können glaubte; doch der König dachte

menschlicher; er strich dieselbe Stelle durch und schrieb an den Rand: „das ist wegzulassen, man muß von den Todten nur Gutes sagen."

Mit diesem Berichte wurden die zwei gefälschten Schreiben des Schloßhauptmannes, durch welche die Nachricht von der Erkrankung und dem natürlich erfolgten Tode Montigny's verbreitet werden sollte, nach Flandern geschickt, damit Alba sie zeige. Seinen Weisungen gemäß hat der Herzog sodann am 22. März 1571 in Brüssel das Urtheil veröffentlicht, dem zufolge das Andenken Montignys, der in der Festung von Simankas eines natürlichen Todes gestorben sei, als eines Hochverräthers gebrandmarkt und seine sämmtliche Hinterlassenschaft eingezogen sein solle.

Das war das Ende des Trauerspieles, dessen Scenen, wir nur amtlichen Aktenstücken mit Abweisung aller und jeder Privatnachricht, entnommen haben.[203] Jeder Bemerkung darüber uns enthaltend stellen wir nur die Frage: wenn Montigny schuldig war, warum dann diese Heimlichkeit? Und warum dieses grausame Behagen des Königs an Dingen, die sonst doch so schnell als möglich abgemacht werden und deren Ersinnen ebenso wie ihre Ausführung nicht der Majestät eines Königs, sondern den untergeordneten Organen zusteht!

Fünftes Kapitel.

Einleitungen zur zweiten Empörung.

Januar bis April 1568.

1.

Wir stehen vor dem Ausbruche der zweiten Empörung. Da diese unsern Forschungen zufolge durch die „Rasereien Alba's", wie Strada sich ausdrückt, hervorgerufen wurde, so stellen wir an die Spitze des Kapitels neben die Forderungen, welche auf Grund der wirklichen Sachlage staatsmännische Einsicht an Alba gestellt, die unseligen Einflüsterungen der Leidenschaft, denen der Herzog sein Ohr nicht verschloß, weil sie seiner Anschauung der Dinge entsprachen.

Renom de France untersucht, bevor er die Geschichte der zweiten-Empörung darstellt, die Ursachen, aus welchen die erste hervorgegangen ist, und gibt dadurch die Anhaltspunkte zur Beurtheilung dessen, was Alba in der Absicht, dem Lande den Frieden zu geben, unternommen, das aber zum Gegentheile ausgeschlagen hat. [204]

Man kann, sagt er, die verschiedenen Ursachen des Aufstandes auf zwei zurückführen, auf die Gebrechen der Religion und auf die Mängel und Fehler, die bei der Regierung, Gerechtigkeitspflege und Polizei vorgekommen sind, denn von da ist zuerst die Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit des Volkes ausgegangen, die Mißachtung des Königs und aller Oberhoheit, und hieraus die Verbindungen und Eigenmächtigkeiten. Diese hinwieder haben zum Ungehorsam und zu Steuerverweigerungen der Stände geführt. In Folge davon hat Schritt für Schritt die Verwegenheit, Tollkühnheit und Frechheit der Sek-

tirer und Verbündeten zugenommen — und zuletzt ist es zur Rebellion und offenen Verwirrung aller Dinge gekommen, so daß sie geglaubt haben, dem Könige und allen Guten Befehle vorschreiben zu können.

Was nun die Religion angeht, so ist sie an der Erfüllung ihrer Schuldigkeit hauptsächlich durch die Häresien gehindert worden, und diese Häresien sind durch den Zorn Gottes zugelassen, und dieser wurde hervorgerufen durch unsere Sünden, durch die Mißbräuche der Geistlichen, Nachlässigkeiten der Pfarrer, durch den Mangel an guten Predigern, durch schlechte Schulen, Gleichgiltigkeit der Magistrate, falsche Prediger und Diener am Worte, durch verführerische Bücher, Conventikel und verbotene Predigten, durch die aufrührerischen Consistorien, welche verderbliche Einverständnisse und Parteien aufrichteten und gegen die Autorität der Kirche und des Königs Umlagen auflegten.

Damit nun von dieser Seite dem Uebel gesteuert und der Fall in eine zweite Empörung vorgebeugt würde, war es nothwendig, daß man sich an die Barmherzigkeit Gottes wandte, die Laster aufgab, die übertriebene Pracht und die Ausschreitungen abschaffte, das Volk zur Buße, zum Almosen und Fasten und frommen Uebungen einlud, die heilige Würde des Gottesdienstes wiederherstellte, den Mißbräuchen der Kirche durch die Ausführung des Concils von Trient vorbeugte, daß man sich darnach umsah, durch wessen Schuld diese Ausführung aufgehalten worden, daß man einen Jeden durch die Autorität des Königs, durch die Unterstützung der Bischöfe und durch Temporaliensperre gegen die Zuwiderhandelnden, dazu zwang, daß man Benefizien und kirchliche Stellen nur an taugliche Männer vergab, auf alle Pfarrer, Prediger und Schulmeister ein wachsames Auge hatte, gute, gelehrte und fromme Bücher für das Volk verfaßte, gute Magistrate und sittenreine, für die Ehre Gottes und die Religion eifrige Beamte anstellte, die verdächtigen entfernte und nach den Prädikanten, Ministern und Sektenführern fleißig fahndete und sie ausrottete, daß man gleichfalls die Conventikel und Consistorien an der Verbreitung häretischer

Bücher, welche stumme Lehrer sind, verhinderte, und in Betreff all dieser Dinge gute Edikte ausgehen ließ.

Die Regierung, Gerechtigkeitspflege und Polizei hängt zum Theile vom guten Stande der Religion, der Grundlage aller Staatsordnung ab. Dann aber galt es, ehrliches Gericht und rechtschaffene Regierung durch solche Einrichtungen wiederherzustellen, die jenen entgegengesetzt sind, durch welche Alles verderbt und zerrüttet worden ist.

Fragt man, woher die Unordnung gekommen und die Autorität des Königs, der Statthalter, Rathskammern und Magistrate in Verfall gerathen, wie es vordem nicht gewesen, so kann man sagen, daß fürs erste die Häresien, fürs zweite die Bündnisse gegen den König und die Obrigkeit, fürs dritte die Schuld derjenigen, welchen die Wahrung des königlichen Ansehens und der Gerechtigkeitspflege oblag, und fürs vierte die Schuld der Gerichtsbeamten die Ursache davon gewesen sind.

In der Ausführung des dritten Punktes fragt Renom, welchen Theil der Schuld an dem Unglücke des Landes den König selbst, sodann die Statthalterin Margaretha und die Gouverneure der Provinzen treffen könne; zur Erörterung des vierten Punktes untersucht er die Handlungsweise der hohen und niedern Gerichtsbeamten.

Was nun den König betrifft, so beklagt er dessen beständige Abwesenheit, worunter sein Ansehen und die Gerechtigkeit Noth gelitten, und fragt, wie die geistlichen und weltlichen Stellen durch seine Fürsorge besetzt worden seien.

Die Statthalterin Margaretha treffen die Fragen: ob sie ihren Instruktionen getreu geblieben, wie sie die Aemter und Stellen vergeben, wie das Postwesen, der Zollpacht, die Privilegien, Lotterien, die Geleitsbriefe und ähnliche Dinge gehandhabt worden; ob man nicht zu leicht und zum Nachtheile der Rechtspflege Gnade habe ergehen lassen, ob nicht ungerechte und unerlaubte Edikte ergangen seien.

Die Polizei wird darauf untersucht, ob sie auf die öffentliche Sicherheit, auf die Schifffahrt, die Fischerei die nothwendige Sorge

verwendet, die Landeseinwohner gegen die Eingriffe der Nachbarn, insbesondere der Engländer, Schweden, Dänen in Schutz genommen oder nicht vielmehr die Fremden zum Nachtheile der Eigenen begünstigt und so zur Verarmung des Landes beigetragen; ob sie den Uebergang der inländischen Manufaktur in die Nachbarländer nicht aufgehalten, in Betreff der Monopole auf Lebensmittel und Waaren Unordnungen zugelassen und geduldet habe, daß Stadt und Land mit zu schweren Renten belastet und die öffentlichen Abgaben schlecht verwaltet worden seien.

Die Beamten werden untersucht, ob sie die alten guten Landessatzungen, unter deren Schutz die Bevölkerung wohlhabend geworden, aufrecht erhalten und zur Ausführung gebracht, oder nicht vielmehr durch deren Nichtbeachtung zur Verarmung beigetragen, insbesondere was sie gegen den übermäßigen Wucher, der den größten Theil des Landes und viele Privatleute verschlungen, vorgekehrt haben, so daß auf Mittel und Wege gedacht werden müsse, Volk und Industrie im Lande zurückzuhalten, indem man ihr Luft und ihm Leben schafft und den üblen Folgen der früheren Mißregierung in diesem Stücke vorbeugt.

Nachdem er so die Regierung, die Rechtspflege und Polizei untersucht, kommt Renom auf die Bündnisse der hohen Herrn, der Geusen und der Sektirer zu sprechen und gelangt zu dem Resultate, daß die Häupter und Urheber der Wirren und Aufstände zur Rechenschaft gezogen werden müssen, da was von ihnen sich nicht geflüchtet, in den alten schlimmen Absichten verharre und nur auf die Gelegenheit sinne, wieder aufs Neue anzufangen.

Als solides Mittel der Besserung der Lage ergibt sich ihm die Wiederherstellung des Vertrauens zwischen König und Volk und die Vereinbarung einer Ordnung, die weniger kostspielig wäre und mehr Sicherheit gewährte, als das Aufgebot der militärischen Macht, das unmöglich auf die Dauer ertragen werden kann und doch das Gegentheil von dem bewirkt, was man anstrebt. Ob das gegenseitige Vertrauen durch die Berufung der Generalstaaten oder anderwärts erreicht werden solle, läßt er unentschieden.

Sein schwerster Vorwurf trifft die Stände von Brabant, wo

unbedeutendsten Glieder und die am wenigsten zum allgemeinen
sten beisteuerten, doch immer den Mund am vollsten nehmen und
viel Schaden verursachten.

Es müsse, sagt er, darauf gesehen werden, wie jeder Stand
e Ordnung halte, wie er die Gefälle und eingegangenen Ab-
en verwalte, wie die unnöthigen Ausgaben, worüber allgemein
l Klage sei, abgeschnitten werden; die Ursache der langen Rück-
nde müsse aufgedeckt, dem Wucher gesteuert, in das Münzwesen
dnung gebracht, und den Einnehmern und Kassenbeamten Pünkt-
keit und Redlichkeit beigebracht werden.

Das sind, fährt er fort, die hauptsächlichen Punkte, die man
tte in Betracht ziehen und zur Ausführung bringen sollen; man
ire dann nicht in dieses Elend gefallen, sondern mit gutem Willen,
schick und Fleiß, versteht sich nicht mit Einem Schlage, sondern
ch und nach durch Beginn mit dem Wichtigsten und durch Ver-
ndung kluger und vertrauenswürdiger Leute wäre man zu einem
ücklichen Ziele gelangt.

„Aber zu unserem Unglück sind diese Mittel vernachläßigt, ja
gar verachtet, und das gerade Gegentheil davon ist gewählt wor-
n, auf die Waffen und die Gewalt nämlich allein und auf Aus-
irtige und Miethlinge, die an Wohl oder Wehe dieses Landes
n Interesse haben oder ihm übel gesinnt sind, hat man sich
stützt.“

Ganz anders lauteten die Vorschläge, welche von Wohldienern,
n Leuten, welche das niederländische Wesen nicht verstanden oder
m abhold waren, von Männern, welche der spanischen Nation
d der in der Schule Philipps großgezogenen Anschauungsweise den
errscherberuf zuerkannten, dem Herzoge von Alba vorgelegt wurden.
ie gingen dahin, [205] daß

1. Die niederländischen Provinzen zu einem einigen König-
eiche mit der Hauptstadt Brüssel umgestaltet werden sollten. Schon
or dem Jahre 1568 hat Philipp den Herzog darüber berathen;
ieser antwortete Anfangs Januar, daß er die Sache in Betracht
ziehen werde, die Ausführung aber schwierig finde.

2. Mit Hilfe von Deputirten aus allen Provinzen sollte ein

gerechtes und verständiges Edikt zur Aufrechterhaltung der katholischen Religion ausgearbeitet werden.

3. Da die städtischen Rathskörper, genannt Thiois, Bredenrath, großer Bürgerrath zuviel von der Volksregierung an sich haben, so werden sie abgeschafft und für immer aufgehoben.

4. Für jede Stadt wird ein königlicher Beamter, ein kluger und tugendhafter Mann aufgestellt, welcher zu allen Versammlungen Zutritt hat und von allen Beschlüssen Einsicht erhält; er ist eine Art Controleur, der darüber wacht, daß nichts zum Nachtheile des Königs geschieht.

5. Wo es passend und nöthig erscheint werden Zwingburgen errichtet und mit hinreichender Garnison versehen, damit jedem Aufstande vorgebeugt wird.

6. Alle festen Plätze und Städte werden entwaffnet, ihre Artillerie und Munition in die Zwingburgen und Festungen gebracht.

7. Wie es in Paris, Venedig, Constantinopel gehalten wird, so soll für die königliche Armee ein befestigter Waffenplatz und Artilleriepark in der Mitte des Landes errichtet werden.

8. Man braucht auch eine Flotte zur Sicherung des Handels gegen die Nachbarn und Seeräuber und damit man über die Unternehmungen der Engländer gebieten kann.

9. Da das Volk hier zu Land mehr zum Handel als zum Waffenhandwerk geneigt ist, und zu größerer Sicherheit sollen alle Festungen im Lande mit Spaniern, Italienern und Burgundern besetzt werden.

10. Allen Städten wird gleiches Regiment, Gesetz, Maß und Gewicht auferlegt, überall gleiche Verwaltung und Münze eingeführt.

Wenn man diese Vorschläge liest, möchte man mit Staunen ausrufen, ob es denn in den Niederlanden keine aufrichtigen, mit Muth begabten Männer mehr gegeben, die es aufrichtig mit ihrem Vaterlande und dem Könige gemeint. Freilich gab es deren, antwortet uns Renom de France, die ihre Stimme erhoben und vorstellten, daß man am alten Herkommen nichts ändern, jede Provinz in ihren Rechten, Sitten und Gewohnheiten lassen müsse, wolle man mit der Gefahr nicht spielen, denn diese Völker seien auf ihre

Rechte und Privilegien eifersüchtig und man werde eine Empörung erleben, schrecklicher als die erste war, wenn man auf so überlegt grausame Weise in das innerste Leben des Volkes hineingreife.

Aber auf diese Stimmen hörte der Herzog von Alba nicht, und „so ist man, sagt Renom, vom Fieber in ein schweres Uebel gefallen, und von der ersten Empörung in die zweite. Wenn gutgesinnte Männer vorschlugen, was zu thun sei, und die Gefahren und offenbaren nachtheiligen Folgen vorstellten, die wirklich auch eingetroffen sind, so hat man sie als Pedanten und Philosophen ausgegeben, als ob sie die Republik Platos einführen wollten, die niemals existirte und niemals existiren werde."

„Ja es hat sogar Leute gegeben, die an der Gelegenheit im Trüben zu fischen und ihr Sonderinteresse zu verfolgen eine Freude und die Hoffnung hatten, daß wenn nur ihre eigene Sache festgestellt wäre, man schon mit der Zeit, zur Ordnung gelangen werde; sie glaubten, für das Land sei seine Unterdrückung eine geringe Sache, und für einen so mächtigen König der Aufwand nichts Großes, da er ja dafür die Möglichkeit erhalte, mit desto größerem Ansehen zu gebieten."

„Aber die Ereignisse und der Erfolg haben allseitig die Meinung der Pedanten und Philosophen gerechtfertigt und bewiesen, daß jede Gewalt und Macht, mit der sich nicht der gute Rath, die schonende Weisheit und ein rechtschaffenes Betragen verbindet, sich durch sich selbst zerstört und zu nichts gelangt, als zum Untergang, zu Verwirrung und Verderben dessen selbst, der von ihr Gebrauch macht. Nicht daß man dieß dem Könige aufbürden dürfte, der seinerseits Alles gethan, was ihm möglich war, und der zur Unterhaltung der Religion und zur Befriedigung seiner Unterthanen nichts unterlassen. Aber oft war er schlecht bedient, und die große Zahl seiner so zerstreuten und auseinandergelegenen Staaten haben seine Anwesenheit im Lande nicht gestattet, durch welche er in kurzer Frist den Wirren ein Ende hätte machen können."

2.

Wie es in aufgeregten Zeiten gewöhnlich geschieht, daß Dinge, die anderwärts kaum beachtet vorübergehen oder nur feinen kleinen Kreis Betheiligter beschäftigen, mit unheimlichen Ahnungen das Gemüth des Volkes beschleichen, so ist auch dießmal an eine Mißgeburt, die in Lüttich vorkam und an ein Unglück, das die Pulvermühle bei Mecheln hatte, viel Deutung geknüpft worden. Weit umher im Brabanter Lande erzitterten die Städte und Dörfer von dem fürchterlichen Knalle, unter dem die Pulvermühle in die Luft flog, und wenn auch der Schaden nicht gar groß war, so hielt sich doch das ohnehin schon von der Furcht aufgeregte Gemüth daran, daß ein unermeßliches Unglück dem ganzen Lande bevorstehe; aus dem Umstande aber, daß ein Kind mit zwei Köpfen, vier Händen und Füßen zur Welt kam, wollte man auf die gräulichen Entzweiungen schließen, durch welche das arme Land auseinandergerissen werde.

Die Bevölkerung war wie gelähmt, Niemand wußte, was ihm bevorstand; nur Wenige legten sich im Frieden nieder und schauten mit Vertrauen in den anbrechenden Tag, denn über Allen schwebte die schreckliche Ungewißheit, ob nicht ein unbedachtes Wort das Ohr eines Spions erreicht oder eine unbesonnene Handlung in sein lauernd Auge gefallen sein, ob nicht Hab und Gut einem Neider zur frevelhaften Lockung werden könnte. Das lag im Systeme Alba's, aus der allgemeinen Furcht glaubte er für seine Maßregeln den besten Erfolg sich versprechen zu können. Insbesondere die Edelleute, welche an den frühern Verbindungen Theil genommen, waren beunruhigt, denn nachdem die Grafen Egmont und Horn durch ihre guten Dienste und ihr allgemeines Ansehen nicht vor der Verhaftung und einem im Verborgenen geführten Prozesse geschützt worden waren, mußte sich Jeder sagen, daß wenn er auch von seiner Verirrung zurückgekommen und dann als ein eifriger Anhänger des Königs sich ausgewiesen, und die abgegangene Statthalterin Verzeihen und Vergessen zugesichert, sein Schicksal dennoch nicht als gesichert angesehen werden dürfe. Das aber trieb so Manchen

aus dem Lande und verstärkte die Reihen der sich ansammelnden Armee Oraniens. Und die zurückblieben leisteten der Sache des Königs schon dadurch unermeßlichen Schaden, daß sie dem angstvollen Volke mit Grund oder Ungrund als solche galten, welche ihre Unzufriedenheit nur bargen, weil die Stunde der Erhebung noch nicht gekommen schien.

Die Auswanderungen gingen massenhaft fort; wer immer sich beschwert erachtete und gehen konnte, verließ mit Weib und Kind das Land, Edelleute, reiche Kaufleute und Handwerker zogen nach England, Frankreich und Deutschland. Die einzige Stadt Emden war mit Flüchtlingen so angefüllt, daß der Gedanke auftauchte und dem Prinzen von Oranien der Vorschlag gemacht wurde, den niederländischen Handel dahin zu ziehen. Unter den Auswanderern befanden sich viele Leute, welche an der Empörung nicht den geringsten Antheil genommen hatten, die aber unter dem unheimlichen Drucke der Ungewißheit der Lage nicht länger leben und die unverständige Strenge der Soldaten-Herrschaft nicht mit ansehen mochten. Alba hat die Sache anfangs als höchst geringfügig angesehen; als dann die Klagen über die Entvölkerung immer lauter wurden, hat er dem Könige geschrieben, es sei wahr, daß viel Volk fortgezogen sei, übrigens habe man die Zahl sehr übertrieben, denn auf zwanzig angebliche Auswanderer komme höchstens Einer; er habe nun aber Commissäre aufgestellt, welche die Habschaft der Flüchtlinge aufzunehmen und die Namen derselben aufzuzeichnen haben, damit man Jeden, der ohne Erlaubniß abwesend sei, zur Heimkehr auffordern und im Falle er nicht Folge leiste, sein Hab und Gut confisciren könne. Kein Brief sollte an die Abwesenden außer Landes gehen, Weib und Kind ihnen nicht nachfolgen, Niemand ein Schreiben von ihnen annehmen, Niemand sie beherbergen dürfen, an den Zollstätten, in den Hafenorten und auf allen Straßen wurde ihren Gütern und Waaren aufgelauert. [206]

Der Blutrath arbeitete mit angestrengtem Fleiße; jeden Tag, schreibt Alba am 19. Januar an den König, wird mit Untersuchung, Citation, Gütereinziehung gegen die Rebellen und Urheber der letzten Wirren vorgegangen; [207] schon seit Oktober war eine Commission

mit der Untersuchung der Beamten beschäftigt, ob und wie dieselben im Verlaufe der ersten Empörung ihre Pflicht gethan.[208] Am 18. Januar wurde gegen Oranien, Ludwig von Nassau, Brederode, Hooghstraeten, Culemburg und Vandenberg die Anklage auf Empörung und Majestätsverbrechen beschlossen und die Abwesenden am 24. unter dem Schalle von sechs Trompeten in dreimal 15 Tagen unter Bedrohung der Gütereinziehung vor das Gericht des Herzogs gerufen.[209]

Oranien hatte, als er außer Landes ging, in Löwen, an der Universität, seinen Sohn Philipp, den Grafen von Büren zurückgelassen. Man kann von dem umsichtigen Manne nicht annehmen, daß er es im Vertrauen auf die Unantastbarkeit der Universität gethan; vielmehr hat er mit der Zurücklassung seines Sohnes in den Händen der Spanier eine wohlerwogene Absicht gehabt; er mußte voraussehen, daß der Knabe als eine Geißel für den Vater erachtet, daß aber dem Harmlosen das Erbgut des Vaters nicht entgehen würde, wenn diesen die Beraubung desselben treffen sollte.

Schon im November 1567 trug Granvella dem Könige vor, daß er den Herzog v. Alba darauf aufmerksam gemacht, es wäre gut, wenn der Graf v. Büren nach Spanien gebracht würde, wodurch er einerseits für seinen Vater als Geißel dienen, anderseits eine katholische Erziehung erhalten könnte; man müsse ihn natürlich, setzt er hinzu, gut behandeln und in Ehren halten. Mit Eifer griff der König den Gedanken auf, und nun will ihn auch Alba längst gehegt, aber wieder bei Seite gelegt haben; ja er hat auch noch an die Söhne Horns, Hooghstraetens und Egmonts gedacht, daß man sie insgesammt in einem spanischen Kloster unterbringen sollte; doch Hooghstraetens Söhne sind in Deutschland, also nicht erreichbar, und die Egmonts noch zu jung. Am 13. Februar schrieb er an den Grafen v. Büren, daß es dem Könige eine große Freude wäre, ihn bei sich zu sehen, daß er ihn zu seinem Dienste heranbilden und so seine Erwartung gerechtfertigt finden möchte, daß der Knabe in die Fußtapfen seiner Ahnen trete. Ueberbringer dieses Schreibens war der Herr v. Chassey, der mit noch vier andern Edelleuten und einem Dutzend Büchsenschützen sich nach Löwen begab

und das Weitere einzuleiten hatte, zunächst daß der junge Herr seinen Gang nach Spanien als eine Spazierfahrt und nicht als eine Verhaftung ansehen, aber an Dienerschaft nicht weiter als zwei Kammerdiener, zwei Pagen, einen Koch und einen Zahlmeister mit sich nehmen sollte. Sobald ihm die Eröffnung gemacht war, durfte er Tag und Nacht nicht mehr aus den Augen gelassen werden; er selbst sollte es übrigens nicht bemerken und auch keinerlei Unbequemlichkeit erfahren. Chassey war angewiesen, schon am zweiten Tage mit ihm abzureisen, in Antwerpen bei Lodron Herberge zu nehmen und dann in Vlissingen zur See zu gehen. Alba berichtet an den König, daß der junge Herr ihm einen Brief voll lebhafter Dankesbezeugung für die wohlwollende Sorge des Königs geschrieben und ganz vergnügt seine Reise angetreten habe. Philipp war unterdessen bedenklich geworden, er besorgte, in Deutschland möchte ein allzugroßes Geschrei über die Sache erhoben werden und gab dem Herzoge die Weisung, noch damit zu warten, aber den Grafen gut zu bewachen. Damit kam er zu spät; Ende Februar war die Reise angetreten worden, und am 27. März befand sich der junge Herr bereits im Hafen von Getaria.

Die alma Mater hatte ihrer Pflicht getreu den Eingriff in ihre Rechte nicht stillschweigend hingenommen, in den fastis academicis heißt es, daß sie protestirt habe, versteht sich vergebens; auch ihr Bittgesuch, daß Alba den jungen Herrn noch einige Jahre seine Studien in Löwen fortsetzen lasse, wurde abschlägig beschieden, allerdings mit der gnädigen Erklärung, daß die Universität deßhalb nicht glauben möge, daß sie beim Könige in Mißcredit gekommen sei, auch er selbst halte sich ihr allezeit zu jedem guten Dienste bereit, was er aber mit dem jungen Grafen vorgenommen, das habe er auf ausdrücklichen Befehl des Königs gethan, der in Anbetracht der guten Dienste der Vorfahren des Knaben ihm die Wohlthat der Erziehung an seinem eigenen Hofe zuwenden wollte, damit er dereinst fähig sei, wie seine Ahnen dem Könige und dem Lande zu dienen.

Alba hatte dem Könige wiederholt empfohlen, den Grafen gut zu behandeln, ihn an den Hof zu nehmen, aber nur spanische

Bedienung zu gewähren. Philipp that dieß, und der junge Herr konnte im Juli 1568 an Cornel Valerius, seinen ehemaligen Lehrer in Löwen berichten, daß er am Hofe von Madrid Gegenstand bester Behandlung sei. Vom 2. März 1569 haben wir ein Schreiben des Königs an Alba, daß der junge Herr in empfindlichen Geldnöthen sei, er habe ihm 1000 Dukaten gegeben, damit er nur nicht Hungers stürbe. Eine widerwärtige Verhandlung über Titel und Wappen des Grafen ist aus dem folgenden Jahre vorhanden, Juan Vargas behauptete, es sei ein Rechtsgrundsatz, daß der Sohn eines Rebellen und vollends der eines häretischen Rebellen unfähig sei, das Wappen seines Vaters oder auch das von der mütterlichen Seite anzunehmen noch überhaupt irgend welche Würden oder Titel zu führen außer in Folge besonderer Gnade des Fürsten. Später jedoch, als der Graf v. Büren im Gefolge von Albert und Isabella in die Niederlande kam, sehen wir ihn mit den Würden seiner Familie geschmückt und in sein Erbe wieder eingesetzt. [210]

Kehren wir zu Alba's Schreckensherrschaft zurück. Am 20. Februar erschienen 80 Flamänder zumal vor dem Rathe der Unruhen in Brüssel; sie hofften, sich hinlänglich rechtfertigen zu können, darum waren sie der Citation gefolgt. Einer um den andern wurde in das Gemach berufen, wo Vargas, del Rio und einige andere Räthe versammelt waren, und nach kurzem Verfahren durch eine andere Thüre entlassen, 53 freigegeben, aber bald wieder eingezogen, die andern 37 dem Stockmeister überantwortet und am 2. und 6. April vor dem flandrischen Thore hingerichtet, mit Schwert und Strang, je nachdem; und von nun an hatten die Henker volle, angestrengte, fürchterliche Arbeit. Schon am 4. Januar war über 84 Einwohner von Valenciennes das Todesurtheil gesprochen worden, am 17. Januar 1569 starben 10 Bürger, darunter einer nur, weil er die Kirche, darin gepredigt worden, gereinigt hatte, am 18. folgten 4 andere, am 19. 20. und am 28. beschlossen 7 weitere dießmal die Reihe, bis am 5. März nicht weniger als ein tausend und siebenhundert dem Scharfrichter verfielen. Am 21. Februar wurden 46 von Mecheln und 25 von Thielt mit immerwährender Verbannung und Gütereinziehung bestraft, am 20. März wieder 35

in verschiedenen Orten von Flandern und Brabant zum Tode und am 22. und 26. März 117 in den verschiedenen Landestheilen zur Verbannung verurtheilt. Nikolaus Saldoyer hat in seiner Chronik von Tournai durch diese ganze und die folgende Zeit hindurch das ewig eintönige Wort, an dem und dem ist der und der gehenkt, enthauptet, verbrannt worden, und kaum vergeht eine Woche, wo er nicht wenigstens an dem einen und andern Tage dieses anmerken muß. Wenn ich richtig gezählt habe, wurden dort von Anfang Oktober 1568 bis 25. Juli 1570 83 Hinrichtungen vorgenommen und 1567 über 112, 1568 über 385, und 1570 über 45 die Landesverweisung ausgesprochen. Bevor das schreckliche Jahr 1568 ablief, waren in Gent 53 hingerichtet und 142 verbannt, und in der Chatellainerie von Vieux-Bourg 67, darunter 2 Geistliche und zwei Kinder verbannt und 41, darunter ein Pfarrer hingerichtet worden. Bis zum 15. Februar 1570 hatte Brüssel 68 Verbannte und 9 Hingerichtete, Nivelles und Rouquières 22 Verbannte, 6 Hingerichtete, Antwerpen 313 Verbannte, 51 Hingerichtete, Merxem 32, Lierre 24, Eekeren 2, Herzogenbusch 261 Verbannte, letzteres 16 Hingerichtete, Endhoven 30, Türnhout und Alt-Türnhout 99 Verbannte, darunter zwei Priester und einen Klosterbruder, Breda 61, Bergen op Zoom 38, Helmont 8, Diest 97 Verbannte und dieses auch noch 14 Hingerichtete, Maestricht 1 Hingerichteten und 10 Verbannte, Witchem 3, Herzogenrath 2, Dalhem 31, das Land von Dalhem 24, Löwen 2, Grave 39 und das königstreue Luxemburg 34 Verbannte.[3 11] Gorkum verlor 18 seiner Einwohner, Edam und Monnikendam 42, Middelburg 15 u. s. w. u. s. w., wir vermögen die schreckliche Liste nicht weiter zu führen. Männer von persönlichem Ansehen, wie von altem Adel, Städtebürger wie Bewohner abgelegener Dorfschaften, selbst Dienstboten und Frauen standen auf den Listen der Verfolgung. Vom Januar 1568 bis Mai wurden allein in den nördlichen Provinzen zweihundert Personen des Landes verwiesen und ihre Heimkehr unter Androhung der Todesstrafe verboten.

Dem Herzoge war zur Kenntniß gekommen, daß von den hauptsächlichsten Rädelsführern so Mancher ins Land zurückgekehrt,

und wie zum Hohne täglich und offen Zusammenkünfte und Verabredungen gehalten würden. Da erging am 21. Februar in alle Landestheile der Befehl, an ein und demselben Tage, am 3. März, Aschermittwoch in jenem Jahre, eine wahre Hetzjagd anzustellen. Alles sollte in die Gefängnisse zusammengetrieben werden, was nur irgendwie an den Wirren Theil genommen, die Waffen gegen den König getragen, die heil. Bilder zerstört oder deren Zerstörung geheißen, die Prädikanten mit Waffen zu den Predigten begleitet, als Diakonen, Aelteste, Superintendent oder irgendwie sonst, z. B. durch Almosensammeln, Beitrag zum Kirchenbau an den sektirerischen Umtrieben sich betheiligt, und überhaupt Alle, die den katholischen Glauben abgeschworen hätten. Die Sache sollte ganz geheim gehalten werden, damit keine Flucht stattfinden könnte. Die Städte hielten denn auch am Aschermittwoche die Thore geschlossen, bis Alle, auf die es abgesehen, aus ihren Häusern und Familien gerissen waren. Dann ging es an ein Aufzeichnen ihrer Habschaft, und zu Gunsten des Königs wurde alsbald Beschlag darauf gelegt. Die Gefangenen wurden ihrem ordentlichen Richter vorgeführt, wenn dieser den Commissären des Blutrathes als ein durchaus zuverläßiger Mann erschien; gab er nicht alle erwünschten Garantien, so durfte er nur in Gegenwart der Commissäre das Urtheil fällen.

Bei dieser Gelegenheit gab der Herzog eine Weisung, welche viel als eine unerhört barbarische Grausamkeit verschrieen wurde. Wenn wir den Wortlaut des Befehles hiehersetzen, wird sich das richtige Urtheil darüber von selbst bilden. „Und da uns berichtet worden, schreibt Alba am 12. April 1568 an die Commissäre des Blutrathes in Flandern, daß etliche von den Hartnäckigen auf ihrem Gange zum Blutgericht die Blasphemie des heil. Namens Gottes und die Aussaat ihres Giftes nicht unterlassen, so wollen und befehlen wir, daß bei der Hinrichtung solcher ihnen der Mund auf eine Weise geschlossen werde, daß sie nicht sprechen können.“ Dieß der Befehl, den wir ganz in der Ordnung finden, daß aber in einer Verordnung vom 31. August 1571 vorgeschrieben wurde, den armen Leuten die Zungenspitze mit einem glühenden Eisen zu brennen, damit sie anschwölle und das Reden verhindert werde,

das ist eine Gräßlichkeit, zu deren Verdammung die menschliche Sprache zu arm ist. [212]

Die Gefängnisse hatten ihre Insaßen; an die 500 schreibt Alba dem Könige, seien gefangen genommen worden; nach den vorausgegangenen Verhaftungen und der zahlreichen Auswanderung ist die Zahl noch hoch genug; denn die Razzia war allgemein und wohl ausgeführt; aber eine höhere müßte man erwarten, wenn man den Berichten, die von einem massenhaften Glaubensabfalle so viel wissen, Glauben schenken würde. Nach seiner Berechnung, meint der Herzog, werden nach Ostern ungefähr 800 Köpfe fallen. [213] Nichtsdestoweniger war er mit der Thätigkeit des Blutrathes unzufrieden. Vargas lobt er, aber außer diesem hat er wie er am 13. April an den König berichtet, Niemanden, der ihm an die Hand geht; der Rath der Unruhen steht ihm nicht nur nicht bei, sondern durchkreuzt ihn der Art, daß er mehr als die Delinquenten ihm zu schaffen macht. Wir freuen uns, dieses Geständniß in einem ungedruckten Briefe an Granvella vom 11. Januar 1568 bestätigt gefunden zu haben. [214] Da heißt es: die Untersuchungsrichter geben sich Mühe, Alles wo möglich zu Gunsten der Angeklagten zu verkleinern. Das beweist, daß doch nicht lauter verkaufte Seelen im Rathe der Unruhen ihr unheimlich Geschäft trieben. Den Herzog aber drängte es, mit seinem blutigen Werke bald fertig zu werden. Schon sprach man vom Generalpardon, und Alba war noch so weit zurück. Er ist verfrüht, er ist unmöglich, ruft er aus; [215] noch sind die Städte nicht gezüchtigt, das muß zuvor geschehen, nachdem man an einigen der Hauptschuldigen exemplarische Justiz geübt, muß aus den Privatleuten eine gute Summe ausgepreßt, die königlichen Einkünfte müssen gesichert, die Privilegien abgeändert werden. Bis man den Pardon verkündigen kann, muß erst noch die Furcht unabläßig über dem Haupte eines Jeden schweben — Pora que cada uno piense que á la noche, ó á mannana, se le puede cuer la casa encima — damit die Städte sich Dem unterwerfen, was man ihnen auferlegt, damit Diejenigen, welche sich loszukaufen haben, desto beträchtlichere Summen anbieten, und

damit die Stände sich nicht unterstehen, den Vorschlägen in Betreff der königlichen Einkünfte zu widersprechen.

Aus seinen Gefangenen will Alba einige der Schuldigsten und Reichsten herausgreifen und zur Geldentschädigung nöthigen, denn es sei unmöglich, meinte er, Alle, welche gegen Gott und den König aufgestanden, abzuurtheilen.

Das Geld spielt eine große und häßliche Rolle im Systeme Alba's. Ich weiß recht wohl, daß Spanien Millionen über Millionen nach den Niederlanden liefern mußte und es ein höchst gerechter Wunsch des Königs war, daß die Lande die Unkosten ihrer Verwaltung selber aufbringen sollten. Allein wie der Herzog die Sache anging, dienten seine Maßregeln nur zur Verbitterung der Gemüther und brachten erst keinen Nutzen. Er ist nicht unschuldig daran, daß dem Könige in übertriebener Weise der Ertrag der Confiskationen geschildert wurde, und seine Forderung des 100., des 20. und 10. Pfennigs hat den Groll der Niederländer nicht nur gegen ihn, sondern gegen das spanische Wesen überhaupt ins Unermeßliche gesteigert.

Im März 1568 brachte er die Abgabe des 100sten Pfennigs von allem beweglichen und unbeweglichen Gute zum erstenmale in Vorschlag, Viglius legte ein Gewissensbedenken dagegen vor, aber der Herzog ließ die Berathung weiter verfolgen. Darüber war Jedermann einverstanden, daß die Einkünfte hoch genug gegriffen sein müßten, daß der König nicht nur alle Ausgaben damit decken, sondern auch für Nothfälle etwas in den Staatsschatz legen könnte; aber von einer Beständigkeit der Staatseinkünfte wollte Niemand etwas wissen. Alba brachte dagegen vor, daß wenn der König ohne beständig sicheres Einkommen für die Vertheidigung des Landes von dem Belieben der Bürgersleute des dritten Standes von Brüssel oder des vierten Standes von Löwen abhängig sei, so könne man ihn nicht mehr ihren König, sondern müsse ihn ihren Unterthanen nennen; er stellte weiter vor, daß die Stände bei jeder Geldverwilligung derartige Bedingungen aufstellten, daß dem Könige für die Verwaltung und die Rechtspflege die Hände gebunden seien; diesen enormen Uebelständen müsse abgeholfen werden; man rede

ihm nicht ein, daß die Stände nicht dazu zu bringen seien, er wolle und werde mit ihnen fertig werden.

Noch größer war das Erstaunen im Staatsrathe, als er nicht nur vom 100. Pfennig, sondern vor der spanischen Alcalbala, dem 10. und 20. Pfennig sprach.[216]

Wenn nun von diesen Dingen das Gerede aus dem Sitzungssaale hinausging in die Provinzen? Hier hatten die ausschweifenden, die alles Maß übersteigenden Forderungen der Soldaten das Leben schon lange unerträglich gemacht. Galt ihrem Obergeneral das Land als ein erobertes, so thaten sie, als ob sie ein gleiches Recht zu gleicher Behandlung des niedergetretenen Volkes hätten. Die Bande der Disciplin waren gelöst; so zahlreich kamen die Desertionen vor, daß Alba besondere Maßregeln dagegen ergreifen mußte, und gestohlen wurde von den Soldaten am hellen Tage.[217]

Als eine Last des Bürgers ward der spanische Soldat angesehen; er selber dachte seinen Beruf nicht anders und that das Mögliche, die Last den Niederländern recht drückend zu machen; und doch war es nöthiger, als je, daß er dem Bürger und Bauer ein Schutz gewesen wäre. Aus den Wäldern des südwestlichen Flanderns nämlich fingen die Buschgeusen an das Land zu überschwemmen. Mit Unrecht hat man gesagt, daß erst durch die entsetzliche Verfolgung Alba's, welche eine Masse Volks zur Verzweiflung gebracht, die armen Leute sich in die Wälder geworfen und allda kärglich, allerdings auch hie und da mit Raub und Mord ihr Leben gefristet. Wir können das scheinheilige Wesen, das sich unter solchem Gerede birgt, nicht gelten lassen. Die Buschgeusen waren Räuberbanden, nichts besseres, und reichen über die Zeit der Schreckensherrschaft Alba's hinauf, bis zu den ersten Kämpfen des Jahres 1567, wo die aus französischen Hugenotten, flandrischen Kalvinern und andern Freiheitskämpfern zusammengewürfelten Haufen bei Lannoy und Waterloos geschlagen worden und die Zersprengten davon in die Wälder sich geworfen hatten. Nach und nach gesellten sich allerdings auch Solche zu ihnen, welche guten Grund hatten, mit dem Herzoge nicht zusammenzutreffen, und später hat Oranien sie in die Berechnung seiner Angriffsmittel gegen

die spanische Herrschaft mit aufgenommen. Von Frankreich, besonders aber von England her kam ihnen Verstärkung, eines ihrer Häupter war eigens nach England gegangen, um durch die Consistorien Unterstützung an Geld und Mannschaft zu erhalten. Schon im Januar 1568 machte der Rath von Flandern Alba auf die Verstärkungen, welche den Buschgeusen zugekommen waren, aufmerksam, und La Cresonière wies ihm die aus dem Norden Frankreichs kommenden Zuzüge nach.

Die Buschgeusen hatten es besonders auf die Geistlichkeit abgesehen; die reichen Pfarrer schleppten sie mit sich in ihre Wälder und gaben sie nur gegen hohes Lösegeld frei, in den ärmern Pfarrhäusern nahmen sie mit, was sich vorfand und den Geistlichen schnitten sie die Nase und die Ohren ab und verstümmelten sie sonst auf schamlose Weise, oder schleppten sie an den Schweifen ihrer Pferde. Wollten sich die „armen Christen" in ihren Wäldern einen rechten Spaß machen, so gruben sie die Geistlichen bis an den Hals in den Boden und nahmen die Köpfe zum Ziel ihrer Kegelkugeln. In den ersten Wochen des Jahres 1568 brachen 36 Buschgeusen in die Kirche von Reninghalst in Westflandern, stahlen, was ihnen gefiel, steckten die Kirche in Brand und schleppten drei Priester mit sich in die Wälder hinaus. An der Spitze der Bande marschirte ein Prädikant, Jan Michiels geheißen, neben ihm ein Glaubensgenosse, der früher Scharfrichter gewesen. Der Prädikant sprach auf Grund des 20. Kapitels von Ezechiel das Todesurtheil über die drei Priester, und sein Geselle arbeitete wieder auf seinem frühern, traurigen Handwerke. Am andern Tage fand man die Leichen der drei Priester an Bäumen aufgeknüpft, die Buschgeusen aber waren nach Wolferghem gegangen, um daselbst, wie sie sagten, den Abgott abzuthun. In demselben Jahre wurde der Pfarrer von Richeburg in seinem Hause verbrannt. Wer sich eine Masse der greuelvollsten Bilder vergegenwärtigen will, der mag das Werk des Wynckius: Geusianismus Flandriae Occidentalis lesen.[218]

Alba sah sich zu energischem Einschreiten gegen die Buschgeusen genöthigt; am 27. März 1568 erließ er ein Edikt, daß Jedermann berechtigt sei, jeden Buschgeusen wie einen tollen Hund nieder-

zuschlagen, fliegende Colonnen wurden organisirt, und dem Uebel wurde einigermaßen Einhalt gethan, bis die allgemeine Empörung auch den Buschgeusen wieder größere Bedeutung gab.

Plötzlich wurde in diesem Frühjahre 1568, damit auch von dieser Seite dem gedrückten Volke die Beängstigung nicht abgehe, ein Inquisitionsdekret umhergetragen. Die Fälschung ist auf den ersten Blick sichtbar; aber wer denkt daran in Zeiten und Aufregung, der allgemeinen Angst, nachdem seit Jahren diese spanische Inquisition als ein drohendes Gespenst nach den Niederlanden hereingeschaut und jetzt der rechte Mann da war, ihr Thür und Thor zu öffnen! Und welch' einen überwältigenden Eindruck konnte man bei dem arglosen Volke mit diesem Aktenstücke erreichen, das alle Niederländer mit nur ganz wenigen, namentlich genannten Ausnahmen des todeswürdigen Verbrechens der Häresie beschuldigte![219]

Ein paar verwegene Männer vom Adel gedachten mit einem einzigen kühnen Handstreiche aller Noth des Vaterlandes auf Einmal ein Ende machen zu können. Oranien wußte darum. In der Charwoche beabsichtigte Alba im Kloster Grönendal, das im Walde von Soignies liegt, seine Andacht zu machen. Dabei konnte er abgefaßt, getödtet oder wenigstens gefangen genommen werden; dann wollte man wie der Blitz über Brüssel herfallen, die zwölf Fähnlein, die sich daselbst befanden, über die Klinge springen lassen und das Regiment an sich reißen, die Gefängnisse erbrechen und unter den jetzt ins Ausland geflüchteten oder in Alba's Kerkern ihrem Todesurtheile entgegensehenden Helden der Nation die Geschicke des Vaterlandes ordnen. An der Spitze des Unternehmens standen die beiden Brüder: Caspar van der Noot, Herr von Carloo und Walter, der Herr von Risoir. Dem Kloster Grönendal liegt das Schloß von Ohain ganz nahe. Hier hatten die Brüder Einverständnisse, da bargen sich Roß und Reiter, und in der Umgegend langten nach und nach 500 reisige Knechte an, wohlgeborgen vom Dickicht des weiten Waldes von Soignies. Carloo bat im Kloster um gastliche Aufnahme; er schützte seine Furcht vor dem Herzoge vor und die Klosterbrüder gaben ihm gutmüthig einen Ordenshabit. So erwartete er die heilige Woche, und mit dieser den

eisernen Herzog. Allein dieser kam nicht, das Unternehmen war durch einen Knecht verrathen worden, die beiden Brüder eilten außer Landes, Alba verfolgte sie bis ins Lüttichische, ohne sie fassen zu können; nur dem Herrn von Beausart gelang die Rettung nicht schauerlich war die Qual seines Todes, aber kein Wort des Verrathes kam über seine Lippen. Am 13. Juni auf dem Viehmarkt von Brüssel wurde er kreuzweis auf eine Bank niedergelegt, und mit einer schweren Eisenstange brach man ihm die Arme, Knie und Beine; dann legten ihn zwei Henkersknechte auf ein Rad und stießen ihm mit der Eisenstange auf den Unterleib; nachdem sie ihn umgewendet, fiel das Eisen auf seinen Rücken nieder, so daß er bald am ganzen Leibe keine ungebrochene Stelle mehr hatte, den Kopf, Hals und die Brust ausgenommen. Er rief fortwährend: Erbarmen! Barmherzigkeit! Drei Stunden lang hatte die Henkerarbeit gedauert. Da ging ein spanischer Hauptmann vorüber, der von Mitleid gerührt, dem Edelmann den Gnadenstoß geben ließ, es war der 37., und dieser erst brachte den von der Menschenqual freimachenden Tod. [220]

Das Entsetzen ging durch die Niederlande; aber so treu gesinnt waren sie noch ihrem Könige und Herrn, daß sie die Rasereien seines Statthalters noch mit schweigendem Groll ertrugen. Es mußte noch stärker kommen, bis das niedergetretene Volk im Zorne aufstand.

Sechstes Kapitel.

...raniens Feldzüge 1568 und 1569 und die Hinrichtung von Egmont und Horn am 5. Juni 1568.

1.

Oraniens Lage war mißlich; für manch' Andern wäre sie ...rzweifelt gewesen; nicht so für ihn, denn ein Mann war er, das ...üssen wir ihm nachsagen, ein Mann in der vollen Bedeutung des ...ortes, wenn zum Mannescharakter unbeugsamer Muth, stark...üthiges Ausharren in verzweifelter Lage, tapferes Ertragen jed...eden Unglücks und kühnes Wagen gehört.

Als der Prinz aus den Niederlanden ging, schwankte der Bo...n unter seinen Füßen, war, wie es schien, seine Existenz gebro...en. Zu einer Aussöhnung mit dem Könige war keine Aussicht ...ehr, zu einer friedlichen Auseinandersetzung mit Alba keine Hoff...ung; seine Freunde und Bundesgenossen folgten zum Theile sei...m traurigen Wege ins Ausland, ohne den Trost der Wiederkehr; ...ndere warteten in ihren Häusern entmuthigt, sorgenvoll die kom...enden Tage ab; hinter so Manchem sollten sich in kurzer Frist ...e undurchbrechbaren Gefängnißriegel vorschieben, mehr als Ein ...les Haupt war schon der schrecklichen Hand des Nachrichters ver...llen; über seinen reichen, aber übermäßig mit Schulden belasteten ...ütern hing das Damoklesschwert der Confiscation, und als Alba ...ine Hand auf sie deckte, mußte der Prinz die Wohlthat sich ge...allen lassen, daß der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von ...achsen eine Urkunde unterzeichneten, derzufolge sie als die nächsten ...lutsverwandten den täglichen Unterhalt des Prinzen mit 24 Per-

sonen bestreiten wollten, damit ihre fürstliche Gnaden, der Prinz und seine Gemahlin mit den Kindern beisammen bleiben könnten;[221] und zu all' diesem Leid war lange schon noch ein anderes getreten, das schmerzlich wie kaum ein anderes so recht geeignet ist, lähmend auf die Thatkraft des Mannes sich zu legen, der häusliche Unfriede. Wie hat sich das frivole Wort gerächt, das der Prinz an seinem Hochzeittage seiner Schwiegermutter gesagt, daß seine Gemahlin mit so melancholischen Dingen, wie die Religion, nicht beschwert werden, daß sie, anstatt der Bibel den Amadis von Gallien und andere kurzweilige Bücher lesen und statt Nähens und Strickens eine Gaillarde tanzen solle! Die traurige Mutter des großen Rubens kann davon erzählen, wohin diese „kurzweilige Bücher, die von der Liebe handeln", geführt, und bis er seine Ehe gewaltsam schied, hat der Prinz mit unsäglichen Schmerzen unter dem galligen, zornigen Wesen der verwachsenen Prinzessin gelitten.

Meine Studien haben mich zum entschiedensten Gegner Oraniens gemacht; ich mißbillige seine Absichten und verabscheue die Mittel, die er zu ihrer Ausführung gewählt; aber mit Freuden der Wahrheit Zeugniß gebend stehe ich keinen Augenblick an, das kluge Erwägen und kühne Wagen in der Arbeit des Mannes nach Gebühr anzuerkennen.

Bei seinem Rückzuge aus dem Schauplatze seiner bisherigen Thätigkeit sah sich Oranien zunächst und zumeist auf die Unterstützung der deutschen Fürsten seiner Verwandtschaft angewiesen. Diese und ihre Freunde waren Anhänger der Augsburgischen Confession und haßten den in die Niederlande eingedrungenen Calvinismus wo möglich noch heftiger als das katholische Wesen. Von diesem hatte sich Oranien, wenn er innerlich auch längst ihm abgestorben war, öffentlich noch nicht losgesagt; jetzt aber beeilte er sich, einen lutherischen Prediger zu begehren, denn durch das Bekenntniß des Lutherthums war die Bundeshilfe der deutschen Fürsten eher zu gewinnen, als mit dem bisher von ihm begünstigten Calvinismus. Das Gesuch um den Prediger ist von Ludwig von Nassau wohlberechnet gerade an den Landgrafen Wilhelm gerichtet, den Fürsten, bei dem durch Betonung der religiösen Motive leicht

Eingang zu gewinnen war. Weil sein Bruder unter dem Kreuze sei, schreibt Ludwig, finde er mehr und mehr Geschmack am Worte Gottes und begehre einen Prediger, einen feinen, gelehrten, bescheidenen Mann, der auch in täglichem Umgang ihn unterweisen möchte. [222]

Dem Landgrafen Wilhelm gelang es leicht, den Herzog Christoph von Württemberg, den starren Eiferer für die Augsburgische Confession, zur Theilnahme für den Prinzen zu bewegen, beim Herzog Wolfgang und bei dem von Cleve will er ein Gleiches versuchen, und daß der glatte Kurfürst August von Sachsen für den Bedrängten eintreten würde, zweifelte er keinen Augenblick. Durch die Fürsten sollte zunächst der Kaiser für Oranien interessirt werden. Maximilian wurde auch mit Vorstellungen überschüttet; besonders Christoph von Württemberg that sich darin hervor und gab sich Mühe, dem Kaiser einzureden, daß den Augsburger Confessionsverwandten in den Niederlanden eine unerträgliche Ueberlast aufgebürdet, daß Oranien einzig und allein wegen seines Uebertritts zum Lutherthum verfolgt werde, und daß es deßhalb für den Kaiser, da es sich bei der ganzen Angelegenheit nur um die Religion handle, eine Pflicht sei, vermittelnd einzuschreiten. [223]

Oranien konnte kaum die Vorstellung haben, daß eine kaiserliche Vermittlung das System des spanischen Hofes aus seinen festgefügten Bahnen leiten werde; wir müssen deßhalb annehmen, daß es ihm lediglich darum zu thun war, den Kaiser und die öffentliche Meinung in Deutschland für seine Entwürfe günstig zu stimmen, gegen den Kaiser sich zu decken und von den deutschen Fürsten wirksame Hilfe zu erhalten. Seine Brüder Ludwig und Adolph entfalteten ihren bekannten Eifer in der Bearbeitung der Höfe. Es handle sich auch um sie, wurde diesen vorgestellt, nicht blos um die Niederlande; für diese wäre die große Armee Alba's nicht nöthig gewesen; aber unter dem Vorwande, die katholische Religion erhalten zu müssen, werde der Spanier über die Reichsfürsten herfallen; unternehme er es gegen die Niederlande, die ja zum Theile auch unter dem Reiche stehen, so sei der Schluß nicht ungereimt, daß

auch sie an die Reihe kommen werden. Daraus gehe hervor, daß es nicht nur unwürdig wäre, die Niederlande dem Spanier preiszugeben, sondern auch ein schwerer politischer Fehler, dessen Folgen in ihrer eigenen Bedrohung die Reichsfürsten bald und verhängnißvoll genug erfahren würden.

Die Agenten des Prinzen verstanden es, auf der einen Seite das Mitleid für die bedrängten Niederlande aufzuregen, auf der andern aber auch durch Hinweisung auf die Mittel und Streitkräfte Oraniens die Thatkraft der Gleichgesinnten anzuspornen. Es wurde die Zahl der Geusenbrüder hervorgehoben und stark auf die Herzhaftigkeit und Kriegserfahrung der verbündeten Edelleute gepocht, die Spanier wurden Barbaren, hergelaufenes Gesindel gescholten, über das man mit den Hunderttausenden, welche dem Prinzen anhängen, schon Meister werden könne. Fragte man nach dem Gelde zur Bezahlung der deutschen Söldner, so war davon freilich ein Ueberfluß nicht aufzuweisen, aber man rühmte sich der Opferwilligkeit der Evangelischen und vertröstete auf Contributionen, auf die Kirchengüter und das Kriegsglück, das manchen Vortheil bringen werde.[114] Bei solchen Aussichten und dem unter den Protestanten Deutschlands viel verbreiteten Hasse gegen die Spanier gelang die Beschlagnahme der öffentlichen Meinung, und es darf nun nicht Wunder nehmen, daß die Lügenberichte von der Knechtung der Gewissen, von der Unzufriedenheit der Truppen mit Alba, vor einem allgemeinen Ausbruche des Hasses der Provinzen gegen ihren König und seine Spanier und dergleichen mit Eifer aufgegriffen und gläubig hingenommen wurden. So energisch wurde die Bearbeitung der öffentlichen Meinung betrieben, daß sogar der Herzog Wilhelm von Bayern sich veranlaßt sah, im Interesse des Königs seinen Edelmann Boomgartner an Alba abzuordnen, daß er diesem vorstelle, wie viele Klagen gegen seine Handlungsweise in Deutschland umgehen. Als im Frühjahr der Pfalzgraf Friedrich, der Kurfürst von der Pfalz, Florentiner und Genueser Kaufleuten, die zur Frankfurter Messe Geld für Alba brachten, 150,000 Dukaten unter dem Vorwande, daß die Verzollung verheimlicht worden, abnahm, ging ein Jubelgeschrei durch das Reich und obgleich die Sache an den Kaiser ge-

bracht wurde, behielt er das Geld zurück, und mußte man sich mit ihm vertragen.

Im März hatte Oranien seine Rüstungen so weit gebracht, daß er an die Eröffnung der Feindseligkeiten denken konnte. Er schätzte die Summe, deren er für sein Unternehmen benöthigt war, auf 200,000 Dukaten. Die eine Hälfte brachte er selbst mit seinem hohen Verbündeten zusammen, indem er 50,000 Dukaten, Hooghstraeten 30,000, Ludwig von Nassau 10,000, Eulemburg 30,000, van den Berg 30,000, Nieuwenar 10,000, die alte Gräfin Horn 10,000, und Andere ihren Verhältnissen gemäß zeichneten. Die andere Hälfte sollte von Antwerpen, Amsterdam, Leyden, Haarlem, Middelburg, Vliessingen und andern Städten Hollands, Seelands, Frieslands und von Gröningen wie auch von den flüchtigen Kaufleuten in England aufgebracht werden.[225] Wie stark er sich in der Opferwilligkeit der Niederlande für seine Sache täuschte, konnte er aus dem Vorschlage erfahren, den am 23. April aus Antwerpen „einige gute Leute, Freunde des Vaterlands" ihm machten, daß er sein Silbergeschirr in die Münze schicken solle, wofür sie ihm den doppelten Werthbetrag in die Hand geben würden, wenn die Freiheit der Religion in den Stand gesetzt würde, in welchem sie sich vor seinem Abgange befunden. Die Prediger und die kleinen Leute steuerten zusammen, was sie vermochten, aber die Reichen hielten ihre Geldsäcke fest zugeschnürt, und von 300,000 Thalern, die er auf Zusagen vertrauend erwartet hatte, gingen nur 12,000 ein, wie Bor selbst berichtet.

Immerhin übrigens hoffte Oranien so viele Einverständnisse in den Niederlanden zu besitzen und von da so viel Unterstützung zu erhalten, daß er mit der von England, von Condé und einigen deutschen Fürsten theils zugesagten, theils bereits geleisteten Hilfe — der Kurfürst von Sachsen allein gab unter dem Siegel höchster Verschwiegenheit 100,000 Gulden, wogegen sich Johann von Nassau mit der hessischen Angebühr, Graf Günther von Schwarzburg mit der Verschreibung seines Landes und Oranien selbst „mit seinem eigenen Leib, den ihm Gott gegeben" verbürgten — den ersten Waffengang wohl wagen mochte. An Mannschaft fehlte es ihm

so wenig als irgend einem Feldhauptmann, der die Heerpauke schlagen liesz, wenn nur die blanken Gulden auf dem Kalbfelle glitzerten.

Wo er aus Geldnoth nicht zugriff, da traten Freunde ein, so bei der Truppe des ehrlosen Pfalzgrafen Johann Georg, den die Noth zwang, wie ein Landsknecht seine Truppe an Jedweden zu verhandeln, der ein Angebot machte. Nachdem derselbe dem König von Frankreich gegen die Hugenotten gedient, bot er sich dem Prinzen an, der auf den Handel nicht einging, weil er anfangs die Rechnung nach Vermögen machen müsse, zur Zeit eigentlich nicht entschlossen sei, was sich der Kriegsgewerbe halber etwa über kurz oder lang gebühren möchte, übrigens schon mit etlichen vornehmen guten Leuten, die auf ihn gewartet, auf den Nothfall sich eingelassen. In seinem Unmuthe meinte der Pfalzgraf, die Leute mögen Gott oder dem Teufel dienen; aber sie traten in Oraniens Dienste, denn mittlerweile hatten dessen Freunde den Hauptleuten in Heidelberg bessere Botschaften gegeben, und Languet, der in alle antikatholische Verschwörungen jener Tage eingeweihte Rath, schreibt, es sei beschlossen worden, daß sie geworben werden, und das sei klug, denn mit ihnen werde mehr ausgerichtet werden, als mit der Werbung in Sachsen, da sie ja der Grenze schon so nahe stehen und offene Wege nach Brabant hätten.[226]

Der Friede von Longjumeau vom 27. März eröffnete die Aussicht, daß die deutschen Hilfsvölker der Hugenotten nun in den Niederlanden derselben Sache dienen werden, welcher sie in Frankreich ihren tapfern Arm geliehen; ja man konnte sich nun mit der Hoffnung tragen, daß die Hugenotten selbst für ihre Brüder in den Niederlanden einstehen werden. Bald werde man etwas sehen, schreibt Languet, „die Unsrigen in Frankreich sind durch so viele Siege kühner geworden, und da sie die Spanier und Italiener für die Urheber jenes unglücklichen Krieges halten, durch welchen Frankreich verwüstet worden, so werden sie sich Mühe geben, die Unbilden zu rächen, und ohne Zweifel werden sie in Belgien, wenn hier eine Bewegung entsteht, einfallen, auch wenn es der König (von Frankreich) verbietet.“[227]

Rastlos war Oranien thätig; allerorten suchte er Freunde und

Bundesgenossen, rief die verbannten und geflüchteten Edelleute auf, sandte seine Unterhändler in alle Plätze, wo sich Gesinnungsverwandte befanden, veranstaltete Sammlungen unter den reformirten Gemeinden in London, Cleve, Emden und andern Orten.[228] Ein gewisser Basius, bis zu seiner durch die religiösen Wirren veranlaßten Flucht aus Friesland Rechtsanwalt in Leeuwarden erhielt von ihm am 25. und 27. März Bestallungsbriefe, in welchen der Auftrag enthalten ist, daß er allenthalben, besonders in Amsterdam und Enkhuisen, die Vertrauten aufsuche, Einverständnisse anknüpfe und den Leuten vorstellen solle, die Zeit und Gelegenheit wahrzunehmen und für die gemeine Wohlfahrt des Landes, die Ehre Gottes und den Dienst des Königs an ihn sich zu halten, er werde ihnen zu Hilfe kommen. In den Städten solle man die Kriegsleute heimlich einlassen, die Urheber der Verfolgung festnehmen, aber die Katholiken so gut als immer möglich schonen, damit sie an allen Lasten mittragen. Ihr Vertrauen zu gewinnen, will er mit Eid und Siegel sich verpflichten, daß sie beschützt und ihre Religion gerade so wie die reformirte frei zugelassen werde. Mit den Reformirten ging er die Verpflichtung ein, keinen Separatfrieden zu schließen; und damit ihre Prediger keine Verwirrung anrichten, wie man das gewohnt war, solle Niemand zum Prediger angenommen werden, wenn die reformirte Gemeinde nicht ihre Zustimmung gebe.

Aus diesem Dokumente[229] geht hervor, daß Oranien sich an die katholischen Einwohner der Niederlande nicht in gleicher Weise wandte, wie an die der Neuerung zugefallenen Elemente; jene also waren weder von vornherein für den Aufstand gegen den König geneigt, noch durch die Rasereien Alba's schon für denselben reif gemacht. Wie redlich der zugesagte Schutz des katholischen Wesens gemeint war, ist aus dem am 27. März für Basius ausgestellten, mit Unterschrift und Siegel versehenen und zum Vorlesen bestimmten Creditbriefe ersichtlich, in welchem zwar zugesichert wird, daß Niemand, der zu ihm stehe, an seinen Rechten u. dgl. gekränkt werden solle, wo es aber von den bekannten Phrasen über Abgötterei, Tyrannei, Plakaten, Inquisition und Gewissenszwang wimmelt.

Unterdessen hatte er auch für den Kaiser und die öffentliche Meinung in Deutschland sein Manifest vorbereitet; vom Kaiser war der Wunsch ausgesprochen worden, daß der Prinz sich gegen die Anklagen Alba's rechtfertigen solle, und die Hoffnung, daß er es vermöge. So nannte Oranien seine Schrift denn auch „Rechtfertigung"; sie wird gemeiniglich dem Languet zugeschrieben. Diese war denn auch auf Mitte März nach Dillenburg berufen und hiel sich daselbst 13 Tage auf, während welcher er auf Oraniens Wunsc die niederländischen Vorkommnisse weitläufig auseinandersetzte un des Prinzen Antwort auf Alba's Anklagen formulirte. Die Oranie durchaus als Helden verherrlichen wollen und sagen, daß er s tapfer mit der Feder gewesen wie mit dem Schwerte, behaupten daß er allein seine Rechtfertigung abgefaßt und ein für seine Ehr so wichtiges Aktenstück keinem Fremden anvertraut habe. Siche ist, daß wir einen Entwurf von seiner Hand kennen; aber auch, daß das Aktenstück selbst, bis es am 1. Juni in die Oeffentlichkei trat, mit den fürstlichen Freunden wohl erwogen wurde.[220] Si ist ein Meisterwerk dieser Art von Schriftstücken, Wahrheit un Lüge geschickt untereinandergeworfen. Der König ist geschont — das hat der Landgraf Wilhelm nachdrücklich verlangt, — weil da gegen Granvella tödtlich von den deutschen Fürsten gehaßt war, s ist alle Schuld des niederländischen Unglücks auf diesen geworfen

Am 6. April endlich unterzeichnete Oranien die Bestallungs briefe für seinen Bruder Ludwig von Nassau, Wilhelm van den Ber und Andere, daß sie mit Waffengewalt in die Niederlande rücke sollten, um diese im Dienste Seiner Majestät des Königs und i ihrem alten Stande, in Freiheit und Wohlfahrt und Jedermännig lich, ob er der römischen Kirche gehöre oder dem Evangelium bei getreten sei, in der Freiheit seiner Religion und seines Gewissen zu erhalten.[221]

2.

Mit drei Heerhaufen fiel Oranien die Niederlande an, de einen führte Ludwig von Nassau, den andern Hooghstraeten und i Folge von dessen Erkrankung Jean de Montigny, Herr v. Villers

den dritten Cocqueville, ein calvinischer Edelmann aus der Normandie; mit einem kleineren operirte van den Berg. Der Prinz selbst war am 17. April im Begriffe, nach dem Cölnischen zu gehen, um den Fortgang in der Nähe zu verfolgen. Nicht wenig war er erstaunt, daß sein so sorgfältig geheimgehaltenes Unternehmen bereits bekannt geworden war.

Geistvoll war der Feldzugsplan entworfen. Ihm zufolge sollte Ludwig in Friesland, Villers in Brabant, Cocqueville in Artois einfallen und van den Berg nördlich von Villers ebenfalls die Maas überschreiten und die Verbindung zwischen den beiden erstern vermitteln. Gelang der concentrische Vormarsch, so war die Möglichkeit gegeben, im Herzen des Landes dem Herzog v. Alba eine entscheidende Hauptschlacht zu liefern.

Aber der Feldzug war verloren, bevor ein Mann marschirte.

Man hat dem Plane vom Standpunkte der modernen Kriegsführung aus, die große Massen auf Einen Punkt wirft, den Vorwurf gemacht, daß durch ihn die Streitkräfte allzusehr zersplittert worden seien, und schon im 16. Jahrhundert haben bewährte Feldhauptleute dieser Zersplitterung die Niederlage zugeschrieben; sie sind aber von einer irrigen Annahme ausgegangen, sie haben die thatsächlichen Verhältnisse mit den Voraussetzungen Oraniens verwechselt. Der Prinz nämlich täuschte sich über die Stimmung des Landes; er glaubte, daß dieses allenthalben aufstehen werde, wo immer ein Heerhaufe unter seinen Fahnen sich zeige; er hoffte, daß die Volkskraft an seine Truppen sich anschließen werde. Von diesem Gesichtspunkte aus war es keine Zersplitterung der Kräfte, daß er in drei Heerhaufen über das Land sich wälzen wollte, sondern im Gegentheile lag hierin, in dem Aufflattern des Aufstandes in verschiedenen Gegenden die Nöthigung für Alba zur Zersplitterung der Kräfte und mithin die größere Wahrscheinlichkeit auf Besiegung derselben.

Nachdem Oranien in seiner Voraussetzung sich getäuscht, lag ein zweiter Grund für die Niederlage seiner Heerhaufen in dem Umstande, daß sie nicht zu gleicher Zeit die Operationen begannen.

Am 23. April erschien Herr v. Villers mit 2500 bis 3000

Mann vor Roermonde und begehrte unter dem Vorwande, daß er im Dienste des Königs stehe, Einlaß, der ihm verweigert wurde. Aber in der Stadt lag nur eine Compagnie Niederdeutscher vom Regimente Meghems, und die Rebellen hatten Einverständnisse unter den Bürgern. So unternahmen sie es, die Oeffnung der Thore sich mit Gewalt zu erzwingen, sie legten Feuer an; aber vom Heranrücken spanischer Truppen unter Sancho d'Avila und Sancho de Londono benachrichtigt, zogen sie plötzlich ab, nachdem sie an den Heiligenbildern einer Vorstadtkirche ihre Tapferkeit ausgelassen und die hölzerne Brücke über die Roer hinter sich abgebrochen hatten. Ein Uhr nach Mittag betraten die spanischen Führer die Stadt und mußten ihrer übermüdeten Truppe — sie hatte in weniger als 9 Stunden den 6 Meilen langen Marsch von Maestricht her gemacht — Ruhe gestatten. Auf der Stelle aber wurde ein deutscher Soldat dem Feinde nachgeschickt, und ohne dessen Rückkunft abzuwarten brachen die Spanier um 2 Uhr Morgens — es war der 25. April, ein Sonntag — von Roermonde auf; Alba hatte so große Eile befohlen. Kaum hatten sie eine Meile zurückgelegt, als ihr Kundschafter ihnen begegnete und die Meldung that, daß der Feind in Wassenberg übernachtet und weiter gezogen sei. Avila eilte mit der Reiterei voraus und bekam bei Erkelenz Fühlung mit dem Feinde, der über den plötzlichen Anblick der spanischen Waffen sehr erstaunt war, denn er dachte, die Spanier werden Roermonde besetzt halten und zudem war ja die Brücke über die Roer abgebrochen und Erkelenz lag als eine Enclave im Clevischen: Avila aber ließ den Rebellen nicht lange Zeit zur Ueberlegung; er drängte Londono mit der Infanterie zur Eile und ritt dicht vor der feindlichen Reiterei auf, welche, um ihrer Infanterie den Abzug zu sichern, das Gefecht aufnahm, aber in Stücke gehauen wurde. Die Infanterie anzugreifen war Avila zu schwach, sie entkam in geordnetem Rückzuge mit dem größeren Theile ihres Gepäckes nach Dalheim, wo sie sich in einer von Gräben umzogenen Schanze festsetzte. Sancho umzingelte sie und verwahrte jeden Ausweg, bis auf sein wiederholtes Drängen gegen 4 Uhr Abends Londono im Eilmarsche heranrückte. Die Deutschen umgingen sogleich die Stadt zur Ab-

schneidung des Rückzuges, die 5 Fähnlein Spanier, etwa 600 Mann, stürmten auf der Stelle die Schanze. In einer halben Stunde war Alles vorüber, kein Pardon wurde gegeben, und von den 1300 Rebellen entkamen nur Wenige, die auf Leitern in die Stadt sich retteten. Unter den Gefangenen war der Herr v. Villers, und der v. Huy, die nach Brüssel gebracht und dort, wie wir sehen werden, hingerichtet wurden. Der ganze feindliche Heerhaufe konnte als aufgerieben gelten, sieben Feldzeichen und das ganze Gepäck war in die Hände der Spanier gefallen; an den Panzern, Piken, Büchsen und andern Waffen, welche auf Wägen verpackt und nun mit diesen erbeutet waren, konnte man die Gefahr ermessen, welche nun abgeschnitten war, die Bewaffnung Derer, die in Roermonde und anderwärts in den Aufstand mit fortgerissen werden sollten.

Alsbald nach diesem Siege zogen sich die Spanier aus dem Clevischen Gebiete über die Maas zurück. Avila führte die wichtigern Gefangenen nach Brüssel, der Graf Eberstein besetzte mit 300 Deutschen Maestricht und Londono gedachte sich in dem wichtigen Roermonde, wo er mehrere mit den Aufständischen verstrickte Bürger aufknüpfen ließ, festzusetzen, zog sich aber, da die Pest in der Stadt ausbrach, nach Venlo und Grave und von da auf Befehl Alba's nach Maestricht zurück.

Durch das Cleverland ging der Schrecken vor den Spaniern, und die Streitkräfte, welche im Gelderland bei s'Herenberge, Boxmer und bei Grave operiren sollten, hielten nicht Stand, sondern retteten sich in einzelnen Haufen nach dem Clevischen zurück.

Nicht besser ging es dem zweiten Heerhaufen, der unter Cocqueville gegen Ende des Juni in einer Stärke von dritthalbtausend Mann, theils Hugenotten, theils niederländische Flüchtlinge aus England in die Grafschaft Artois einrückte. Alba hatte sich beim französischen Hofe über diesen Landfriedensbruch beschwert und um Zerstreuung des Haufens gebeten, zugleich aber auch dem Statthalter von Artois, Grafen Robert von Melun und dem Grafen v. Roeulx die geeigneten Befehle ertheilt. Der König Karl verlangte vom anerkannten Haupte der Hugenotten, Condé, Aufklärung, dieser aber fand für gut, Cocqueville fallen zu lassen, und der

König beauftragte den Marschall de Cossé gegen die Bande. Sobald daher Cocqueville am 7. Juli aus Auxy-le-Château gedrängt und über die Gränze zurückgeschlagen war, nahm auf französischem Gebiete der Marschall de Cossé seine Verfolgung auf. Cocqueville warf sich in das Städtchen St. Valerie an der Somme, dieses wurde gestürmt, der größte Theil der Truppe niedergehauen, Cocqueville auf der Flucht eingeholt und nebst 20 andern Gefangenen nach den Niederlanden gebracht und als Landfriedensbrecher hingerichtet. Der Marschall v. Cossé berichtete einen Tag nach seinem Siege, am 19. Juli, daß von den 2500 Mann, welche Cocqueville gehabt, kaum 300 entkommen seien; Melun schätzte die feindliche Truppe nur auf 11—1200 Mann zu Fuß und 4 Escadronen Reiterei, Sismondi nimmt eine noch geringere Zahl an, nur 600 Knechte und 200 Reiter. Die dem Schwerte entkamen, wurden von den Bauern gehetzt, und der größere Theil erschlagen und niedergestochen.

Ludwig von Nassau hatte anfänglich beabsichtigt, in Emden zu Schiffe zu gehen und eine Landung zu versuchen, aber da die von Emden aus Furcht vor Alba es ihm verwehrten, so verlegte er seine Operationen weiter nach dem Süden. Auf den 18. April hatte er jene Conföderirten, die sich für ihn erklärt — ein Theil hatte sich entschuldigen lassen — angewiesen, sich marschfertig zu halten; am 17. erhielt er die Nachricht, daß die meisten derselben aus Geldern, Holland, Utrecht bereit seien und nur auf seine Befehle warteten; nun machte sich um den 21. April eine Bewegung im Lande von Gröningen bemerklich; Leyr schien als Laufplatz ausersehen zu sein; dahin waren 6 Fahnen, weiß und roth mit kleinen rothen Kreuzen, geschickt, ein Trupp von etwa 100 Mann war auf der Straße ebendahin gesehen und durch einen Spion war ausgesagt worden, daß Ludwig denselben Weg einschlage. Arenberg, der Statthalter von Friesland, Gröningen, Overyssel und Lingen war aus dem französischen Feldzuge eben in Brüssel angekommen, und sein Stellvertreter, Zegher v. Groesbeck befand sich in nicht geringer Verlegenheit, denn in Gröningen besaß Ludwig viele Einverständnisse, Truppen waren nur in geringer Zahl

vorhanden, und die deutschen Knechte erklärten, nicht marschiren zu wollen, bis sie ihren rückständigen Sold eingenommen hätten. Aber Alba wachte; in höchster Eile schickte er von allen Seiten Mannschaft herbei; unterdessen warf sich Groesbeck auf die da und dort im Lande auftauchenden Quartiermacher und gewann durch ihre Aussagen und Papiere eine Einsicht in die Anschläge Ludwigs, der am 24. das dem Grafen Arenberg zugehörende Schloß Wedden besetzte, hier den Zusammenlauf seiner Banden erwartend. Hier beherrschte er den Eintritt in das Land von Gröningen, dazu befestigte er Delfzyl, und indem er sich noch Dams (heutzutage Appingadam) bemächtigte, hatte er eine feste Position gewonnen, um im Rücken vom Dollart und in der Flanke durch das Münsterland gedeckt Gröningen und Friesland in den Aufruhr zu verwickeln und darauf südwärts zu marschiren.

In drei Tagen sah er auf Haus Wedden 700 Anhänger um sich versammelt, aus Friesland und Gröningen war ein Theil davon. Nunc aut nunquam! recuperari aut mori! Jetzt oder niemals! sterben oder gewinnen! war der Schlachtruf, den er hier erhob; an den Magistrat von Gröningen schrieb er, er werde wohl und klar verstanden haben, „wie daß wir nicht für uns selber und leichtfertig, sondern aus Befehl mit einem Kriegsvolk in diese Lande gezogen und gemeint seien, durch Hilfe des starken und ewigen Gottes, zum Frommen und Besten der Königlichen Majestät aus Spanien, zu Wohlfahrt und Schutz der gemeinen Niederlande die eingewurzelte fremde und schmähliche Tyrannei der grausamen Wütheriche und Verfolger christlichen Blutes abzuschaffen, die alten, rühmlichen Privilegien wiederzubringen und zu handhaben, auch den armen, hin und wieder verjagten, erschreckten Christen und Vätern des Vaterlandes uns mit Trost, Hilfe, Rettung und Beistand zu erweisen;“ aber in der Verwüstung der Kirchen, Vergewaltigung der Klöster und Plünderung der Bauernhöfe zeigten seine Leute, was von den guten Worten des Landfriedenbrechers zu halten war. Er entbot die Stände, geistliche und weltliche der Landschaft und Stadt Gröningen vor sich, seinen Auftrag anzuhören und sich darnach zu richten; die Landschaft erhob sich aber nicht, die Stände der Omme-

lande erklärten, daß sie in keinem Falle wider Eid und Pflicht handeln und eher Gut und Leben verlieren, als ehrlos werden wollen.

Fand Ludwig im Lande wenig Unterstützung, so führte ihm dagegen sein jüngerer Bruder Adolph 200 Reiter aus Deutschland zu, und als es zum Schlagen kam, gebot er über 6000 Mann. Arenberg konnte ihm nur eine geringere Zahl entgegenstellen; er hatte etwa 2500 Mann; Meghem war befehligt, mit seinen 1500 zu ihm zu stoßen, und über die Zuidersee rückte Bracamonte mit dem sardinischen Regimente heran. Der Vortheil, den kriegserfahrene, langgediente Mannschaft gewährt, war auf Arenbergs Seite. Am 7. Mai berieth er sich in Arnheim mit Meghem über die zu ergreifenden Maßregeln; aber ihre alsbaldige Vereinigung wurde durch das widerhaarige Wesen von Meghems Leuten aufgehalten, die nicht zum marschiren zu bringen waren, bis sie ihre Löhnung gefaßt hatten.

Mit Feuer ging Arenberg vor, sobald die 10 Fähnlein des sardinischen Tercio zu seinen 5 Fähnlein Niederdeutscher gestoßen war; an Artillerie hatte er 6 Geschütze; bei Dam traf er auf den Feind, die spanischen Büchsenschützen warfen ihn mit erheblichem Verluste in das Städtchen; da dieß jedoch nicht hinlänglich Schutz zu gewähren versprach, zog sich Ludwig in der Nacht vom 23. Mai hinweg und nahm seine Stellung beim Kloster Heiligerlee. Arenberg rückte eilends nach; von Meghem hatte er die Meldung erhalten, daß er am Abende zu ihm stoßen werde; allein er achtete nicht sonderlich darauf, denn er hielt sich für stark genug und wollte mit dem Feind Fühlung unterhalten, daß dieser ihm nicht aus dem Lande auf fremden Boden entwische.

Die Stellung bei Heiligerlee war die günstigste, die sich denken läßt. Im Rücken hatte Ludwig einen Wald, in seiner Front war das Terrain mit Gräben und Schlammpfützen durchzogen; der linke Flügel war durch einen Hügel gedeckt auf welchem die Büchsenschützen Stellung nahmen; in der Ebene zwischen dem Hügel, dem Wald und dem Moor hielten zwei Schlachthaufen; rechts davon machte die Reiterei gegen den Weg, auf welchem die Spanier heranrücken mußten, Front. Dieser Weg liegt einen Musketenschuß

vom Moore, und dicht daran zog Wald den Hügel hinauf. Bei diesem Anblick konnte Arenberg nicht an einen Angriff denken; als verständiger General, der sein Handwerk verstand, mußte er sich darauf beschränken, den Feind aus seiner Position zu locken oder so lange zu beschäftigen, bis Meghem herangezogen war. Und dennoch kam es zum Schlagen und zur Niederlage Arenbergs. Strada, Bentivoglio und ihnen nach Andere sagen, daß Arenberg durch Vorwürfe und Drohungen der Spanier, die ihn des Einverständnisses mit dem Feinde oder wenigstens der Schonung desselben ziehen, zum Schlagen sich entschlossen habe; das ist aber nicht richtig, wie Mendoza es richtig und klar dargethan hat. Getreu seiner Absicht, den Feind zu beschäftigen, ließ Arenberg die Artillerie auffahren; da diese von ihrer anfänglichen Aufstellung aus den Feind nicht erreichte, wurde ihr Befehl zum Vorrücken gegeben, und als nun ihre Kugeln einschlugen und in den Reihen Unruhe und Verwirrung sich zeigte, geriethen die Spanier in Feuer, und in der Meinung, daß wirklich ein Treffen beabsichtigt sei, stürmten sie unbedacht vor und 200 geriethen in die Gräben und Sumpflöcher, wo sie, ohne Widerstand leisten zu können, niedergestochen wurden. Jetzt galt es zu retten, was noch zu retten war; Arenberg stürzte sich auf die feindliche Reiterei, tödtete Adolph von Nassau und zwei Reiter in dessen Umgebung; nun aber wurde sein Pferd verwundet und stürzte sich auf ihn. Die Rüstung war ihm, der an den Nachwehen eines Gichtanfalles litt, eine schwere Last, dazu war er verwundet; so vermochte er dem Schlachtgewühl sich nicht zu entziehen; er lehnte sich an einen Pfahl einer Wiesenumzäunung und wehrte sich mit dem Schwerte, bis er umringt unter der Uebermacht der auf ihn Eindringenden seinem König und seiner Ehre getreu sterbend zusammensank. Meghem war eine gute italienische Meile entfernt und hörte das Schießen. Im Sturmschritt ging er vor; aber in die fünf deutschen Fähnlein seines Vortrabes stürzten sich die flüchtigen Spanier mit solchem Ungestüm, daß Alles in Verwirrung mit fortgerissen wurde. Die Königlichen verloren drei Hauptleute, 7 Fähnriche und 450 Mann, 6 Geschütze und das ganze Gepäcke. Als die Trompeten aus Meghems Heerhaufen ertönten, that der Feind seiner Verfolgung Einhalt. Drei=

hundert deutsche Soldaten fielen in Gefangenschaft und wurden, nachdem sie auf 3 Monate Urfehde geschworen, frei entlassen; Viele von den Flüchtigen wurden von den Bauern erschlagen, Andere gefangen vor Ludwig geführt, der die Spanier davon theils erschießen, theils aufhängen, theils seiner Infanterie zu verschiedenen Quälereien überließ.

Unter Meghems Fahnen sammelten sich die Reste der Geschlagenen, der die Nacht in der Nähe des Schlachtfeldes in Zuidbroek stehen blieb und am andern Tage gen Gröningen marschirte in der wohlgegründeten Sorge, diese Stadt möchte den Rebellen ihre Thore öffnen, denn deren Sieg hatte auf dem Land großen Eindruck gemacht und ihre Reihen bedeutend verstärkt.

Oranien erhielt die Siegesbotschaft in Straßburg, wo er sich um den Beistand der aus Frankreich durch Straßburg gekommenen Rittmeister bewarb, aber nichts ausrichtete. Ludwig überschickte ihm das goldene Vließ, daß dem getödteten Arenberg abgenommen worden war.[212]

3.

Alba nahm den Einfall Ludwigs nicht leicht. Beim Kaiser hatte er längst gegen die Werbungen Oraniens geklagt, und Maximilian hatte auch seiner Pflicht getreu an Kursachsen am 11. Mai eine Note gerichtet, worin er einladet, den Prinzen von seinen Rüstungen abzubringen und im Nothfalle denselben sich zu widersetzen, da sie ja augenscheinlich die noch ausstehende Entschließung des Königs verschlimmern müßten. Der Kurfürst gab am 21. die frostige Antwort, daß er vom Anfange an nie anders gewußt, als daß der Prinz stets der gehorsame Diener des Königs bleiben wolle; er für seinen Theil habe niemals unterlassen, ihn zum Frieden zu mahnen, obgleich er mit vielen andern Souveränen der Christenheit und Fürsten und Kurfürsten des Reiches mit Mißfallen gesehen, welches Verfahren gegen den Prinzen in den Niederlanden angenommen worden. Was die Truppenwerbung betrifft, von der man spreche, so weiß er nichts Sicheres davon; übrigens dürfte man sich zutreffenden Falles nicht verwundern, und dann

che der Prinz damit nicht allein da, sondern sie sei das gemein-
ıme Werk von Adel und Volk in Flandern, wo Alle verbannt
der in ihren Rechten gekränkt seien. Er selbst hat an dem Pro-
kte der Invasion keinen Theil. Zum Schlusse meint er, daß Ora-
ien, wenn man ihm seine Güter zurückerstatte, nicht nur auf das
ım zugeschriebene Unternehmen verzichten, sondern auch dem Kö-
ige den schuldigen Gehorsam leisten werde, wenn er dann es
icht thue, würde er mit der Unterstützung der übrigen Reichsfürsten
ın dazu zwingen.[233]

Der Kaiser bedrohte Oranien selbst mit Verlust aller und jeder
egalien und anderer Lehenprivilegien, Freiheiten, Begnadigungen,
echten und Gerechtigkeiten, mit des Reiches höchster Ungnade,
trafe und Pein des Landfriedens und verwies ihn mit seinen
eschwerden auf den ordentlichen Weg des Rechtes. Im Entwurfe
eses Dekrets war auch noch die Acht und Aberacht und die For-
rung gestanden, auf den 21. Juni vor Kaiserlicher Majestät zur
echtfertigung zu erscheinen.[234]

Erst am 12. August beliebte es dem Prinzen, auf das kaiser-
che Dekret zu antworten; die Rechtfertigung gestaltete sich zu einer
nklage gegen den König von Spanien und dessen Statthalter.[235]

Alba hatte alle Edelleute, welche die Conföderation unterzeich-
ıet, aus den Listen der Ordonnanzbanden gestrichen; jetzt nahm er,
in Zeichen, wie ernst er den Einfall in Friesland ansah, die Maß-
egel zurück und erklärte, daß Diejenigen, welche zu rechter Zeit
om Bunde zurückgetreten und sich seitdem als gute Katholiken und
oyale Unterthanen betragen hätten, bis auf Weiteres in den Or-
onnanzbanden fortdienen könnten.

Mittlerweile war die Niederlage Arenbergs erfolgt; ihr warf
er eiserne Herzog den Schrecken entgegen. Er wollte selbst zur
Armee abgehen; bevor er aber das Schwert zog, sollten die Nie-
derlande vor seinem schrecklichen Namen erzittern.

Mit der Zerstörung des Cülemburgischen Hauses in Brüssel,
wo die Geusen sich versammelt hatten, machte er den Anfang. Nie-
mals mehr, so lautete die Sentenz, darf auf diesem Platze eine
Menschenwohnung aufgeführt werden. Eine Denksäule wurde er-

richtet und lateinisch, spanisch, wallonisch und flämisch die Inschrift darauf gesetzt, daß das Haus des Floris von Palant, das hier ge- standen, wegen der darin stattgehabten Verschwörungen gegen di Religion, die römisch-katholische Kirche, gegen den König und di Lande niedergerissen worden sei, den 28. Mai 1568.[236]

Denselben Tag wurde die Sentenz des Blutrathes, auf Ver bannung und Güterconfiskation lautend, gegen Oranien, Hoogh straeten, Ludwig von Nassau, Graf von Berg, Graf von Cülem burg und den bereits todten Grafen Brederode gefällt und bei Schalle der Trompeten in Brüssel verkündigt, auch in allen Städte des Landes angeschlagen.

Wenn der erste Juni die in den Jahrbüchern der niederlän dischen Geschichte blutroth angezeichneten Tage nicht gerade erst e öffnete, so beginnt mit ihm doch eine neue Reihe derselben, da je mit dem rothen Safte, der aus den Adern des Volkes lange sch floß, das Blut der Edeln sich mischt. Die zwei Brüder von Bate burg aus dem Gelderschen Geschlechte der von Bronkhorsten, besti gen am 1. das Schaffot, am 2. folgten ihnen 18 Edelleute na Im Gefängnisse von Caudenberg holte sie der Nachrichter Spe mit seinen Henkersknechten ab; als sie in den Hof traten, hielt die spanischen Soldaten, die zu ihrer Eskorte commandirt ware die brennenden Lunten ihnen an den Leib und riefen: „thut euch weh ihr Lutheraner, bald lebendig verbrannt zu werden? So trieben sie auf dem ganzen Wege bis zum Roßmarkt (Pla du Sablon) ihren Muthwillen mit den Unglücklichen. Voran marschirte die Henkerschaar, 50 Büchsenschützen zu beiden Seite Das Gebet und Singen der Schlachtopfer wurde vom Tromme wirbel übertönt, der andauerte, bis das letzte Haupt gefallen wa Die gebeichtet hatten, wurden in geweihter Erde beigesetzt, die an dern am Wege nach Schaerbecke eingescharrt, nachdem die Leiche am Galgen erst ausgestellt worden waren; den beiden Jungens vo Batenburg, Pierre d'Andelot und Maximilian de Cocq war mi Rücksicht auf ihre Familien diese Schmach erspart worden.[237]

Am 3. Juni fielen noch weitere drei Häupter, darunter da

des bei Dahlheim in die Hände der Sieger gefallenen Herrn von Villers.

Viele warme Fürbitten um Gnade waren für die Hingerichteten, besonders um die achtzehn, bei Alba angebracht worden, und als der strenge Mann unerbittlich blieb, wurden sie mit der Glorie des Marterthums für die Freiheit des Vaterlandes und der Religion geschmückt und bis zu dieser Stunde unverdient gepriesen, unverdient, sage ich, denn nicht wegen des Glaubens sind sie, sondern die meisten, wenn nicht alle, wegen Verbrechen hingerichtet worden, die auch das Strafrecht des XIX. Jahrhunderts, besonders in Kriegszeiten mit dem Tode ahnt. Sie waren als Aufrührer mit den Waffen in der Hand ergriffen, oder sind als Räuber und Kirchenschänder, als Plünderer im eigenen Lande gerichtet worden, so daß, wenn es um die Sache der übrigen Blutzeugen der oranischen Sache nicht besser bestellt ist, die Niederländer ihr Marterbuch getrost bei Seite legen dürfen.

Die Niederländer erschracken, als die Kunde von diesen Hinrichtungen sich verbreitete, sie zitterten nun für Egmont und Horn, nachdem bei der ersten Nachricht von Arenbergs Niederlage die Hoffnung aufgetaucht war, daß deren Rettung nunmehr in Aussicht stehen dürfte. Die Einen rechneten dabei auf die Klugheit Alba's, Andere auf eine Entmuthigung. Gewann die Rebellion an Ausdehnung und erhielt sie Hilfe von Deutschland her, — das war die Berechnung — so würde der Herzog den vernichtenden Schlag gegen seine Gefangene nicht wagen, oder aber sie zu einer Vermittlung mit dem siegreichen Aufstande benützen wollen. Beide Erwartungen waren Täuschungen; Alba that das Gegentheil, er gedachte, durch die Hinrichtung der beiden Grafen die Lust zum Aufruhr zertreten und für seinen Abgang zum Heere den Rücken sich frei machen zu können.

4.

Der König und sein Statthalter gingen von dem Gedanken aus, daß Egmont und Horn in ihrer Handlungsweise nicht als

bloße Vasallen, sondern als königliche Amtleute gegen die königliche Regierung in Opposition gestanden und diese zum Schaden des Landes hartnäckig durchgeführt, daß sie nicht nur gegen diejenigen, welche Aufruhr sannen und diesen wirklich unternahmen, sich nachgiebig verhalten, sondern sogar in Verbindung mit ihnen gestanden, daß sie gegen die Sektirer Schwäche gezeigt und die Strenge der Gesetze nicht in Anwendung gebracht hätten. Bruch der Vasallentreue also und Verletzung beschworener Amtspflicht wurde ihnen zum Vorwurfe gemacht und hierauf die Anklage des Hochverraths begründet.

Längst bevor Alba in die Niederlande kam, stand beim Könige die Ueberzeugung fest, daß die Grafen des Verbrechens schuldig seien, und ungehört waren sie verurtheilt, denn vor Philipps Geist standen die Verdächtigungen, an welchen es die Statthalterin Margaretha und Granvella nicht fehlen ließen, als wohlbegründete Anklagen fest, gegen welche keine Vertheidigung aufkommen konnte.

Wer beim Studium des Anklageaktes die Berichte der genannten Persönlichkeiten sich gegenwärtig hält, findet sie in demselben auf den ersten Blick und kann in den Verhörsprotokollen und dem ganzen Apparate des Prozesses nichts anderes finden, als die Aufführung einer Komödie, bei welcher es sich nur um die Wahrung des gerichtlichen Anstandes zur Rechtfertigung vor der Welt handelte.

Ich habe mir die Verdächtigungen zusammengestellt und lasse hier einige derselben in der Ordnung folgen, wie sie im Fortgange der Ereignisse an den König herantraten, und Jedermann wird mir zustimmen, wenn ich sage, Philipp müßte nicht gewesen sein der er war, wenn sie in seinem Gemüthe nicht Groll zusammengekocht und vor seinen Geist nicht das Bild eines Verbrechens hingestellt hätten, das nicht anders, als mit dem Tode der Grafen gestraft werden konnte.

Am 27. August 1566 klagt die Statthalterin dem Könige, daß Egmont, Oranien, Horn und Hooghstraeten in Wort und That sich gegen Gott und den König erklärt haben. Sie könne Egmont nicht zur Annahme der Entschließungen des Königs über die In-

quisition, die Plakate und den Generalpardon bewegen, obgleich er so oft versprochen habe, die Waffen für Gott und den König zu ergreifen, wenn nur einmal diese Punkte zugesagt seien. Am 26. seien Esquerdes, Horn, Hoogstraeten und Backerzeele bei Egmont in Berathung gewesen, wobei Horn und Esquerdes dafür gestimmt haben, daß die Sektirer und Conföderirten innerhalb sechs Tagen alle Priester und Ordensleute im Lande tödten und daß man es mit Jedem so machen werde, welcher die Vertheidigung des Königs unternimmt, wenn man den erstern nicht Sicherheit und die verlangte Genugthuung leiste oder das Commando an Berlaymont, Mansfeld und Arenberg übertrage. Egmont, heißt es ferner in dieser Depesche, habe sich offen für die Geusen erklärt, seine älteste Tochter sei Hugenottin und in Deutschland werden auf Egmonts Namen Reiter geworben.

Am 30. August berichtet Margaretha, es sei im Plane, daß Egmont und Oranien an die Spitze der bewaffneten Macht sich stellen, daß man im Einverständnisse mit einigen deutschen Fürsten die Augsburger Confession einführen und die Regierung unter Oranien, Egmont und Horn vertheilen werde.

Am 13. September spricht sie die Hoffnung aus, Egmont werde doch nicht so viel böse Absicht haben, Valenciennes in die Hände der Franzosen fallen zu lassen. Alle Soldaten, die sie unter seinen Befehl gestellt, fürchtet sie, seien ebenso viele Feinde des Königs. Obwohl er den Eifer für die Religion im Munde führe, so höre sie doch, daß er in sein Gouvernement nur in der Absicht gehe, ein Complott wider den Dienst Gottes und des Königs zu schmieden, „denn man kann sich bei ihm eines Guten nach so vielen Zeichen des Gegentheils nicht versehen, was auch bei seiner Reise nach Flandern geschehen ist, wo einen Tag nach seiner Abreise die Kirchen zerstört worden sind." Horn habe in Tournai statt die Wirren zu Ende zu bringen das Gegentheil gethan. Das wird in einer Depesche vom 27. weiter ausgeführt, daß er gegen seine Instruktion gehandelt, in der Kathedrale trotz ihres Verbotes nach einem vergrabenen Schatze gesucht, daß er immer den Villers, Esquerdes und drei oder vier andere Hugenotten in seinem Gefolge

habe, der allerschlimmste sei Esquerdes, der nie an etwas Anderes denke, als den Geist des Aufruhrs einzublasen.

Am 15. Oktober berichtete sie über das bekannte Theilungsprojekt und bemerkt, daß Egmont eigens nach Brüssel gekommen sei, um Mansfeld zu verführen. Dazu bemerkt Armenteros am 17. November, daß Egmont in Brüssel wohne, um Oranien und Hoogstraeten auf dem Laufenden zu erhalten. Die Statthalterin habe ihm in der Rathssitzung ins Gesicht gesagt: „Wollte Gott, daß Sie von Anfang an den Ungehorsamen und Uebelthätern die Zähne gewiesen, es wäre nicht so weit gekommen."

Tags darauf rühmt sie Egmonts Erklärung an Oranien, daß er wie Ehre und Pflicht gegen den König es fordern, handeln werde, aber gleich darauf verfällt sie wieder in Anklagen und Verdächtigungen, befürchtet am 18. Dezember, daß er unter der Hand daran arbeite, sie von ihrem Unternehmen auf Valenciennes abzubringen und dieser Stadt durch die Conföderirten Hilfe leisten zu lassen; am 31. meint sie, wenn er nur wollte, könnte Egmont mit seinen Truppen viel für Gott und den König thun, so aber dürfe man ihm keine größere Truppenmacht anvertrauen, und am 3. Januar 1567 sagt sie geradezu, der König werde wissen, woran er sei, nachdem Egmont wiederholt gesagt habe, daß er die Waffen nicht ergreifen werde, um nicht den Vertrag zu verletzen, den er mit den Sektirern seiner Statthalterei geschlossen.

Mit der Bemerkung vom 4. März 1567, daß Egmont sich sehr skandalisirt habe, da sie ihm bemerkt, der König sei der Herr, und seine und des Adels Pflicht sei der Gehorsam, schließen die Verdächtigungen der Statthalterin.

Granvella rühmt Egmont wiederholt beim Könige, wirft aber eine Bemerkung hin, die mir arglistig erscheint, bei ihm aber ihre Motivirung in der Ueberzeugung hat, daß man dem Könige Alles mittheilen müsse, was ihn über die Urheberschaft der Wirren ins Klare bringen könne; er schreibt nämlich am 29. April 1567, die Statthalterin werde nicht versäumt haben, dem Könige ein Schreiben mitzutheilen, das von Oranien und Andern bei Gelegenheit einer Kindstaufe in Hooghstraetens Hause an Egmont gerichtet worden

sei. Philipp griff die Bemerkung auf und forschte nach dem Briefe und Egmonts Antwort darauf; und nun erklärte Granvella am 17. August, der Brief sei nicht von Oranien, sondern von Egmont, und es stehe darin, ihre Pläne seien entdeckt, der König waffne, sie vermöchten ihm nicht Widerstand zu leisten, sie müßten sich deßhalb verstellen und bessere Gelegenheit abwarten. Später kommt Granvella wieder auf dieß Schreiben zurück, und ich muß gestehen, das schwächt in meinen Augen sehr seinen zur Schau getragenen Eifer in der Verwendung für Egmont, oder führt vielmehr diese auf ihren wahren Werth zurück. Wenn er in demselben Brief vom 2. November sein Mitleid mit dem Unglücklichen ausspricht und dem Könige vorstellt, daß er bis zu seinem Abgange aus den Niederlanden an Egmont nichts gegen die Religion oder den König bemerkt habe, daß der Graf durch die Andern mißbraucht worden und immer der Meinung gewesen sei, seinem Souverän zu dienen, so können das ebensogut Phrasen sein, welche das Gift der Einflüsterung verhüllen sollen, als es wie zu späte Reue klingt, wenn er am 12. November an Egmonts Dienste erinnert und Milde empfiehlt, und wiederholt sein tiefempfundenes Mitleid bei jeder Gelegenheit ausspricht, so in einem Schreiben vom 29. Januar an Hinckardt, einen Edelmann aus Egmonts Hause: „Wahrhaftig, ich empfinde äußerst schmerzlich die Nothlage, in welcher Egmont, seine Hausfrau und seine ganze Familie sich befinden, und bin Ihrer Meinung, daß er weder aus Bosheit noch mit schlimmem Willen gefehlt (und wenn doch, so kann ich es nicht glauben) sondern getäuscht durch die Andern. Und es ist noch nicht lange her, daß ich darüber dem Könige geschrieben und mein Bestes gethan habe, und seien Sie sicher, daß ich in Allem, was ich thun kann, unfehlbar meine guten Dienste aufwenden werde. [238] Es war zu spät, und nutzlose Verschwendung war aller Jammer und jede Thräne. Selbst Alba, der Eiserne, sah sich veranlaßt, dem Mitleiden des Königs den armseligen Zustand der Gräfin Egmont mit ihren eilf Kindern zu empfehlen; aber vergeblich war jede Fürbitte und Verwendung und jede auf Recht und Gesetz sich stützende Einrede.

5.

Unter den Bittenden, welche für die Grafen eintraten, steht in erster Linie der Kaiser Maximilian. Er hebt die Dienste Egmonts hervor und kann in dessen ganzer Lebensgeschichte nichts als nur allezeit aufrichtigen Willen, Anhänglichkeit an den König und großen Eifer für den königlichen Dienst erblicken. Er bittet Philipp, nicht außer Augen zu lassen, daß der Graf und die Gräfin den vornehmsten Häusern des Reiches verwandt sind und daß Horn ein Glied des Reiches ist. Die Gräfin Egmont mit ihren eilf lebendigen Kindern möge den König zur Milde stimmen und der Umstand, daß die beiden Grafen das goldene Vließ tragen, bewirken, daß sie auf freiem Fuße sich verantworten dürfen. Mehrmals machte der Kaiser seine Vorstellungen; der Erzbischof von Mainz, die Herzoge von Baiern und Lothringen, die Herzogin und Herzogin Wittwe und Andere thaten ein Gleiches und so dringend, daß Philipp darüber ärgerlich wurde, keine Antwort gab und in der despotischen Meinung, daß die Welt sich beruhigen werde, wenn die Häupter einmal gefallen, Beschleunigung des Prozesses befahl. [239]

Mit rührenden Bitten warf sich Sabine v. Egmont zu seinen Füßen, seinem Herzen ihren Schmerz und den Jammer ihrer Kinder, dem Könige ihres Gemahls vieljährige Dienste, dem königlichen Richter die Privilegien des Ordens vom Vließe und die Gewohnheiten und das geschriebene Recht des Landes vorhaltend: „Ich vertraue auf die Güte, die Milde und Gerechtigkeit Eurer Majestät, schrieb die unglückliche Frau am 9. Januar 1568, daß Sie nicht dulden, daß ich Ihr Land mit meinen eilf Kindern verlasse, um auswärts meinen Lebensunterhalt zu suchen, nachdem der Kaiser seligen Andenkens, Ihr Vater mich hergeführt.“

Sie schickte Hinckart, den schon genannten Edelmann ihres Hauses, nach Spanien. Vom 4. Oktober 1567 ist seine Instruktion datirt, im November kam er in Madrid an. Was wird die arme Frau mit ihren Kindern empfunden, gedacht, gehofft und gefürchtet haben in den langen Monaten, bis er zurückkehrte! Er hatte den Auftrag, „von der trostlosen, trauernden, die königlichen Hände

Seiner Majestät demüthig küssenden Gräfin" eine unterthänigste Vorstellung einzureichen. Die Königin soll er in ihrem Namen anflehen, den Unwillen des Königs zu mildern und wenigstens so viel zu erreichen, daß ihr Gemahl, an dessen Gesundheit die Kerkerluft und die Melancholie nage, in einem seiner Häuser sich rechtfertigen dürfe. An Ruy Gomez wandte sie sich mit einer umständlichen Vertheidigung, daß Egmont der Erste gewesen, der die Bilderstürmer zur Strafe gezogen, daß die Niederlage der Sektirer in Lannoy von ihm befohlen worden, wie die frühere Statthalterin, Noircarmes und Andere bezeugen müßten, daß er an deren Niederlage bei Austruweel, bei der Sicherung des Castells von Tournai seinen Theil gehabt, daß er Viele von der Unterzeichnung des Compromisses abgehalten, wie auch dieß nicht Wenige bezeugen können. Auch soll Hinckardt vorstellen, daß Egmont immer ein gutes Gewissen gehabt, denn obgleich man ihn vor dem Herzoge v. Alba gewarnt, habe er doch nicht außer Landes gehen wollen und immer zur Antwort gegeben: „es soll geschehen, wie es Gott gefällt, ich kann Sr. Majestät allezeit über alle meine Handlungen Rechenschaft ablegen." Dem Beichtvater des Königs, Fresneda, Bischof von Cuença, oder wenn dieser nicht mehr in Gnaden sein sollte, dann dem Ruy Gomez sollte Hinckardt auch zeigen, wie irrthümlich es wäre, wenn der König an des Grafen oder seiner Familie gut katholischen Gesinnung zweifeln wollte. Mit all' diesen Vorstellungen glaubte die unglückliche Frau noch nicht genug gethan zu haben; sie schrieb auch noch an den Grafen Philipp v. Lalaing, an Tisnacq, an Hopper, die traurige Angelegenheit ihres Gemahls ihrer freundlichen Fürsorge empfehlend und legte ihrem Abgesandten angelegentlich ans Herz, daß er ja recht höflich auftreten und kein Wort sagen sollte, daraus der König oder Alba ein Mißfallen schöpfen könnten.

So viele Sorge, und die ganze Welt von Hoffnungen, die eine Hausfrau und Mutter darein schließen konnte, — und Alles, Alles vergebens. Der König ließ Hinckardt, weil Alba zu seiner Reise keine Erlaubniß gegeben, nicht einmal zur Audienz zu.

Als Hinckardt nach Flandern heimgekehrt war, ging er, durch

Philipps unmenschliche Härte verbittert, zu Oraniens Partei über und wurde durch Dekret vom 14. September 1568 mit 36 andern Männern aus Brüssel für immer aus den Niederlanden verbannt und seines Eigenthums zum Vortheile des Fiskus verlustig erklärt. [240]

Die Verwandten Horns, seine Gemahlin, die Mutter und Freunde thaten ähnliche Schritte, mit dem gleichen Mißerfolg. [241]

Aus der Mitte des niederländischen Adels heraus erhob sich Mansfeld für die Gefangenen, zu seiner Ehre sei es gesagt, gleich in den ersten Tagen, wich aber nach einer derben Zurechtweisung von Seite Alba's bald wieder zurück und nahm die Erklärung hin, daß auf das Verbrechen der Majestätsbeleidigung die Ordensprivilegien nicht anzuwenden seien und weil der König es so haben wolle. Auf Ersuchen der Gräfinnen Egmont und Horn und der Freunde und Sachwalter der Gefangenen, daß er seines Eides als Ordensbruder eingedenk sein solle, bat er den König, „in dieser Angelegenheit den Entschluß zu fassen, wie Vernunft und Billigkeit es erheischen.“ Berlaymont klagte dem König sein Leid und seine Gewissensangst, daß er in dem Rathe sitzen solle, in welchem den Ordensstatuten entgegen über Ordensbrüder gerichtet werden solle.

Aber keine Klage und keine Bitte erschütterte den Entschluß des Königs. Würde diese Festigkeit in dem Willen Philipps, ohne Ansehen der Person strenge Gerechtigkeit walten zu lassen, ihre Wurzel haben, so müßte unsterbliches Lob ihm und seinem Statthalter werden; aber die Verweigerung der Gunst war nur hartes Beharren auf dem einmal gefaßten Entschlusse, und was für Pflege der Gerechtigkeit ausgegeben wurde, war weiter nichts als eine Vergewaltigung der Gerechtigkeit unter juristischen Formen.

6.

Von den Grafen und ihren Freunden wurde die Einrede erhoben, daß Alba mit seinem Blutrathe nicht der competente Richter sei. Hiefür wurden die Privilegien der Vließritter und das brabantische Recht und für Horn seine Eigenschaft als Stand des Reiches angerufen.

Alsbald nach der Verhaftung stellte Mansfeld dem Herzoge

v. Alba vor, daß die Privilegien des Ordens verletzt seien und daß die Ordensritter sich versammeln müßten, da jeder die beschworene Pflicht zur Wahrung der Statuten habe und sie alle, wenn sie schwiegen, in der nächsten Ordensversammlung darüber Tadel zu gewärtigen hätten. Alba erklärte, daß er keinerlei Versammlung dulde, selbst dann nicht, wenn die Herrn nur zusammentreten wollten, um das Credo zu beten; dagegen könne Jeder, um diesen unwahrscheinlichen Tadel sich zu ersparen, einzeln für sich an den König schreiben; was aber die Verletzung der Privilegien betreffe, so habe der König nach reiflicher Ueberlegung und nach gewissenhafter Berathung gelehrter Männer so gehandelt, wie er gethan, und die Herrn müßten sich unterwerfen. [242]

Wirklich war in Spanien, bevor Alba nach den Niederlanden gegangen war, eine Junta zur Untersuchung der Frage in Betreff der Gerichtsbarkeit über die Ritter vom goldenen Vließe niedergesetzt worden. Diese hatte sich dahin entschieden, daß das Verbrechen des Hochverraths nicht in dem Privilegium, nur von Ordensrichtern gerichtet zu werden,' begriffen sei. [243] Da die Freunde und Vertheidiger der Gefangenen mit ausdauernder Energie eben von diesem Privilegium aus ihre Einrede erhoben, so kam Alba viel darauf an, die Entscheidung der Junta gesetzlich begründen zu können. Der Registrator des Ordens, Nicola Nicolai war nach Lüttich entflohen, aber Viglius fand, was Alba suchte, und nach seiner Erklärung ließ die Sache nichts zu wünschen übrig. Hienach wäre das auf dem ersten Ordenscapitel erlassene und von den damaligen Rittern, welche die Intentionen des Ordensgründers gut kannten, angenommene Patent des Herzogs Karl von Burgund, daß der Orden nur in Ehrensachen zu erkennen habe, fortwährend in Gesetzeskraft, da ihm auf keinem der folgenden Kapitel derogirt wurde. Gleich beim zweiten Kapitel nämlich 1473 anerkannte der Ordensritter Croy, daß er vor dem Gerichte des Herzogs, wann und wohin dieser ihn berufen werde, erscheinen müsse. Im Jahre 1481 wurden auf dem in Herzogenbusch gehaltenen Kapitel fünf des Hochverraths schuldig befundene Ritter aus dem Orden ausgestoßen; die Sentenz spricht aber nur von Ehrensachen und verhängt keine

weitere Strafe, woraus gefolgert wird, daß der Orden selbst nicht auch über den Hochverrath erkannte. Allerdings nun aber bieten die zwei 1513 und 1516 gehaltenen Kapitel für die Einrede einen Anhaltspunkt. Kaiser Max nämlich hatte einen Ordensritter verhaften lassen, und das Kapitel von 1513 beschloß, Beschwerde dagegen einzulegen; und 1516 wurde dem Orden die Gerichtsbarkeit für alle seine Ritter und Bediensteten zuerkannt. Allein in der Urkunde wurde des Patentes von 1468 keine Erwähnung gethan und dasselbe nicht widerrufen. Dazu war Karl V. der Ordenschef bei diesem und dem vorigen Kapitel noch minderjährig, und vom Kanzler, der die ganze Verhandlung leitete, ließen sich die Ordensritter gerne die ihnen so günstige Bestimmung einreden; und überdieß hat Karl im Jahre 1531 die 1516 gemachte Aufstellung umgestoßen und dabei wieder nicht das Patent von 1468 außer Wirksamkeit gesetzt. Allerdings verlangt das Statut von 1531 — es ist von Reiffenberg in seiner histoire de la Toison d'or, S. 372 f abgedruckt — bei einer Verhaftung und Verurtheilung der Ordensangehörigen die Mitwirkung des Ordens; allein es spricht sich über die dabei vorausgesetzten Verbrechen nicht aus und nennt namentlich den Hochverrath nicht; und so scheint die Deduktion Alba's[241] allerdings im Rechte, wenigstens im Buchstaben desselben gegründet zu sein.

Aber man wußte in den Niederlanden nichts davon; selbst der rechtsgelehrte, königstreue Hopper nicht, der in einem für den König ausgearbeiteten Gutachten über die Errichtung eines Gerichtshofes zur Aburtheilung der Aufständischen die Ordensritter vom Vließe von demselben ausnimmt, da sie das Privilegium hätten, nur von ihresgleichen gerichtet zu werden. So empfand es auch die Statthalterin Margaretha schmerzlich, daß ihr Arm die Ordensverwandten nicht zu erreichen vermöge, denn als der Ordensherold Nikolaus Hammes in die Empörung von 1566 sich verwickelte und flüchtig wurde, schrieb sie an den spanischen Gesandten in Wien, daß sie gar zu gerne seine Bosheit geahndet hätte, wenn er nur nicht Beamter des Ordens und als solcher ihrer Gerichtsbarkeit entzogen wäre

Von dieser Ueberzeugung gingen denn auch die Vertheidiger

der Gefangenen aus. So verlangte Landas, Egmonts Anwalt, daß Alba seine Vollmacht vom Könige als Chef des Ordens vorweise. Das konnte der Herzog thun, denn am 20. Dezember 1567 war ihm eine solche, nur auf den 15. April zurückdatirt und die Bestimmung enthaltend, daß er zur Verfolgung eines Jedweden und wäre er auch Ordensritter, unangesehen alle und jede Privilegien, ermächtigt sei, zugeschickt worden. Wiewohl er darum gebeten hatte, so scheint er doch, einmal in ihrem Besitze, kein großes Gewicht darauf gelegt zu haben, denn am 27. Januar 1568 erklärte er an Landas, daß er in Vollmacht des Königs als souveränen Herrn der Niederlande und nicht als Stellvertreter des Chefs des Ordens zu Gericht sitze. Mit dieser Erklärung wollte er auch die Einrede des Vertheidigers zurückgewiesen haben, daß Egmont als Baron in Brabant die Vergünstigung habe, nach brabantischem Rechte gerichtet, also weder aus dem Lande geführt, noch brabantischen Richtern entzogen zu werden. Beides war aber bei dem Grafen der Fall, er saß in Flandern als Gefangener, und die Männer, welche seinen Prozeß führten, waren Fremde. Die Zurückweisung auch dieser Einrede erschütterte Sabina von Egmont, die treue Gemahlin und sorgenvolle Mutter nicht; sie rief die Stände von Brabant zur Wahrung ihrer Landesrechte auf; das Gerücht, das im Februar 1567 ging, daß die Gefangenen nach Spanien verbracht werden sollten, beflügelte ihren Eifer. Aber die Stände waren in Verlegenheit; sie empfanden es zu sehr, wie sie bei dem Statthalter verdächtig waren; allein da die Gräfin mit ihrem Drängen nicht nachließ, beschlossen sie doch nach mehreren Zusammenkünften eine Vorstellung, die jedoch so übel als möglich aufgenommen wurde, denn der Herzog gab ihnen seinen Unwillen zu erkennen, daß sie für Hochverräther einzutreten wagen.[245]

So wenig als Egmont die Anwendung des brabantischen Rechtes für sich zu erlangen vermochte, so wenig Erfolg hatte die Forderung Horns, als Graf des Reiches und Mitglied des westphälischen Kreises gerichtet zu werden; was darüber die Räthe und Commissäre des letztern an Alba und an den König schrieben, wurde unbeachtet zu den Akten gelegt.[246]

7.

Mit der Führung des Prozesses wurden Vargas und Delrio betraut und ihnen als Fiskalanwalt Claude Belin und der Sekretär Prats beigegeben.

Im November 1567 wurden Egmont 147 Fragen vorgelegt; er hatte sie ohne Unterstützung eines Rechtsbeistandes zu beantworten; wie denn überhaupt die Einschließung der Gefangenen in dieser Zeit eine so strenge war, daß Egmonts Gemahlin die dringende Bitte stellte, ihrem Gemahl etwas freie Luft zu gestatten. Das Verhör bezog sich auf seine Betheiligung an allen Vorkommnissen in den Niederlanden, von der Zeit an, da Philipp dieselben verlassen hatte. Aus den Antworten des Grafen geht klar hervor, daß er immer in guter Absicht gehandelt, dem Könige und dem Lande die besten Dienste zu leisten, ohne je das Bewußtsein gehabt zu haben, an Revolution und Hochverrath Theil zu nehmen oder dafür seine Hand zu bieten. Die Anklageakte, datirt 11. Januar 1568, vom Generalprocurator du Bois in 82 Punkten aufgestellt, thut denn auch dieses dar und vermag das angeschuldigte Verbrechen nicht zu begründen. Sie ist eine zutreffende Charakterschilderung Egmonts; man ersieht daraus seine Freude an der Popularität, seinen Mangel an Staatsweisheit und wie er lediglich durch Unbedacht auf der verhängnißvollen Bahn fortgerissen ward. Es ist wahr, daß die Conföderirten und Sektirer das Verbrechen des Hochverraths begangen haben, falsch aber ist der daraus abgeleitete Satz, daß Egmont sich daran betheiligt, weil er dem Könige keine Anzeige gemacht; wahr ist, daß er zwischen dem Standpunkte der Regierung und dem der Aufrührer hin- und hergeschwankt, aber diese Mittelstellung wurzelte in seinem Mangel an staatsmännischer Begabung und nicht in dem feststehenden Willen, der Majestät des Königs einen Eintrag zu thun; er war ein Verführter, und was er gefehlt, das war eine Begünstigung der Empörung durch Ergreifung ungeeigneter Maßregeln in guter Absicht.

Schlimmer steht nach meiner Ueberzeugung die Sache Horns. In 63 Punkten ergeht sich die Anklageakte und gelangt wie bei

Egmont zur Forderung der Todesstrafe wegen Hochverraths. Was Horn in Tournai gethan, ist soweit von den vorgeblichen Verbrechen Egmonts verschieden, wie der beiderseitige Charakter von einander absticht; Horn wußte was er that, er begünstigte die Empörer mit dem Bewußtsein, einer der ihrigen zu sein.

Wir begegnen in den Prozessen beider Grafen zwei Männern, welche den Muth hatten, gegen das Verfahren ihre Stimme zu erheben. Der eine ist Claude Belin aus Burgund, ein Verwandter Granvella's. Eine Zeit lang wagte er aus Furcht den Haß der spanischen Räthe auf sich zu laden, nicht, dem Herzoge seine Bedenken vorzutragen, aber auch nicht seine Stelle aufzugeben; in dieser Beängstigung erbat er sich den Rath des Cardinals. Der Prozeß scheint ihm, der die Spanier als Ignoranten im Criminalrechte kennen gelernt, so schlecht geführt, daß jeder Dorfrichter in Burgund seine Sache besser gemacht hätte.[217] Endlich aber trat er doch mit der Forderung auf, daß die Fragen an die Gefangenen einfacher gestellt werden, daß man sich an einige wesentliche Punkte halte, und nicht eine Menge zusammenwerfe, wodurch eher ein Unschuldiger verstrickt, als das Verbrechen eines Schuldigen zu Tage gebracht werden dürfte; er begehrte weiter, daß die Verhörsprotokolle dem versammelten Rathe mitgetheilt werden. Das brachte seine spanische Collegen dermaßen auf, daß Vargas das große Wort gesprochen haben soll: ego habeo plus experientiae, quam totum consilium. Belin erreichte durch diese Bemerkungen und durch seine andern über die Monstrositäten, deren er Zeuge gewesen, nur, daß er aus dem Blutrathe entfernt und nach Burgund zurückgeschickt wurde.

Der andere Mann ist Peter von Asset, der Gerichtspräsident von Artois. Von ihm ist aus dem Prozesse Egmonts eine Denkschrift vorhanden, in welcher er von dem Satze ausgeht, daß nach allen Gesetzen und allgemein feststehenden Rechtsgrundsätzen bei einer Anklage auf Hochverrath nichts unterstellt werden dürfe, daß die Beweise klar, deutlich und überzeugend sein müssen. Diese Grundsätze mußten wenigstens Egmont retten. Der tapfere Mann geht Artikel um Artikel des Anklageaktes durch und belegt seine Anmerkungen mit Gesetzesstellen und kommt zu dem Schlusse, daß die

Beweise jedes Artikels unbefriedigend seien, daß im Wesentlichen nicht eine einzige Anklage Bestand habe und folglich der Graf freigesprochen werden müsse. Belohnung, sagt er, und nicht Verurtheilung habe Egmont verdient.

Man kann sich denken, wie Alba dieses Rechtsgutachten aufgenommen hat; Asset erscheint in den Protokollen des Blutrathes nicht mehr.

Bis zum Mai hatten die Vertheidiger Zeit zu gewinnen gesucht, daher immer neue Termine verlangt; aber der König trieb unaufhörlich zur Beschleunigung und zum Abschlusse. Alba mußte sich förmlich mit der Hinweisung entschuldigen, daß so viel darauf ankomme, daß der König durch den Prozeß vor aller Welt Augen gerechtfertigt dastehe. Am 12. April schrieb Philipp, daß bis seine Depeschen von diesem Tage in den Niederlanden ankommen, hoffentlich Alles vorüber sei. Er mußte noch bis Juni warten.

Am 14. und 18. Mai wurde der Prozeß Egmonts und am 1. Juni der Horns für abgeschlossen erklärt.

Noch in diesen Tagen erschien bei Sabine von Egmont ein Edelmann des Kaisers, daß er die unglückliche Frau tröste und über das Loos ihres Gemahles beruhige. [248]

In vollem unter Albas Vorsitze versammeltem Rathe — auch Berlaymont und Noircarmes waren zugegen — ließ der Herzog den Prozeß vorlesen, gestattete aber keine Diskussion darüber. Einige Tage darauf versammelte er den Rath wieder und sprach die Entscheidung des Königs aus. Hessele redigirte die Sentenz und am 4. Juni sprach der Herzog sie aus. Sie lautete dahin, daß die beiden Grafen durch Theilnahme und Begünstigung der Verschwörung Oraniens und Anderer, durch Beschützung der Conföderirten und Unterstützung der Sektirer zum Nachtheile der katholischen Religion und Sr. Majestät das Verbrechen des Hochverraths und der Empörung auf sich geladen und in Folge dessen durch das Schwert zu richten und ihre Köpfe auf öffentlichem Platze zum abschreckenden Beispiele aufzustecken seien; auch werden ihre Güter zum Vortheile des Königs eingezogen werden.

8.

Am 3. Juni langten Egmont und Horn unter einer Bedeckung
ı 3000 Mann spanischer Truppen von Gent in Brüssel an und
urden im Brodthaus auf dem großen Platze dem Stadthause ge-
nüber untergebracht. Am gleichen Tage entbot Alba eilends den
ischof von Ypern nach Brüssel. Das war Martin Rythove, ein
Mann, dem seine Zeitgenossen das Zeugniß eines heiligen Bischofs
aben. Er wußte nicht, wozu Alba ihn berufen; dieser übergab
im, als er am 4. Juni gegen Abend nach Brüssel gekommen war,
as über Egmont gefällte Todesurtheil, daß er es dem Unglück-
chen bringe und ihn auf den Tod vorbereite. Der Bischof konnte
ines Entsetzens im Augenblicke nicht Meister werden und stürzte
em Herzog zu Füßen, um das Leben des Grafen flehend. Die
erechtigkeit müsse ihren Lauf haben, es gebe kein Mittel und keine
Möglichkeit zum Pardon, war die kurze, frostige Antwort des Her-
ogs. Aber der Bischof ließ mit seinem Anhalten und Flehen nicht
ach; und als er keine Erhörung fand, stieg er bis zu der Bitte
erab, daß die Vollstreckung des Urtheils wenigstens noch aufge-
schoben werde.

Da kochte der Zorn des Herzogs auf; er rief, daß er den
Bischof nicht berufen habe, damit die Sentenz abgeändert werde,
auch nicht um seine Ansicht über dieselbe zu erfahren, sondern da-
mit er dem Herrn Egmont in seiner letzten Stunde beistehe und
seine Beicht höre.

Nun sprach der Bischof nichts mehr; er stand auf und ging
zu dem Grafen ins Gefängniß; es war schon 11 Uhr in der
Nacht.

Egmont schlief. Der Bischof vermochte vor Herzeleid nicht zu
sprechen; schweigend gab er dem Ueberraschten das Todesurtheil.
Der Graf erblaßte und rief, ob denn keine, gar keine Hoffnung
mehr für das Leben sei, keine Aussicht, daß der letzte Gang ver-
schoben werden könnte. Der Bischof berichtete ihm, was er gefleht
und was er gesprochen, und daß Alles vergebens gewesen. Da

sagte der Graf Gott und dem Herzog Dank, daß er ihm einen solchen Beichtvater für die letzte Todesnoth gesandt habe.

„Aber was ist nun zunächst zu thun?“ fragte der Graf. Der Sieger von Gravelingen und St. Quentin war der freie Mann nicht mehr, welcher dem Tode ins Angesicht zu schauen gewohnt ist. Der Tod im Gefängnisse ist etwas ganz anderes, als der Tod des Helden auf dem Schlachtfelde, und wir begreifen daher die ängstliche Frage, was jetzt zunächst zu beginnen. „Alles, was irdisch und vergänglich ist, hinter sich zu lassen und nur an Gott zu denken, ihm sich ganz und ohne Rückhalt ergeben, das sei jetzt unser einzig Geschäft,“ war die Antwort des treuen Bischofs.

Nachdem der Graf gebeichtet, begehrte er alsbald das heiligste Sakrament; der Bischof sagte ihm zu, ohne Verzug die heilige Messe lesen zu wollen, nachdem er zuvor sein Brevier gebetet. Egmont bat ihn, sich doch zu beeilen, indem er besorgte, daß er zum Sterben abgeholt werden möchte, bevor er den Leib des Herrn empfangen. Diesen empfing er mit aller Andacht. Dann bat er den Bischof, auf dem Schaffote das Vaterunser mit ihm zu beten und ihn nicht zu verlassen, bis er ihm ein Zeichen gegeben hätte. Er sagte auch: „mein Vater, was halten Sie von mir? glauben Sie, daß ich als ein guter Christ sterbe? Für den Augenblick sind Ihnen ja alle meine Angelegenheiten bekannt; Sie sehen klar, was ich bin und was ich will.“ Der Bischof antwortete, daß kein Zweifel sei, daß er von Gott Verzeihung und Barmherzigkeit erhalten werde; „stützen Sie sich auf ihn, haben Sie Vertrauen auf ihn und geben Sie sich ihm ganz zu eigen!“ „Gewiß! erwiderte Egmont: ich habe viel in diesem Gefängnisse erfahren, was ich zuvor niemals hören konnte, und wahrlich, ich danke Gott, der mir diese Zeit der Buße und die Einsicht in meine Sünden vor der Stunde des Todes gegeben hat. Ich war oft in Lebensgefahr; wie ich nun jetzt sehe, wäre ich elendiglich gestorben und in Gefahr meines Seelenheiles gewesen, wenn nicht der liebe Gott in seiner unendlichen Liebe mich für diese Stunde aufgespart hätte.“

Einigemale trat das Bild seiner Hausfrau und seiner Kinder in die Unterredung herein. Der Bischof bat ihn, er möchte doch

le Sorge weglegen und seine Angelegenheiten nur dem lieben
Gotte anempfehlen. „O wie armselig ist doch die menschliche Na-
tur! rief Egmont aus, daß der Mensch, wenn er ganz an Gott
seinen Schöpfer sich hingeben will und muß, wenn er nur an ihn
allein denken soll, rückwärts sich wendet, um an sein Weib und an
seine Kinder zu denken!"

Da er sah, daß er noch einige Zeit vor sich hatte, begehrte
er Tinte, Feder und Papier, und er schrieb an den König. Der
Brief lautete: „Ich habe diesen Morgen das Urtheil gehört, das
Eurer Majestät über mich auszusprechen gefiel. Obgleich es nie-
mals meine Absicht war, gegen die Person oder den Dienst Eurer
Majestät oder gegen unsere wahre, alte und katholische Religion
weder etwas zu verhandeln noch zu thun, so nehme ich doch in
Geduld hin, was meinem guten Gotte gefiel über mich zu ver-
hängen. Und wenn ich im Verlaufe dieser Wirren etwas rieth
oder zuließ, was einen andern Anschein hat, so geschah es doch
immer nur in der aufrichtigen und guten Absicht für den Dienst
Gottes und Eurer Majestät und im Drange der Zeitverhältnisse.
Deshalb bitte ich Eure Majestät, es mir zu verzeihen und einge-
denk meiner früheren Dienste mit meinem armen Weibe, meinen
Kindern und Dienern Mitleiden zu haben. Und in dieser Hoff-
nung empfehle ich mich in die Barmherzigkeit Gottes. Brüssel in
meiner Todesstunde, den 5. Juni 1568, Eurer Majestät demüthig-
ster und getreuer Vasall und Diener, Lamoral von Egmont."

Als die beiden Männer wieder von geistlichen Dingen zu sprechen
anhuben, fragte der Graf, was er wohl vom Blutgerüste aus zum
Volke sprechen solle. Der Bischof meinte, daß er das Wort gar
nicht ergreifen möchte, da er wegen der Menge von Spaniern doch
nur wenigen verständlich werden und seine Rede die verschieden-
artigste Auslegung erfahren würde.

Um auf dem Blutgerüste nicht aufgehalten zu sein, ließ er
gleich jetzt den Kragen seines Hemdes vom Halse bis zu den Schul-
tern abtrennen.

Gegen 11 Uhr traten einige spanische Soldaten mit Stricken

ein, um ihm die Hände zu binden; er aber machte ihnen verständlich, daß dieß nicht nothwendig, daß er zum Sterben bereit sei, und man stand von dem unwürdigen Begehren ab.

Auf dem Wege zum Blutgerüste begleitete ihn mit dem Bischof noch der Feldzeugmeister Julian von Romero. Der Bischof betete mit ihm das Miserere. Auf dem Schaffot knieten sie beide nieder und beteten dreimal das Vaterunser. Dann bat der Graf, Thränen in den Augen um die Generalabsolution. Der Bischof gab sie ihm, er erhob sich und küßte das Kreuz, das der Bischof ihm vorhielt. Nun kniete er auf ein Sammetkissen nieder und betete mit gefalteten Händen: „in deine Hände o Herr, empfehle ich meinen Geist!" Der Bischof trat zurück, denn Egmont gab ihm das verabredete Zeichen, legte sein Oberkleid ab, verhüllte die Augen und erwartete mit gefalteten Händen betend den Todesstreich. In einem Augenblicke war Alles vorüber.

Bald darauf trat Horn aus dem Brodhaus, von Julian Romero und dem Kapitän Salinas geführt.

Als ihm der Bischof von Ypern das Todesurtheil mitgetheilt, bäumte er sich dagegen auf, nannte es ungerecht und rief, wohl habe er Gott, aber nicht den König beleidigt. Der Bischof suchte seinen aufgeregten Geist zu beruhigen und zu trösten; von der Vorbereitung durch eine gute Beicht wollte er nichts wissen; er habe schon längst Gott gebeichtet, meinte er. Aber er besann sich doch eines bessern und beichtete dem Pfarrer der Hofkirche.

Als er das Blutgerüste bestiegen und unter dem schwarzen Tuche am Boden einen Leichnam vermuthete, fragte er, ob das Egmont sei; als man es bejahte, sprach er einige Worte auf spanisch; dann legte er seinen Mantel ab, kniete nieder, zog seine Mütze über das Angesicht, und während er ein kurzes Gebet sprach, that der Nachrichter seine Schuldigkeit.

Zwanzig Fähnlein spanischer Soldaten, die Büchsen geladen und die brennenden Lunten in der Hand standen um das mit schwarzen Tüchern behangte Blutgerüste. Hinter ihren dicht geschlossenen Reihen drängte sich Kopf an Kopf bis zu den Häusern des großen Platzes hin. Und Todtenstille herrschte. Ein Schrei

s Entsetzens machte sich Luft, als die Häupter fielen, und wie
logen der Brandung so brauste das Jammergeschrei über den
latz hin und das Gedränge des Volkes drückte die festgeschlossenen
oldatenreihen auseinander; die Anhänglichkeit vergaß die Gefahr,
as Schaffot wurde eingenommen und mit Tüchern das Blut auf-
fangen.

Der spanische Soldat, an den Anblick des blutigen Todes ge-
wöhnt, war erschüttert, wie die unermeßliche in Weinen und Wehe-
lagen aufgelöste Volksmenge; so Mancher von diesen harten Krie-
gern hatte unter Egmonts Commando die Schlachten des Königs
ngreich geschlagen; und nun fiel auf den Befehl desselben Königs
nter dem Henkerschwerte das Haupt des Mannes, vor dem Frank-
eich zweimal gezittert. Mit diesen Worten berichtete der franzö-
sche Gesandte in Brüssel die Hinrichtung seinem Herrn, Carl IX.
lba selbst war schmerzlich erschüttert, Thränen flossen ihm über
as Angesicht, und er wurde krank; nicht aus Gram über Aren-
ergs Niederlage in Friesland, schreibt Morillon an Granvella,
ndern weil er den Befehl zur Hinrichtung ausführen gemußt; er
onnte die Reue, diesen übernommen zu haben, nicht bergen. Der
aß der Partei hat die kleinliche Unterstellung erfunden, daß die
ifersucht des Herzogs auf den Kriegsruhm Egmonts das Todes-
rtheil diktirt, und daß er durch seine harten Reden die Gräfin,
ie sich am Vorabende vor der Hinrichtung ihm zu Füßen gewor-
en, mißhandelt habe. Ich möchte, daß wer urtheilslos diesen Ge-
chichtsmachern nachschwätzt, die Briefe mit Verständniß lese, die
lba nach dem schauerlichen Pfingstabend an seinen König geschrie-
en. Da fleht er ihn z. B. an, die arme Wittwe nicht entgelten
zu lassen, was er an ihrem Gemahl gestraft; ihr Heirathgut reiche
nicht auf ein Jahr aus, und er solle ihr daher einen Jahrgehalt
aussetzen; oder solle er sie nach Spanien kommen lassen, wo sie
in einem Kloster wohnen und ihre Töchter den Schleier nehmen
önnten, während die Söhne ihren Studien obliegen. Er kann
nicht glauben, daß es auf der ganzen Erde noch ein einziges Haus
ibt, das so unglücklich ist; vielleicht hat die Gräfin mit ihren eilf
Kindern nicht einmal ein Nachtessen. „Man hält sie hier für eine

heilige Frau, und es ist gewiß, daß es seit der Verhaftung des Grafen wenige Nächte gegeben hat, wo sie nicht mit ihren Töchtern barfuß ausgegangen ist, um an allen Andachtsorten der Stadt zu beten.“ Im September wiederholt er seine Bitte, sogar vom Feldlager aus; er hat der Gräfin einiges Geld verabreicht; wenn er es nicht gethan, wäre sie der härtesten Noth verfallen, „wäre sie Hungers gestorben,“ lauten seine Worte. Auch der Bischof von Ypern flehte den König um Barmherzigkeit an. Der Kaiser gab seinem Gesandten Dietrichstein den Auftrag, in seinem Namen den König um die Rückgabe der eingezogenen Güter an die Wittwe zu ersuchen; alle Fürsten des Reiches haben beim Kaiser diesen Schritt beantragt. Philipp ließ der Familie denn auch durch Alba jedes Jahr eine Unterstützung zukommen, die er später auf 12,000 Gulden festsetzte, außerdem daß er an Egmonts ältesten Sohn die eingezogenen Güter zurückstellte. Dazu hatte der Papst Gregor XIII. durch ein Breve vom 10. September 1574 ihn ermahnt.

Mit Egmont wird nun immer Horn genannt, wie die Leidensgenossen auch zusammen vor dem Brodhaus in Brüssel auf dem großen Platze im Bilde stehen. Durch Egmont ist der Graf von Horn in den Schein der Verklärung mit hineingezogen, und Egmont selbst ist durch seinen Tod für alle Zeiten der Held der Niederlande geworden, bei dessen Namen das Herz des Flamänders eine Rührung überkommt, wie sie wenigen Lieblingen des Volkes so innig und so treu gesichert bleibt.[249]

9.

Der Eindruck, den die Hinrichtungen durch ganz Europa hervorbrachten, war ein für Spanien äußerst ungünstiger, besonders am Kaiserhofe, und durch alle deutschen Lande hin; nicht nur die weltlichen Fürsten, sondern auch die geistlichen Kurfürsten erklärten dem Kaiser, daß Rache genommen werden müsse. Maximilian legte eine Uebersicht des Prozesses vor, konnte aber die Gemüther nicht besänftigen. Die Welt verbitterte sich auf eine ganz bedenkliche Weise gegen Philipp und die von ihm vertretene Sache; man sprach überall nur von der gemeinsamen Pflicht zur Unterdrückung der

Tyrannei Alba's, und geschickt wurde diese Stimmung von Oranien und seinen Agenten genährt und ausgenützt, daß nun so mancher Landsknecht und Rittmeister, der zuvor noch unentschlossen oder für den königlichen Dienst geneigt gewesen, diesem abstand und der Werbetrommel Oraniens zueilte.

Auf der andern Seite hatte das kaiserliche Mahnschreiben vom Mai seines Eindruckes auch nicht verfehlt; trotz des Sieges bei Heiligerlee und des Zuströmens neuer Leute lichteten sich die Reihen Ludwigs, viele von seinen Mannen, die ihre Güter im Reiche gelegen hatten, zogen, deren Einziehung befürchtend, heim,[250] und Andere wurden widerwillig, besonders da es gar sehr an Geld gebrach.

Der Geldnoth abzuhelfen ließ Ludwig alle Kirchen und Klöster in Friesland, soweit seine Banden sie erreichen konnten, brandschatzen und plündern; die Insassen von Oster- und Westerolt mußten binnen sechs Tagen 6000, die zwischen Amster- und Reiderdiep 4000 Carolusgulden aufbringen, die der Ommelande wurden gezwungen auf je hundert Morgen Landes zwei Mann zu Schanzarbeiten zu stellen.[251]

Oranien war äußerst rührig, Geld und Mannschaft aufzubringen. Wir haben ihn Anfangs Juni in Straßburg getroffen, dann ist er in Heidelberg, und am 23. wieder in Dillenburg, von wo er den Rath von Bern um ein Anlehen angeht. Um die protestantischen Schweizerkantone geneigt zu stimmen, entwirft er ein durchaus unwahres Bild der Vorgänge in den Niederlanden, wie daß, nachdem er in seine Herrschaft Nassau sich begeben, die Spanier in den Niederlanden seiner Städte und seines Gouvernements sich bemächtigt, „vielerlei Aenderung, Praktiken, Unterdrückung und Verjagung vieler frommer, ehrlicher Edeler und anderer Leute, der Königlichen Majestät gehorsame und getreue Unterthanen vorgenommen," „viel ehrliche Weiber und Töchter geraubt und genothzüchtigt, viel Güter eingezogen und confiscirt, viele Häuser geplündert und verwüstet, auch unzählige ehrliche und fromme Leute, welche nur Etwas zu verlieren gehabt, schändlich erwürgen, umbringen, exequiren" ließen. Die Ritter vom goldenen Vließe seien fälschlich

der Untreue und Rebellion beschuldigt, Egmont und Horn „oh einige vorgehende rechtliche Erkenntniß" hingerichtet, auf Alba's u Granvella's Anreizung Berg und Montigny nach Spanien befohle ihm aber selbst der Sohn entführt, das Gut eingezogen und na Leib und Leben getrachtet worden, uneingedenk daß er „immer d Königlichen Majestät mit Darsetzung von Leib und Gut treulic ehrlich, aufrichtig und redlich gedient habe." Dieß Alles sei vo Alba „wider Gott, Ehre und Recht allein darum geschehen, da mit er das reine und lautere Wort Gottes austilgen und die got lose spanische Inquisition und das Concilium von Trient ein führen, auch Niederdeutschland von seinen Privilegien und Frei heiten in ewige Knechtschaft und Dienstbarkeit bringen, auch all Diejenigen, so einig Ansehen, Verstand und Güter haben, erwürgen und umbringen und seine Hände in deutschem Blute waschen möge auf daß er und seine Spanier seines Gefallens ungehindert in diese Niederlanden herrschen, dem deutschen Vaterlande mit seiner spanische Rotte viel Verdruß und Widerwillen zufügen und endlich Diejenigen welchen die Anwartschaft auf dieses Land von Gott und Rechts wegen zusteht, desselben berauben könne." Weil er nun von viele Armen und Bedrängten um Schutz angerufen worden und kein an derer Weg Rechtens und der Billigkeit offen stehe, so habe er sic mit Rath, Huld und Beistand seiner Freunde und Verwandten en schlossen, das äußerste Mittel und Gegenwehr zu ergreifen, nich gegen den König, dem er sich als ein frommer und getreue Fürst und Unterthan niemals widersetzt, sondern nur um die b drängten Christen und das unterdrückte Vaterland von der Alban schen Tyrannei zu erretten und die Niederlande unter der Köni lichen Majestät und deren rechten Nachfolgern zu erhalten. Hie brauche er viel Geld, zweifle aber nicht, „daß viele gutherzige, fromm Herrn, Grafen, Ritter, vom Adel, Städte, Bürger und andere Bi derleute, so ob solcher Tyrannei einen Abscheu und Greuel habe ihm mit etlicher Barschaft zu helfen und auf seine Handschrift z leihen, nicht ungeneigt sein werden."

Nicht nur an Bern, sondern an alle protestantischen Städ der Schweiz schickte Oranien vorstehendes Schreiben durch ein

eigenen Abgordneten, und der Pfalzgraf Friedrich unterstützte ihn dabei mit allem Eifer. Bern war geneigt, sich zu 80,000 Gulden zu verstehen, die übrigen Kantone dagegen schlugen das Darlehen ab, weil ihre eigenen Leute in Folge mehrjähriger Theurung der Unterstützung bedürftig seien, die katholischen Kantone zu Spanien stehen könnten, und weil sie das armselige Vorgeben, daß der Krieg nur dem Herzog Alba und nicht dem Könige gelten solle, wohl durchschauten und durch eine alte Erbeinigung mit dem Hause Burgund gehalten nicht gegen Philipp verstoßen dürften.[252]

Es ist nachgerade unbegreiflich, wie ein so klarer Kopf und umsichtiger Mann die Aufstellung machen konnte, daß er in der Bekriegung Alba's nicht gegen seinen König aufstehe, sondern im Gegentheile für diesen eintrete; aber auch anderwärts, nicht blos in seinen Proklamationen an den großen Haufen, sondern selbst dem Kaiser gegenüber bediente sich Oranien derselben. In einem, wie wohl mit Recht vermuthet wird, zur Vorlage an den Kaiser bestimmten Schreiben an Lazarus Schwendi vom 19. Juni dringt er stark darauf, daß dieser sich angelegen sein lassen möge, beim Kaiser diesen Gedanken zu befestigen; dabei hebt er auch hier wieder hervor, was man schon in dem obigen Schreiben an die Schweizer bemerkt haben wird, daß er gegen Alba auch für die rechtmäßigen Nachfolger Philipps, das ist für die deutsche Linie des Hauses Habsburg die Waffen ergriffen habe. Wenn die Spanier einmal in den Niederlanden Herr geworden, so seien nicht nur sie verloren für Oesterreich, sondern auch dessen übrige Länder bedroht, und wenn das auch nicht eintreten sollte, so würde Oesterreich mit der Erbschaft der Niederlande nur ein herabgekommenes, verarmtes Land und widerwilliges Volk überkommen.

Der Kaiser blieb gegen diese Einflüsterungen nicht verschlossen. So strenge er gegen Oranien im Mai geschrieben, so verhehlte er doch dem spanischen Könige nicht, daß Alba gegen die Rechte und Gesetze des Reiches verstoße, und daß es ihm sehr mißfällig sei, durch Deutschland hin als ein Mitschuldiger der Rasereien Alba's angesehen zu werden. Oranien hatte in seinem Schreiben an Schwendi wohlweislich hervorgehoben, wie daß alle Welt auf die Vermittlung

des Kaisers gehofft und wie die Dinge niemals so weit gekom
wären, wenn nur Maximilian energischer den König angega
hätte, und als einen Stich ins Herz mußte der Kaiser die 2
dung empfinden, daß das Auftreten Alba's im Gegensatze zu
kaiserlichen Vermittlungsversuchen dem kaiserlichen Ansehen zu
geringem Nachtheile gereiche. Der Brief ist ein Meisterwerk d
matischer Kunst; erreichte Oranien auch nur das Eine, daß
Kaiser seiner Drohung vom Mai keinen sonderlichen Nachdruck
so war der große Vortheil gewonnen, daß die widerwillig
wordenen Mannschaften eher bei den Fahnen gehalten werden
daß nunmehr auch die deutschen Fürsten offener mit ihren S
pathien für sein Unternehmen eintreten konnten. Gleich der
fürst von Sachsen, der dem Kaiser nie offen gegenüber treten w
zeigte sich jetzt, wie Maximilian selber dem Könige die Mitthei
machte. Wie weit auf Kursachsen gerechnet werden konnte,
daraus hervor, daß Ludwig seinem Bruder vorschlug, bei A
12 Geschütze zu entlehnen, denen nur die Wappen abzunel
wären.[251]

Wo immer nur eine Möglichkeit war, Beistand zu gewir
dahin wandte sich die Partei mit rastlosem Eifer.

So schlug Hooghstraeten vor, ja nicht zu vergessen, n
Kräfte und Hilfsmittel Frankreich darböte, einen Agenten a
Königin von England zu schicken, die englischen Consistorien in r
Eifer zu erhalten. Wie sich erwarten läßt, wurde die Agit
unter dem niederländischen Adel und den anderweitigen Anhän
des Königs nicht außer Acht gelassen. Es war das Gerüch
gangen, daß Aerschot mit Alba sich entzweit und daß Erich
Braunschweig mit dem Herzoge sich überworfen, und nun n
daran gedacht, ihn auf die Seite der Partei zu ziehen; von e
seiner Hauptleute, Hans Hol, sagte man, daß er nur widerr
in seinem Dienst sei; gelänge es nicht, den Herzog selbst von
wegzuziehen, so war Aussicht vorhanden, ihm wenigstens Verl
heiten zu schaffen, und dazu wollte man einen Bruder des
der unter Ludwig von Nassau diente, benützen. An Meghem w
sich Ludwig und Hooghstraeten in einem gemeinsamen Schre

worin sie unter Erinnerung an die alte Bundesgenossenschaft ihn auffordern, auf ihre Seite zu treten. Da es kaum glaublich ist, daß sie bei diesem Manne, der sich in der letzten Zeit so enge an die Sache des Königs angeschlossen, auf einen Erfolg ihres Schreibens rechnen konnten, so wird, wie mir scheint, mit Recht vermuthet, daß sie lediglich die Absicht hatten, ihn bei Alba zu compromittiren; aber auch dieß erreichten sie nicht, denn Meghem überschickte ihr Schreiben an den Herzog und that ihnen zu wissen, daß er nur mit dessen Erlaubniß ihnen antworten werde.[284]

Von dem charakterlosen Pfalzgrafen Johann Georg ist schon einmal die Rede gewesen; er war nun wieder bereit zu Alba zu stoßen, nachdem er sich Oranien angeboten. Da schrieb ihm dieser selber, und auch Wolfgang von Zweibrücken mußte sich an ihn wenden, ihm vorstellend wie doch die 20 Fähnlein Knechte und 2000 zu Roß, mit denen er glaubwürdigem Berichte zufolge sich gefaßt mache, nicht wider die wahre Religion und etliche Stände des Reiches dem Papstthum zum Nutzen gebraucht werden möchten, woraus er sich unlöblichen Namen und verächtliche Nachrede machen, sein Gewissen durch immerwährend nagenden Wurm verletzen, Gemahlin und Kinder, Land und Leute in Gefahr bringen würde. Georg Hans kam dieser Ermahnung durch eine feurige Erklärung an Oranien zuvor, daß er als ein geborener deutscher Fürst aus dem Hause der Pfalz, welcher der Augsburger Confession zugethan, zu einem solch abscheulichen Werke, als nämlich zur Unterdrückung der wahren Religion und Pflanzung abgöttischen Wesens, auch Ausrottung des löblichen deutschen und Einpflanzung fremden Geblüts, insonderheit wider Stände des heiligen Reiches nicht helfen werde.[285]

So standen die Verhältnisse, als Alba zum Heere abging.

10.

Was er gewollt, das glaubte er mit den Hinrichtungen erreicht zu haben; der Schrecken lag auf dem Lande. Wer sich aus dem Lande machen konnte, that es, wer irgendwie von bösem Bewußtsein gedrückt war, sehnte sich fort, denn nachdem ein so verdienter Mann

wie Egmont auf so unverdiente Weise gerichtet war, könnte kein Mensch mehr auf Erbarmen und Verzeihung oder Nachsicht hoffen. Die Offiziere und Edelleute, die sonst zu Hofe gegangen waren, standen davon ab, und im Allgemeinen wurde für weit glücklicher der Privatmann gehalten, als der im öffentlichen Amte Stehende. So schreibt Renom, und Alba selbst bestätigt in einer Depesche vom 9. Juni, daß der Handel bereits Noth leide, denn kein auswärtiger Kaufmann möge mehr seine Waaren einem Lande anvertrauen, wo er in beständiger Sorge schwebe, sie oder ihren Werth durch Confiskation zu verlieren; unter den einheimischen Kaufleuten sei gleichfalls alles Vertrauen dahin, kein Bruder gebe dem Bruder, der Vater nicht dem Sohne Credit. Selbst mehrere Leute vom Rath haben in Folge der Hinrichtungen die Stadt zu verlassen gesucht, und alle Welt sei gelähmt von der Furcht, daß die Regierung für nun und immer nur mit Bluturtheilen weiter geführt werde.[256]

Unter diesen Eindrücken ging der Herzog zur Armee ab.

Der Sieger von Heiligerlee hatte sich vom Schlachtfelde weg nach Gröningen gezogen, ohne Belagerungsgeschütz, denn er hatte Einverständnisse in der Stadt und vermeinte, durch einen Handstreich sie in seine Gewalt bekommen zu können. In der ersten Empörung hatten sich Einwohner von Gröningen laut hervorgethan; auf sie konnte Ludwig jetzt zählen, und auch auf einen Theil der Besatzung, das wußte er, denn als einige seiner Leute, es waren Wallonen, sich eines Tages zu weit vorgewagt, riefen ihnen Leute von der Besatzung zu, daß sie sich frei zurückziehen könnten, sie seien Freunde.

Meghem war Ludwig in der Besetzung der Stadt zuvorgekommen und stark genug ihm Widerstand zu leisten. Oranien war nicht dafür, daß sein Bruder vor dem festen Platze liegen bleibe und mit einer aussichtslosen Belagerung Zeit verliere; er war vielmehr der Meinung, daß er sich eines Platzes versichere, der in kürzester Frist stark befestigt werden und gute Gelegenheit für Verproviantirung und Gelderhebungen bieten könnte. Er schlug Enthuisen oder auch Appingedam oder Delfzyl vor; das wären, meinte

er, Plätze auch für einen sichern Rückzug nach Emden, Oldenburg und Bremen geeignet.

Ludwig hielt in seinem feurigen Muthe die Besorgnisse seines Bruders für übertrieben und ging nicht darauf ein, was um so kurzsichtiger war, da er um diese Zeit, am 1. Juli, den Seeschändern im Namen des Prinzen Vollmachtbriefe ausgestellt hatte.

Wie sich seit 1566 aus den zersprengten Banden das heimathlose, Gottes und der Menschen Rechte mit Frevel und Verbrechen schändende Volk der Buschgeusen zusammen gethan hatte, so schändete ein anderer Theil der aus den Niederlagen von Lannoy, Austruweel und Amsterdam entkommenen Abenteurer die See unter dem Namen der Meergeusen.

Sonoy und Heinrich Laers (Thomassohn) waren die Schiffsführer, die sich am meisten hervorthaten; da Alba's Vice-Admiral Franz van Bosschuysen die Zufuhren auffing, die von Emden her Ludwig zukamen, so wollte dieser durch die genannten sich dagegen wehren. Das ist der Anfang der Organisation der Seeschänder, die als so schreckliche Helfer in die Operationen Oraniens eingriffen.

Der Prinz hoffte, bis zum 4. August, selbst im Felde erscheinen zu können; mehr aber als zwei Regimenter unter den Feldhauptleuten Georg van Holl und Clas Hatstatt und 4000 zu Roß hat er aus Abgang der nöthigen Geldmittel nicht zusammenzubringen vermocht; doch erwartete er einen Zuzug von 8000 Franzosen. Von den Nachrichten Ludwigs wolle er es abhängen lassen, ob sie beide sich zu vereinigen hätten, oder ob er gegen die Niederlande marschiren sollte. Um übrigens den Feind irre zu führen und seine Aufmerksamkeit vom Einmarsche der Franzosen abzulenken, verbreitete er das Gerücht, daß er seinem Bruder zu Hilfe ziehe.

Das wäre auch im höchsten Grade nöthig gewesen, denn Ludwig büßte seine Verwegenheit schwer und war, bevor der 4. August gekommen war, mit seiner ganzen Armee vollständig vernichtet.

Als er sich vor der Ueberzeugung nicht mehr verschließen konnte, daß Alba als anerkannter Meister in der schrecklichen Kriegskunst daran war, überwältigende Massen um Gröningen zu vereinigen, zog er von da ab.

Am 15. Juli in qualvoller Hitze erschien Alba vor Gröningen, Ludwig befand sich auf dem Rückzuge; aber wie der Blitz fiel der Herzog über ihn her und tödtete ihm eine gute Zahl Leute; Ludwig gibt seinen Verlust auf 50 Pferde und 50 oder 60 Mann zu Fuß an, Alba dagegen berichtet, daß die Flucht eine vollständige gewesen sei, daß die Leute Waffen und Gepäck weggeworfen und daß der Reiterei so viel Schaden zugefügt worden, als der Infanterie, in Folge dessen sein Geschichtsschreiber behauptet, es seien vom Feinde etwa 400 gefallen und 800 in den Sümpfen umgekommen. Ludwig selber gibt zu, daß seine Infanterie im Gedränge auseinandergekommen und erst zu Hohenbonde in Ostfriesland und zu Wedden gesammelt werden konnte.

Mit Tagesanbruch rückte Alba dem geschlagenen Feinde nach, fand ihn aber erst am 18. Juli, denn nach seiner Niederlage war Ludwig die ganze Nacht hindurch marschirt, und wo die Spanier nach ihm fragten, erhielten sie von den Leuten nur ausweichende Antworten, wie dieß Volk überhaupt schwierig war, Ludwig allen Vorschub leistete und den Spaniern abstand.

Ueber die Ems führte eine Brücke bei Rhede; wenn Ludwig diese gewann, so konnte er seine ganze Armee in das Münster'sche hinüber führen und gedeckt durch den Fluß in schwer anzugreifender Stellung entweder den Heranzug seines Bruders abwarten, um mit Uebermacht in des Königs Gebiet einzufallen, oder aber würde sich Alba zur Vertheilung seiner Streitkräfte genöthigt gesehen haben, also Ludwig wieder die Ueberlegenheit gesichert gewesen sein, wenn Oranien auf einer andern Seite den Boden der Niederlande betreten wollte.

Wie jubelte daher Alba auf, als er sah, daß Ludwig den verhängnißvollen Fehler begangen, daß er die Brücke bei Rhede nicht besetzt hatte und nordwärts gegen Jemgum (Jemmingen) zu seiner unausbleiblichen Niederlage gezogen war. Augenblicklich ließ der Herzog die Brücke besetzen und zu größerer Sicherung der Position Erdwerke aufwerfen.

Jemgum war ein offener Platz in der Grafschaft Emden, im Osten und Norden von der Ems umflossen die hier in den Dollart

sich ergießt. Dieser dringt auf der Westseite der Stadt weit herein und läßt so nur einen schmalen Streifen Landes zwischen sich und der Ems. Hier mußte Ludwig die Schlacht annehmen; er konnte nicht ausweichen, und er mußte siegen oder vollständig zu Grunde gehen, ein Drittes gab es nicht.

Das war eine Stellung, die ein Kriegsmann nicht begriff; deßhalb waren denn auch die Ansichten der spanischen Feldhauptleute, nachdem in ihr der Feind entdeckt worden war, über dessen Absicht so verschieden, daß Jenen, welche die Nachricht gebracht, gar nicht geglaubt werden wollte und die Einen sagten, daß es Täuschung, und der Feind auf dem andern Ufer sei, Andere, daß er im Einschiffen begriffen und Alba deßhalb nichts Eiligeres thun könne, als ihm rasch nachzurücken und so lange es noch Zeit sei, ihm durch die Schützen und Artillerie so viel als möglich Abbruch zu thun. Diesen widersprechenden Meinungen setzte der Herzog seine Ueberzeugung gegenüber, daß Ludwig weder abgezogen sei, noch an einen Abzug denke; abgezogen sei er nicht, da keine Möglichkeit vorhanden, weil es an Schiffen dazu gebrach, und weil ein Versuch mittelst der wenigen vorhandenen Boote abzuziehen, nicht thunlich war, da keine Brücke über den Strom führte und eine hinreichende Zahl von Booten zur raschen Uebersetzung des Stromes durch die ganze Armee nicht vorhanden und die Verwendung der wenigen Boote bei der Breite des Wassers viel zu viel Zeit in Anspruch nehmen und daher zu gefahrvoll sein würde. Er hatte sich nicht getäuscht.

Ludwig indessen war nicht säumig gewesen, seine Stellung so unangreifbar als möglich zu machen. Das Land ist Moorgrund und eine Operation also kaum anders als auf den Straßen möglich; den schmalen Weg, der zu seinem Lager führte, hatte er mit zwei Bollwerken, jedes zu fünf Geschützen, gedeckt; aber nun meuterte ein Theil seiner deutschen Knechte: sie begehrten ihren rückständigen Sold, und nur mit Mühe gelang es ihm, sie zu beschwichtigen und ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß sie nur durch den Sieg zum Ihrigen kommen könnten. Einen fürchterlichen Feind gedachte er Alba zu schaffen; er beschloß daher durch Eröffnung der Schleußen das Land zu überschwemmen. Er nahm selbst den

Spaten in die Hand; als dann die Mannschaft die Arbeit kräftig aufgriff, eilte er weg, weil anderwärts seine Gegenwart wichtiger schien. Bereits waren die Deiche an zwei oder drei Orten durchstochen und die Schleußen geöffnet. Da kamen Spanier, schlugen die Nassauischen in die Flucht, schlossen die Schleußen und verstopften die Löcher in den Deichen. Das Land war an einigen Stellen schon so überschwemmt, daß es den spanischen Soldaten da bis an die Knie, dort bis an den Gürtel ging.

Diesen Umstand griff Alba auf und baute darauf seinen Schlachtplan. Den Oranischen mußte an dem Besitze der Schleußen, an der Möglichkeit der Ueberschwemmung des Landes Alles gelegen sein. Es entspann sich daher um sie ein mörderischer Kampf, bis Alba's Avantgarde herankam und den Feind zum Weichen zwang. Julian Romero und Sancho von Londono die Führer des Vortrabs sahen sich dem Gros der feindlichen Armee gegenüber und brauchten sowohl zum Offensivstoß als zur Vertheidigung Unterstützung. Der Herzog verweigerte sie; dreimal erneuerten sie ihr Verlangen, Alba überließ sie ihren eigenen Kräften, und sie sahen sich genöthigt, auf die Defensive sich zu beschränken. Aber der Herzog hielt mit dem Gros seiner Armee eine halbe italienische Meile hinter dem Kampfplatze in einer Stellung, daß der Feind ihn nicht sehen konnte. Und jedes Gehöft längs des Weges hatte er mit Mannschaft besetzt, die den Befehl hatte, sich nicht zu zeigen. Seine Absicht war so wenig Menschenleben als möglich zu opfern und den Feind dennoch förmlich aufs Haupt zu schlagen. Zweierlei Entscheidung lag nach seinen Gedanken vor. Entweder konnte der Vortrab mit dem Feinde fertig werden, indem er siegend vordrang, oder er mußte sich zurückziehen. In beiden Fällen konnte wegen der geringen Anzahl der ins Gefecht kommenden Mannschaft der Verlust nur ein geringer sein; die Zurückweichenden konnten dabei von den detachirten Corps aufgenommen und von diesen der Feind in der Flanke angegriffen werden. Das war die eine Aussicht. Die andere aber lag in der Möglichkeit, daß der Feind durch die Meinung, daß wegen der zum Theil gelungenen Ueberschwemmung des Landes nur ein Theil der spanischen Streitkräfte, eben die Avant-

garde, die er vor sich hatte, zur Verwendung kommen könne, sich verleiten ließ, seine Position aufzugeben und mit aller Macht zum Angriff überzugehen. Auch diese Berechnung lag seiner beharrlichen Weigerung der Unterstützung des Vortrabs zu Grunde; und er täuschte sich nicht. Ludwig ließ durch einige stromaufwärts segelnde Barken recognosciren; es wurden nur einzelne Büchsenschützen gesehen, und nun befestigte sich bei ihm die Meinung, daß die Ueberschwemmung größere Dimensionen angenommen und er deßhalb einen Heerhaufen vor sich habe, der ohne Unterstützung bleiben müsse und deßhalb von seiner Uebermacht aufgerieben werden könne. Nun rückten seine Haufen mit fliegenden Fahnen aus dem Lager, wurden aber mit einem so lebhaften Feuer empfangen, daß sie schon nach 300 Schritten Halt machten und umkehrten. Lopez von Figueroa stürzte ihnen nach, nahm die Batterien und richtete eine solche Verheerung an, daß der Feind aus Leibeskräften lief, und Viele ihre Piken, Büchsen und andere Waffen wegwarfen; die Reiterei wurde in die Verwirrung verwickelt. In diesem Augenblicke war Alba mit der ganzen Armee vorgerückt, die Spanier drangen an die Fersen der Oranischen in deren Lager ein, und nun begann ein grausiges Morden. Kein Mensch dachte an eine Plünderung des Lagers, sondern jeder Soldat und jeder Troßbube wollte seinen Theil am Siege haben. Tausende, die das Schwert nicht fällte, wurden ins Wasser gedrängt, der Strom nahm ihre Hüte mit hinaus in den Dollart, mit der Fluth schwammen sie zurück, und so erfuhr man in Gröningen in kürzester Zeit die Niederlage. Auf vier Meilen im Umkreis erstreckte sich die Verfolgung; die Reiterei raste so unter den Flüchtigen, daß keine Gruppe sich bilden konnte, kein Widerstand mehr möglich war. Ein Theil der oranischen Reiter sprang von den Rossen und warf sich ins Meer, die Ebbe gestattete die Flucht auf eine kleine Insel; die Todesnoth dauerte die ganze Nacht und endigte erst am andern Morgen, wo die Spanier nachkamen und die meisten niederstachen. Andere Reiter waren bis Rhede versprengt, konnten aber die Brücke nicht gewinnen und fanden hier den Tod. Was von der Infanterie in die Häuser und in die Sümpfe sich geflüchtet, wurde in jenen zum Theil ver-

brannt, in diesen erschlagen. Bis zum Abende des andern Tages nach der Schlacht dauerte das Morden; Ludwig selbst konnte sich nur dadurch retten, daß er seine Rüstung ablegte und sich ins Wasser warf, wo er schwimmend eine Barke erreichte, die ihn ans andere Ufer brachte. Mendoza gibt die Größe des Verlustes auf wenigstens 6000 Mann an, während die Spanier eine verschwindend kleine Anzahl verloren. Das ganze Gepäck fiel in die Hände der Sieger, viel Silberzeug, Gold, goldene Spangen und Juwelen; so groß war die Beute, daß jeder Soldat ein reicher Mann werden konnte; er spielte in den zwei Tagen, die er nach dem Siege in den Quartieren lag, um unglaubliche Summen.

Alba zog nach Gröningen, die Spanier bildeten die Nachhut. Hatten die Sieger in der Erinnerung, daß ihre bei Heiligerlee gefangenen Landsleute von den Oranischen wider das Völkerrecht getödtet worden waren, bei Jemgum im Niedermetzeln gewüthet, so zündeten sie jetzt die Häuser und Ortschaften, von deren Bewohnern ihre Kameraden unbarmherzig erschlagen worden waren, so massenhaft an, daß der Brandgeruch und die Gluth den Herzog erreichte und er beim Anblicke der Ruinen verwundernd fragte, was hier vorgefallen. Die Profoßen trafen noch Troßjungen am Werk, und da sich herausstellte, daß die Hauptleute des Sardinischen Tercios das Verbrechen nicht gehindert, wurde dasselbe auf der Stelle cassirt und die Soldaten in andere Regimenter gesteckt; den spanischen Kriegsgesetzen gemäß sollte der Befehlshaber des Tercio, Gonzalo von Bracamonte, zum gemeinen Soldaten degradirt werden; er ertrug diese Demüthigung nicht und nahm seinen Abschied; einige Zeit später setzte Alba ihn wieder in seinen Grad ein.

Den Gröningern eröffnete der Herzog, daß er sie immer als Mitschuldige der Rebellen ansehe, von einer Strafe aber abstehen wolle, wenn sie sich gefallen ließen, den Bischof, der von ihrer Stadt den Namen trug, anzuerkennen und ein Kastell an ihrer Stadt zu bauen. Er drohte, Delfzyl zu einer Stadt zu erheben; hätte er die Drohung ausgeführt, so wäre das der Ruin Gröningens gewesen; sie gaben sich daher alle mögliche Mühe, ihn davon abzubringen. Das Ka-

tell wurde im folgenden Jahre angefangen, aber nicht vollendet. Reghem trat als Gouverneur an die Stelle Arenbergs.[257]

11.

Schon in Gröningen ward dem Herzoge die Kunde, daß die Rebellen einen neuen Einfall beabsichtigen. Hatte Ludwig auch kaum das nackte Leben gerettet, so war sein hoher Muth doch unverzagt; noch viel größere Entwürfe und kühnere Pläne beschäftigten jetzt den keck Wagenden. Was sein Bruder erst viel später in die Hand nahm, darauf dachte er schon jetzt, die Organisation des Seekampfes.[258] Er wollte es bei den Bestallungsbriefen, die er in des Prinzen Namen den Seeschändern ausgestellt, nicht bewenden lassen. Jetzt trug er dem fanatischen Nikolaus Taffin, der in London, Norwich, Kolchester bei den reformirten Gemeinden Sammlungen betrieb, auf, daß er sobald als möglich die bereits früher zugesagten Schiffe nach Emden schicke, denn er wolle zur See den Spaniern Schaden thun. Er selbst beabsichtigte, sich zu Schiffe zu begeben und hat es, scheint's, nur deßhalb unterlassen, weil Oranien sehr dawiderrieth, mit unbekannten Leuten auf ein so gefährliches Wagniß sich einzulassen.[259]

Der Prinz war in seiner Ausrüstung rastlos thätig. So mancher Freund war seit Alba's entscheidendem Siege erkaltet, er mußte es bitter erfahren. So hatte er am 29. Juli den Landgrafen Wilhelm von Hessen angegangen, ihm heimlich ein Anlehen zu machen, und dieser fand das Gesuch „gar befremdlich", da er ihm in Treuen von aller Kriegsrüstung abgerathen habe; er wollte es auch nicht dulden, daß sein Marschall Rolzhausen mit ihm ziehe. Oranien hatte dem Vetter vorgestellt, daß es sich um seine Ehre, um eine nie wiederkehrende Gelegenheit, daß es sich darum handle, daß die Tausende, die sich ihm anvertraut, zu Grunde gehen, wenn er nicht losschlage; der Landgraf hielt den Geldsack fest zugeschnürt, denn es sei, meinte er, nicht rathsam, in diesen Zeiten sich von Geld zu entblößen.[260]

Dennoch fehlte es ihm nicht an Kräften; war die Geldnoth

nicht genug und das Bedürfniß für die zahlreich sich sammelnden Truppen groß, so gelang es ihm doch, soviel aufzutreiben, daß er den ersten Monatssold auszahlen konnte. Wir sehen jetzt besonders Franzosen auf den Schauplatz treten. Der französische Parteigänger Maunens hatte 4000 Mann aufgebracht. Oranien rühmte sich, noch mehr, 3000 Mann französischer Hilfstruppen zu erhalten, darunter mehr als 500 Edelleute. Im August kam zwischen ihm und den französischen Hugenottenhäuptern ein Bündniß zu Stande, wonach die eine Partei der andern beistehen sollte, bis die Freiheit der Religion errungen wäre. Nachdem die lutherischen Fürsten Deutschlands sich weniger eifrig zeigten und die Reformirten in den Niederlanden als die unerschrockensten und opferwilligsten Parteigänger sich ausgewiesen, darf es nicht Wunder nehmen, daß Oranien sich nunmehr auf sie besonders stützen mußte. Dahin gehört auch, daß die Verbindung mit den reformirten Kantonen der Schweiz jetzt lebhafter betrieben ward. Den Mittelsmann machte besonders eifrig der Kurfürst von der Pfalz. Aus dessen Kanzlei wurde in diesen Tagen eine Lügenschrift verbreitet über einen angeblichen Bund der Katholiken zur Ausrottung der Hugenotten: „Verbündniß zur Ausrottung der Hugenotten und Lutherischen.“ Zwischen dem Papst, dem Kaiser, den Königen von Spanien und Portugal, den Herzogen von Baiern und Savoyen sei dieser Bund geschlossen und führe nichts geringeres im Schilde, als alle Hugenotten und Lutherischen auszurotten und nebenher einige freie Gemeinden zu unterdrücken, viele große Herrn ihrer Würden und Länder zu berauben, so namentlich den Kurfürsten August von Sachsen und den Kurfürsten von der Pfalz.[141] Dieses Pamphlet ist eine Verdrehung des Landsberger Bundes, den die katholischen Reichsstände nothgedrungen schließen mußten und von dem sie Spanien trotz seiner wiederholten Aufnahmsgesuche beharrlich ausgeschlossen hielten.

Hatte die Schweiz vor einigen Monaten ihr Geld verweigert, so beabsichtigten die von der Heidelberger Kanzlei ausgehenden Lügenberichte, sie für weitere Vorschüsse günstiger zu stimmen; in allen Anschreiben kehrt immer der Satz wieder, es sei von den Spaniern auf die Unterdrückung der reformirten Religion nicht nur

den Niederlanden, sondern allerwärts, und nicht nur auf die eligion, sondern auch auf die Freiheit und Selbständigkeit deutscher ände abgesehen, daß auch die freien Schweizerkantone dabei in itleidenschaft gezogen werden. Am 10. September dieses Jahrs erichtete der Kanzler Friedrichs, des Kurfürsten von der Pfalz, hem an Heinrich Bullinger in Zürich, daß Alba durch den Grafen . Anguisola 10,000 Mann in der Schweiz werben lasse, einige usend Knechte habe er schon aufgebracht und nach Burgund gewiesen, Bullinger möge nun beim Stadtrathe dahin wirken, daß iese Werbung allenthalben bei denen von Bern, Basel und Schaffhausen verboten und den guten Leuten zu bedenken gegeben werde, daß es die spanische Tyrannei nicht bloß auf die Ausrottung unserer eligion, sondern auch auf die Sklaverei der Deutschen abgesehen habe. Aehnliche Schreiben gingen an vertraute Männer der andern Kantone, und so erfahren wir, daß an Zürich auch von Basel her im Sinne der Heidelberger Wühler berichtet wurde, die fünf katholischen Kantone hätten der Erbeinigung getreu dem Grafen Anguisola zur Sicherung Burgunds verlangten 6000 Knechte gestellt. Nun aber aus Straßburg und vom rheinischen Pfalzgrafen die Nachricht eingegangen, dieselben seien für Alba bestimmt, weßhalb eine Abordnung der vier Städte an die fünf Kantone zu schicken sei, daß auf Abstellung dieser Werbung gedrungen werde, denn wenn dem Duca die Unternehmungen wider die Oranischen gelingen, werde er sich nicht damit ersättigen lassen, sondern auch andere Glieder des Reiches anfallen. Den Eidgenossen werde es aber Verlegenheit bringen, wenn sie dazu mithelfen. [262]

Der Kaiser war diesen Leuten verdächtig und sie schonten ihn vor der öffentlichen Meinung nicht. Er macht den Zuschauer bei unserem Elend, klagten sie, wenn er nicht gar der Urheber und Begünstiger unserer Trübsale ist. [263] Doch glaubte sich Oranien vor ihm noch rechtfertigen zu sollen. Er that es in einem prächtig abgefaßten Schreiben am 12. August, worin er alle erdenklichen Anklagen auf das spanische Regiment zusammenhäuft und daraus die Folgerung zieht, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, als mit der Gewalt der Waffen sein und seines Volkes Recht zu vertheidigen

und niedergeworfen.[184] [illegible]
gehört und sie [illegible]
1. September [illegible] der Niederlande [illegible].

Mit frommen Sprüchen aus der hl. Schrift über die
Gerechten gegen die Gottlosen gegebenen Verheißungen [illegible]
und schreibt das große Wort auf seine Fahne: pro lege, reg
grege! Wir Wilhelm [illegible] und unsere Herrn Fr
und Bundesgenossen im Angesichte unserer Nothdurft und ge
Unternehmung und Vertheidigung gegen die Kriegsmacht. Die U
drückungen, Grausamkeiten und Gewaltthaten des Herzogs a
und dessen Anhänger; aber er will diese nicht aufzählen, da s
aller Gedächtniß sind und Jeder sie selbst erfahren hat. Al
erinnert an die alten Freiheiten des Landes, an den Vertrag zwi
Fürst und Volk, der gegenseitig und durch feierlichen Eid beiden
und die Einwohner nur solange zum Gehorsam verpflichtet, al
Fürst seinerseits ihm getreu bleibt. Allezeit aber sei es das
streben der Spanier gewesen, die Freiheiten abzuschaffen un
rannisch zu regieren. Zum Beweise dessen hebt er mit Gram
an, von den Religionsedikten, der spanischen Inquisition, der
richtung der Bisthümer, der Incorporation der Abteien und
Publikation des Concils von Trient. Dagegen haben die
Herrn gesetzlichen Widerstand erhoben und durch diesen sei der
Granvella's entstanden, und nachdem der König übel berichtet
den, sei das Uebel seit der Ankunft Alba's unerträglich gew
Dieser beraube das Land der vornehmsten Herrn, dieser w
Beschützer und Wächter des Volkes, Egmont und Horn seie
mordet, die Güter werden eingezogen, Jeder bedroht; wider
Recht des Landes, ja türkisch und barbarisch werde Tyrann
übt. Das Land aber, ruft er aus, hat die Pflicht, sich zu w
eingedenk des Schwures, die Landesfreiheiten zu wahren, es
kein anderer Weg, als der Krieg, da die Schelmen den guten
so weit gebracht haben, daß er unsern künftigen König, seinen ei
Sohn eingesperrt hat.

Eingedenk also der Pflicht und der Ehre, treu dem Sch
will er aus allen seinen Kräften zur Ehre Gottes und des

ngs des göttlichen Wortes, für die Größe, das Ansehen und den
uhm des Königs, zur Wiederherstellung der Freiheiten, Privile-
n und der Wohlfahrt der Niederlande, für die Heimkehr und
iedereinsetzung der Gebannten und Beraubten, zur Befreiung der
fangenen und Unterdrückten, zum Schutze der Bedrohten, Unter-
ückten und schmählich Unterjochten und mit Einem Worte für alle
ederländer streiten und ringen und hat mit seinen Freunden und
er Hilfe und Zusage die Waffen ergriffen und ist entschlossen
r eine so heilige Sache Gut und Leben einzusetzen.

Er hofft, daß Alle zu den Waffen greifen, daß Jeder nach
nem Vermögen zur Unterhaltung der Kriegsleute beisteure; für
n Fall aber, daß diese hohen Worte nicht verfangen sollten, kommt
mit der Drohung, ihr sollt wissen, daß wenn ihr mit eurer
chuld nicht unterstützt seid, oder Zerstörung, Uebergriff, Plünde-
ng oder eine andere Unordnung vorkommt, die Schuld auf eurer,
d nicht auf unserer Seite liegt, da wir nichts Anderes ver-
ngen, als euren Schutz und eure Befreiung von der Knecht-
aft.[265]

Von seinem Feldlager aus war das Manifest ergangen.

12.

Wem der Glanz eines Feldzuges vorzugsweise darin besteht,
ß ohne eigenen irgendwie nennenswerthen Verlust der Feind in
rzer Frist gezwungen wird, seine Absicht aufzugeben und dabei
lche Einbuße erleidet, daß seine Schwäche auf lange hinein ihm
ne Rückkehr zu den alten Projekten nicht gestattet, der muß den
ldzug Alba's gegen Oranien im Herbste 1568 den Meisterwerken
r Kriegskunst anreihen.

Bei den drei Einfällen im Frühjahre kam Alles darauf an,
r Sache rasch ein Ende zu machen. Damals hatten die Rebellen
n Boden der Niederlande betreten, und die Aufgabe des Feld-
rrn war es, sie rasch von demselben zu entfernen, damit ihre
waigen Anhänger sich nicht zu ihnen schlagen könnten und den
önigsgetreuen das Vertrauen auf die königliche Macht erhalten
liebe, bei den Schwankenden aber neu gestärkt würde. Daher hat

[illegible] Die Rebe[illegible]
[illegible] sich herbeiließ, [illegible]
[illegible] Verzweiflung, die eige[illegible]
[illegible] Baron von Che[illegible]
[illegible] und rief zornig: „

rzog will sich nicht schlagen!“ aber dieser lachte darüber und
eb ruhig in der Weiterführung seines ursprünglich festgestellten
anes.

Strada erzählt eine Anekdote, welche die Sachlage hübsch cha-
kterisirt. Ein Hauptmann zählte dem Herzoge die Streitkräfte
raniens auf und knüpfte die muthlose Bemerkung daran, daß
ie Rebellion durch so viele Könige und Fürsten und selbst durch
Macht Englands und Dänemarks unterstützt werde. Alba er-
erte, der König von Spanien habe gegen die Liga der Rebellen
e noch viel gewaltigere und mächtigere geschlossen; mit dem Kö-
ge von Spanien seien die von Neapel, Sicilien und Sardinien,
r Herzog von Mailand, der von Burgund und der Graf von
andern verbunden, der Könige von Peru, Mexiko und der Phi-
pinen gar nicht zu gedenken. Unter diesen beiden Ligen bestehe
r Unterschied, daß die erstere durch die Verschiedenheit der Natio-
n und Neigungen, durch die verschiedenartigen Interessen der Ein-
nen bald wieder auseinander gehen müsse, während bei den an-
rn Allen Dasselbe genehm sei, was dem Einen, weßhalb sie dauern-
n Bestand haben müsse.

Der Herzog versammelte seine Streitkräfte in der Gegend von
astricht und zwang dadurch Oranien, seinen Musterplatz in ziem-
her Entfernung von der niederländischen Gränze zu wählen. Beim
loster Romersdorf im Trier'schen ließ dieser nun seine Haufen
sammenlaufen; und hieraus ergab sich für Alba gleich der nicht
unterschätzende Vortheil, daß die durch Oranien beschädigten
eichsstände für eine Unterstützung seines Unternehmens nicht ge-
igt gemacht wurden. Mainz, Trier, Köln, Jülich, die Stadt
achen erlitten durch Oraniens Armee Nachtheil; von Aachen ver-
ngte er Auslieferung alles in der Stadt liegenden Gutes nieder-
ndischer Kaufleute; mit 20,000 Thalern kaufte die Stadt die
forderung ab, das Hochstift erlitt eine Brandschatzung von 6000 Thlr.
Die Geldnoth war in kurzer Frist häßlicher Lagergast bei Oranien.
Nachdem der erste Monatsold bezahlt war, mußte der Prinz um
weitere Mittel sich umthun; vom 17. September ist ein Schreiben
von ihm an Christoph von Württemberg und den Markgrafen von

Baden vorhanden, worin er „von äußerster Noth“ gezwungen bittet, ein Darlehen von 30,000 Thalern oder je so viel als in gutem Willen und Möglichkeit gelegen, dem Beispiele anderer Herrn und guter Freunde folgend, vorzustrecken. Die Soldaten ließen ihren Unwillen offen aus, tödteten Offiziere, und selbst der Prinz wurde von einer Kugel getroffen.

Sein Heer bestand aus 28,000 Mann; darunter waren 16,000 deutsche Fußknechte und 8000 deutsche Reiter, 2000 italienische und französische Infanterie und ebenso viele Reiter aus diesen Nationen. Dazu wollte Genlis, ein hugenottischer Parteigänger, einige weitere Tausend züführen. Weit geringer war Alba's Armee; seine Infanterie erhob sich bis zur Ziffer von 18,600, und an Reiterei hatte er nur 5500. Dieser Umstand hatte bedeutenden Einfluß auf seinen Feldzugsplan, da die Gegenden, in welchen es voraussichtlich zum Schlagen kam, vorzugsweise der Verwendung von Reiterei günstig waren.

An Lüttich suchte Oranien einen Stützpunkt zu gewinnen. Sein Proviantmeister, Andreas Bourlette, war ein Lütticher, und in der Stadt befanden sich calvinistische Elemente, mit welchen er in Verbindung stand. Aber der Fürstbischof, Gerard von Groesbeck, war ein Mann festen Charakters, gegen dessen Wachsamkeit Gelüste der Empörer nicht aufkommen konnten. Sein Kapitel verweigerte zwar in den ersten Wochen des Feldzuges die Aufnahme von Soldaten Alba's in die festen Plätze des Fürstenthums, aber gegen Oranien stand es, sowie die Bevölkerung Lüttichs, treu zu ihm, und der Magistrat, an welchen Oranien mit Umgehung des Fürstbischofs sich um Gestattung freien Durchzugs gewendet hatte, schlug das Begehren, sowie die Lieferung von Proviant, ab, die Stadt wurde in Vertheidigungszustand gesetzt.

Der Sommer war sehr trocken gewesen, der Wasserstand der Maas daher niedrig, und so sehr, daß es einer Brücke nicht bedurfte; am 5. Oktober, in mondheller Nacht ging Oranien über den Fluß bei Stockem; Alba stand nur 3 Meilen entfernt. Er rückte näher heran und hielt sich während des ganzen Feldzuges so nahe, daß zwischen ihm und Oranien immer der kleine Zwischen-

raum von einer oder einer halben Meile lag. Wohin der Prinz sich wandte, dahin folgte er, sich fest an seine Fersen hängend, jeden Abend die geeignetste Position zum Lager aussuchend, niemals eine Blöße zum Angriffe gebend, jede Schlacht vermeidend; nicht weniger als neunundzwanzigmal hat Oranien seine Position gewechselt, aber niemals mochte es ihm gelingen, den vorsichtigen Alba zu verlocken.

Immer aber ließ dieser scharmützeln, ohne Unterlaß den Feind beunruhigen. Seine Reiterei schloß diesen so enge zusammen, daß kein einzelner Soldat und kein kleinerer Trupp vom Gros der Armee sich zu entfernen wagen konnte; dadurch riß empfindlicher Mangel ein; wenn Oranien größere Abtheilungen detachirte, so wichen die Albaischen zurück, aber auch dann kamen keine Lebensmittel in Oraniens Lager, denn im Lüttich'schen hatte der Fürstbischof alle Zufuhr verboten, und im Brabantischen war von Alba befohlen worden, daß die Bauern Alles landeinwärts in sichere Plätze retteten. Oraniens Soldaten wollten sich schlagen, der Führer konnte ihnen keine Gelegenheit dazu schaffen; sie schrieen nach Brod, der Prinz konnte keines geben; Aepfel und Rüben waren ihre Nahrung, bei einigen gefangenen Reitern fand man Mehl im Brodsack, und sie sagten aus, daß man bei ihnen solches roh mit Wasser vermischt, genieße. Zu diesem Elend kamen die Regengüsse und die kalten Nächte des Oktobers und Novembers, und der oranische Soldat kam in Verzweiflung.

Nur ein paar Mal nahmen die Scharmützel größeren Umfang an, so am 12. Oktober, wo den Oranischen 600 Mann erschlagen und 100 Packwagen, viele davon mit geraubten Kirchengeräthschaften beladen, abgenommen wurden. Als der Prinz vom Anmarsche Genli's Kunde erhielt, rückte er südwärts, und hiebei wurde am 20. Oktober sein Nachtrab von Alba's Sohne Friedrich überfallen und an die 3000 Mann aufgerieben. Unter den Gefallenen war Malberg, ein Lütticher, unter den Gefangenen der Herr von Louverval, der in Brüssel auf dem Schaffote starb, unter den Verwundeten der Graf von Hooghstraeten. Nicht Abfall von seinem katholischen Glauben, sondern der Unmuth über die spanische Re-

gierungsweise hatte den jungen Anton von Lalaing, Herrn von Hooghstraeten unter Oraniens Fahne geführt. Er hatte gehofft, daß ein Weg zum friedlichen Zusammenleben der Parteien sich finden lasse, aber von Oranien umstrikt gab er sich nun dazu her, in einem Bürgerkriege, der nach allen Anzeichen zu einem Religionskriege sich gestalten mußte, gegen sein Land und seine Glaubensgenossen zu dienen; und nun mußte er, geschieden von diesen, geschieden von priesterlichem Beistande, sterben. „Laßt mich doch in Frieden sterben!" bat er, aber Oranien ließ keinen Priester zu ihm, weil das die deutschen Soldaten ärgern würde.

Kein Platz in Brabant stand für Oranien auf; nur das einzige Diest wagte unter dem Vorwande, daß es zu Oraniens Domänen gehöre und keinen andern Herrn, als den Prinzen anerkenne, einer Besatzung des Herzogs die Thore zu verschließen. Alba hielt schauerliches Gericht über die unglückliche Stadt, fast 100 ihrer Bürger mußten im folgenden Jahre sterben.

In Geldenaken, das noch auf brabantischem Boden gelegen, gelang Oranien die Verbindung mit Genli's, der über das Luxemburgische und Namur mit 500 Reitern und 3000 Fußknechten, mit Weibern und Kindern, als sollte nicht ein Feldzug unternommen, sondern in den Niederlanden eine Colonie gegründet werden, herangezogen kam; Raub und Plünderung, Mord der Priester und Brand der Kirchen — so gingen auch die zwei altberühmten Abteien, St. Hubert und Hastières in den Flammen auf — bezeichneten den Weg der wilden Horden, die nicht einmal Oranien gehorchten und selbst seinem Kriegsvolke Abscheu erregten.

Oranien verzweifelte an einem Erfolge; er dachte nun nur noch darauf, über die Maas zurückzugehen und wo möglich Lüttich für ein günstiges Winterquartier zu gewinnen. Wiederholt begehrte er in den ersten Tagen des November vom Fürstbischof freien Durchzug, strenge Mannszucht und redliche Bezahlung aller Lieferungen versprechend, und als dieß keinen Erfolg hatte, mit schwerer Rache drohend. An Durchzug durch die Stadt dachte er gar nicht, sondern er wollte sich in den Besitz der Stadt setzen; schon am 10. Oktober hatte er vom Fürstbischof 100,000 Thaler Schaden-

saß gefordert, jetzt seinen Soldaten die Plünderung der Kirchen, :r Klöster und des bischöflichen Palastes zugesagt; nun sollte Ver- :th die Thore der Stadt öffnen. Die Calvinisten erhoben das aupt, der Fürstbischof wurde, da er in Person nicht ergriffen erden konnte, im Bilde an den Galgen geknüpft, das Geschrei :s Aufruhrs hallte durch die Straßen; aber der Fürstbischof hielt, on seinen Vasallen umgeben, gute Wacht und feuerte die Bürger um kräftigen Widerstande an; das Kapitel war nun auch der Hilfe lba's froh, und dieser schickte seine Leute nach Huy und Lüttich; ach einem Kampfe von drei Tagen wurde das Unternehmen Ora- iens auf die Stadt abgeschlagen.

Nun ging der Prinz in Eilmärschen nach dem Süden; die Verfolgung des Herzogs aufzuhalten, verbrannte er die Dörfer, die an seinem Wege lagen; das hinderte aber Alba nicht, ihm beständig auf den Fersen zu sein, und durch die Reiterei in die Flanken zu fallen, und brachte die Bauern von Namur und dem Hennegau in solche Erbitterung, daß alle Soldaten, die vom Heere sich abtrennten, niedergeschlagen und erstochen wurden; 10 bis 11 Tage dauerte der fluchtähnliche Rückzug, und kein Tag verging, wo nicht eine Masse der Ausgehungerten und zu Tode Gehetzten, niedergemetzelt worden wäre.

Die Annalen der Provinz und Grafschaft Hennegau von Vinchant, handschriftlich auf der Burgundischen Bibliothek in Brüssel (von Ruteau gedruckt nur bis zur Abdankung Karls V. herausgegeben), berichten darüber: da Alba auf dem Wege, den der Prinz einschlagen mußte, die Mühlen unbrauchbar machen ließ, damit dieser keine Gelegenheit, sein Getreide zu mahlen, fände, ward dieser so erbittert, daß er allenthalben, wohin er kam, Feuer anlegen ließ, und die Kirchen, Abteien und frommen Orte, so wenig als die Bauernhäuser verschonte, was einen kläglichen Anblick gewährte und zur Verzweiflung trieb. Die von Mons sahen von ihren Wällen aus die Abtei von Bonnespérance brennen und über der Kirche die Flammen höher als zwei Piken aufschlagen. Von Binche bis Quesnoy sah man nichts als brennende Bauernhäuser. Da die armen Landleute, die mit Weib und Kind und ihrem Vieh nach Mons

sich geflüchtet, ihre Dörfer brennen sahen, ließen sie sich nicht mehr in der Stadt halten, sondern schaarten sich in Haufen zusammen, stießen zum Herzog von Alba und warfen sich wie Löwen auf die Deutschen und Franzosen, die sich von der Armee des Prinzen abgelöst und verspätet hatten. Nicht genug, daß Oranien Feuer in die Kirchen und Klöster warf, thaten seine Leute auch den Klosterfrauen Gewalt an und tödteten die Klosterherrn, ja es ging das Gerücht, daß sie in der Abtei Bonnespérance einen an den . . . am Kamine aufgehängt. Im Dorfe Grand Rent schnitten sie einem Kaplan die Ohren ab, einen andern tödteten sie in Longeville bei Bavay, das sie verbrannten.

Bei Quesnoy errang Oranien einigen Vortheil über die Spanier, aber bei Cateau Cambresis zurückgeschlagen, war er genöthigt, am 14. November den französischen Boden zu betreten.

Hier trat ihm der Marschall von Cossé mit 2000 Mann Fußvolk und einiger Reiterei entgegen. Oranien zog sich nach Soissons und erklärte, sich mit den Hugenotten vereinigen zu wollen. Karl IX. suchte es durch Verhandlungen zu hintertreiben; er bot dem Prinzen 200,000 Kronen zur Ablöhnung seiner Truppen, und die Rückgabe seines Fürstenthums Oranien an, wenn er friedlich durch das französische Land nach Deutschland heimkehren wolle; allein von den Hugenotten bearbeitet ging Oranien nicht darauf ein und dachte, sich durch Burgund zur Vereinigung mit Condé durchzuschlagen. Aber seine Soldaten riefen wie Rasende nach Geld. Der größere Theil wollte nach Deutschland zugeführt sein, der andere war es zufrieden, die Bestallung Condé's anzunehmen. So erbittert war die Wuth, daß der Prinz vor persönlichen Mißhandlungen nicht sicher war. Die Soldaten schworen, ihn zu ermorden und durch Verwüstung Nassau's sich bezahlt zu machen. Er führte sie in das Hochstift Straßburg, wo sie wie in Feindesland hausten; er aber gedachte noch im Januar 1569, mit ihnen einen Schlag gegen die königlichen Truppen unter Aumale zu wagen. Dazu begehrte er Hilfe von Deutschland. Der Landgraf Georg von Hessen sollte mit seinen Reitern und zwei Regimentern Fußvolk so weit vorrücken, daß Aumale zwischen ihn und Oranien gerathe und zu einer Schlacht

oder der Ergebung gezwungen würde, worauf dann die Vereinigung mit Condé bewerkstelligt werden könnte. „Da nun, schreibt der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken an den Landgrafen, an diesem hochwichtigen Werke der ganzen Christenheit gar sehr und viel gelegen und uns wohl bewußt ist, daß Ew. Liebden zur Ausbreitung der wahren christlichen Religion Augsburger Confession, so wie zur Unterstützung des Prinzen von Oranien und endlich zum Troste und zur Hilfeleistung von so vielen Hunderttausenden bedrängter Christen gerne die Hand bieten, so erwarten wir, Ew. Liebden werden den Prinzen von Oranien nicht verlassen, sondern gleich Andern mit ihren Streitkräften im Felde erscheinen." Wenn er früher den Franzosen dargeliehenes Geld nicht zurückerhalten, so solle er deßungeachtet zur Ehre Gottes ein Uebriges thun. Aber Oranien sah sich genöthigt, in Straßburg sein Geschütz und andern Kriegsvorrath zu verkaufen und sein Wort zu geben, daß er nach seiner Rückkehr nach Deutschland in Frankfurt oder in einer andern Stadt den Hauptleuten als Geißel für ihre vollständige Bezahlung sich stellen werde. Der größte Theil seines Vermögens war verbraucht, und dazu drückte ihn eine Schuldenlast von vierundzwanzig Tonnen Goldes.

Mit ungefähr 1200 Reitern kam er und sein Bruder Ludwig beim Heere der Hugenotten an.[266]

So kläglich endigte das Unternehmen Oraniens auf die Niederlande im Jahre 1568. Die Freiheit des Landes hatte er auf seine Fahnen geschrieben, aber in Wahrheit stand darauf die Knechtschaft des Landes unter der siegenden calvinistischen Partei. Den Niederlanden stand nur ein Wechsel der gebietenden Gewalt in Aussicht; das strenge, blutige Regiment Alba's hätten sie mit dem nicht weniger strengen und blutigen des Calvinismus zu vertauschen gehabt. Das aber wollten sie nicht. Und nun lag es in der Hand Alba's sie zum dauernden Frieden zu bringen; aber der Mann verstand seinen Vortheil nicht; er wußte zu siegen, aber nicht zu regieren.

Siebentes Kapitel.

Die „Rasereien" Alba's.

1569—1572.

1.

Am 20. Dezember desselben Jahres 1568 zog Alba im Triumph in Brüssel ein; er hatte das Recht dazu, und wie billig ordnete er öffentliche Danksagungen dem Herrn der Heerschaaren an. Die katholische Welt sah die entscheidende Niederlage Oraniens als einen Sieg ihrer Sache an, und auch sie hatte das Recht dazu. Schon der Sieg bei Jemgum war in Rom mit dreitägiger Prozession, welcher der Papst zu Fuß beiwohnte, gefeiert worden. Alles, bis auf die Kelche und was immer nur sein Gewissen gestatte, wolle er dem Könige zur Verfügung stellen, wenn er nur für die Religion in den Niederlanden sorge, hatte Pius damals dem Gesandten Philipps erklärt. Jetzt schickte er in derselben Gesinnung den geweihten Hut und Degen an Alba, und in Brüssel wurden Freudenfeste, freilich in getheilter Stimmung gefeiert, denn wenn auch die Genugthuung über Oraniens Niederlage eine allgemeine war, so war es doch Manchem unlieb, daß gerade Alba der Sieger gewesen, denn es war keine Hoffnung vorhanden, daß unter seiner Regierung das Land sein altes Glück im Frieden wieder schauen werde.

Weder der König, noch sein Statthalter besaßen die richtige Einsicht in die Situation, sie wollten sich nicht zugestehen, daß auch an den Fehlern der Regierung die Zufriedenstellung der Völker

ıitern könnte und wiesen jede Vorstellung, die gegen ihre Ansicht stieß, ab.

Der Kaiser bemühte sich, in seiner Weise dem Könige den andpunkt klar zu machen; wir können nicht Alles im Einzelnen, s er vorbrachte, billigen, aber wenigstens zum Nachdenken hätte Philipp bewegen sollen, zu einigem Zweifeln, ob denn die eige- : Ansichten wirklich die Staatsweisheit in allen Stücken reprä- tiren und ob denn gar nichts von ihnen aufzugeben, an ihnen uändern sei. Die Verhandlungen, welche zwischen Wien und ıdrid in dieser Zeit, Herbst 1568 bis Frühjahr 1569 geführt rden, werfen so helle Schlaglichter auf die Anschauungen der t, daß wir uns ihrer Darstellung, die zum Glücke auf authen- je Aktenstücke sich stützt, nicht enthalten dürfen.

Gerade in der Zeit, nachdem die in Artois und Geldern ein- allenen Banden und Ludwig von Nassau bei Jemgum niederge- rfen waren und während Oranien zu seinem neuen Landfriedens- ıche sich rüstete, brachten die sechs Kurfürsten und andere Fürsten Reiches es über sich, am 22. Dezember dem Kaiser eine Vorstellung :r die Behandlung der Niederlande einzureichen, und Maximilian)m sie an. Das war stark, aber was muß man erst sagen, wenn n die einzelnen Punkte der ungerechtfertigten Vorstellung liest! : Herrn wundern sich, daß der König auf die bisherigen Ver- tlungsvorschläge des Kaisers nicht nur nichts gegeben, sondern ; es im Gegentheile von Tag zu Tag schlimmer werde, daß mde Truppen eingerückt und selbst Glieder des Reiches belästigt rden seien.

Sie erinnern daran, mit welcher Härte Alba die Niederlande t seiner Armee behandelt, mit welcher Grausamkeit dort Fürsten- ıt vergossen worden, da man mit unerhörter Strenge gegen die auchtesten Männer, wie gegen Personen jedes Standes einge- ritten;

daß trotz der Versicherungen des Königs, Alba habe nur den ıftrag, die Rebellen zu züchtigen und nicht die Inquisition ein- führen, diese in Thätigkeit, das Concil von Trient in der Durch-)rung begriffen sei, so daß die Niederlande sich der Wohlthat des

öffentlichen Friedens und der in Deutschland gewährleisteten Religionsübung beraubt sähen, während sie doch in Folge ihrer Incorporation in das Reich derselben sich erfreuen und in Niederdeutschland dieselben Gesetze wie in Oberdeutschland in Geltung sein sollten;

daß Horn und Oranien als Reichsstände gegen das Recht des Reiches ihrer Würden und Herrschaften beraubt seien, endlich, daß die Reichsstände und insbesondere die am Rheine durch die Stockung des Handels empfindlichen Schaden leiden.

In Folge dessen bitten sie den Kaiser, als oberstes Haupt und Herrn der deutschen Nation, alle diese Dinge reiflich zu erwägen, die Calamitäten und Bedrängnisse der Barone, Herrn, Edlen und der andern Vasallen und Unterthanen Niederdeutschlands mit gütigem Auge anzusehen, sie in seinen Schutz zu nehmen, und alle möglichen Mittel aufzubieten, daß Seine katholische Majestät und die neuen Beamten in den Niederlanden erkennen, wie dem Kaiser, den Kurfürsten und Fürsten des Reiches die Angelegenheit der Niederlande Herzensangelegenheit sei, und damit vor aller Welt bekannt werde, daß der Kaiser und die Fürsten zur Erhaltung des Vaterlandes und der öffentlichen Ruhe enge verbunden seien.

Zu diesem Zwecke legen sie in die Hände des Kaisers ihre Staaten, Gut und Leben, sind sie zu jedem Opfer bereit, damit diese Provinzen in ihre alte Wohlfahrt zurückversetzt, von der fremden Soldateska befreit und nicht mehr tyrannisch regiert werden im Widerspruche mit dem Religionsfrieden, mit ihren Privilegien, Rechten und Immunitäten.

Zum Schlusse fordern sie, daß darauf Bedacht genommen werde, die deutschen Truppen, die in der spanischen Armee dienen, zurückzurufen.

Am 1. Oktober gab der Kaiser die Antwort, daß er seinen Bruder, den Erzherzog Karl nach Spanien schicken werde.

Diese Sendung kam trotz des heftigen Widerspruchs Philipps und Alba's zur Ausführung. Zugleich schickte der Kaiser Specialkommissäre an Oranien, aber auch an Alba, um Waffenruhe zu fordern.

Alba gab dem Kaiser zu verstehen, wie kränkend die Sendung für den König sein müsse und wie erfolglos, da er den ausdrücklichen Befehl habe, weder einen Waffenstillstand einzugehen, noch einen Frieden zu schließen. Mit einem Rebellen sah sich der König von Spanien auf gleichen Fuß gestellt, mit einem bewaffneten Rebellen sollte er unterhandeln und diesem zum Vortheile Fürsten gegenüber, die kein Recht dazu besaßen, Zugeständnisse zu machen. Er hatte Recht, wenn er in einem Handschreiben an den Kaiser am 22. November dahin sich ausdrückte, daß er an die Absicht der Sendung des Erzherzogs nicht glauben könne, da es ja unmöglich sei, daß Maximilian ihm etwas, was seiner Ehre und Autorität so sehr zuwider ist, zumuthe oder überhaupt nach so schweren Excessen, die bis zum bewaffneten Einfalle in seine Länder sich erhoben, noch eine Vermittlung versuchen wolle. Noch viel weniger kann er glauben, daß der Kaiser dem Prinzen eine so große Ehre, wie diese Demonstration wäre, habe angedeihen lassen. Erstaunt ist er, daß die deutschen Fürsten sich beikommen ließen in die Art und Weise hineinzureden, wie er seine Erbstaaten regieren solle, und ihm vorschreiben zu wollen, welche Minister er verwenden dürfe. Das ist denn etwas, was noch nie dagewesen und eines Fürsten von seinem Range durchaus unwürdig ist.

Dieses Schreiben verfehlte seine Wirkung nicht; der Kaiser wich augenblicklich mit hohen Betheurungen, daß er niemals eine Beleidigung des Königs beabsichtigt, daß er im Gegentheile mit allen Mitteln allen wider Philipp gerichteten Anschlägen entgegenarbeiten werde, und mit der Erklärung zurück, daß er mit jeder Antwort des Königs an den Erzherzog zufrieden sein werde, nur bat er, daß diese so abgefaßt werden möchte, daß er sie den Kurfürsten zeigen könne. Maximilian war in der mißlichen Lage, es weder mit den deutschen Fürsten, bei denen er schon stark genug im Verdachte stand, noch bei Philipp zu verderben, dessen Beistand in der Türkennoth ihm so nöthig, und dessen Werbung um seine Tochter Anna ihm so erwünscht war.

Unterdessen war der Erzherzog, nachdem die Antwort längst fertig

war, am 10. Dezember Nachmittags in Madrid eingetroffen und mit allen Ehren im königlichen Palaste empfangen worden. Einige Tage darauf überreichte er seine Instruktion, ohne sich darüber auszulassen. Am 20. Januar folgte die Antwort, castilisch, weil sowohl der Erzherzog als der Kaiser diese Sprache vortrefflich verstehen; sie war so gehalten, daß sie veröffentlicht werden konnte; zu diesem Zwecke wurde dem Erzherzog auch eine lateinische Uebersetzung derselben eingehändigt. Am 23. replicirte Karl, worauf der König nur wenig sagte und sich auf seine erste Antwort bezog, und nun schien der Erzherzog zufriedengestellt, denn er brachte nichts weiter vor.

Wir führen nun die Instruktion des Erzherzogs vor.

Sie erinnert an die wiederholten Mahnungen des Kaisers über das grausame Regiment Alba's; dann bringt sie die Schritte vor, welche die deutschen Fürsten beim Kaiser gemacht, damit durch dessen Vermittlung die Niederlande von dem tyrannischen Joche befreit werden. Es folgte die Mittheilung der Sendung von Specialkommissären an Alba und Oranien zur Herbeiführung eines Waffenstillstandes; weiterhin die Behauptung, daß die große Armee, von Oranien zusammengebracht, die bedeutende Unterstützung seiner Bestrebungen von Seite der deutschen Fürsten erkennen lasse und daß der Kaiser unter diesen Umständen gegen Oranien die Reichsacht nicht aussprechen könne, wie Alba verlangte. Der Erzherzog hat den Auftrag, die oben angeführte Vorstellung der Fürsten dem Könige vorzulegen und zu verlangen, daß er der Reconciliation Oraniens unter annehmbaren Bedingungen zustimme, an die Stelle der Strenge die Milde treten lasse, den Kaiser als Friedensvermittler annehme, die fremden Truppen aus den Niederlanden entferne, die kaiserliche Gesandtschaft an Alba und Oranien für genehm halte und dem Herzog v. Alba aufgebe, den Verhandlungen wegen der Waffenruhe einen günstigen Ausgang zu geben.

Seine Vermittlung stützte der Kaiser unter Anderem vorzugsweise auf den Umstand, daß die Mehrzahl der niederländischen Provinzen Reichslehen seien.

Die Antwort Philipps war königlich, und wenn es auch nicht

meine Absicht ist, sie in allweg gutzuheißen, so ist es doch angezeigt, sie mit der Festigkeit der Grundsätze, auf welche sie ihre Ausführungen baut, der Grundsatzlosigkeit und Verlogenheit der Politik unserer Tage gegenüber kennen zu lernen.

Der König beginnt damit, daß er sagt, er hätte geglaubt, statt Vorwürfe Dank verdient zu haben und Glückwunsch von Seite aller deutschen Fürsten für sein erfolgreiches Eintreten zur Befestigung und Erhaltung des Ansehens Aller, denen daran gelegen sein muß, daß ihre Unterthanen ihnen den Gehorsam leisten, welchen sie nach göttlichem und menschlichem Rechte ihnen schuldig sind. Der Kaiser und die Reichsfürsten seien getäuscht, er hoffe sie davon zu überzeugen, und dann werden sie den Rebellen keinen Schutz und keine Hilfe mehr gewähren. Den Schluß, der aus der Vereinigung einiger Provinzen mit dem Reiche gezogen werden will, daß er nämlich zur Beobachtung der Gesetze, Ordonnanzen und Reichstagsabschiede verpflichtet sei, kann er nicht zugeben. Im Jahre 1548 sei in Augsburg das Gegentheil beschlossen worden, und obgleich er immer gerne bereit sei, dem Kaiser als seinem Verwandten und so klugen Fürsten, Rechenschaft zu geben, so werde er dieß doch niemals als eine Pflicht und Schuldigkeit anerkennen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht er ausführlich auf jene Punkte der Instruktion ein, welche die Religion, die Züchtigung der Rebellenhäupter, die Veränderung der Regierungsform, die spanischen Truppen und den Prinzen von Oranien betreffen.

Die Religion sei ihm von Gott an's Herz gelegt, und sein Gewissen habe ihm nicht gestattet, irgend etwas zu dulden, was zum Nachtheile der römisch-katholischen Kirche oder ihrer Einrichtungen und Gesetze gereichen könnte, und seine Vasallen und Unterthanen hätten wahrhaftig keinen Grund und kein Recht, ihn deßhalb anzuklagen, und noch viel weniger die deutschen Fürsten. Denn wenn er anders gehandelt hätte, wäre er von der Bahn seiner Vorfahren abgefallen und würde den Titel eines katholischen Königs nicht verdienen, er würde die Gesetze und die Lehre der Kirche umstoßen und beschimpfen und aus der Gemeinschaft aller Fürsten der Christenheit heraustreten. Deßhalb sehe er keine Möglichkeit, in der Religion

irgend eine Meinung, Anbequemung, Form oder Gesetzgebung anzuerkennen, die nicht von der römischen Kirche ausgehen, der allein zusteht, Das aufzustellen, was die Christenheit halten und beobachten muß, denn diese Sache hängt von Gott allein ab und nicht vom Willen, Wohlgefallen, vom Nutzen und der Bequemlichkeit der Menschen, und die Autorität und die Meinung der Fürsten hat nichts damit zu schaffen. Er kann sich auch nicht überzeugen, daß ein Abkommen mit dem wahren Glauben, die Vergünstigung einer andern Religionsübung eine gerechte und den Vasallen zuständige Sache sei, da Jeder verpflichtet ist, von Herzen zu glauben und aufrichtig zu bekennen, was die Kirche und unser Herr bestimmt hat, und die Fürsten selbst Gott gegenüber gehalten sind, durch Beispiel und Gesetz das Wohl ihrer Unterthanen zu befördern und diese auf dem Wege des Heiles zu erhalten. Die Erfahrung der vergangenen Jahrhunderte wie der gegenwärtigen Zeiten weise es auf, daß nichts gefährlicher sei, als die Einmischung in die Religion; Verwirrung, Elend, Ruin in allen Staaten sei die Folge davon. Das habe man an verschiedenen Orten beobachten können, denn das sei ein Feuer, das zur großen Flamme wird, wenn man es nicht alsbald löscht. Die Gott schuldige Ehre und sein Dienst sind menschlicher Klugheit nicht unterworfen, und gar leicht sei es zu erkennen, wie der öffentliche Friede und das Ansehen der Fürsten sich nicht halten und wahren lassen, wo die Völker in der Religion getheilt sind. Vernunft, Erfahrung und das Beispiel Frankreichs rechtfertigen diesen Satz.

Was die Züchtigung betrifft, die man über einige Rebellen verhängt, und die Todesurtheile, die über Einige des Hochverraths schuldig Erfundene ausgesprochen wurden, so konnte die Strafe nicht geringer ausfallen Angesichts der Frechheit des Verbrechens und der Nothwendigkeit, ein Exempel zu statuiren. Diese lag vor, wenn die Autorität des Königs gewahrt und das Land zum Frieden gebracht werden sollte. Der Gerechtigkeit ist dabei nach allen Seiten hin Genüge geschehen; man hat die Vertheidigung der Angeschuldigten wohl erwogen. Selbst die Ungläubigen, die Heiden und Türken erachten in gemeinsamer Anschauung die Verbrechen der

Verschwörung, des Hochverraths, Aufruhrs und Eidbruchs für so schwer, daß sie die Schuldigen aller Theilnahme des Mitleids, der Unterstützung und Gnadenvermittlung für unwürdig erachten.

Wenn man auch anerkennt, daß Milde und Güte Tugenden sind, welche der fürstlichen Würde gar wohl anstehen und viel dazu beitragen, daß die Liebe und Anhänglichkeit der Völker den Fürsten zufällt und die Länder in Flor kommen, so gibt es denn doch auch Zeiten, Gelegenheiten und Verhältnisse, welche die Einschränkung dieser Tugenden und den unbeschränkten und regelrechten Gang der Gerechtigkeit verlangen, besonders wenn es sich darum handelt, ein Exempel zu statuiren und eine schrankenlose und folgenschwere Frechheit von Volksaufwieglern oder Soldaten zu züchtigen, so daß die in den Niederlanden wegen der männiglich bekannten Ursachen verhängten Strafen und Kundgebungen ein Werk der Nothwendigkeit waren. Keiner der benachbarten Fürsten hatte Grund, sich darüber zu beklagen, besonders da die in Frage stehenden Herrn viel für die Erhaltung des Gehorsams und Respektes beitragen konnten. Ueberdieß wurde dabei so sehr Mäßigung beobachtet, daß der Menge des Volkes geschont wurde, und der Arm der Gerechtigkeit sich nur gegen einige Urheber der Verschwörung erhob. Besonders wenn in Betracht gezogen wird, was bei ähnlichen Veranlassungen und Aufständen in alten Zeiten geschehen ist, wird man nicht darauf bestehen, daß dießmal die Strenge Platz griff, sondern man wird vielmehr große Milde und viel zu große Güte zugeben, und fälschlich bürdet man die Schuld an den Unruhen der Strenge auf, während im Gegentheil die zu große Nachsicht, Verzögerung, Milde und Mäßigung die Verwegenheit, Frechheit und den Entschluß zu den Unruhen begünstigt haben, so daß das Gewissen des Königs den Vorwurf erhob, daß er seine Pflicht nicht mit der Vorsorge und dem Eifer erfülle, die er Gott und der Ruhe seiner ihm anvertrauten Unterthanen schuldig ist.

Die Fürsten des Reiches beklagen sich, daß die althergebrachte Regierungsform in den Niederlanden, daß die Gesetze, Privilegien und Gewohnheiten umgestoßen werden und daß zu diesem Ende der Herzog von Alba mit einer Armee

von Italienern und Spaniern geschickt worden sei.
Darüber sollen die Nachbarn in Unruhe versetzt sein.

Hingegen bemerkt Ihre spanische Majestät, daß durch kein Ge-
setz, durch keine Verfassung die Souveräne gebunden oder verhin-
dert seien, ihre Staaten nach ihrer eigenen Einsicht, die ihnen di
beste und für das Wohl ihrer Unterthanen zuträglichste erscheint, z
regieren, selbst wenn sie Alles nach ihrem Geschmack und Belieben
thun würden; das Gegentheil wäre eine allzugroße Einschränkun
und Schwächung ihres Ansehens.

Uebrigens habe er aus natürlicher Liebe zu dem niederländ
schen Volke fortwährend Wohlwollen gegen ihre vorgeschützten Pr
vilegien und löblichen Gewohnheiten getragen und sie beobacht
lassen. So sei von ihm auch in dieser Beziehung nichts erneu
oder umgestoßen, noch weniger die Form der Regierung, Gesetz
Polizei, Rathskammern abgeändert, keine neuen Rechte usurpirt wo
den, sondern er sei die alten Wege seiner Vorfahren gegangen,
daß man nur den Schluß ziehen könne, wie falsch und lügenh
das Geschrei, die Klagen und Beschwerden seiner Feinde, Wide
sacher und der Verbannten sei.

Und wenn er als seinen Stellvertreter und Generalcapit
den Herzog von Alba, seinen Obersthofmeister und Staatsrath na
den Niederlanden geschickt hat, so kann kein Mensch mit Grund i
tadeln, da es in seiner Freiheit und Macht steht, nach eigen
Gutdünken den Mann auszuwählen, der ihm für ein Amt pa
send und geschickt erscheint, besonders in Zeiten des Aufruhrs u
der Wirren, die nur durch einen Minister zum Schweigen gebra
werden können, der Erfahrung, Klugheit und Vertrauen besitzt. Al
diese und noch andere große Eigenschaften finden sich beim Herzo
Die Frau Herzogin von Parma, seine Schwester, hat ihn eindrin
lich und inständig gebeten, sie der Statthalterschaft zu entheb
und da ihre Bitten auf das Bedürfniß ihrer Gesundheitsumstän
und die Nothwendigkeit ihrer Rückkehr in ihre Staaten gegrün
war, so hat er nicht umhin gekonnt, ihrem Antrage Folge zu g
ben. Da hat er sein Auge auf den Herzog geworfen, denn
handelte sich um das Commando einer Armee und darum, eine A

gelegenheit von großer Wichtigkeit mit Aufrichtigkeit, Eifer und Gewissenhaftigkeit zu behandeln. Wenn die Uebelwollenden sein Wohl nicht gerne gesehen, so hofft er, daß dafür die braven Leute, die für die Ehre Gottes Eifrigen sie gut und mit großer Genugthuung aufgenommen haben werden, besonders da es sich nur um eine kurze Zeit handelt und der Herzog, wenn das Wichtigste geschehen ist, nach Spanien zurückkehren wird, wie es der Wille und die Absicht des Königs ist.

Was die spanische Nation betrifft, derentwegen man ein so großes Geschrei erhoben und sich beklagt hat, so verwundert er sich, daß man ihm zur Schuld anrechnen wolle, ihrer zum Schutze und zur Vertheidigung seines Landes sich zu bedienen, denn es handelt sich um seine eigenen Vasallen, und er hat Grund, diesen zu mißtrauen. Da hat man sehr Unrecht, seine rechtmäßige Competenz einschränken und begränzen zu wollen, ein Recht, das von Natur aus Jedem, auch dem Geringsten zusteht, denn bei jedem Angriffe sieht man, daß der Angefallene sich vertheidigt und sich nicht nur durch seine Angehörigen und Diener, sondern auch durch seine Freunde und auf jede mögliche Weise beistehen läßt. Um so weniger ist die Klage über ihn begründet, als er den benachbarten Fürsten keinerlei Gelegenheit zum Schaden gegeben hat. Und diese Herrn wollen sich zum Schiedsrichter über die Wahl seiner Vertheidigungsmittel aufwerfen, während er doch immer beflissen gewesen ist, gute Nachbarschaft mit ihnen zu halten, während er ihren Unterthanen zu ihrem großen Vortheile alle Freiheit und Gelegenheit des Handels gestattet hat? Mehreremale wäre ein feindseliger Einfall in ihre Länder sein wohlbegründetes Recht gewesen, aber jedesmal hat er gemessenen Befehl gegeben, es nicht zu thun. So ist es wohl bekannt, daß der Graf von Emden den Rebellen, die mit Waffengewalt in die Provinz von Gröningen und Overyssel eingefallen sind, freien Durchzug und die Erhebung und Zufuhr von Lebensmitteln gestattet hat, wofür man mit Fug und Recht Genugthuung verlangen und durch Besetzung seines ostfriesischen Gebiets Rache nehmen konnte, was leicht gewesen wäre. Aber der Herzog ist mit Rücksicht darauf, daß das Ländchen zum Reiche ge-

hört und er in keiner Weise der kaiserlichen Majestät zu nahe treten wollte, davon abgestanden. In der gleichen Absicht hat man auch der Länder von Lüttich und Cambrai, auf deren Verwüstung Oranien es abgesehen, sich angenommen. Das sind die guten und heilsamen Erfolge des Aufenthaltes der spanischen Nation in den Niederlanden, der Schutz der braven Leute und die Vereitelung der schlimmen Absichten der Uebelthäter.

Was die Person des Prinzen von Oranien betrifft, so erklärte der König, daß er die Vorstellung wegen der enormen Größe der Verbrechen des Prinzen übel aufnehmen könnte. Denn als sein Vasall war derselbe ihm durch einen Eid verbunden, er war Statthalter von vier guten Provinzen, von Holland, Seeland, Utrecht und Burgund, er war Ritter vom goldenen Vließe und Mitglied des Staatsraths, also durch göttliche und menschliche Gesetze wohl verpflichtet, ihm allezeit treu und gehorsam zu sein, seine Interessen wahrzunehmen und die Rebellen mit aller ihm zu Gebote stehenden Gewalt, selbst mit Lebensgefahr zu verfolgen. Das hat er nicht nur nicht gethan, sondern er hat sich zum Haupte des Aufruhrs gemacht, er war der Anstifter der Verschwörung und des Aufstandes, und ihm sind alle Uebel, aller Schaden, die gottesschänderische Verletzung der Kirchen, mit Einem Worte, ihm ist alle Unordnung, alles Unglück, all' die Gewaltthätigkeit wider Gott und den König in den Niederlanden zur Last zu legen. Und er war nicht zufrieden mit diesem Gräuel, sondern er hat auch noch durch Verkehrung der Wahrheit, durch falsche Angaben, durch Verläumdung dem Könige bei den Nachbarn und Fürsten des Reiches einen sehr schlechten Dienst geleistet, indem er sie mit ihm entzweien und zur Unterstützung seiner Ungerechtigkeit zur Ergreifung der Waffen und zu Feindseligkeiten wider seine Staaten überreden wollte. Das ist ein so enormes Verbrechen, daß es Gnade und Verzeihung nicht verdient, im Gegentheile exemplarische Züchtigung heischt ohne alle Hoffnung, jemals, so lange er am Leben ist, Ruhe zu finden, weil er, nachdem die ersten Wirren sich einmal gelegt hatten, immer fortfuhr, sie aufs Neue zu erregen. Deßhalb wäre es mit der Gerechtigkeit, mit der Vernunft, mit der Verpflichtung gegen Gott, mit

der Autorität und Würde des Königs unvereinbar, ihn in seine Güter wieder einzusetzen, so lange die Dinge auf dem gegenwärtigen Fuße stehen; im Gegentheil muß noch eine größere und eine immerwährende Demüthigung eintreten.

Der König hofft, daß diese Gründe dem Kaiser so wichtig und durchschlagend erscheinen werden, daß weder er noch die Reichsfürsten eine Beleidigung darin finden können, wenn dem Verlangen nach Niederlegung der Waffen, nach Friede und Wiederaufnahme zu Gnaden nicht stattgegeben werden kann. Der König hat weder eine Veranlassung, noch zwingende Nothwendigkeit dazu. In jedem Falle aber müßte man doch einen Unterschied machen zwischen den Friedensverträgen, wie sie zwischen souveränen Fürsten, und wie sie mit einem Vasallen geschlossen werden, wo der Souverän seinen Rang, seine Würde und sein Ansehen wahren muß.

Im Weitern ergeht sich der König über die Nachtheile, welche das Reich durch die niederländischen Wirren leidet, und über den Verdacht einiger Fürsten gegen den Kaiser, als ob dieser zu Philipps Maßnahmen in den Niederlanden seine Zustimmung geben würde, über die angeblichen nachtheiligen Einwirkungen der niederländischen Wirren auf die Reichsstände und ihre Unterthanen, über die Absicht den deutschen Kriegsleuten den Dienst in den Niederlanden zu untersagen, über die angebliche Pflicht des Kaisers, gegen Philipp einzuschreiten und endlich über die Leiden der Niederlande in Folge des Krieges.

Für den Kaiser allein erhielt der Erzherzog eine eigene Denkschrift, in welcher sich der König mit allem Freimuthe darüber aussprach, daß er es nicht für möglich gehalten, daß Oranien zu seinen Gewaltthätigkeiten gegen seinen angeborenen Fürsten und Herrn eine so große Armee in Deutschland zusammengebracht und daß er dabei von Fürsten, Städten und Privatleuten des Reiches Unterstützung gefunden, ohne daß dem Kaiser eine Verhinderung möglich gewesen, was er sehr bedauert; nicht weniger empfindlich war es ihm, daß der Rebell durch die kaiserliche Gesandtschaft auf gleichem Fuße mit dem Herzog von Alba gehalten worden und daß man ihm die Ehre anthat, zu seinen Gunsten sogar einen Erzherzog, des

Kaisers Bruder nach Spanien zu entsenden; was ihn aber am meisten geschmerzt, ist der Versuch des Kaisers, ihn in den Angelegenheiten der Religion zu einer unstatthaften Milde und Nachgiebigkeit bereden zu wollen; da solle der Kaiser wissen, daß keine menschliche Rücksicht, keine Staatsrücksicht, mit Einem Worte, nichts in der Welt ihn auch nur einen einzigen Schritt von dem Wege abbringen kann, den er in dieser Angelegenheit befolgt und den er zu befolgen gedenkt, und zwar mit solcher Entschiedenheit, daß er gegentheilige Rathschläge und Zuflüsterungen nicht nur nicht aufnehmen, sondern nur mit Mißfallen anhören wird.

Ueber diesen Punkt sprach Philipp auch noch mündlich mit dem Erzherzoge, er halte zwar Maximilian für einen christlichen Fürsten, nehme aber mit Bedauern wahr, daß er, sei es um den Reichsfürsten zu gefallen, sei es aus andern Staatsrücksichten, die Kundgebungen, welche der Glaube fordert, unterlasse und dadurch der Welt Veranlassung zu verschiedenem Urtheile gebe. Der König bat den Erzherzog, seinem Bruder hierüber Vorstellungen zu machen und ihm zu bedenken zu geben, daß Alles von Gott abhänge und seine Angelegenheiten desto besseren Erfolg haben werden, wenn er den rechten und wahren Weg gehe und seine Pflicht als christlicher und katholischer Fürst erfülle.

Auch darüber gab der König dem Erzherzoge noch eine Ausführung, daß die Niederlande in keiner Weise zur Befolgung der Reichstagsabschiede und am allerwenigsten in Sachen der Religion gehalten seien; er berief sich dabei auf ein 1548 in Augsburg getroffenes Abkommen; Granvella hatte ihm das urkundliche Material dazu geliefert.

Wenn man das Schreiben des Kaisers an Philipp vom 26. Mai 1569 liest, und sich dabei an das schon angeführte Wort erinnert, daß er sich mit jeder Antwort zufrieden gebe, so gewinnt die Angabe Alba's, die er vom Kurfürsten von Trier gehabt haben will, alle Wahrscheinlichkeit, daß nämlich das Vermittlungsgesuch der Kurfürsten lediglich eine Formsache gewesen sei.

So will er auch von Chantonay erfahren haben, daß fast Alle, welche sich an den Kaiser gewendet, eine Antwort gar nicht

abgewartet haben, und daß Einige gestehen, daß sie an der Demonstration nur Theil genommen, um ihre Freunde zufrieden zu stellen.

Auf welchem Standpunkte man stehen mag, auf dem Oraniens oder des spanischen Königs, muß man mit Widerwillen und Ekel vor diesen Menschen erfüllt werden, die sich deutsche Fürsten nannten, und wo es kein Wagniß galt den Mund so voll nahmen von der „ehrliebenden deutschen Nation" und ihren fürstlichen Pflichten gegen dieselbe, nicht aber in ehrlicher Weise zu einem Prinzip stehen, in fremder Herren Ländern jede Rebellion unterstützen, wenn sie nur den Haß gegen das katholische Wesen auf die Fahne schreibt, aber die Partei wieder verlassen, wenn von ihrem Eigennutz Opfer gefordert werden, gegen das Kaiserhaus intriguiren und in Kleinlichkeiten ihr unrühmliches Dasein hinschleppend, das Reich zu Schaden kommen lassen, aber immer der Vaterlandsliebe sich rühmen.

Keinen einzigen Punkt der kaiserlichen Vorstellung hatte Philipp zugegeben, auf die Einwürfe der Gesandtschaft gegen seine Ausführung kaum eine Antwort gegeben, und doch schreibt Kaiser Maximilian am 25. Mai an ihn, daß er die Rechtfertigung, Entschuldigung und Erklärung des Königs dem größten Theile nach in der Vernunft und Gerechtigkeit begründet finde. Nur thut er ihm zu wissen, daß er nach reiflicher Erwägung für gut gefunden habe, die Antwort des Königs den Kurfürsten und Fürsten nicht wortgetreu mitzutheilen, weil sich darin über den Religionspunkt einige Worte und Argumente fanden, welche ihm außerordentlich hart und geeignet erschienen, Jene unter den Fürsten, die sich zur Augsburger Confession halten, widerwillig zu stimmen. Er hat deßhalb, allerdings mit Vorwissen des königlichen Gesandten, einige Stellen unterdrückt, andere gemildert, ohne jedoch die kategorische Erklärung des Königs über seinen Entschluß, wie er es in Sachen der Religion mit seinen Staaten und Vasallen zu halten gedenkt, im Geringsten zu modificiren.

Darüber empfand Philipp großes Mißvergnügen, er trug Alba auf, den Kurfürsten von Mainz und Trier, damit sie seine wahre Meinung erfahren, Abschrift der unverstümmelten Antwort mitzutheilen, und eigenhändig schrieb er am 21. Juli, daß er, abgesehen

davon, daß keine menschliche Rücksicht ihn bei ähnlichen Gelegenheiten an seiner wahren Meinungsäußerung hindern werde, durchaus nicht einzusehen vermöge, wie die Reichsfürsten an seinem Bekenntnisse des katholischen Glaubens sich ärgern könnten.

Wahrhaftig, man braucht kein besonderer Verehrer des spanischen Königs zu sein, um freudig anzuerkennen, wie groß dieser Mann mit der strengen Consequenz seiner Grundsätze diesen Kleinkrämern der Politik gegenüber dasteht.

Der Erzherzog drückte dem Könige noch den Wunsch des Kaisers um Heimsendung des jungen Erzherzogs Rudolph aus, empfing aber dafür die schmeichelhafte Antwort, daß es Philipp bei der gegenwärtigen Lage seines Hauses von Wichtigkeit sei, die beiden Erzherzoge, Rudolph und dessen Bruder in Spanien zu haben, besonders den ältern, damit die Spanier sie kennen und lieben lernten, und überdieß habe er die Vermählung Rudolphs mit seiner Tochter Isabella beschlossen.

Auch die Vermählung Philipps mit des Kaisers Tochter, der Erzherzogin Anna, wurde bei dieser Gelegenheit endgiltig verabredet.

Mit einem Geschenke von 100,000 Dukaten und andern Gunstbezeigungen verließ der Erzherzog Karl den spanischen Hof.[161]

2.

Haben wir der strengen Folgerichtigkeit, mit welcher Philipp an seinen Grundsätzen festhielt, alle schuldige Anerkennung gezollt, so darf dieß durchaus nicht so aufgefaßt werden, als ob wir nun unserer bisher festgehaltenen und hoffentlich begründeten Anschauung ungetreu werden wollten, daß eben das in allweg starre Festhalten des spanischen Hofes an den einmal aufgestellten Ansichten den Verlust der Niederlande nach sich zog. Wir müssen hier wiederholt den Satz aufstellen, daß wenn man sich von Seite Spaniens Mühe gegeben hätte, Vertrauen zwischen der Regierung und dem Volke herzustellen, wenn namentlich die alten Gewohnheiten respektirt worden wären, jetzt alle Verhältnisse zur Begründung eines dauernden Friedens zwischen Fürst und Volk vorhanden waren.

Spanien schien gar nicht zu bedenken, was in der einen Thatsache lag, daß trotz der großen Macht, mit welcher Oranien gegen das Land rückte, keine Stadt zu seinen Gunsten sich erhob, kein Huhn, wie Renom de France sich ausdrückt, ihm ablieferte, daß im Gegentheile willig und getreu alles Volk dem Heere Alba's Vorschub leistete; Oranien selbst klagt, daß er keines Menschen Hilfe und Unterstützung in den Niederlanden gefunden habe. Nicht der Schrecken hielt das Land nieder, das ist eine ganz irrthümliche Auffassung, an die man sich gedankenlos gewöhnte, nachdem sie von den Geschichtschreibern der oranischen Partei zur Erklärung und Beschönigung der Erfolglosigkeit ihres Unternehmens so oft und eindringlich auf den Markt gebracht wurde, daß sie aller Welt ohne Aufhören in den Ohren klang. Die Masse des Volkes, der bei weitem größte Theil der Niederlande wollte bei seinem Könige und dadurch bei seiner alten Religion bleiben; der erste Sturm des calvinistischen Eifers war vorübergebraust und das kleine Häuflein der Sektirer vermochte den Schrecken der Augusttage nicht mehr zu verbreiten, die hauptsächlichen Führer waren außer Landes und die zurückgebliebenen hatten wohlweislich die Hörner eingezogen: — die Niederlande standen zur Regierung, und erst den fortgesetzten Fehlern derselben, den Rasereien Alba's, um mit Strada zu sprechen, ist es zuzuschreiben, daß die Niederlage Oraniens keine Früchte getragen hat.

So urtheile nicht ich aus mir heraus, sondern ich habe mich damit nur zum Dolmetscher von Zeitgenossen der Ereignisse gemacht, von Männern, welche, wie Renom de France, J. B. von Taxis und Andere, denen wir noch begegnen werden, vollständig in der Lage waren, den Gang der Ereignisse mit staatsmännischer Einsicht zu beurtheilen.

Am 4. Juli 1570 schrieb Philipp an Alba: „Eine für meinen Dienst und das Wohl und die Ruhe der Niederlande eifernde Person hat mir die Ansicht vorgetragen, daß der Augenblick zur Umwandlung der niederländischen Provinzen in ein Königreich günstig wäre, und sie hat mir dafür eine Denkschrift überreicht. Da mir die Sache von Wichtigkeit zu sein scheint, habe ich beschlossen,

Ihnen eine Abschrift davon zu schicken. Sie werden dieselbe den Mitgliedern des Rathes oder andern nach Ihrem Dafürhalten geeigneten Personen mittheilen und mir Ihre Ansicht darüber vorlegen. Derselbe Plan wurde zur Zeit meiner Anwesenheit in den Niederlanden gefaßt, aber damals schien es wegen der Schwierigkeiten, die sich darboten, nicht geeignet, ihm Folge zu geben. Doch heutzutage sind die Verhältnisse nicht mehr die gleichen; die Unterthanen sind unterworfen, und ich glaube sicher, daß sie nicht wagen werden, sich gegen die Ausführung aufzulehnen. Wenn man sie mit Geschick veranlassen könnte, daß sie selbst mich darum bitten, so wäre das gewiß der beste Weg. Im Uebrigen schlagen Sie mir die Form vor, unter welcher ich vom Papste den Königstitel nachzusuchen, und ob ich bei der Sache auch mit dem Kaiser mich ins Einvernehmen zu setzen hätte." [268]

Schon mehrmals war dieser Plan aufgetaucht. Schon aus dem Jahre 1556 ist eine Denkschrift darüber von der Hand des Rathes von Assonleville vorhanden, und was damals für einen geeigneten Zeitpunkt zurückgelegt wurde, beschäftigte fortwährend den Geist des Königs. Wenn wir hieran uns erinnern, wird uns der Standpunkt der spanischen Regierung in den Niederlanden völlig klar. Von Alba kann ich nicht nachweisen, daß er die Ausführung des Projektes in der Form, wie es dem Könige vorgelegt und von diesem aufgegriffen worden, beabsichtigt hätte; allein seine ganze Regierungsweise war von dem Gedanken getragen, die Niederlande sind eine unterworfene Provinz und in allen ihren Verhältnissen lediglich vom Willen des Königs abhängig; die Privilegien sind erloschen, der Vertrag zwischen Fürst und Volk, von diesem gebrochen, ohne weitere Geltung, es existirt außer und neben dem Rechte der Majestät kein anderes. Wenn wir auch der Forderung der Gerechtigkeit genügend bei den Regierungshandlungen des Herzogs den Drang der Zeitumstände in Betracht ziehen und nicht außer Beachtung lassen, daß manche Maßregel aus augenblicklicher, vom Widerstande der Räthe, vom Haß der Bürger, von den Gewaltthätigkeiten der Rebellen hervorgerufener Stimmung entstand, so

iegt dennoch auf dem Grunde aller der eine maßgebende Gedanke, as Land muß beherrscht werden.

Bei jedem denkenden Staatsmanne — wir rechnen die scheinaren Größen unserer Tage, die in ihrer Weise ebenso das absoute Recht des Staates vertreten, wie Alba in der seinigen das des bsoluten Königs, nicht dazu — wird die Kirche als das in die echnung aufgenommen, was sie ist, die von Gott gestiftete und it eigenem Rechte ausgestattete Anstalt; allein auch ihr Rechtsgeiet wurde von Alba in den Niederlanden verletzt, nicht nur durch ie untergeordneten Träger seiner Gewalt, sondern in prinzipieller Mißkennung, die in seiner Auffassung von der absoluten Gewalt es Königs wurzelt.

3.

Wir haben schon in unserem ersten Bande Philipps Auffassung iner Stellung zur Kirche als eine Art Josephinismus bezeichnet. Daß er in bester Absicht in die Kirche hineinregierte, ändert am Wesen der Sache nichts und hängt von seinen persönlichen, der Frömmigkeit zugeneigten Neigungen und von der Anschauung ab, welche er von der segensvollen Wirkung der kirchlichen Mission atte. Kaiser Joseph und die bekannten Minister unserer Tage aben andere persönliche Bedürfnisse und Anschauungen, und ihre Mißachtung des kirchlichen Rechtsgebietes wird demnach auch andere Wirkungen sichtbar werden lassen; aber das ist nur nebensächlich; ie Prinzipien sind fast die gleichen.

Wir anerkennen mit Freude, daß dem spanischen Könige die eligiösen Verhältnisse der Niederlande eine wahre Herzensangelegeneit waren; aus zahlreichen Briefen könnten wir eine Sammlung er schönsten, wirklich ergreifenden Mahnungen zusammenschreiben, aß Alba die Religion doch ja als die Hauptsache ansehen, daß er niemals etwas, was immer zu ihrer Förderung beitragen könnte, vernachlässigen, und mit dem größten Eifer Alles thun sollte, was hr zu ihrem alten Glanze wieder verhelfen, die Unterthanen zu hrer Werthschätzung bringen möchte.

Gerechtes Lob gebührt dem Könige für die Erhebung von

Männern auf die bischöflichen Stühle, welche fast durchgängig mit den nothwendigen Eigenschaften ausgestattet, Tüchtiges wirkten.

Wir nennen diese Männer und verfolgen ihre bischöfliche Wirksamkeit zunächst bis zum Jahre 1572. Daran knüpfen wir an, was die Regierung ihrerseits in kirchlichen Dingen verordnete.

Nachdem Cambrai von Reims getrennt und zum erzbischöflichen Stuhle erhoben war, bestieg diesen am 22. Oktober 1559 Maximilian von Berg. Das war ein Mann, der viel Eifer für die Reform entfaltete und die Häresie nicht aufkommen ließ, was ihm starken und mannigfach sich äußernden Haß eintrug, besonders aus der Gegend von Cateau-Cambresis, wo die Häresie festen Fuß zu fassen bestrebt war. Nichts aber beugte seinen hohen Muth, den er nach allen Seiten in der Vertheidigung seiner bischöflichen Rechte entfaltete. Einen hohen Glanz gab er seiner Würde, und Alba fällte über ihn das Urtheil, daß er ein sehr guter Mann war, von den ausgezeichnetsten Absichten und einer wahren Liebe für den Dienst des Königs erfüllt.

Nachdem das Concil von Trient für die Feier der Provinzialsynoden seine Vorschrift gegeben, und eine Bulle vom 15. Juli 1564 die Zeit dafür näher bestimmt hatte, versammelte der Erzbischof seine Suffragane auf den 24. Juni 1565 zum Provinzialconcil, das am 25. Juli desselben Jahres geschlossen wurde. Die Bischöfe von Arras, Tournai, St. Omer und Namur, sowie die Aebte und Erzpriester wohnten bei. Im Oktober 1567 hielt er eine Diözesansynode. Bald aber veranlaßte ihn die Kränklichkeit, in Folge deren sein Leben in Gefahr kam, auf seinen Rücktritt zu denken, und er setzte sich mit dem ältern Sohne des Herrn von Berlaymont, welcher Canonicus an seiner Kathedrale war, aber noch in Bologna den Studien oblag, wegen der Nachfolge in Verbindung. Doch der Tod ereilte ihn plötzlich Ende August 1570 in Bergen, wohin er gegangen war, um Anna von Oesterreich, der dritten Gemahlin des Königs, auf ihrer Reise nach Spanien seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Alba schickte alsbald Noircarmes nach Cambrai, damit er beim Kapitel die Wahl Berlaymonts befürworte. Dieser wurde

denn auch schon am letzten September desselben Jahres gewählt und nahm theils wegen der Wirren, die durch das Land brausten, theils wegen einer Krankheit, die ihn kurz zuvor befallen hatte, von seinem Stuhle in aller Stille Besitz.

Es war eine glückliche Wahl, die Ludwig von Berlaymont zum tüchtigen Nachfolger eines tüchtigen Vorgängers berief. Von ihm wird sein demüthiges und gütiges Wesen gerühmt, nicht weniger, daß er an zeitliche Güter keine Anhänglichkeit bewiesen. So trat er sein reiches, väterliches Erbtheil an seine Geschwister ab. Was sein Vorgänger zur Hebung der Religion und Reform der Sitten angestrebt, das setzte er mit tapferem Gemüthe fort, und wie jenem, so ward auch ihm viel Kummer und bitterer Schmerz dafür bereitet. Doch dieß gehört späteren Jahren an. [269]

In Arras war in diesen Jahren Bischof Franz Richardot, schon seit Martini 1562, ein Mann, sehr geschätzt und geliebt, gütig gegen Arme wie Reiche, sehr seeleneifrig, einer der hauptsächlichen Gründer der Universität Douai. Durch seine Predigten, die er an den Sonntagen und Festen hielt, wie durch Privatgespräche gewann er Viele, die schon weit draußen waren; über seine Predigten wird gerühmt, daß sie tief und solid seien in der Wissenschaft, nervig in ihren Beweisgründen, reich an Sentenzen, sehr beredt, in der Sprache gefeilt, im Vortrag würdig; kann ein größeres Lob gespendet werden? Aber das Schönste besteht doch darin, daß ein heiliges Leben diesen Eifer der Kanzel fruchtbar machte. Während der Wirren des Jahres 1566 blieb denn auch Arras ruhig; weise und im Frieden leitete er seine Heerde, kein Abfall kam vor, keine Bilderstürmerei, auch keine Widersetzlichkeit gegen die weltliche Obrigkeit. So selbstverständlich einen eifrigen Diener Gottes die Verfolgung heimsucht — der Bischof entging der Verläumdung nicht — so natürlich umgibt ihn auch die Liebe und Hochschätzung der Seinigen. Als Richardot in Douay neben den Arbeiten seines bischöflichen Amtes den Römerbrief erklärte, war keine Schule so groß, daß sie die Menge seiner Zuhörer hätte fassen können; und nicht bloß Studenten saßen zu den Füßen des anmuthig und mei=

sterhaft lehrenden Bischofs, sondern auch Bürger, Geistliche und die vornehmsten Männer. Da ist es nicht zu verwundern, daß in allen Dingen sein Rath sehr gesucht und angesehen war.

Als er 1574 starb, hinterließ er den Armen und dem Diözesan-Seminar eine große Summe, seiner Kirche die reichhaltige Bibliothek und ein kostbares Silbertuch; den Altar der heiligen Mutter Gottes hatte er mit werthvollen Säulen aus Kupfer geschmückt.[270]

In St. Omer treffen wir als Bischof den 1563 dafür consekrirten Gerhard von Hamericourt, einen warmen und treuen Freund der Gesellschaft Jesu. Er ließ nicht nach, bis er sie in seine bischöfliche Stadt gezogen hatte; er baute ihnen ein großes Collegium, wo sie eine bedeutende Zahl von jungen Leuten erzogen und bis zur Philosophie unterrichteten. Die talentvolleren wurden dann auf die Universität Löwen geschickt, die andern in den Katechesen und Gewissensfällen zu praktisch brauchbaren Seelsorgern für weniger schwierige Posten ausgebildet. Für seine Studenten in Löwen kaufte er dort ein Colleg. Den Jesuiten dankte er durch sein ganzes Leben das Gute, das sie durch ihr Beispiel, durch ihren Eifer und den Jugendunterricht gewirkt, und verlangte in der Kapelle ihres Collegs begraben zu werden. Er starb 1581.[271]

Den bischöflichen Stuhl von Namur bestieg 1569 der schon im Jahre 1563 dafür ernannte Anton Havet aus Arras, ein Dominikaner, welcher schon bei Maria von Ungarn Prediger und Beichtvater gewesen, und dann auch bei Margaretha von Parma in großem, wohlverdienten Ansehen gestanden war. Der König wünschte deßhalb auch, daß er noch nach Trient zum Concile sich begebe, obgleich dieß bei seiner Ernennung bereits dem Schlusse nahe war. Nun gab er sich viele Mühe, die Trienter Beschlüsse in seiner neugegründeten Diözese durchzuführen und den Mißbräuchen zu steuern. Zu seiner Lebensregel hatte er das Wort gewählt: Hoc age! und wahrhaftig in allen Mühen eines angestrengten Lebens hat er es durchgeführt. Vom 9.—12. Juli 1570 hielt er eine Diözesansynode, aus welcher wir, Anderes bei andern Diözesansynoden zur Besprechung vorbehaltend, hervorheben, daß er

ı besondern Bedürfnissen seines Bisthums entsprechend, den Klö-
rn eine vorzugsweise Sorge zuwandte. Gar sehr verfallen wa-
ı die Beghinenhöfe; in Folge der mißlichen Zeitumstände, der
:st, der Wirren und mannigfacher Aergernisse hatten sie ihren
igiösen Charakter fast ganz verloren und waren eigentlich nur
ch Pfründhäuser für alte Mägde der Canoniker. Vielfach fanden
r keine religiösen Uebungen mehr statt, die alten Frauen lebten
e sie wollten, schlecht bezahlt bettelten sie, und wenn sie ander-
irts ein Unterkommen hatten, vermietheten sie ihre Wohnung im
:ghinenhof, nicht selten an Frauen, die dem religiösen Hause keine
ıre brachten. Am 4. Januar 1567 erließ der Bischof eine scharfe
ahnung an die von Rhynes und drohte ihnen mit Ausweisung,
nn sie sich nicht ehrbar und tadellos benähmen.

Es scheint nicht viel besser geworden zu sein, denn noch in
:nselben Jahre richtete er in diesem Beghinenhofe sein Seminar
ı. Mit zwölf Seminaristen, aus den Chorknaben ausgewählt, er-
nete er dieses.

Großen Trost bereiteten ihm insbesondere zwei Klöster, das vom
ırmel und das der grauen Schwestern. Die Jungfrauen, welche
m klösterlichen Leben Beruf in sich erkannten, begehrten von dem
blichen Dufte der Frömmigkeit dieser Häuser angezogen, bei ihnen
: Aufnahne. Als die Pest in Namur wüthete, haben auch diese
öster sich besonders ausgezeichnet.

Auf der Diöcesansynode eifert der Bischof besonders gegen
s persönliche Eigenthum der Ordensleute, dieses wahre Gift des
rdensstandes. Die gefahrvollen den Klosterleuten ganz ungezie-
:nden Worte und Redensarten, sagt er, wie „mein Theil", „dein
heil", „mein Eigenthum an Kleidern" und dergleichen sollen gar
cht einmal im Scherze in den Mund genommen werden. Jedem
lostermitgliede soll der Lebensunterhalt gleichmäßig vertheilt, keinem
er Geld in die Hand gegeben werden; an einem Tische speisen
lle und der gemeinsame Schlafsaal ist für Jeden, und keine be-
ndern Gemächer sollen den Mönchen gestattet werden, damit zu
ichmausereien und Trinkgelagen alle Gelegenheit abgeschnitten sei.
)en Klostervorstehern wird aufgegeben, ihre Gemeinde in bestimm-

ten Stunden nach dem Gottesdienste zum theologischen Studium, zu geistlicher Lesung anzuhalten und allen Müßiggang abzuschneiden.

Havet starb am letzten November 1578.[272]

Tournai, wovon kaum etwas zu berichten, übergehend, wenden wir uns zur Provinz Utrecht. Erzbischof war Friedrich Schenk, Baron von Tautenberg, beider Rechte Doktor, vor seiner Erhebung Präses der Kammer in Speier und Probst von St. Peter in Utrecht. Vom 10. bis 30. Oktober 1565 hielt er sein Provincialconcil mit den Suffraganen von Haarlem, Middelburg und Gröningen, mit den ernannten, aber noch nicht consekrirten Bischöfen Remigius Druitius von Leeuwarden und Johann Mahusius von Deventer. Wegen seines Eifers und seiner umfassenden Gelehrsamkeit war vom Erzbischofe auch der Dekan der Collegiatkirche vom Haag, Wilhelm Linden, mit dem wir uns noch viel beschäftigen werden, eingeladen worden; Aebte, Pröbste, Dekane und Canoniker wohnten zahlreich bei. Gleich in der ersten Sitzung ist die Annahme aller Dekrete von Trient, soweit sie den Glauben, die Sitten und den Gottesdienst betreffen, beschlossen und die Erklärung abgegeben worden, daß die uralte Kirche von Utrecht dabei leben und sterben wolle. In den folgenden Sitzungen wurde über die Reformdekrete verhandelt.

Als Curiosum führen wir den Beschluß an, daß die Canoniker in der Frist von drei Tagen unter Gefahr der Suspension und der Beraubung ihres täglichen Einkommenstheiles, den Bart rasiren oder wenigstens scheeren sollten, damit der Geistlichkeit das Aergerniß genommen würde. Wohl schwerer war das Aergerniß, das die Canoniker durch ihr hartnäckiges Festhalten an ihren angeblichen zeitlichen Rechten gegen das Concil von Trient und die päpstlichen Verfügungen der Kirche gaben.

Der Mann, welcher für die Kirche von Harlem berufen war, Nikolaus von Nieuwland, Bischof von Hebron entsprach den Erwartungen nicht, welche man von ihm bei seiner Ernennung gehegt hatte. Schon 1563 nach dreijähriger Amtsverwaltung war er in eine Untersuchung über seinen Lebenswandel — man warf ihm Neigung zum Trunke und andere Unordnungen vor — und Ver-

hläſſigung ſeiner biſchöflichen Amtspflichten verwickelt worden. Er gnirte 1569 und ſtarb 10 Jahre darnach. [273]

Middelburg war eines von den erſten Bisthümern, deren richtung ſich beſchleunigen ließ. Bereits 1561 hatte Nikolaus n Caſtro aus Löwen, bei der Collegiatkirche zum heiligen Jo- nes in Utrecht Chorherr ſeine Ernennung und am 26. Dezem- 1562 in Mecheln durch Granvella die Conſekration erhalten, rauf er am 21. Januar 1563 von ſeinem Stuhle Beſitz ergriff. that in der Adminiſtration ſeiner Diöceſe, was in ſeinen Kräf- ſtand, verkündete die Dekrete des Concils von Trient und ließ Pfarrer viele derſelben dem Volke vorleſen und erklären. Ein greifender Zwiſt mit Utrecht über das Archidiakonat von Seeland rde durch den heiligen Stuhl und den König zum Austrage ge- cht. Einen großen Eifer entwickelte der Mann im Aufſuchen lcher, welche von der Häreſie ſich anſtecken ließen, und da er be- hmt war wegen ſeines gütigen Weſens und durch ſein heiliges iſpiel zur Erbauung Aller gereichte, ſo führte er nicht Wenige f den Weg des kirchlichen Gehorſams zurück. [274]

Gröningen hatte ſich bis zum Jahre 1568 gegen die Auf- hme des ihm zugedachten Biſchofs geweigert; Johannes Kneiff, Franziskaner von der Obſervanz, aus einem adeligem Ge- lechte Utrechts, konnte daher dem Provinzialconcil von 1565 nur ſt als conſekrirter Biſchof, der noch von ſeiner Heerde getrennt ar, beiwohnen. Daß Alba nach ſeinem Siege bei Jemgum Grö- ngen aufgab, den Biſchof von ſeinem Stuhle Beſitz nehmen zu ſſen, haben wir ſeiner Zeit bemerkt. Kneiff wird als ein ein- inglicher Prediger gerühmt, und große Eigenſchaften für die Ver- altung ſeines Bisthums werden ihm zugeſchrieben; auch war er terariſch thätig, wir haben von ihm deutſche Erklärungen einiger ſalmen. Er ſtarb ſchon 1570 und ſein Stuhl ging, da Grö- ngen von der Häreſie überfluthet wurde, wieder ein. Der Do- inikaner Arnold Niele aus Nymwegen, welcher der zweite iſchof von Gröningen werden ſollte, ein tüchtiger Prediger, ſtarb r ſeiner Conſekration, und der nach ihm ernannte Johannes

Brusch, konnte weder den Stuhl von Gröningen, noch den ihm darnach zugedachten von Utrecht in Besitz nehmen.

Nicht glücklicher war das Bisthum Deventer, es sah für die ganze Zeit, die es bestand, nur einen einzigen Bischof, Aegid von Berg, der ein Franziskaner von der Observanz aus Löwen und Provinzial für Niederdeutschland gewesen war. Im Jahre 1571 konnte er sich Alba gegenüber der trefflichen Haltung seiner Diözese rühmen, und Hopper trug aus einem seiner Schreiben dem Könige vor, daß es ganz gut gehe, was auch anderweitig über ihn und seine Heerde berichtet wurde, daß nämlich das Volk, über die Wirksamkeit seines Bischofs erfreut sage, ihm habe nur ein Bischof und dessen Predigt und die Spendung des heiligen Sakramentes der Firmung gefehlt; sogar Wiedertäufer hätten sich, was doch sehr selten sonst geschehe, bekehrt. Im Jahre 1570 war der Bischof consekrirt worden, 1577 starb er; schon 1590 war es mit dem Bisthum zu Ende, da Deventer in der Gewalt der Reformirten war.[275]

Etwas mehr Nachrichten haben wir über den Bischof Cuner Petri von Leeuwarden. Seine Einsetzung war im Jahre 1570 ermöglicht worden. Zuvor erhielt er als Instruktion einen von Alba unterzeichneten Auszug aus der noch von Pius IV. herrührenden Bulle, worin es heißt, daß er durch den Gouverneur und königlichen Rath in Gegenwart der Religiosen von St. Veit, des Stadtmagistrats und des Adels aus der Umgegend feierlich in die Kathedrale von St. Veit geführt, und nachdem er den Eid nach vorgeschriebenem Formular geleistet, inthronisirt werden solle. Wenn die Religiosen von St. Veit ihm Schwierigkeiten machen und den Gehorsam nicht leisten sollten, wird er die Bulle und die Approbationsurkunde des Erzbischofs von Utrecht vorweisen. Einmal eingesetzt wird er predigen, das Volk in der katholischen Religion unterrichten, die Kirchen visitiren, die Sitten der Geistlichkeit untersuchen und seine Vollmacht, die wegen der Religion und Sitten Verdächtigen zu corrigiren und degradiren, in Ausübung bringen. Er wird dafür Sorge tragen, daß die Bettelorden recht lehren und die Aergernisse und Irrlehren verbessern. Die vakanten

tellen wird er mit frommen und gelehrten Pfarrern und Kaplä-
n besetzen, und für die Schulen nicht nur in Leeuwarden, son-
rn auch durch ganz Friesland hin Sorge tragen und sich darüber
rgewissern, was gelehrt wird. — Mit dem Beirathe der Pfarrer
id des Stadtmagistrates wird er ein Seminar nach der Vorschrift
es Concils von Trient einrichten. — Er wird die Läden der
Buchhändler überwachen, damit nichts, was nicht mit den könig-
chen Edikten im Einklange stände, zu haben ist. — Er wird die
ridentinischen Dekrete verkündigen, und wenn nicht gerade alle, so
och jene, welche die Lehre betreffen und dem Verständnisse des
Volkes zugänglich sind. — Das Tridentinum soll überhaupt der
Sanktion des Papstes und den Dekreten des Königs gemäß ver-
kündigt werden. — Der Bischof wird dafür Sorge tragen, daß die
Geistlichkeit den Religionsedikten des Königs Philipp Folge leiste,
die Widerspenstigen soll er ins Gefängniß werfen. — Jene Obrig-
keiten, welche diesen Edikten zuwider handeln, zeige er dem könig-
lichen Rathe, und wenn dieser sich saumselig erweist, dem Statt-
halter an. — Der Bischof wird die Klöster und Abteien beiderlei
Geschlechtes, sowohl die, welche nach gemeinem Rechte der bischöf-
lichen Jurisdiktion unterworfen sind, als auch die andern, in Folge
besonders übertragener päpstlicher Vollmacht visitiren. — Er wird
sorgen, daß die aus Alter oder durch Nachlässigkeit verfallenen
Kirchengebäude restaurirt werden. — In seinem Amte wird der
Bischof vom Gouverneur und königlichen Rathe alle Unterstützung
erhalten, und wenn nöthig, werden ihm im Namen des Königs
noch Andere beigegeben werden; der Dekan von St. Gudula in
Brüssel, Lorenz, wird ihn begleiten und sein Rath sein. — Der
Bischof wird gegen Alle, deren Glaube verdächtig ist, einschreiten
und nach dem Rechte mit ihnen verfahren. Die Unbefleckten wird
er von den Angesteckten trennen, insbesondere auch dem königlichen
Rathe in der Auswahl der Magistrate seine Unterstützung leihen.

Und weil Seine Heiligkeit dem bischöflichen Sitz sechs Bene-
ficien zugeschrieben hat, St. Veit, die Abtei Mariengarten, das
Stift der regulirten Chorherrn von Bergheim, die Abtei Bolswerde &c.,
so wird der Bischof sie wirklich incorporiren und sich dabei des

Fiskalprokurators, des päpstlichen Diploms und des königlichen Mandats bedienen.

Das letztere war leichter vorzuschreiben, als im Frieden auszuführen, und wenn es auch hier wie anderwärts gelang, so haben doch die Aebte und andern Klostervorsteher, die ihre Stifte nicht gutwillig zu etwas machen lassen mochten, was ihrer Stiftung nicht gemäß wäre, dem Bischofe unsägliche Schwierigkeiten bereitet und durch die, mild ausgedrückt, zweifelhafte Stellung, in welche sie zu ihrem und des Landes Bischof kamen, den Feinden der Kirche eine willkommene Gelegenheit zur Auflehnung gegeben. Wir hatten früher darüber zu berichten, daß die Oranischen alsbald um die unzufriedenen Aebte sich annahmen, sowie nur von einer Incorporation der Abteien die Rede war; als diese nun zur Ausführung kam, da müssen wir z. B. hier in Leeuwarden hören, wie die Abgefallenen in ihrer Darstellung der Zeitgeschichte gegen den Bischof die Aebte rühmen und sich so anstellen, als ob sie mit diesen gemeinschaftliche Sache hätten.

Am 21. Januar 1570 reiste der Bischof von Löwen ab und kam am 1. Februar bei Grosbeck, dem Stellvertreter des Gouverneurs an, um anderen Tags in zahlreicher und festlicher Begleitung von seinem Stuhl Besitz zu ergreifen; die Prämonstratenser von Mariengarten wurden säcularisirt und bildeten sein Kathedralkapitel, zum Dekan desselben wurde ein Mann erhoben, der im Jahre 1566 durch seine Glaubenstreue sich ausgezeichnet hatte, Ivo Johannes. Es war noch viel katholisches Wesen in der Stadt und Umgegend, aber eingeschüchtert war es. Hätte es im Jahre 1566 nicht schlechte Pfaffen in Leeuwarden gegeben, würde mit Hilfe der treuen Katholiken, welche zu den angesehensten Männern der Stadt gehörten, diese vor allen Wirren bewahrt worden sein; aber nachdem ein Theil der Priesterschaft abgefallen war — Einer dieser Menschen, Sixtus Albäus ist sein Name, hatte die Frechheit, in einer Predigt über die Irrthümer der Kirche und den Antichrist sich und seinen saubern Collegen zu der Errettung aus der Jahrhunderte langen Finsterniß Glück zu wünschen — war es nicht mehr möglich, das Magistratsdekret aufrecht zu erhalten, daß durch die Priester, Pfar-

rer, Vikarien und Benefiziaten keine Neuerung in der Religion vorgenommen werden dürfe und unter Strafe des Beneficiumsverlustes der Gottesdienst in der althergebrachten Weise gehalten werden müsse. Dieser unterblieb auf eine Zeitlang, bis Arenberg Ordnung schaffte, und im Januar 1567 die Prädikanten die Stadt verließen. Der Friede war aber damit nicht eingekehrt, die calvinistischen Eiferer und die mit ihnen im Bunde stehenden Männer des politischen Umsturzes gaben keine Ruhe, und als Ludwig von Nassau in Friesland einfiel, waren die Katholiken so eingeschüchtert, daß sie sogar am Osterfeste ausziehen wollten und nur durch die beruhigenden Zusicherungen der Soldaten, daß der Feind nicht so stark sei und zuerst das wohl gesicherte Gröningen in seiner Gewalt haben müßte, bevor er Leeuwarden bedrohen könnte, zurückgehalten wurden. Nachdem Wedden in die Hände des Feindes gefallen war, steigerte sich ihre Furcht; sie wußten recht wohl, was sie von Ludwigs Banden und von ihren eigenen Mitbürgern zu erwarten hätten. Wie froh nun dieselben nach so mancher Pein über den Einzug ihres Bischofs waren, läßt sich nicht beschreiben; um so unbegreiflicher mußte es ihnen erscheinen, daß kaum nachdem die Festfeier der Inthronisation, woran die angesehensten Männer der Provinz Theil genommen hatten, verrauscht war, die regulirten Chorherrn von Bergheim gegen die Incorporation ihres Stiftes, wenn auch aus den sehr anerkennenswerthen Motiven Protest erhoben, daß es in ihrer Macht gar nicht stehe, das Stift dem Bischofe zu überlassen, nachdem sie dem Windesheimer Kapitel angehörig und dessen Obern zugeschworen eigenmächtig nichts verfügen und ebensowenig ihre Einverleibung in die Stände Frieslands von sich aus aufheben könnten. Sie riefen ihre Privilegien an und betonten die zahlreichen Almosenspenden, die Wohlthätigkeit ihres Hauses, ihren reinen Wandel und ihre stetige Bemühung, dem gesammten Clerus zur Auferbauung zu dienen und schließen mit den Worten: „Wir sind uns eines Verbrechens nicht bewußt; daher gestatten weder die Regeln unseres Ordens, noch die Diplome der Päpste und Concilien, daß wir unser Recht an den Bischof abtreten."

Schon am 25. April hielt der Bischof eine Diöcesansynode in

Gegenwart der eigens dazu geladenen Räthe Frieslands und im Juli darauf begann er, gleichfalls in Begleitung königlicher Räthe die Visitation der Diöcese; er konnte sich noch im folgenden Jahre des guten Standes der Religion unter seiner Heerde rühmen. Aber bald wurde das Land von den Oranischen überschwemmt, und die Calviner gewannen für ihre Gewaltthätigkeiten die Oberhand. So lange es ging, unterließ der Bischof nichts, was einem guten Bischof zusteht, und so lange er lebte, stellte er sich als eine Mauer vor das Haus Gottes. Hatte er schon als Pfarrer über die Kirche Christi und anderes geschrieben, so vernachlässigte er auch auf dem bischöflichen Stuhle die Belehrung des Volkes durch das gedruckte Wort nicht. Er mußte flüchten und nahm in die Verbannung die Verläumdung seiner und der Kirche Feinde mit. Er habe, sagten die falschen Ankläger, unangetastet und neidlos seinen Sitz inne gehabt, bis er in Luxus und Schwelgerei sich versenkend seine und seines bischöflichen Stuhles Ehre durch ein schmähliches Leben und eines Bischofs unwürdige Sitten eingebüßt habe. Andere tadeln an ihm als Härte und Verschlossenheit gegen den Zeitgeist und dessen Forderungen, was nur pflichtgemäße Treue gegen die heiligsten Pflichten eines Bischofs war. Cöln nahm den Flüchtling auf, und hier starb er, nachdem er noch ein Buch über die Pflichten eines christlichen Fürsten geschrieben, schon in seinem vierzigsten Jahre, am 10. Februar 1580. [276]

Zu der Provinz Mecheln mit den Bischofstühlen von Ypern, Brügge, Gent, Antwerpen, Herzogenbusch und Roeremond übergehend erinnern wir daran, daß Granvella, damals in Rom abwesend, Erzbischof war, und durch Morillon, als seinen Generalvikar seine Diöcese verwalten ließ. Da wir Morillons schon öfter gedacht, beginnen wir mit dem ältesten Bischofe, dem von Ypern, Martin Rythove, welcher uns von der Hinrichtung Egmonts und Horns her bekannt ist.

Das ist ein heiliger Mann, der Bischof von Ypern, wurde einmal an Granvella nach Rom berichtet, er thut selber was er lehrt. Man kann ihn nicht schöner zeichnen, als wie es Gazet thut: „Mit der ihm eigenen ausgezeichneten und soliden Gelehrsam-

keit verbindet er eine so große Makellosigkeit des Lebens, daß er das Andenken an die tugendhaften und heiligen Bischöfe der ersten Kirche wieder erneuert: so ist er mäßig in seinen Lebensbedürfnissen, bescheiden und würdig in seinen Sitten, in seinen Neigungen abgetödtet, klug, gleichmäßig in der Widerwärtigkeit wie in der Wohlfahrt, freigebig gegen die Armen, strebsam in seiner Dienstpflicht und ein großer Eiferer für das Heil der Seelen. Da er sehr zur Einsamkeit neigt und den geistlichen Uebungen und Werken der Frömmigkeit mit Liebe sich hingibt, hatte er einigemale große Lust, sein Amt aufzugeben und zu den Karthäusern sich zurückzuziehen." Martin Rythove war nicht nur ein sehr tüchtiger, auch ein sehr berühmter Mann; Doktor der Theologie, Dekan bei St. Peter in Löwen und Professor an der Universität hatte er die vier Bücher der Sentenzen des Lombarden „mit ungeheurem Beifalle seiner Zuhörer" zweimal vorgetragen, war auch nach Dillingen an die neugegründete Universität berufen und mit Franz Sonnius und Tiletan von König Ferdinand zur Theilnahme an dem Religionsgespräch von Worms eingeladen worden, wo Melanchthon gestand, daß er die Gelehrsamkeit der niederländischen Doktoren und unter diesen insbesondere die des Rythove bewundere. Als Bischof eilte er noch 1562 mit Franz Richardot und Anton Havet, den Bischöfen von Arras und Namur auf das Concil von Trient und wohnte ihm bis zum Schluß bei. In seiner Diöcese genoß er das größte Ansehen; die vornehmen Leute glaubten nicht sterben zu können, ohne daß ihr Bischof ihnen beigestanden; die anmuthige Würde seiner Predigt machte die Herzen warm, der Priesterschaft wandte er die gleich große und zarte Sorge wie dem gemeinen Volke zu, und mit Standhaftigkeit hat er sich den Irrlehrern widersetzt.[277]

Auch in Brügge treffen wir einen großen Bischof, der aber bereits im Jahre 1567 starb, Peter von Corte, 1491 in Löwen als das einzige Kind dem Johann v. Corte und der Josina von Bultuyk geboren. Frühe zeigten sich die glänzenden Eigenschaften seines Geistes, und er wurde zum geistlichen Stande bestimmt. Er machte seine Studien in der Vaterstadt, ging schon 1513 aus der

Prüfung in die Philosophie als der zweite hervor, und kaum war er von den Schulbänken entlassen, so erhielt er auch schon den Titel eines Professors der Beredtsamkeit am Collegium von Lys. Nachdem er eingeladen worden, allwöchentlich in St. Peter zu predigen, that er dieß mit großem Eifer, vlämisch und lateinisch, wurde nach und nach Baccalaureus und Licentiat der Theologie, inniger Freund mit den hervorragendsten Männern Löwens, 1529 Pfarrer an St. Peter mit der Auszeichnung eines Chorherrn, 1530 Doktor der Theologie, am 28. Februar desselben Jahres Rektor der Universität, der zweihundertvierzigste, 1538 wieder und 1550 zum drittenmal gewählt. Als der Buchdrucker der Universität, Bartholomäus v. Grave 1545 von Kaiser Karl den Auftrag erhielt, unter den Augen der Hochschule die Vulgata mit französischer und vlämischer Uebersetzung herauszugeben, wurde Corte mit der Ueberwachung des französischen Textes beauftragt, (mit der des lateinischen und vlämischen Ruard Tapper). Ein Commentar von ihm über die letzten 50 Psalmen, sowie einige Homilien sind verloren.

Er war ein charakterfester Mann; das hat er in Löwen, wie auf dem bischöflichen Stuhle gezeigt. 1543 war der Generalprokurator von Brabant beauftragt worden, einigen der Häresie verdächtigen Personen in Löwen nachzuspüren; darunter war der berühmte Geograph Gerard Merkator. Man wartete, bis er die Universitätsstadt einmal verlassen hatte; da wurde er im Lande von Waes, wohin er sich in einer Erbschaftsangelegenheit begeben, verhaftet und im Gefängnisse von Rupelmonde festgehalten. Auf Bitten seiner Frau aber stellte ihm Corte ein Zeugniß seiner unbescholtenen Rechtgläubigkeit aus. Darüber wurde die Statthalterin, Maria von Ungarn, welche den Haftbefehl ausgestellt hatte, so erzürnt, daß sie den Pfarrer von St. Peter heftig anfuhr, warum er das Zeugniß ausgestellt, ob er denn nichts zum Nachtheile des Geographen wisse. Er aber gab in aller Ruhe die feste und würdige Antwort: „Ich habe das Zeugniß im vollen Bewußtsein der Thatsachen und auf Bitten der Ehefrau ausgestellt; ich halte es fest, und Gott ist von der Wahrheit meiner Aussage Zeuge.“

Ein solcher Mann war für das unruhige Brügge, wo so man-

cher Mißbrauch sich unter der Geistlichkeit eingeschlichen hatte, die Handelsinteressen so viele andere überwogen und der Magistrat mit Energie an seinen Standpunkten festhielt, der geeignete Bischof. Er war schon 71 Jahre alt, als er am 28. Mai 1561 autorisirt wurde, von dem bischöflichen Stuhle in Brügge Besitz zu ergreifen. Im Dezember wurde er von Granvella geweiht und erließ am 25. Februar 1562 sein Pastoralschreiben an die Dekane und Canoniker, sehr warm und demüthig, verheißend, daß er nur zur Ehre Gottes, zum Troste der Geistlichkeit und zum Heile des Volkes sein Amt übernommen habe. Wie dasselbe und seine Bitte um das Gebet aufgenommen worden, weiß man nicht. Aber nachdem er nach schmerzlichem Abschiede von Löwen am 8. Februar in Brügge einzog, nahm die ganze Stadt freudigen Antheil. Wesenbecke hat ausgestreut, daß man sie um ihre Zustimmung zu der Errichtung des Bisthums gar nicht ersucht, damit sie aber den Bischof aufnehme, ihr Berge und Thäler versprochen habe. Das ist einfach eine Lüge; es ist nirgends von einem Widerwillen der Stadt gegen die Aufnahme des Bischofs etwas zu lesen, im Gegentheile beschloß sie, ihm bei seinem Einzuge dasselbe Geschenk entgegenzubringen, wie sie es beim Gouverneur von Flandern gewöhnt war, und bei den Inthronisationsfestlichkeiten gab sie 19 Livres, 8 escalnis und 10 gros aus.

Gleich bei der Inthronisation begann der Streit zwischen dem Bischof und den Canonikern. Diese waren unter dem Bisthum Tournai ein freies Leben gewohnt und erfreuten sich so mancher Privilegien, die der Bischof nicht anerkennen konnte. Er weigerte sich, die Rechte des päpstlichen und seines Stuhles wahrend, den Eid zu leisten, der früher immer den Bischöfen von Tournai abgenommen worden war; darüber wurden die Canoniker so erbittert, daß sie nur durch die Feierlichkeit der Handlung von einem Scandale sich abhalten ließen.

Gleich am 3. März schritt der Bischof gegen die Geistlichkeit des Collegiatstiftes von St. Salvator ein; Leichtfertigkeit in den Sitten und im Gottesdienste, Hinneigung zum Protestantismus unter derselben forderten die bischöfliche Amtspflicht heraus; so tief waren

diese Männer gesunken, daß ihnen das Umherlaufen und Schwätzen in der Kirche während des pflichtmäßigen Chorgebetes untersagt werden mußte. Aber sie gaben sich, und dem Bischofe drohten von anderer Seite größere Schwierigkeiten. Die Canoniker der Kathedralkirche waren widerwillig, weil er statt ihrer andere Männer berathe; sie versuchten auch einen Widerstand gegen die Publikation der Trienter-Beschlüsse. Anfangs August 1565 lud er sie dazu ein; sie protestirten am 8.; da nahm er dieselbe am 15. in seiner Wohnung vor; und nun, da die Herrn sahen, daß ihr Widerstand nutzlos sei, willigten sie einige Tage darnach ein, daß die Verkündigung in der Kathedrale stattfinde.

Mit der Regierung von Brüssel brachte ihn eine Begräbnißfrage in Streit. Am 30. August 1563 wurde dem Magistrate durch den Doktor Johann von Rapaert gemeldet, daß dem in der Stadt verstorbenen Engländer Jean Zester von dem Prior der Karmeliter das kirchliche Begräbniß verweigert worden sei. Das Schöffencollegium ordnete zwei seiner Mitglieder mit dem Rathspensionär ins Kloster ab und ließ auseinandersetzen, daß durch Seine spanische Majestät den Engländern gestattet sei, in Flandern nach ihrer Religion zu leben, wenn sie nur kein Aergerniß gäben und daß die katholische Beerdigung des Anglikaners zur Erbauung des Volkes gereichen würde. Der Prior erklärte, daß ihm das kirchliche Begräbniß eines Anglikaners eine Sache der Unmöglichkeit sei; aber der Rath bestand auf seiner Forderung und verhieß dem Prior seinen Schutz; und nun war dieser so schwach und feig, daß er nachgab. Dieses Aergerniß mochten die andern Orden nicht ertragen. Am 30. September wurde jedes Jahr ein Leichengottesdienst gehalten, zu welchem die verschiedenen Klöster regelmäßig eingeladen wurden; diesmal erhielt der Prior der Karmeliter am 29. ein Schreiben von den Dominikanern, Franziskanern und Augustinern, wodurch er eingeladen wurde, bei dem Gottesdienste sich nicht zu betheiligen, da sie mit einem Excommunicirten keine gottesdienstliche Gemeinschaft haben könnten. Zwei aus dem Karmeliterkloster, welche sich zu den Vigilien einstellten, wurden denn auch zurückgewiesen; da begab sich der Prior selbst in die Kirche von einem Notar begleitet; und da al[illegible]

er abgewiesen wurde, ließ er von diesem einen Akt aufsetzen und wegen der Beleidigung Klage auf Schadenersatz erheben. Die Engländer drohten, die Stadt zu verlassen, der Magistrat gab sich alle Mühe, sie zurückzuhalten und brachte manches Opfer, bis es ihm gelang. Selbstverständlich drohte der Stadt eine Schädigung ihrer materiellen Interessen, und dem suchte der Magistrat vorzubeugen; er beschloß daher durch den Gouverneur die Statthalterin anzugehen, daß sie den Bischof und die Klöster veranlasse, fernerhin keine solche Schwierigkeiten zu erheben. Die Statthalterin gab dem Bischofe einen Verweis, der sich bei einem ähnlichen Falle wiederholte und steigerte. Nicht das Begräbniß eines Anglikaners in geweihter Erde durch dessen eigenen Geistlichen verweigerte der Bischof, trotzdem der Verstorbene weder an Ostern zum Abendmahle gegangen, noch in seiner Krankheit, die lange genug gedauert, den Geistlichen seiner Confession berufen, noch ein Zeichen der Reue gegeben, und trotzdem der Bischof sich die Canones, päpstliche Dekrete, Concilienbeschlüsse und die Bulle In coena Domini vorhielt, deren Exkommunikationsdekrete gegen Diejenigen, welche von der Kirche getrennt leben und sterben, jedes Jahr verkündigt werden, und daß Dispens davon in seinem Rechte nicht stand. Obgleich er also dessen gedachte, daß das Begräbniß in geweihter Erde versagt werden müsse, wollte er doch um des Friedens willen nichts dagegen thun und gegen den allgemeinen Gebrauch in den Niederlanden keine, wenn auch vom kirchlichen Gesetze gebotene Neuerung einführen und an das Aergerniß, das die guten Katholiken daran nahmen und bei der offen zur Schau getragenen Mißachtung der Engländer gegen das katholische Wesen nehmen mußten, sich nicht kehren. Konnte er das Begräbniß der Anglikaner nicht gestatten, so wollte er doch Diejenigen, die sich mehr an den Landesgebrauch, als an das kirchliche Gesetz hielten, nicht davon abhalten; aber die über die Gestattung des Kirchhofes hinausgehende Betheiligung seiner Geistlichkeit an solchen Begräbnißen durfte und konnte er nicht erlauben. Das war sein klarer, kirchengesetzlicher Standpunkt; die königliche Regierung dagegen trieb andere Theologie, sie erklärte, nicht die ganze englische Nation sei durch den heiligen Stuhl ex=

communicirt, und wenn für einen Anglikaner das Begräbniß nach katholischem Ritus verlangt werde, müsse man in der Voraussetzung, daß bei den Anglikanern der katholische Glaube nicht ganz erloschen sei, dasselbe gewähren; daher habe der Bischof, bis daß der König entscheide, sich zu fügen und in solchen Dingen nicht mit dem Magistrate von Brügge Händel zu suchen.

Dieser Magistrat wollte auch das Recht in Anspruch nehmen, selbstständig, ohne den Bischof Prozessionen anzuordnen, was zu einem langen und heftigen Streite führte. Als die Statthalterin wegen der Aufhebung der Belagerung von Malta durch Soliman zu einer Dankprozession einlud, wollte der Magistrat dem Bischofe die Anordnung derselben durchaus nicht gestatten, obgleich der Rath von Flandern zur Nachgiebigkeit aufforderte; und kein Mensch vom ganzen Magistratspersonale wohnte der prächtigen Prozession bei, welche der Bischof am 28. Oktober 1565 führte. Die Durchsetzung der Heilighaltung der Feiertage kostete den Bischof ebenfalls Kampf gegen die Obrigkeiten, und er mußte es beklagen, daß diese z. B. an den Apostelfesten die Arbeitsglocke läuten ließen.

Das Volk war mit seinem Bischofe einverstanden; er hingegen konnte ihm nachrühmen, daß sich in seiner Mitte der gut katholische Geist erhalten habe. Er that aber auch, was in seinen Kräften stand; so predigte der alte Mann noch immer selbst und berief zum Predigtamte, wie zur Seelsorge überhaupt tüchtige Männer. Die Ueberlieferung sagt, daß er die Jesuiten in der Diözese eingeführt habe; jedenfalls ist sicher, daß er dem P. Claeysoone 1565 den Auftrag gab, die Trienter Dekrete auf der Kanzel zu erklären. Das muß ein großer, wahrhaft apostolischer Prediger gewesen sein, einen außerordentlichen nennt ihn Sacchini, die Posaune aus Gallien ein anderes Geschichtsbuch, den meester hammer der Ketteren der Geschichtschreiber Hazard.

Zur besseren Ueberwachung und Leitung der Seelsorge gründete der Bischof acht Dekanate, und im November 1565 trat er mit seinem Kapitel in Unterhandlung für die Errichtung eines tridentinischen Seminars. Die Canoniker meinten, sie wollten abwarten, was der Bischof von Tournai thue. So konnte das Se-

inar erst 1575 eröffnet werden, aber Corte war seit 17. Oktober 567 todt.[278] Sein Nachfolger war Remigius Druitius, eboren zu Cassel in Flandern, beider Rechte Doktor, zuerst für eeuwarden bestimmt, geweiht 1569 den 13. November. Er starb 2. Mai 1594.

Der Bischof von Gent, Cornel Jansen von Hulst, nicht u verwechseln mit jenem andern Cornel Jansen, welcher 1585 zu lkoi geboren, der Vater des Jansenismus ist — galt allgemein nd unbestritten als ein heiliger Mann. Nachdem wir in einer Anmerkung zum ersten Bande (S. 429) von seinen frühern Lebensumständen und seinen Schriften Bericht gegeben, ist hier vorderand nur nachzutragen, daß er ebenso durch seine Thätigkeit in der Seelsorge — er war Pfarrer in Cortrach und Dekan bei St. Jaob in Löwen gewesen — wie durch seine akademische Lehrthätigeit seine treffliche Befähigung zum bischöflichen Amte nachgewiesen at. Nachdem er durch den König ernannt und durch Pius IV. 565 bestätigt, und 1568 im Savoyschen Collegium in Löwen urch Franz Sonnius consekrirt worden war, nahm er an Mariä Geburt (8. September) dieses Jahres von seinem Stuhle feierlich Besitz und beeiferte sich alsbald durch Berufung tüchtiger Männer on Löwen und anderwärts her in der Durchführung der tridentiischen Reform sich unterstützen zu lassen. Er starb am 11. April 1576.

In Herzogenbusch war erster Bischof der ganz bedeutende Franz Sonnius. Ram, der verstorbene Rektor von Löwen hat iber ihn und seine bischöfliche Wirksamkeit das treffende, in unseem ersten Bande S. 430 lateinisch angeführte Wort, gesagt: „In usgezeichneter Gelehrsamkeit und vorzüglicher Wissenschaft der heigen Dinge war Sonnius stark. Die Natur hatte ihm eine starke Seele, in schwachem Körper eine feste Brust und wundersame Liebchkeit der Rede gegeben. Eifrig durchforschte er die ganze Diöse. Glühend vor Seeleneifer predigte er häufig sowohl in den Dörfern, wie in seiner Kathedrale. Nicht nur verfaßte er Schrifn, sondern legte auch mündlich die Artikel der Theologen von

Löwen gegen Luther, und andere Hauptstücke der katholischen Lehre aus, und zu diesen Vorlesungen strömten sehr zahlreich die Geistlichkeit und die Kandidaten des geistlichen Standes mit Eifer herbei."

Nachdem er am 16. November 1562 durch Petrus Griensuen von seiner Kirche hatte Besitz ergreifen lassen, erfolgte seine Inthronisation später mit großem Pompe. Einstweilen wohnte er im Karthäuser Kloster zu Bucht. Da es bis zum Jahre 1566 dauerte, bis die Verhandlungen über die Umschreibung der Diözese abgeschlossen waren, so beschränkte er sein bischöfliches Amt bis dahin auf die Stadt Herzogenbusch; am 22. September aber konnte die Circumscriptionsbulle unter großer Betheiligung der Behörden und des Volkes verkündigt werden, und nun vermochte der eifrige Bischof sein eingreifendes Wirken erst recht zu entfalten. Gleich am 22. Oktober verkündigte er das Tridentinum und ermahnte die Pfarrer, das tridentinische Verbot der geheimen Ehen innerhalb der Frist von 30 Tagen dem Volke vorzulegen. Er vermehrte die Pfarreien, so errichtete er in Herzogenbusch drei neue, da es an der einen nicht genug war. Strenge hielt er die Geistlichkeit zur Residenzpflicht an, die Strafe der Amtsentsetzung androhend, visitirte die Pfarreien und Klöster und gebot den Pfarrern, daß sie mit allem Eifer einfach und klar den Glaubigen predigen, was sie über die Rechtfertigung, über die heiligen Sakramente im Allgemeinen und Besondern, über die heilige Messe und Communion zu glauben hätten, deßgleichen was über die Verehrung und Hilfe der Heiligen, über den Trost der armen Seelen und weiter im Concil von Trient enthalten. Zu diesem Zwecke gab er auf, daß jeder Pfarrer ein Exemplar des Tridentinums besitze und nach den Dekreten des Concils sein Leben einrichte.

Seine Wirksamkeit aber dauerte nur wenige Jahre, denn nachdem die Errichtung des Bisthums Antwerpen möglich geworden, wurde dieser ausgezeichnete Mann wegen der Wichtigkeit des Stuhles vermocht, ihn einzunehmen, was am 1. Mai 1570 mit großer Feierlichkeit geschah.

In Herzogenbusch wurde sein Nachfolger ein gleich eifriger

Mann, Lorenz Metz, langjähriger Pfarrer von St. Gudula in
Brüssel, ein wahrhaft frommer Mann. Schon am 20. Mai 1570
atte er die traurige Pflicht, im Haag vier abgefallene Priester,
ie durch keine Mahnung und Belehrung auf einen bessern Weg
ch bringen lassen wollten, zu degradiren. Was in dieser argen
Zeit so Noth that, die Belehrung des Volkes, ließ er sich mit Eifer
ngelegen sein, er predigte an allen Sonn- und Festtagen. Vieles
Andere that er noch zur Hebung der Religion, was aber später
erichtet werden muß.[279]

Wir haben nun noch von Einem Bischofe zu sprechen, von
Wilhelm Linden und den Anfängen seiner Thätigkeit in Roer-
ionde. Dieser merkwürdige Mann verdient eine eingehendere
Schilderung, die nicht unwillkommen sein dürfte, da aus ihr die
Zustände der Zeit eine helle Beleuchtung erhalten, um so mehr als
ir so glücklich sind, in dem mehrmals genannten Buche des Ha-
nsius einen Bericht zu besitzen, der auf eigenhändigen Aufzeich-
ungen Lindens beruht.

Das war eine großangelegte, heftige Natur, so recht eigentlich
m Streit geschaffen. Sein ganzes Leben hat der Mann gekämpft,
ne Rast und ohne zu erlahmen, zunächst mit sich selbst, mit sei-
m aufbrausenden, schneidigen Wesen, denn seinem durchgebildeten
iste war es ja so klar, daß eine gesegnete Wirksamkeit für das
ich Christi nur einem sich selbst abgestorbenen Menschen möglich
. Ich glaube, daß er sich selbst am besten charakterisirt, wenn
seine Thaten aufführe; zur Einleitung dazu will ich zwei Briefe
führen; den einen schrieb an ihn der selige Peter Canisius im
hre 1556, den andern er selbst im Jahre 1587; aus beiden
ehen wir, wie Linden vor dem Antritte seines bischöflichen Amtes,
d aus dem andern, wie er am Abschlusse desselben aufgefaßt
rden muß.

1556 wirkte er als Professor in Dillingen und überreichte
nem Landsmanne, Canisius, der ihn seine glänzende Zierde
nnt, eine Schrift zur Begutachtung: Glaphyra in Christi Do-
ni apocalypticas ad Episcopos epistolas, quibus epilogi loco
cessit Ecclesiae prosopopeia ad eosdem. Herb und schneidig

war die Schrift des Professors, geeignet niederzureißen, während sie erbauen sollte. Milder, sagt Canisius, und mit dem eines Theologen würdigen Ernste, sollte sein Freund schreiben, in Deutschland habe man des Geschimpfes übergenug, Bescheidenheit mit Würde verlange man und das Rüstzeug tüchtiger Beweise und nicht eine heftige, angreifende Sprache. „Ich habe gewichtige, gelehrte Männer, die mir hierin beistimmen, daß in deinen Schriften Vieles mit mehr Milde gesagt werden könnte, besonders wo du salzige Anspielungen auf die Namen Calvins, Melanchthons und Aehnliches einmischest. Einem Rhetor steht es zu, aber nicht einem Theologen in dieser Zeit, in dergleichen Floskeln üppig zu sein. Wir heilen durch solche Arznei die Kranken nicht, sondern machen sie nur unheilbarer. Herzlich, wohlüberlegt und nüchtern muß man die Wahrheit vertheidigen, auf daß unsere Bescheidenheit allen Menschen offenbar werde, und wir, wenn es möglich ist, auch von denen, die draußen sind, ein gutes Zeugniß erlangen. Deßhalb möchte ich nicht, daß du den Deutschen eine Handhabe dazu bietest, daß sie in dieser Schrift und in andern eher den jugendlichen Eifer eines Neulings in der Schriftstellerei anklagen, als den eines frommen Theologen würdigen Ernst und die Milde lieben und loben. Sollen hier Bischöfe ermahnt werden, so geziemt es sich, daß wir mit dem Eifer die christliche Klugheit verbinden, damit wir nicht da, wo wir auferbauen wollen, vielleicht unbesonnen zerstören in einer Zeit, wo in der Kirche so viel in Trümmer geht." [280] Linden veröffentlichte die Schrift denn auch nicht, sie erschien erst nach seinem Tode, 1602.

Der gewaltige Eifer riß Linden mit sich fort; immer wieder machte sich die Herbheit seiner Naturanlage geltend; wie sehr er sie aber bekämpfte und wie tief sie durch die Trübsale eines bischöflichen Lebens jener schrecklichen Zeit bis ins Mark hinein heimgesucht war, das geht wieder aus so vielen Aeußerungen seines Lebens und seiner Briefe hervor, wo eine erbarmungsvolle Milde, eine rührende Vertraulichkeit, ein ganz inniger Anschluß an seine Mitarbeiter sich geltend macht.

In seinem Bestreben, tüchtige Mitarbeiter an sich zu ziehen,

hatte er sein Augenmerk auch auf Peregrin Pullen, einen bescheidenen, demüthigen Mann, der im Verborgenen Gott diente, gerichtet. Dieser war aus seiner Diözese gebürtig, wohnte aber auswärts, und da der Bischof ihn nun zu einem Vertrauensposten berief, geschah es in einem Briefe, der ein Gemisch von verletzender Strenge und väterlicher Liebe ist. Der Bischof schreibt: „Ehrwürdiger Herr! Da wir dir die an unserer Roermonder Kirche erledigte Würde eines Domscholasters übertragen haben, wie aus dem beigeschlossenen Instrumente hervorgeht, so fordern und befehlen wir dir unter dem wie du dich erinnerst uns geschworenen Gehorsame, daß du in unsere Diözese zurückkehrst und wie es einem gehorsamen Priester Gottes geziemt, das Amt verwaltest; denn du weißt, daß auch für dich gesagt ist, wer euch hört, hört auf mich. Damit du dich nicht weigerst, das Amt zu übernehmen, so sollen seine Einkünfte einträglich genug sein, überdieß werden wir sie durch Zuschlag eines Beneficiums oder Stipendiums so vermehren, daß du zu einem anständigen Lebensunterhalte genug hast, und wenn du willst, kannst du in unser Haus und an unsern Tisch zurückkehren. Wenn du übrigens vom Geiste Christi geleitet bist, wirst du dem Befehle deines Bischofs gehorsam sein und deinem Obern in Demuth dich fügen. Weil wir dich von dem Beistande unserer bischöflichen Amtssorgen nicht länger entbinden, so wird, was Gott verhüten wolle, auch zu Strafen geschritten werden. An Gelegenheit zur Uebung der Frömmigkeit wird es dir hier nicht fehlen, da wir einige Jungfrauen Christi aus Holland erwarten, welche wir dir in die Seelsorge übergeben werden; so auch einige weniger gebildete Geistliche, die wir mit Hilfe Christi aus den Einkünften des Seminars zu unterhalten gedenken. Wenn du einige Priester weißt, die für dieses heilige Unternehmen tauglich sind, so wolle mit ihnen unterhandeln, unter welchen Bedingungen sie hiehergehen möchten. Lebe lange wohlbehalten und hüte dich, daß du unsern Befehlen nicht saumselig nachkommest unter der Strafe der Suspension. 13. Jan. 1587."

Am 4. April 1562 war Linden von Granvella consekrirt worden; aber sieben Jahre lang widersetzte sich Geldern seiner Ein-

setzung ins Amt, bis es der Aufforderung und Drohung des Herzogs von Alba nicht mehr zu widerstehen wagte.

Merkwürdig ist, wie Gelderland in den Stürmen der Neuerung seinen katholischen Glauben treu bewahrt hatte, ohne einen Bischof in der Nähe zu haben und bei bodenloser Versunkenheit der Priesterschaft. In Nymwegen hatten einige Neureligiöse in den Magistrat Aufnahme gefunden, und in den Augusttagen 1566 wagte ein apostasirter Mönch eine Predigt, zuerst außerhalb der Stadt, dann in derselben, und die Geusen machten ihre Vorbereitungen zum Bildersturm. Aber die Bürger traten unter die Waffen; der Magistrat suchte sie zu beschwichtigen, aber keinen Augenblick länger wollten sie die Schändung ihrer Religion dulden; den Neureligiösen wurde von der Obrigkeit Schweigen auferlegt, der Magistrat gereinigt; bevor dieses geschehen, legten die braven Bürger, aus deren Mitte unser großer Canisius hervorgegangen, die Waffen nicht aus der Hand.

In Weert trieb ein von der Häresie angesteckter Pfarrer sein Unwesen; nachdem er abgesetzt und ein katholischer an seine Stelle getreten war, wurde dieser bald wieder entfernt und Weert hatte einen Pfarrer, welcher katholisch hieß, aber auch den Geusen eine geeignete Persönlichkeit schien und als sie zur Herrschaft gelangten, auch ihr Pfarrer blieb. Als der Bildersturm heranbrauste, brachte es die Gräfin von Horn noch über sich, in früher Morgenstunde des 24. August die Klosterfrauen von St. Augustin zu benachrichtigen, daß sie ihre Kostbarkeiten in Sicherheit bringen sollten. Aber Kloster und Kirche der Minderbrüder außerhalb der Stadt wurde zerstört und geplündert eine ganze Nacht bis 3 Uhr Morgens, wo die Bilderstürmer sich in die Wirthshäuser zurückgezogen und dem Pöbel aus der Stadt die zerstörten Reste überließen.

Die Frau Gräfin von Horn gedachte auch Niederweert mit der Reformation zu beglücken und schickte den Pfarrer von Weert zur Predigt, allein die Leute machten einen solchen Lärm, daß der Mann sein eigenes Wort nicht mehr verstand und die Kanzel mit Schimpf verlassen mußte. Gewaltthat besorgend bewachten nun unter der Leitung ihres trefflichen Pfarrers Anton vom Stein die Bauern mit

Mistgabeln und Hacken bewaffnet den ganzen Winter über ihre Kirche Tag und Nacht.

In Geldern, Venlo, Straelen und den andern Orten des Gelderlandes wagten die Bilderstürmer nichts; in Roermonde dagegen war schon 1560 die Zahl der Osterkommunionen um mehr als tausend zurückgegangen gewesen; häretische Prediger hatten Eingang gefunden, und die Abgefallenen vermehrten sich. Aber der größere Theil der Bürgerschaft war immer noch fest geblieben. Die Abgefallenen versuchten 1567 einen Prediger, der in der Gegend von Nymwegen, dann bei Maaseick aufgetreten war, in die Stadt zu bringen und luden ihn auf Mariä Heimsuchung (2. Juli) ein; da sie ihre Absicht aber nicht durchzusetzen vermochten, ließen sie sich in einem benachbarten Dorfe predigen. An die 500 sollen es gewesen sein, die um der Predigt willen die Stadt verließen. Unterdessen schickte die Bürgschaft zu einem Adelichen in der Nachbarschaft und bat ihn um bewaffneten Beistand. Er zog mit etlichen Kriegsknechten ein und ließ die Thore schließen. Als die in der Predigt gewesen waren, um Einlaß baten, wurde ihnen erklärt, daß man sie nicht mehr als Mitbürger anerkennen möge, sie sollen draußen bleiben; da sie nach Weib und Kind begehrten, wurden diese über die Mauer hinabgelassen, aber Einlaß ward den Abgefallenen nicht mehr gewährt.

Was hätte aus diesem Volke nicht eine tüchtige Geistlichkeit gemacht! Aber an dieser fehlte es gar sehr. Unter 200 Pfarrern mochte der Bischof kaum sechs von reinem Lebenswandel finden. Unwissend waren die meisten, die besten Pfarreien befanden sich in den Händen auswärtiger Canoniker, welche die Seelsorge Miethlingen überließen. Eine ungesittete und unwissende Geistlichkeit fällt nothwendig der Verachtung anheim, denn wenn das Salz faul geworden, wird es mit Füßen getreten. So geschah es auch im Gelderland; nun wollte Jeder über die Religion disputiren, in den Schenken, auf den Straßen, Märkten, aller Orten wurde gestritten, der Bauer that es beim Pflug und hinter der Heerde, der Schneider und Schuhmacher beim Handwerk, der Kaufmann im Kramladen. Wer in der Bibel gelesen, hielt sich für gelehrter als alle

Doktoren der Kirche zusammen, und wer über das Gelesene sprechen konnte, ward leicht als ein vom heiligen Geiste Inspirirter angesehen. Die Gemeinden spalteten sich, selbst in den einzelnen Familien gab es drei und viererlei verschiedene Ansichten. Was für die Sitten daraus folgen mußte, liegt auf der Hand. Eine unermeßliche Arbeit also wartete auf den Bischof. Und er griff sie rüstig an.

Am 11. Mai 1569 nahm er von seinem Stuhle Besitz, und gleich in den ersten drei Tagen, die Festlichkeiten waren noch nicht verklungen, berief er die Geistlichkeit auf den 24. Mai zur Diöcesansynode. Das war etwas Neues, und sehr zahlreich strömten die Geistlichen zusammen. In ernster Rede erschüttert von der Last seiner Verantwortung legte er ihnen die Würde und die Pflicht ihres Amtes vor, verkündigte die Beschlüsse von Trient und theilte das Bisthum in neun Dekanate; die anwesenden Pfarrer wählten gleich ihre Dekane. Die Errichtung des geistlichen Gerichtshofes war ihm, da die Sittenlosigkeit des Clerus so vielfach aus der fortwährenden Straflosigkeit der Sünde Nahrung zog, eine seiner ersten Sorgen; er bildete ihn aus einem Offizial, zwei Advokaten, zwei Prokuratoren, einem Notar und zwei Exekutoren, und da keine Mittel zu ihrer Verköstigung vorhanden waren, nahm er ihre Besoldung vorderhand selbst auf sich.

Dann ging er daran, das Volk gegen die Häresie zu bewaffnen und die Geistlichkeit zu reformiren. Der Unwissenheit, aus welcher die Irrlehrer Gelegenheit nahmen, die Mißachtung der Religion und ihrer heiligen Gebräuche zu verbreiten, mußte gesteuert werden. Deßhalb übersetzte er die Glaubensdekrete des Tridentinums in die Landessprache und verordnete deren oftmalige Verkündigung und Erklärung auf der Kanzel. An den Sonn- und Feiertagen mußte erstmals in der Frühmesse gepredigt und den Dienstboten und jungen Leuten der Katechismus ausgelegt werden; eine zweite Predigt fand unter dem Hochamte statt, nach der Vesper eine dritte.

Alsbald gab er sich Mühe seine Geistlichen persönlich kennen zu lernen; ein besseres Mittel dazu und zur Durchführung der Reform von Clerus und Volk gab es nicht, als die Visitation.

Er nahm sich tüchtige Männer, die auch der Rede gewaltig waren, zu Begleitern und ging zunächst nach Venlo, Straelen, Wachtendonk, Geldern, Nymwegen, Grave und Batenburg und brachte in jedem Orte einige Wochen zu. Zuerst predigte er selbst, dann die übrigen, er ging von Kirche zu Kirche, jedes Dorf suchte er heim, untersuchte Alles und spendete die Firmung. Seit hundert und mehr Jahren war nicht gefirmt worden. Auch die Frauenklöster durften vor seinem nachforschenden Auge nicht verschlossen bleiben; zuerst versammelte er die Nonnen im Kapitelsaale, und sobald ihm etwas verdächtig vorkam, ließ er alle Zellen durchsuchen.

Wenn er einen Geistlichen oder eine Klosterfrau traf, die ihm in der Treue des Glaubens zu wanken schienen, so ließ er sich mit ihnen in eine Unterredung ein, gütig oder streng, wie es die Umstände erforderten. Die Ausgelaufenen zwang er, denn sie wirkten besonders als ansteckende Pest, mit Hilfe des weltlichen Armes zur Auswanderung, wenn sie nicht in bestimmter kurzer Frist ein vom heiligen Stuhle approbirtes Zeugniß für rechtmäßigen Austritt aus dem Kloster beibrachten. Von den Priestern, die offen, ohne Scheu in der Unlauterkeit lebten, gelang es ihm, die meisten zur Lebensänderung zu vermögen; sehr wenige wurden rückfällig, und gegen diese schritt er mit den vom Tridentinum angedrohten Strafen ein. Mühe kostete es, die Pfarrer zur Haltung der Residenzpflicht zu vermögen; einige Kanoniker von Lüttich und Utrecht nahmen es sehr übel auf, daß sie nicht mehr die reichen Pfründen genießen und um ein Spottgeld durch Miethlinge die Pfarreien verwalten lassen dürften. Aber rücksichtslos sprach der Bischof über Jeden, der nicht in eigener Person in der Seelsorge arbeiten wollte, die Absetzung aus. Unwissende Pfarrer versetzte er auf einfache Beneficien.

Nicht Jedem gestattete er, die Priester Beicht zu hören; er war um tüchtige, gewissenhafte Beichtvater für die Priesterschaft bekümmert, denn sie vor Allem sollte in reinem Glanze wieder erstehen, damit von ihr auch der Segen unter ihr Volk ausgehen könnte.

Nicht dem Belieben oder der Laune der Pfarrgeistlichkeit wollte er die Ordnung des Gottesdienstes überlassen, sondern sie sollte von dem Grundsatze ausgehen, daß sie die Bequemlichkeit des Volkes und dessen Erbauung im Auge haben müsse. An den Kirchthüren ließ er die Verzeichnisse der verbotenen Schriften anschlagen.

Das Alles unternahm Wilhelm Linden in seinem ersten Jahre, und hier verlassen wir die Weiterführung seiner Geschichte, um die Frage aufzuwerfen, ob Angesichts dieser Bischöfe, die in diesen Jahren durch alle Gauen der Niederlande hin ihre Wirksamkeiten entfalteten, die königliche Regierung Ursache gehabt habe, auch ihrerseits in die Kirchenverwaltung einzugreifen? Wir setzen bei ihr den besten Willen voraus, aber sie that was sie nicht lassen konnte. Ihr selbstherrlicher Standpunkt gestattete ihr nicht, dem kirchlichen Regimente nur den weltlichen Arm zu leihen, sondern drängte sie fortwährend, sich auch als eine Art Kirchencollegium zu betrachten, und das that sie in einer Weise, die oft eine wahre Mißachtung, daß wir nicht sagen, Mißhandlung der kirchlichen Würdeträger zur Schau trägt. Der Verweis des Bischofs von Brügge ist uns unvergessen, und über Linden sprach Alba seinen Mißmuth aus, daß dieser in Haarlem, vom kranken Bischof dazu gebeten, die heiligen Weihen ertheilt hat. —

Wir führen nun an, was die königliche Regierung unter Alba in dessen ersten Jahren in Sachen der Religion dekretirt hat, jede einzelne Anordnung dem Urtheile eines Jeden überlassend; und um ja jeden Schein zu vermeiden, als ob wir dem Könige zu nahe treten wollten, führen wir aus einer Depesche an Alba vom 14. November 1571 eine Aeußerung an, welche klar darauf hindeutet, von welchem Gesichtspunkte aus er beurtheilt sein will. Er schreibt, daß ihm aus den Niederlanden die Klage zugekommen, daß Reliquien, alte Bilder, an welchen die Andacht des Volkes hänge und dergleichen Sachen aus dem Lande geführt werden, und er wolle bemerken, daß die Leute mit ihren Klagen im Rechte seien; er wolle daher dem Herzoge aufgetragen haben, daß er sein Augenmerk darauf richte, denn die Hilfe, das Gebet und die Verdienste der Hei-

ligen seien es hauptsächlich, warauf die Erhaltung des Glaubens und der katholischen Religion in den Niederlanden beruhe.

Im Archive von Simankas befindet sich vom 14. Juli 1569 ein Bericht über die Dinge, welche von Alba bis dahin in den Niederlanden ausgeführt worden waren. Gachard hat ihn abgedruckt, und wir entnehmen daraus die folgenden hieher gehörenden Punkte.

Der Herzog hat befohlen, daß alle Kirchen, Klöster und die andern heiligen Orte, welche im Bildersturme zerstört oder verwüstet worden, auf Kosten der Städte und Gemeinden wieder hergestellt werden.

Diese Verordnung ist am 14. Februar 1568 ergangen; darin heißt es, daß die Kirchen und Klöster noch nicht hergestellt, sei ein Skandal; innerhalb dreier Monate muß Alles für den Gottesdienst überall wieder hergerichtet, und nach Ablauf dieser Frist den Gouverneuren und Gerichtshöfen über den Vollzug Rechenschaft abgelegt werden, und von diesen erwartet der Herzog speciellen Bericht, an welchen Orten eine Verwüstung stattgefunden, und wie daselbst der Befehl ausgeführt worden, mit Angabe der Gründe für eine etwaige Unterlassung. Zum Voraus wird bemerkt, daß angeblicher Abgang der Geldmittel nicht als ein hinreichender Grund dafür angenommen werde, da es nicht mehr als vernünftig sei, daß ein Jeder als guter Christ zur Wiederherstellung des Hauses Gottes sich willig zeige. Man kann dann die Kosten auf Jene umlegen, welche Ursache zu dem Uebel gegeben, den verbotenen Predigten beigewohnt, oder anderweitig den Neuerungen der Sektirer Vorschub geleistet haben.

An alle Bischöfe und Kapitel, heißt es weiter in dem genannten Berichte, ist geschrieben worden, daß sie zu Pfarrern nur unterrichtete und gewissenhafte Männer ernennen, damit sie durch Wort und Werk dem Volke zum Unterrichte sein können.

Die Errichtung von Seminaren nach der Vorschrift des Trienter Concils ist befohlen worden.

Ferner ist angeordnet worden, daß die Schulmeister katholisch, von gutem Wandel und von ihren Bischöfen genehmigt seien.

An ein und demselben Tage sind in allen Orten der Provin-

zen sämmtliche Buchdruckereien und Läden der Buchhändler und Buchdrucker visitirt, die verbotenen Bücher confiscirt und verbrannt, und die Pressen, aus welchen diese hervorgegangen, versiegelt worden. Es erging das Verbot, daß vom Auslande kein Buch eingeführt werde, ohne daß es von den Bischöfen oder deren Delegirten geprüft und gutgeheißen worden, und Alle, die Bücher besitzen, wenn sie auch nicht Buchhändler, sind gehalten worden, deren Verzeichniß dem Bischofe vorzulegen. — Am 31. Oktober 1569 berichtete der Herzog, daß er mit Viglius, Fray Alonso von Contreras, dem Doktor Arias Montanus und dem Dekan von St. Gudula, mehrere der gelehrtesten Männer von Löwen in Brüssel zum Entwurfe eines Verzeichnisses der verbotenen und zu corrigirenden Bücher versammelt habe. Alle Bischöfe und unterrichteten Leute haben Verzeichnisse eingeschickt. Allgemein war man der Meinung, daß die Zahl der Buchdrucker nothwendigerweise vermindert und ihr Aufenthalt auf bestimmte und bekannte Orte, wie Antwerpen, Löwen, Douay und die eine und andere Stadt weiter beschränkt werden müßte. An diesen Orten sollte man bestimmte Staatsdruckereien haben, deren Meister in Betreff der Religion und Sitten durch die Bischöfe, und was ihre Kunst anbelangt, durch einen vom König zu ernennenden Oberdrucker genehmigt werden müßten. Für die letztere Funktion empfiehlt Alba den Plantin, der auch die Arbeiter prüfen sollte, bevor sie von den Meistern verwendet werden könnten.

Den Bischöfen wurde aufgegeben, die Schulmeister ihrer Diöcese zu visitiren. In Folge dessen hat man jene, welche falsche Lehren verbreiteten, eingezogen, und die nicht als gute Katholiken erschienen, abgesetzt.

Die Bischöfe und andere Geistliche sind eingeladen worden, dem Herzoge von all' den Dingen, die zur Hebung der Religion und Erhöhung der Gottesverehrung dienlich sein könnten, Vorschläge zu machen.

Daran fehlte es denn auch nicht. So hat der uns schon bekannte Bruder Lorenzo von Villavicencio im Mai 1569 zwei Denkschriften eingereicht, welche die Universitätsverhältnisse und die Bildung tüchtiger Pfarrer besprechen. In der ersten heißt es, die

Professoren der theologischen Fakultät in Löwen sollten besser gestellt werden, wenn auch nur um ein geringes, damit unter ihnen die Plätze eines Vorstehers der Collegien gesuchte bleiben, denn darauf komme gar viel an, daß die Studenten in der beständigen Aufsicht ihrer Professoren sind, und dieß werde durch die Vorsteherschaft dieser an den Collegien erreicht. „Wenn, heißt es in der Denkschrift, noch niemals ein Baccalaureus, Licentiat oder Doktor der Theologie von Löwen Häretiker war, und wenn noch alle Schüler der Universität eifrige Vertheidiger des katholischen Glaubens und des heiligen Stuhles waren, so ist dieß dem Umstande zuzuschreiben, daß die Studenten fortwährend unter den Augen der Professoren sind.“

Früher, heißt es weiter, habe jeder Student schwören müssen, daß er immer den katholischen Glauben bewahren wolle. Weil deutsche, friesländische Studenten und andere Nordländer nach Löwen kommen und als Häretiker diesen Schwur verweigert haben, so sei er allmählig in Abgang gekommen; aber der König sollte auf den alten Brauch wieder dringen und deßhalb an die Universität und den Magistrat schreiben.

Den Bürgern sollte durch ein Edikt befohlen werden, die Studenten, die sie beherbergen, zur Anzeige zu bringen, wenn sie etwas Häretisches an ihnen bemerken. Zu Löwen und Douay müßte man Niemand lehren lassen, der nicht daselbst seine Studien gemacht hätte.

Zum Schlusse bittet Fra Lorenzo um eine Unterstützung für die Ausbesserung der Hörsäle, von denen einige weniger Asyle der Musen, als vielmehr Kerkerlöcher zu sein scheinen, so finster und schmutzig seien sie.

In der andern Denkschrift heißt es: „Eine der Ursachen, aus denen die Religion und das gemeine Wesen in den Niederlanden Seiner Majestät so vielfachen Schaden erlitten, bestand darin, daß die Pfarrer der Städte und Dorfschaften sehr unwissende Miethlinge waren, und das bis zu einem Grade, daß sie zwischen einer katholischen und häretischen Lehre nicht einmal zu unterscheiden wußten, folglich die gute nicht lehren und vor der schlimmen nicht

warnen konnten.“ Der Hauptübelstand komme von dem Ernennungsrechte der Klöster; und er schlägt vor, daß in Löwen auf Kosten aller Benediktiner- und Cisterzienserklöster ein Collegium errichtet werde, worin ihre jungen Leute ihre Studien machen, und daß sie keinen auf eine Pfarrei ernennen dürften, der nicht von der Universität das Baccalaureat erhalten hätte.

Dieser Vorschlag hatte seinen guten Grund, denn die in Reichthum verkommenen Klosterinstitute ernannten gar zu oft Jeden auf eine Pfarrei ohne Rücksicht auf seine Kenntnisse und Sitten, wenn er nur mit dem geringsten Gehalte zufrieden war. „Diesen Miethlingen gibt man ein so kleines Salair, daß ich von einem Diener Eurer Majestät, der auf zwei Pfarreien das Nominationsrecht hat, weiß, wie er Jedem nur 20 Thaler jährlich geben wollte, und sie, da sie mehr verlangten, fortschickte, so daß die Gemeinden längere Zeit ohne Seelsorger waren, die Kinder nicht getauft werden konnten und die Sterbenden die heiligen Sakramente entbehrten. — Ein anderer Pfarrer aus der Schaar der Miethlinge wollte nicht taufen, ohne daß zuvor über den Preis der Taufe verhandelt war. Weil ein armer Mensch die 6 oder 7 Sous, welche der Pfarrer für die Taufe verlangte, nicht besaß, wurde diese verweigert, bis ein reicher Mann die verlangte Summe erlegt hatte. — Ein Anderer sagte zu einem Vater, dessen Kind er beerdigt hatte, daß er es wieder ausgraben und ihm ins Haus tragen werde, wenn er ihm nicht drei Dukaten bezahle.“

Hopper machte einen Entwurf zur Gründung eines Instituts für den christlichen Unterricht in den Schulen, wo die Kinder verpflichtet würden, daran Theil zu nehmen. Das gefiel Granvella gar sehr, er erinnerte, daß schon sein Vater den Vorschlag den deutschen Bischöfen gemacht habe, an den katholischen Universitäten Schüler zu unterhalten, aus denen die künftigen Vertheidiger der katholischen Religion hervorgehen sollten. „In der That, sagte Granvella, die Freiheit, in welcher man seit 20 und 30 Jahren die Jugend aufwachsen ließ, ohne Gehorsam und Ehrerbietigkeit, in schrankenloser Ausgelassenheit, hat die Rebellionen und die Gesetzlosigkeit im Staatswesen hervorgebracht, und die schlechte Einrich-

tung der Schulen trägt zum guten Theile die Schuld an dem Schaden, den die Religion unter unsern Augen erlitten; und ich denke, daß Sie sich erinnern werden, wie ich mehrmals im Staatsrathe vorgeschlagen habe, der studirenden Jugend den Besuch der Universitäten in Deutschland und Frankreich zu verbieten. Aber einige Herrn haben sich mit Heftigkeit widersetzt, da dieß wider die Freiheit des Landes sei; ich jedoch verstand recht gut, daß es durch ihre Begünstigung dieser Freiheit auf die Autorität abgesehen war."

Was Granvella im Auge hatte, führte Alba aus; durch Dekret vom 4. März 1570 verbot er unter Strafe der Vermögensbeschlagnahme und immerwährender Verbannung allen Unterthanen des Königs den Besuch einer auswärtigen Universität.

Kehren wir zu dem genannten Berichte zurück; da heißt es weiter, daß den Magistraten aufgegeben worden, Personen aufzustellen, welche an den Feiertagen darüber zu wachen hätten, daß die Gottesdienste ohne Hinderniß gehalten werden könnten; andere, welche das heiligste Sakrament begleiten sollten, wenn es zu einem Kranken getragen wurde; mit der Geistlichkeit zusammen zu wirken, daß an geweihtem Orte nur die katholisch Gestorbenen begraben werden; in jeder Stadt Hebammen aufzustellen, welche katholisch wären und schwören müßten, den Pfarrern innerhalb 24 Stunden die Wöchnerinnen anzuzeigen. Diese Verordnung ist vom 27. Mai 1569.

Ferner wurde bestimmt, daß Niemand zu einem Amte im Magistrat oder anderwärts zugelassen werde, der nicht von seinem Bischof oder Pfarrer ein Zeugniß seines katholischen Glaubens beizubringen vermag.

In den Eid der Beamten wurde aufgenommen, daß sie schwören, der römisch-katholischen Kirche zu gehorchen, sie zu vertheidigen und das Ihrige zu thun, daß ihr gehorcht und sie vertheidigt würde.

Die Religionsedikte wurden von Neuem publicirt und ihre pünktliche Befolgung eingeschärft.

So weit der genannte Bericht. Schon bald nach seiner Ankunft in den Niederlanden hatte Alba die Ansicht aufgegriffen, daß die Franziskaner und Dominikaner reformirt werden mußten. Er

hatte das durch den spanischen Gesandten in Rom dem heiligen Vater vorstellen, um Sendung einer dazu geeigneten Persönlichkeit, in deren Begleitung einige gute Prediger sein sollten, bitten lassen. Am 26. Februar 1568 kam nun, vom Papste geschickt, der Franziskaner Angel v. Aversa an. Was that der Herzog? Trotzdem der Mann schon Generaloberer seines Ordens gewesen war, meinte Alba, der Papst hätte eine vornehmere Persönlichkeit, einen Cardinal oder dergleichen schicken sollen, und verbot ihm vorderhand jede Ausübung seiner Sendung und die Abgabe der Breven, deren Träger er war, da man nicht zu wissen brauche, daß er eine Commission für die Reform der Ordenshäuser oder in einer Angelegenheit der Inquisition habe. Der König billigte die Verfügung des Herzogs, ließ von letzterer Commission keinen Gebrauch machen und gestattete nur, daß der Franziskaner im Auftrage seines Generals die Klöster seines Ordens visitire.

Als die Bischöfe der Mechliner Provinz am 11. Juni 1570 zu ihrem ersten Provinzial-Concil zusammentraten, hat er geglaubt, auch hier einschreiten zu müssen.

In Gegenwart der 6 Bischöfe der Provinz feierte Morillon, Granvella's Generalvikar, in dessen Auftrage das Hochamt vom heiligen Geiste; 10 Aebte, die Abgeordneten der Kathedralkapitel und Collegiatkirchen, die Landdekane und mehrere Doktoren von Löwen waren anwesend. Die ersten 11 Tage wurden meist durch die Verkündigung und Annahme der Trienter Dekrete hinweggenommen, worauf die eigentlichen Verhandlungen am 23. Juni eröffnet wurden und am 15. Juli schlossen.

Am Feste des heiligen Johannes des Täufers hielt Lindan eine Ansprache, eine feurige Anrede, daß Jeder seine Pflicht thue, auf daß von der Metropole Mecheln die Reform ausgehe, und die Uebrigen ein Beispiel daran nähmen. Insbesondere sprach er vom Concubinate, von der Simonie, der Kleiderpracht und von dem Heißhunger nach dem Besitze mehrerer Beneficien, am meisten derer, die in Würden stehen; wenn jetzt nicht mit Entschiedenheit die Hand an die Besserung, an die Durchführung des Tridentinums gelegt werde, dann können die Strafgerichte Gottes nicht ausbleiben.

Von ihm und Sonnius wurden der Synode Denkschriften überreicht: Wir geben einen Auszug daraus, weil dadurch ein umfassender Blick in die Schäden der Kirche der Niederlande eröffnet wird.

Aus der Denkschrift des Sonnius heben wir die Fragen aus:

V. Ob es nicht angezeigt wäre, nur gut unterrichtete Leute, die im canonischen Rechte Licentiaten oder in der Theologie Baccalaureen wären, zu Dekanen zu wählen. — XXIV. Ob nicht den Rektoren der Universitäten aufzugeben wäre, solchen Geistlichen, welche während ihres Aufenthaltes auf der Universität die Tonsur und geistliche Kleidung nicht tragen, kein Zeugniß auszustellen, auch wenn sie in den Studien und Sitten untadelig wären, denn solche Leute sollen wissen, daß sie keine Hoffnung haben, während ihrer Abwesenheit die Früchte ihrer Beneficien zu genießen. — XXV—XXIX. Ob es der Synode nicht gefalle, mit „ängstlicher Sorge" der Universität Löwen zu gedenken? Unter Anderem glaubt der Bischof von Herzogenbusch, daß beschlossen werden sollte, daß Niemand immatrikulirt werden dürfe, der nicht von seinem Pfarrer, Gemeindevorstande oder einem Prälaten seines Ortes ein Zeugniß beibringt. Sodann soll Jeder vor seiner Zulassung in der Religion geprüft werden. Die juristische und medicinische Fakultät sollten im Frühjahr und Herbst eine Vakanz machen, damit ihren Studenten ein Curs in der Religionswissenschaft gegeben werden könnte, von welchem nur die Licentiaten in der betreffenden Fakultät entbunden wären. Zu gleicher Zeit würde man lateinisch über Gegenstände der Dogmatik und Moral für die Studenten predigen. Endlich glaubt Sonnius, wäre die Anstellung eines gut besoldeten Professors der christlichen Beredtsamkeit zu betreiben, der sicher großen Nutzen stiften könnte. Am Rande steht aber bei diesem 29. Artikel: daß er dießmal nicht verhandelt werde. — XXXIII. Ob nicht die alten Canonen wieder hergestellt werden sollten, durch welche die Bereicherung der Bischöfe verhindert und das im Kirchendienste erworbene Vermögen den Kirchen und Seminarien zugewendet werden könnte. — XXXV. Dem Uebelstande müsse vorgebeugt werden, daß unruhige Köpfe aus Ehr-

geiz oder Habsucht oder Trägheit, oder einem andern schlechten Grunde von einer Diöcese in die andere überlaufen. — XXXVII. Ob nicht etwas geschehen sollte, die Aebte von ihrer irrigen Meinung abzubringen, als ob die Bischöfe gegen ihre Exemtionen seien. — XXXVIII. Ein Radicalheilmittel sei die Errichtung von Seminarien nach der Vorschrift von Trient für jedes Bisthum. Zwei Diöcesen könnten leicht zusammen Ein Seminar gründen, dazu das Erzbisthum eines, so daß man deren in der Provinz vier hätte. Die Bischöfe sollen mit Geldopfern vorangehen. — Zugleich müßten die Bischöfe sich die Visitation der sämmtlichen Schulen angelegen sein, über die Lehrer und Schüler sich Bericht erstatten lassen und aus den fähigern Köpfen solche auslesen, die man nach Löwen ins Seminar schicken könnte. — XLIII. Ob es nicht geeignet scheine, die Exkommunikation in Folge bürgerlicher Vergehen einzuschränken oder ganz aufzuheben und dafür unter Eintreten der weltlichen Gewalt eine Geld- oder Freiheitsstrafe treten zu lassen, unter Vorbehalt, die Exkommunikation bei schwereren Fällen anzuwenden. — XLVI. Da die reichsten Pfründen nur aus Habsucht gesucht oft ihres eigenen Seelsorgers entbehren und ihre Inhaber der Kirche fast keinen Nutzen bringen, so frage es sich, ob die nach bezahltem Diensteinkommen bleibenden Gelder nicht zum Nutzen der Kirchen und Seminarien geschlagen werden, und ob nicht überdieß die Einleitungen dazu getroffen werden sollten, daß der Inhaber einer Pfründe, und wäre diese auch nur ein einfaches Beneficium nur aus den dringendsten Ursachen von der Residenzpflicht entbunden werde. —

Noch interessanter ist die Denkschrift des Bischofs von Roermonde, welche die Reform der Welt- und Klostergeistlichkeit in Kraft der Trienter Dekrete an ihre Spitze geschrieben hat. Während Sonnius in erster Reihe aus einer Verbesserung der Institutionen das Heil anbahnen wollte, ging Linden von der Umwandlung der Menschen aus.

Vor Allem betont er die Durchführung der Trienter Dekrete; diese sollte von allen Bischöfen in gleicher Weise und mit Energie in die Hand genommen werden; kein einzelner Bischof soll damit

rückbleiben, und damit die Bischöfe darin überwacht werden und
in Mensch ihnen widerstehen könnte, sollte die Synode den Papst
n Aufstellung eines Exekutors und den König um dessen Beistand
ir diesen bitten. Die Aufgabe des Exekutors wäre, die Bischöfe
lbst im heiligen Eifer zu erhalten, die lässigeren zu mahnen, und
uf der Provinzialsynode darüber zu berichten, ob der eine oder
ndere Bischof seine Pflicht versäumt, damit er gestraft werde. Die
Bischöfe seien dazu da, daß die kirchlichen Gesetze ausgeführt wer-
en, und ohne schwere Beleidigung Gottes können sie darin nicht
nachlässig sein, denn sie machen sich aller Sünden, welchen sie hät-
en begegnen können, theilhaftig.

Ein überaus trauriges Zeichen der Zeit ist es, daß Linden den
Bischöfen vorschlagen zu müssen glaubt, sie sollten die Ausführung
der Trienter Dekrete weniger durch Androhung der Excommuni-
kation und anderer geistlicher Strafen und mehr durch Suspension
vom Einkommen und durch Privation der Beneficien und Präla-
uren erzwingen, „denn diese Strafen sind in dieser Zeit weit mehr
gefürchtet, als die kirchlichen Censuren.“

Sehr interessant ist die Erörterung der Frage: auf welche Weise
Belgien in kürzester Frist mit tüchtigen Seelsorgern versehen wer-
en könnte.

Sobald als möglich, lautet die Antwort, sollten die Seminarien
eingerichtet, aber in den ersten Jahren nicht viele Knaben und Jüng-
linge, aber desto mehr junge Männer von 22 und 23 Jahren aufge-
nommen werden, solche, die entweder schon Theologie studiren, oder
n der Philosophie promovirt haben, oder nahe daran sind, ebenso
fortgeschrittenere aus niederen Schulen, dann aber auch einige
Priester und Andere, die bereits Weihen haben. Die Aufnahme älte-
rer Leute hätte nicht blos den Vortheil, daß man recht bald Arbeiter
erhielte, sondern würde auch dem Nachtheile begegnen, welcher da-
raus hervorgeht, daß von den Knaben und angehenden Jünglingen
immer mehrere abgehen, bevor sie zu den heiligen Weihen kommen.

Die Seminarien müssen nicht weniger eine Pflanzstätte der
Frömmigkeit und Tugend, als eine Schule der heiligen Wissenschaft
und Seelsorge sein.

Jede Provinz sollte an der Universität ein Collegium haben, „wo die Jugend, ich möchte fast sagen der Schatz der Provinz fromm und heilig erzogen und unterrichtet wird. Dahin könnten auch aus den Seminarien die tüchtigeren Köpfe, die Anlage zeigen und Hoffnung gewähren, geschickt werden und würden an der Universität in der Philosophie und gründlicher in der Theologie ausgebildet vortreffliche Männer und Lichter in der Kirche Gottes werden können.

Wenn der eine Bischof 25, ein anderer 30 und 35 junge Leute beibrächte, so würde man nach einem Jahre schon einige, nach zwei Jahren viele und nach drei sehr viele tüchtige Pfarrer haben. Um noch früher tüchtige Männer zu Pfarrern, die so nothwendig sind, zu erhalten, empfehle sich auch dieser Weg, daß man die Professoren von Löwen und Douay auffordere, in ihren Vorlesungen ihre Zuhörer eifrig und warm zu ermahnen, daß sie doch in dieser Noth der Kirche und bei dem Hunger des christlichen Volkes sich eher zur Uebernahme einer Seelsorgstelle entschließen, als nach einfachen Beneficien und Canonikaten trachten möchten. Die schon in der Theologie vorgeschritten sind, könnten dann in dem Collegium schon nach wenigen Monaten auf die Seelsorge vorbereitet werden.

Im weiteren Verlaufe bespricht die Denkschrift die Möglichkeit, aus den bereits vorhandenen Geistlichen geeignete Seelsorger zu gewinnen.

Da sollten die Bischöfe sich angelegen sein lassen, aus den Inhabern einfacher Beneficien die tüchtigeren zur Uebernahme von Seelsorgerstellen zu bewegen, wobei ihnen durch ein päpstliches Indult die Beibehaltung ihres Beneficiums gestattet werden könnte. Wenn der Eine oder Andere Mangel an hinreichender Wissenschaft vorschützen würde, könnte man ihn auf einige Monate zur Universität schicken. Auch Pfarrer von guten Anlagen sollten veranlaßt werden, im bischöflichen Seminar oder an der Universität einen Cursus durchzumachen, welcher die Grundsätze der Theologie, die Lehre von der Unterscheidung der Sünden, der Restitutionsfälle und Einiges aus der Controverse und über die Verwaltung der heiligen Sakramente umfassen könnte. Dazu wäre ein Handbuch herauszugeben, das in der Voraussetzung von drei täglichen Stunden den

toff auf 4 bis 6 Monate vertheilen würde. Wenn diesen Herrn
ıbei noch Gelegenheit und Anleitung zur durchgreifenden Lebens-
sserung gegeben würde, indem sie mit frommen und tugendhaften
Männern zusammenwohnen, und sich an ein nüchternes Leben und
äufigeres Gebet gewöhnten, so würde ja ein außerordentlicher Fort-
schritt gewonnen werden. Nützlich wäre es ohne Zweifel, jeden
Tag einen von den Kandidaten etwa eine halbe Stunde lang über
die Epistel oder das Evangelium predigen zu lassen; das wäre
eine Uebung, und zugleich würden die länger im Collegium bleiben,
nach und nach einen ganzen Predigtcursus durchmachen.

Auch in den Städten und Dörfern ließe sich eine Einrichtung
zur Weiterbildung der bereits im Amte stehenden Geistlichkeit treffen.
Der Bischof könnte in jeder Stadt einen hervorragenden Pfarrer
oder sonst einen gelehrten Priester beauftragen, seinen Amtsgenossen
einfach und kurz Alles vorzulegen, was ein Seelsorger zu wissen
nöthig und worüber er das Volk zu belehren hat. Hiezu müßten
die Seelsorgsgeistlichen unter Strafandrohung zwei oder dreimal in
der Woche auf dritthalb Stunden zusammenberufen werden; an-
derthalb Stunden würde vorgetragen, eine halbe Stunde abgefragt,
und in der letzten halben Stunde würde Einer predigen. — Auf
dem Lande könnten die Geistlichen von 10, 12 Dörfern ein und
das anderemal in der Woche bei Einem ihrer Mitbrüder, welcher
vlämisch oder lateinisch die Rudimente vorzutragen verstünde, zu-
sammentreten; sie würden dadurch Geschmack am Studium gewinnen,
und hiezu wären ihnen geeignete Bücher zu bezeichnen. Zu diesen
Conferenzen könnte der Bischof auch ein und das anderemal einen
Gelehrten abordnen und noch Weiteres zur Aufmunterung der Geist-
lichen thun, die sicher keine Schwierigkeiten machen würden, da sie
recht wohl einsehen, wie sie durch ihre Unwissenheit zum Gespötte
und in der Verachtung sind, während sie durch Studium und Un-
terricht taugliche Männer werden könnten. Gelingt es den Geg-
nern in kurzer Frist aus einfachen Handwerksleuten erträgliche Pre-
diger zu machen, so müßte der Geistlichkeit eine gedeihliche Weiter-
bildung um so leichter fallen; in einem Jahre schon wäre viel zu
erreichen, und unterdessen wüchsen in den Seminarien und dem

Jede Provinz sollte an der Universität ein
„wo die Jugend, ich möchte fast sagen der Scho
und heilig erzogen und unterrichtet wird. D
den Seminarien die tüchtigeren Köpfe, di
nung gewähren, geschickt werden und w
der Philosophie und gründlicher in d
treffliche Männer und Lichter in de

Wenn der eine Bischof 25
Leute beibrächte, so würde man
zwei Jahren viele und nach d
Um noch früher tüchtige M
sind, zu erhalten, empfehl
fessoren von Löwen und ... ten
ihre Zuhörer eifrig ur ... en ja
ser Noth der Kirche ... Bischof unt
sich eher zur Ueber ... e aufgestellten T
einfachen Benefici ... Wenn die Seelsc
in der Theologi ... hätten, würden gewiß M
schon nach we ... ch entschließen, und an den

Im w ... estand Getretenen hätte die Gei
aus den ... erbauendes Beispiel, die Bischöfe un
gewinnen ... zung in leichteren Arbeiten und die ge

D ... noch eine Aushilfe im Beichtstuhle habe
Inhe ... chen, daß Keiner sich zu einem Canonikate
Se ... der nicht längere Zeit an der Universität di
d ... losophie gelehrt oder in der Seelsorge gestande

Für die Ausführung dieser praktischen Vors
Kirche in den Niederlanden die Universität durchau
versäumt auch der Bischof nicht, der Synode die
ans Herz zu legen, daß die theologische Fakulta
Douai fortdauernd so blühen möge, wie das jetzt
der Fall ist, und daß die Theologie studirende J
und ehrenvoll verhalte.

Ein weiteres Kapitel der Denkschrift handelt
stern, insbesondere der Bettelorden. Auf letzt
dere Rücksicht genommen, weil die Franziskaner u

‾en. Für sie wird die Weiterbildung ebenso ge=
‾n Weltclerus und dafür eine Gründung von
‾n Universitäten, in Löwen für die vlämische,
‾ische Zunge vorgeschlagen und den Bi=
‾nergie bei den Provinzialen auf deren
‾hl die Wissenschaft, wie die Dis=
darniederliege, könnten und wür=
‾anz ausgezeichneter Frömmig=
‾i den Minoriten in Löwen
‾ wäre vom Könige eine
‾ugen. Die Augustiner und
‾e Häuser errichten, oder die Au=
‾usern, und die Cisterzienser mit den
den andern Klöstern dürfte Frömmigkeit
‾ßer sein, als es bei den meisten der Fall ist.
‾usterklöster müßten aus den übrigen die frömmsten
‾esten, die eifrigsten Ordensglieder versammelt und von
‾ in ganz ausgezeichneter Weise die Ordensregel beobachtet
werden, damit diese Häuser wahre Feuerheerde des heiligen Eifers
wären. Dahin müsse man die bessern Talente schicken, welche,
wenn sie in der heiligen und weltlichen Wissenschaft gründliche
Ausbildung erhalten hätten, in ihren Heimathklöstern die Lehrer
würden.

Ein gar scharfes Kapitel handelt von den Canonikern, nachdem ihm eines über die Bischöfe und Prälaten vorausging, in welchem diese daran gemahnt werden, daß sie der übrigen Geistlichkeit als ein Licht und Beispiel vorangehen müßten. Sehr wird ihnen das einfache Wesen im Haushalte, in Tisch und Kleidung und namentlich die Einschränkung in der Dienerschaft und den Pferden anempfohlen. Hierdurch würden auch die Canoniker zur Beschränkung ihrer Ausgaben und zu größerer Bescheidenheit in ihren Forderungen gedrängt werden und größeren Ueberschuß zu guten Werken erhalten, was unglaublich nützlich und Gott und den Menschen sehr angenehm wäre. Durch die fleißige Theilnahme der Bischöfe am Gottesdienste müßten die Canoniker ebenfalls beschämt,



Provinzialcollegium andere tüchtige Leute zur Seelsorge heran; überdieß könnten die Pastoralconferenzen auch ein zweites Jahr gehalten und zur Psalmenerklärung, zur Fortsetzung der Predigten und zur tieferen Begründung des im ersten Jahre Vorgetragenen verwendet werden.

Den Pfarrern gebührt ein sicherer Lebensunterhalt, der auch ohne die zufälligen Einnahmen für Begräbnisse, Exequien und dergleichen, die man heutzutage kaum, besonders nicht in den angesteckteren Gegenden fordern kann, ausreicht. Beim Papste und Könige sollte die Synode Schritte thun, daß sie an jenen Kirchen, wo sie Patronatsrechte haben, einige Präbenden für alte, ausgediente Seelsorger, die löblich ihre Pflicht gethan, bereit hielten. Damit deren Ernennung auf diese ehrenvollen Ruheposten ja in recht reinem Sinne behandelt würde, könnte dem Bischof unter dem Beirathe von zwei durch die Diöcesan-Synode aufgestellten Männer das Vorschlagsrecht eingeräumt werden. Wenn die Seelsorgspriester Aussicht auf Altersversorgung hätten, würden gewiß Manche zur Uebernahme von Pfarreien sich entschließen, und an den auf die genannte Weise in den Ruhestand Getretenen hätte die Geistlichkeit der Kathedralkirche ein erbauendes Beispiel, die Bischöfe und Kapitel könnten eine Unterstützung in leichteren Arbeiten und die gesammte Priesterschaft immer noch eine Aushilfe im Beichtstuhle haben. Endlich wäre zu wünschen, daß Keiner sich zu einem Canonikate ernennen lassen könnte, der nicht längere Zeit an der Universität die Theologie oder Philosophie gelehrt oder in der Seelsorge gestanden.

Für die Ausführung dieser praktischen Vorschläge hatte die Kirche in den Niederlanden die Universität durchaus nöthig, daher versäumt auch der Bischof nicht, der Synode die ernstliche Sorge ans Herz zu legen, daß die theologische Fakultät in Löwen und Douay fortdauernd so blühen möge, wie das jetzt mit Gottes Hilfe der Fall ist, und daß die Theologie studirende Jugend sich wohl und ehrenvoll verhalte.

Ein weiteres Kapitel der Denkschrift handelt von den Klöstern, insbesondere der Bettelorden. Auf letztere wurde besondere Rücksicht genommen, weil die Franziskaner und Dominikaner

sehr zahlreich waren. Für sie wird die Weiterbildung ebenso gefordert, wie für den Weltclerus und dafür eine Gründung von zwei Musterklöstern an den Universitäten, in Löwen für die vlämische, in Douay für die französische Zunge vorgeschlagen und den Bischöfen empfohlen, mit aller Energie bei den Provinzialen auf deren Ausführung zu dringen. Sowohl die Wissenschaft, wie die Disciplin, die in den meisten Klöstern darniederliege, könnten und würden durch die Musterklöster, die in ganz ausgezeichneter Frömmigkeit strahlen müßten, wie das schon bei den Minoriten in Löwen der Fall sei, aufgefrischt werden. Sicher wäre vom Könige eine Beisteuer für die Einrichtung zu erlangen. Die Augustiner und Carmeliter könnten zusammen solche Häuser errichten, oder die Augustiner mit den Prämonstratensern, und die Cisterzienser mit den Benediktinern. Auch in den andern Klöstern dürfte Frömmigkeit und Wissenschaft größer sein, als es bei den meisten der Fall ist.

In die Musterklöster müßten aus den übrigen die frömmsten und gelehrtesten, die eifrigsten Ordensglieder versammelt und von ihnen in ganz ausgezeichneter Weise die Ordensregel beobachtet werden, damit diese Häuser wahre Feuerheerde des heiligen Eifers wären. Dahin müsse man die bessern Talente schicken, welche, wenn sie in der heiligen und weltlichen Wissenschaft gründliche Ausbildung erhalten hätten, in ihren Heimathklöstern die Lehrer würden.

Ein gar scharfes Kapitel handelt von den Canonikern, nachdem ihm eines über die Bischöfe und Prälaten vorausging, in welchem diese daran gemahnt werden, daß sie der übrigen Geistlichkeit als ein Licht und Beispiel vorangehen müßten. Sehr wird ihnen das einfache Wesen im Haushalte, in Tisch und Kleidung und namentlich die Einschränkung in der Dienerschaft und den Pferden anempfohlen. Hierdurch würden auch die Canoniker zur Beschränkung ihrer Ausgaben und zu größerer Bescheidenheit in ihren Forderungen gedrängt werden und größeren Ueberschuß zu guten Werken erhalten, was unglaublich nützlich und Gott und den Menschen sehr angenehm wäre. Durch die fleißige Theilnahme der Bischöfe am Gottesdienste müßten die Canoniker ebenfalls beschämt,

und durch ihre Pünktlichkeit und ihren Eifer in der Verwaltung der ganzen Geistlichkeit ein gutes Beispiel gegeben werden.

Ueber die Canoniker heißt es, daß es sehr nothwendig, wenn auch schwer sei, unter ihnen ein andächtigeres und reineres Leben einzuführen. Viele sind sehr unwissend, und Alle sollten zum Besuche von Vorlesungen angehalten werden, und diese müßten mit dem Katechismus beginnen. Regelmäßig sollte ihnen ernstlich gepredigt werden, und es erscheine sehr angezeigt, daß die Priester darunter wenigstens Einmal in der Woche die heilige Messe lesen, die andern doch alle 14 Tage zur heiligen Communion gehen und zwar öffentlich im Chore zur allgemeinen Erbauung. Dazu sollen sie fleißig ermahnt, ja gebeten und beschworen werden. Die dem Trunke und einem unlautern Wandel ergeben sind, sollen exemplarisch bestraft werden.

Es muß sehr traurig unter diesen Canonikern ausgesehen haben, da Linden die Hoffnung hervorheben muß, daß es durch den Nachwuchs aus den Seminarien in einigen Jahren besser werden dürfte, und da er an das Beispiel des Volkes erinnert, durch dessen Besserung den Geistlichen das Schmachvolle ihres Wandels zur Erkenntniß gebracht werden müßte.

Für die Frauenklöster schlägt der Bischof vor, daß in ihnen die Clausur strenger gehandhabt, daß den Nonnen ein Brevier, das neben dem lateinischen Texte den vlämischen hat, Legenden und andere gute Bücher in die Hand gegeben werden sollten. Besonders hob er hervor, wie nothwendig ihnen gute Beichtväter wären. Da es schwer halte, in den Männerklöstern der betreffenden Orden, wie sie jetzt seien, die geeigneten zu finden, so müßte man Weltgeistliche nehmen, da aber diese von Jenen, welchen die Wahl zusteht, nicht genommen werden, so sollte der heilige Stuhl um eine Vollmacht für die Bischöfe gebeten werden, daß sie Vorsorge treffen oder daß ihnen wenigstens die Beichtväter präsentirt würden.

Dem Volke wünscht die Denkschrift tüchtige und eifrige Prediger; diese würden unermeßlichen Nutzen stiften, wenn das Volk zu der Einsicht gebracht würde, daß an seinem Unglücke, wie an allem Uebel die Sünde schuldig ist, und schlechte Fürsten und Hir-

eine Strafe sind und wegen ihr nicht selten auch die guten
rten heimgesucht werden.

Ganz besonders empfiehlt der Bischof die Einrichtung von
onntagsschulen, daß durch sie die Jugend und die Erwachsenen
n den Trinkgelagen und andern Unordnungen, die so gewöhnlich
den Gott geweihten Tagen stattfinden, abgehalten werden und
s unerträgliche Elend der fürchterlichen Unwissenheit in den für
s Heil nothwendigen Dingen aufhöre, während doch fast Nie-
nd sei, der nicht seine Fabeln oder Schelmenlieder wüßte. Die
onntagsschule soll sich mit Lesen und Schreiben, mit dem Kate-
smus und Auswendiglernen der Bußpsalmen und dergleichen be-
äftigen, die Jungfrauen von Frauen den Unterricht erhalten und
e Schule beider Geschlechter mit einer religiösen Ansprache ge-
schlossen werden. Das sei auch auf dem Lande einzurichten. Wenn
emand sich schämen möchte, zur Schule zu gehen, so soll er von
inem Pfarrer zu Hause und unentgeltlich den Unterricht erhalten.

Der Bischof erfreut sich in dem Ausblicke in eine schönere
ukunft, wo kein Katholik auf belgischem Boden mehr sein würde,
r nicht den nothwendigen Unterricht genossen hätte.

Von diesen beiden Denkschriften nahm Alba Kenntniß. Am
1. Juni richtete er ein Schreiben an die Bischöfe, in welchem er
in Verlangen nach Einsicht der Berathungsgegenstände ausdrückt,
m ein so nützliches und heiliges Unternehmen befördern zu kön-
en, und verlangt, daß der Präsident des großen Rathes von Me-
heln — es war Johann von Glymes, genannt von Bergen, Ritter
nd Herr von Waterdyk — zum Provinzialconcil Zutritt habe,
amit nichts beschlossen werde, was direkt oder indirekt gegen die
echte und Hoheiten des Königs wäre und seiner höchsten Juris-
iktion Eintrag thun könnte. Dem Verlangen schloß sich das Ver-
ot an, keinen Beschluß zu fassen, kein Dekret aufzustellen, ohne
orher an ihn Mittheilung gemacht zu haben, damit er das Ge-
gnete verfüge, und ohne sein Wissen nichts bekannt zu geben.

Er hob aus dem vorbereiteten Material sieben Artikel aus,
egen welche er der Synode seine Bemerkungen machte.

Der erste behandelte die Frage, ob den Geistlichen nicht zu

verbieten sei, in persönlichen Angelegenheiten ihre Standesgenossen vor das weltliche Gericht zu ziehen, und ob die Gerichtskosten nicht ermäßigt werden sollten.

Das erscheint dem Herzoge als ein Eingriff in die königliche Gerichtsbarkeit.

Der zweite, dritte und vierte Punkt hatte den Gottesdienst, die Union der Pfarreien, den Uebergang von einer Kirche zur andern im Auge. Alba wollte Beschlußfassung bewilligen unter dem Vorbehalte, daß kein Eingriff in die Rechte der Patrone und Laiendecimatoren geschehe.

Der fünfte Punkt war die Frage des Sonnius, ob nicht für bürgerliche Vergehen die Excommunikation eingeschränkt werden und dafür mit Hilfe des weltlichen Armes Geld- und Freiheitstrafe treten sollte.

Das will der Herzog für die Geistlichen zugeben, für die Laien aber nicht, und die Bischöfe sollten die Excommunikation nur nach reiflicher Ueberlegung und unter Wahrung der Form Rechtens verhängen.

Der sechste Punkt betraf die Frage, ob die Bischöfe nicht jährlich über die Kirchenfabriken, Spitäler und dergleichen die Rechnungen abhören sollten, auch wenn durch Gewohnheit oder Privilegium dieselben noch Andern, auch Laien abgelegt werden müßten, ohne Ausschluß dieser und mit ihnen gemeinsam, wie das Tridentinum (Cp. IX., Sess. XXII), es vorschreibt, und ob, wenn diese sich weigern, nicht der weltliche Arm gegen sie angerufen werden sollte.

Wie es in diesen Dingen seit unvordenklichen Zeiten gehalten worden sei, bemerkte der Herzog, so solle es bleiben, und nichts geneuert werden, da diese Stiftungen von Fürsten, Herrschaften, Gemeinden und Privatpersonen aus dem Laienstande herrühren und keine besondern Mißbräuche bemerkt werden. Wenn ja doch solche vorkämen, brauchte ihm nur die Anzeige gemacht zu werden, worauf er alsbald Abhilfe treffen werde.

Im siebenten Artikel hieß es, daß an manchen Orten die Verwalter das Recht in Anspruch nehmen, die Güter ohne Zustim-

mung des Papstes oder Bischofes zu beschweren oder zu veräußern, das aber sei eine Verletzung des kirchlichen Rechtes, dem durch Strafen und die Nichtigerklärung der ohne die Zustimmung der kirchlichen Autorität getroffenen Beschwerung oder Veräußerung Abhilfe geschafft werden müßte.

Alba gab zu, daß man sich Mühe zu geben habe, Restitution der widerrechtlich veräußerten Güter zu erlangen, aber die Synode dürfe kein darauf bezügliches Dekret erlassen, ohne den Entwurf dazu ihm zuerst vorgelegt zu haben.

Was wollen diese Bemerkungen? Wahrlich Alba muß von den Bischöfen und ihrem Amte eine höchst geringe Meinung gehabt haben, daß er sich bemüßigt fand, in so kleinlicher Weise in ihren Wirkungskreis sich eindrängen zu wollen. Wie viel weiser, daß ich nicht sage, staatsmännischer benahmen sich die Bischöfe! Obwohl sie nicht geneigt waren, ein kirchliches Recht verkümmern zu lassen, so wollten sie doch nicht im Geringsten zur Vermehrung der Schwierigkeiten der königlichen Regierung beitragen. Weil der Ausdruck der Besorgniß in des Herzogs Schreiben, daß auf der Provinzialsynode etwas, das den königlichen Rechten Eintrag thun könnte, beschlossen werden möchte, und die gegen alles kirchliche Recht und die Gewohnheit des Landes verstoßende Forderung, einen königlichen Rath zur Provinzialsynode zuzulassen, von der öffentlichen Meinung zum Nachtheile der Regierung übel gedeutet werden könnte, so ließen sie die Einsprache nicht öffentlich verlesen. Und um den Statthalter zufrieden zu stellen, geben sie ihm das Versprechen, daß die von ihm zur Sprache gebrachten Artikel nicht verhandelt werden sollten, ohne daß der Rathspräsident darüber gehört worden. Sie werden in allen Stücken mit Mäßigung handeln und so viel als möglich seinen Wünschen sich anbequemen, aber im Provinzialconcil haben nur sie, die Bischöfe, zu beschließen und zu dekretiren.

Das gaben sie dem Herzog am 15. Juni zu erkennen, und nun erscheint es uns als ein unwürdiger Spott, wenn er am 16. Morillon aufgibt, dafür Sorge zu tragen, daß die Synode auch für das Leben und den Aufwand der Bischöfe einen Beschluß fasse, die Einschränkung der Tafel und Dienerschaft und dergleichen werde

die Luftveränderung gezählt werden kann, verursacht wird. Während der Zeit des Gottesdienstes sollen die Wirthshäuser nur für Reisende offen sein, und Tanz und Spiel weder öffentlich, noch in Privathäusern geduldet werden. Die zweite Provinzialsynode von 1574 sah sich veranlaßt, zur Durchführung dieses Punktes den Statthalter um Handhabung der kaiserlichen und königlichen Edikte anzugehen. Ferner wird gegen die weltliche, „militärische" Musik in den Kirchen geeifert und in Betreff der Bilder bestimmt, daß alle, welche in heidnischen Anschauungen ihre Motive haben oder daran erinnern, alle nackten und sonstwie unanständigen und abergläubischen entfernt, und von nun an kein Bild mehr in einer Kirche ohne die Gutheißung des Bischofs aufgestellt werden dürfe. Jene Geistlichen, welche derartige Bilder nach Verlauf eines Vierteljahres nicht aus ihren Häusern und Gärten entfernt haben, sollten gestraft werden. — Wenn auch daran festgehalten wird, daß an den Feiertagen, gerade so wie an den Sonntagen, alle knechtliche Arbeit, Gewerbe und Handel wie die Gerichtssitzungen, zu unterbleiben haben, so sollen die Bischöfe doch an den kleineren Feiertagen eine Erleichterung eintreten lassen können. — Das gläubige Volk wird vor falschen Ablässen gewarnt, die umhergeboten werden, es soll dieselben daran erkennen, daß sie mit den Bedingungen, auf Grund derer sie ertheilt werden, in gar keinem Verhältnisse stehen, oder daß sie auf angeblichen Offenbarungen beruhen wollen, oder ganz sichere Wirkungen versprechen, wie Vermeidung von Gefahren, Schutz wider Hieb und Schuß, Wassersnoth, Pest oder gewisse Befreiung aus dem Fegfeuer. — Wie heutzutage hat auch damals die Industrie in kirchlichen Dingen gemacht, und das Concil sah sich in der Lage vor solchen Ablaßbüchlein auch dann zu warnen, wenn sie ein Druckprivilegium an der Stirne tragen. — Für sich selbst stellen die Bischöfe den Satz auf, daß es ihrer Hirtensorge entspreche, öffentlich die heilige Messe zu lesen, dem Chorgebet so viel möglich beizuwohnen und fleißig zu predigen. Den Priestern schreiben sie vor, wenigstens an den Sonntagen und höheren Festen die heilige Messe zu lesen und den Geistlichen der übrigen Weihen, wenigstens viermal im Jahre öffentlich, unter dem Hochamte zur

heiligen Communion zu gehen. Wer ein Amt hat, soll Residenz halten, wer ein Privilegium dagegen zu haben glaubt, muß es innerhalb dreier Monate dem Bischof zur Prüfung vorweisen. Gegen vagabundirende Priester wird große Wachsamkeit eingeschärft. — Für die Besetzung der Pfarreien hätten die Bischöfe gar gerne den vom Tridentinum vorgeschriebenen Concurs eingeführt, sie müssen aber wegen Priestermangel dem Einzelnen überlassen, wie er Vorsorge treffen zu können meint.

Besondere Sorgfalt haben auch diese Bischöfe, wie jeder Kirchenobere immer und überall thut, der Schule zugewendet; wo die Schulen verfallen sind, will die Synode, daß sie alsbald wieder eingerichtet werden, denn, sagt sie, bevor die Strenge des Richters in Anwendung kommt, sollen die Ungebildeten die Wahrheit der Lehre und die Nothwendigkeit des Gehorsams verkosten. Weil nicht alle Eltern wegen der häuslichen Geschäfte und des Erwerbs ihre Kinder jeden Tag in die Schule schicken und dieselben doch auch nicht selbst unterrichten können, sollen in jeder Pfarrei Sonntagsschulen errichtet werden, in denen zunächst in der Religion, dann aber auch in den andern Schulgegenständen Unterricht gegeben wird. Die Aermeren sollen nöthigenfalls durch Entziehung des Almosens zur Betheiligung angehalten, für die Schule, wo sich nicht Gutthäter finden, der öffentliche Schatz in Anspruch genommen werden; die Pfarrer dürfen aber für ihre Mühewaltung keine Belohnung fordern. — Auch auf die Auswahl der Autoren in den Lateinschulen erstreckt die Synode ihre Sorge, und Seminarien sollen unverzüglich errichtet, keinenfalls aber damit über sechs Monate gewartet werden; nirgends soll die nächste Diöcesansynode ohne Erledigung der hochwichtigen Seminariumsfrage auseinander gehen.

Keine geringe Arbeit und Sorge machten die Klöster; nicht selten, und besonders dort, wo die Zucht verfallen war, beriefen sich weibliche wie männliche Orden auf Exemptionen und wollten keiner Reform sich fügen. Da spricht die Synode das schöne Wort: „die nach ihrer Regel wohl eingerichteten geistlichen Orden und Klöster sind im christlichen Volke dasselbe, was die mit Kriegs-

voll wohlbesetzten Festungen auf den vom Feinde bedrohten Gränzen, daher ist es im Interesse des ganzen Volkes, daß was auf dem Concil von Trient für die Reform der Klöster weitläufig bestimmt ist, treu zur Ausführung komme.“ Neun Punkte werden vorderhand aufgestellt, daß ja kein Ordensmitglied persönliches Eigenthum besitze, daß keine Frau in einem Mannskloster Zutritt habe, daß der Besuch von Gästen, die anständig und liebreich aufgenommen werden sollen, nicht zu Trinkgelagen mißbraucht, daß in den Frauenklöstern die Clausur sehr strenge beobachtet werde, daß Refektorium und Schlafsaal gemeinsam seien, so gut wie der Chor, daß für die Aufnahme und Zulassung zur Profeß große Sorgfalt verwendet werde, daß die Ordensobern für Uebereinstimmung in Kleidung und geistlichen Uebungen je nach den Regeln der einzelnen Orden Sorge tragen und nicht eine solche Entstellung der Ordenstracht dulden sollen, daß man die Ordensleute gar nicht mehr von den Weltleuten unterscheiden kann, und wo die Klosterfrauen gegen die Reform sich widerspenstig erweisen, da soll Niemand mehr weder zur Einkleidung, noch zur Profeß zugelassen werden.

Dieß ist ein Auszug der Dekrete des Provinzialconcils. Damit dieselben nicht auf dem Papiere stehen blieben, dafür hatten nun die Bischöfe zu sorgen. Sie beeilten sich sie zu verkünden und suchten sie auf Diöcesansynoden ihren jeweiligen Verhältnissen anzupassen, denn die Diöcesansynode steht in engster Beziehung zum Provinzialconcil.

5.

Der eifrige Bischof von Roermonde, Wilhelm Linden, ging auch hier voran. Er wartete die Genehmigung der Regierung für den Druck der Dekrete nicht ab, sondern gleich auf den 6. September 1570 berief er seinen Clerus zur Diöcesansynode. Ueber die Verwaltung der heiligen Sakramente, über den Gottesdienst, den Wandel der Geistlichkeit, die frommen Stiftungen, die öffentlichen und Privatschulen, über die Schulmeister, die Wachsamkeit der Erzpriester und die Zurückführung der Abgefallenen zur Kirche verbreiteten sich die Bestimmungen; das Wichtigste aber ist die

Grundlegung des Seminars, wozu die Geistlichkeit ein halbes Prozent ihrer Einkünfte beisteuerte. Mit hinreißender Beredtsamkeit knüpfte er an die Psalmstelle: „deine Priester sollen die Gerechtigkeit anziehen, und deine Heiligen werden frohlocken," die Ermahnung an seine Mitbrüder, daß für den Aufbau des Hauses Gottes und der Religion die Priester mit der priesterlichen Gerechtigkeit sich kleiden müssen; diese aber bestehe vorzugsweise in drei Punkten: in der Lehre und dem Bekenntnisse des wahren Glaubens, im frommen Lebenswandel und im heiligen Gottesdienste. Wenn die in den heiligen Weihen Stehenden dieser würdig sich verhalten, werden alle Heiligen frohlocken und Gott preisen, ja die ganze Welt und alles christliche, dem Dienste Gottes geweihte Volk, werde sich freuen und Gott loben, daß er solche Diener berufen, durch deren reines, unantastbares und religiöses Leben sein Name von Tag zu Tag und immer mehr und mehr verherrlicht und gepredigt werde.

Viel Kummer machte dem Bischofe Weert; er sah sich bei seinen Visitationen genöthigt, einige der hauptsächlichsten Unruhestifter durch die weltliche Gewalt festnehmen zu lassen; die Bürger rief er zu sich und unterhielt sich mit ihnen väterlich; ihre Prediger, meist verkehrtes und ungelehrtes Volk vor ihren Augen zu widerlegen, machte ihm keine Beschwerde, und es gelang ihm, Weert und Niederweert in die Kirche zurückzuführen und die Geistlichkeit in der Reform zu befestigen. Darauf hielt er wieder eine Diöcesansynode, im Ganzen nun schon die dritte, unterhandelte mit dem Magistrate von Roermonde und einiger andern Städte über die Annahme der Mechliner Beschlüsse, so weit sie davon berührt sein konnten; mehrere waren willig, andere erhoben Schwierigkeiten. Es gelang ihm die Einführung der Sonntagsschule, die in kurzer Zeit große Frucht brachte. Dem armen Volke schenkte er Rosenkränze, reiche und vornehme Concubinarier zwang er mit Strafen zur Aufgabe ihres ärgerlichen Lebens; bei den Spaniern erreichte er wenig für die materiellen Bedürfnisse seines Bisthums, dagegen erwirkte er eine Bulle zur Vereinigung von sechs Canonikaten in Utrecht mit seiner Kirche, setzte 3. Mai 1572 heilsame Statuten für sein Kathedralkapitel

durch und hielt in diesem Jahre seine vierte Diöcesansynode. Er ging mit dem Plane der Errichtung einer theologischen Schule um; den König gewann er dafür, der auch am letzten Mai einen Befehl zur Unterstützung des Unternehmens an Alba gab; allein der weitere Verlauf der Unruhen hielt die Ausführung auf. Eifersüchtige und falsche Brüder streuten Verläumdungen wider den gottbegeisterten Bischof aus und verklagten ihn, allein vom Könige erhielt er die Versicherung, daß er ihm nicht abstehen würde, und ruhig vertraute er der Gerechtigkeit des heiligen Stuhles.

Vielfach bedrängt und bedroht ließ der starke Mann keinen Augenblick sich irre machen, und schon nach wenigen Jahren schaute er allüberall in seiner Diöcese fröhlich aufgehende Frucht, die Frömmigkeit kam in Blüthe, der Zudrang zu den heiligen Sakramenten mehrte sich. Wer es redlich mit seiner Pflicht hielt, liebte und ehrte den Bischof, die Argen fürchteten ihn, der mit apostolischer Strenge ohne Ansehung der Person, Adeliche und hochgestellte Geistliche, wie das geringe Volk, zurechtwies und strafte. Eines guten Hirtens hatte das verlassene christliche Volk nöthig — jammervoll ist der Bericht, daß z. B. bei der Firmung im Falkenburgischen, Mai 1572, viele Leute das heilige Sakrament begehrten, die in ihrem fünfzigsten und achtzigsten Lebensjahre es noch nicht erhalten hatten, bis von Aachen her kamen sie — ein guter Hirte war nun da, und die Kirche gewann ihre alte heilige Schönheit wieder.

So in Antwerpen, wo der ausgezeichnete Sonnius wirkte. Er hielt seine erste Diöcesansynode am 4. 5. und 6. Februar 1571 in der Kapitelsbibliothek der Kathedrale in Gegenwart des infulirten Abtes von St. Michael (Wilhelm v. Greve † 1581) aller Chorherrn in der Chorkappe um den Altar her stehend, der Pfarrer und Landcuraten in Talar und Chorhemd, der Obern der Männerorden und der Direktoren der Frauenklöster, und am ersten Tage, wo die Trienter Dekrete vorgelesen wurden, auch des Magistrats von Antwerpen. Der Bischof befahl, daß Jeder das Concil von Trient und das von Mecheln bei sich habe, immer wieder lese und studire uud gab als die Aufgabe der Synode die Durchführung ihrer Beschlüsse, nöthigenfalls mit Hilfe des weltlichen Armes an. Den

Predigern wurde aufgetragen, wenn nicht die vollständige Predigt, so doch deren Punkte zu schreiben, nicht auf zerstreute Blätter, sondern in ein Buch; bei der Spendung der heiligen Sakramente soll eine kurze Anrede in der Volkssprache an die heilige Schrift sich anschließend gehalten werden, damit das Volk immer wieder belehrt werde, wie die Sakramente nicht von Menschen erfunden seien. Den Geistlichen wird die Residenzpflicht eingeschärft, die Uebernahme des Notariats und aller von den Kirchengesetzen untersagten Beamtungen verboten, und für den Besuch von Wirthshäusern, als mit dem heiligen Charakter unverträglich, Strafen aufgestellt. Was sehr heilsam wirken mußte, war die Bestimmung, daß die Dekane jedes Jahr zwei Tage vor der Diöcesansynode bei dem Bischofe sich einfinden und über Alles, was ihnen bei Clerus und Volk mangelhaft erschiene, Bericht erstatten sollten, damit durch die Synode Abhilfe getroffen würde.

In Gent hatte sich der fromme Cornel Jansen längst mit der Errichtung eines Seminars beschäftigt, am 26. August 1569 war ein geeignetes Haus dafür erworben, der Vertrag mit den Brüdern des gemeinschaftlichen Lebens vom heiligen Hyronmus, den Besitzern desselben, am 26. Juni 1570 durch den Cardinal Granvella bekräftigt worden; zu Geldbeiträgen hatte der Bischof von der Kanzel herab auffordern lassen (so am 7. Januar 1570) und von der Geistlichkeit ward erhoben, was Rechtens war. Vom 5. bis 7. Februar 1571 hielt Jansen sodann seine Diöcesansynode, welcher er am 5. Mai 1573 in Gegenwart des Offizials, des Erzpriesters, der Landdekane und je eines Pfarrers jeden Dekanates Zusätze folgen ließ. Daraus heben wir hervor, daß die Priester aufgefordert werden, alle 8 Tage zur heiligen Beicht zu gehen und ja nicht die heilige Messe in einem Seelenzustande zu feiern, der dem christlichen Volke Anstoß geben könnte. Fleißiges Studium der heiligen Schrift und guter Autoren wird ihnen anempfohlen und die Erwartung ausgesprochen, daß Jeder an Büchern wenigstens die heilige Schrift, das Trienter und Mechliner Concil, die Akten der Diöcesansynode und den römischen Katechismus besitze. Die Dekane werden als Auge des Bischofs zur Wachsamkeit und fleißigen Sorg-

falt über Clerus und Volk, deßhalb zu jährlicher Visitation der Pfarreien und zur Abhaltung von Conferenzen zweimal im Jahre aufgefordert. Auf diesen soll zur treuen Beobachtung der Diöcesanstatuten ermahnt, Fehler gerügt, etwaige Streitigkeiten unter der Geistlichkeit ausgeglichen werden. Gewissenhafte Sorgfalt finden wir dem Amte der Küster zugewendet; es soll Keiner dazu genommen werden, der in zweiter Ehe lebt, eine Gastwirthschaft hält, an Kriminalgerichten Theil nimmt, oder ein weniger ehrbares Gewerbe treibt, sondern ein Geistlicher, der auch das geistliche Kleid trägt und wenigstens auf dem Lande Schule halten kann; seinen Eid muß er, wenn nicht in die Hand des Bischofs, so doch wenigstens dem Dekan abgelegt haben, bevor er zu einer Dienstleistung zugelassen wird. Ueber den Gottesdienst finden wir keine Bestimmungen, die hervorgehoben werden müßten, und es ist nur zu bemerken, daß sie dem frommen Sinne des Bischofs angemessen einen überaus wohlthuenden Eindruck machen. Die Firmung scheint von den Gläubigen viel vernachlässigt worden zu sein, denn es wird gesagt, daß diejenigen, welche sich nicht firmen lassen, nicht würdig seien, zur heiligen Communion zu gehen, als Taufpathen angenommen zu werden oder eine christliche Ehe zu schließen. Auch gegen die Unterlassung der heiligen Oelung wird die Bestimmung getroffen, daß wer sie trotz der Ermahnung unterläßt, vom kirchlichen Begräbnisse ausgeschlossen werden müsse. Auch dieß sei noch hervorgehoben, daß in den Lateinschulen die sonntäglichen und feiertäglichen Episteln grammatisch und leicht verständlich an den Festtagen ausgelegt werden sollen. — Am 21. März 1571 richtete der Bischof an seine Geistlichkeit eine lichtvolle Erklärung und liebevolle Ermahnung über die Spendung der heiligen Sakramente.

Lorenz Metz in Herzogenbusch verkündete die Dekrete des Provinzialconcils in seiner Kathedrale dem versammelten Clerus am 9. Januar und hielt seine Diöcesansynode vom 8. bis 10. Mai 1571. Da theilte er die Diöcese in zehn Dekanatssprengel, ernannte die Dekane und trug ihnen die Visitation auf, aber auch die Wahrung der Rechte der Geistlichkeit. Wenn ein Priester von einer weltlichen Behörde in Untersuchung gezogen ist, sollen sie auf

der Stelle für ihn eintreten, ist er aber wegen eines Verbrechens eingesetzt, so sollen sie an das Ordinariat des Bischofs berichten und die Ueberweisung des Angeklagten in das bischöfliche Gefängniß erwirken. Alle Jahre sollen sie Conferenzen halten, und wenigstens Einmal im Jahre muß jeder Geistliche seinem Dekan beichten, denn dieser ist sein rechtmäßiger Seelsorger. Unenthaltsamkeit, Geiz und Trunksucht werden als die Laster bezeichnet, durch welche der heilige Priesterstand vorzugsweise seine Wirksamkeit einbüßt, daher sie ganz besonders zu meiden sind. Trifft der Dekan einen Priester, welcher in Unenthaltsamkeit lebt, oder Wucher, oder Simonie treibt, so soll er ihn kraft bischöflicher Autorität vom Altare entfernen und verkünden, daß nicht nur Derjenige schwerer Strafe verfällt, welcher im Stande notorischer Sündhaftigkeit die heilige Messe liest, sondern wer immer dazu verhilflich ist. Dringendes Verlangen nach dem häufigeren Empfange der heiligen Sakramente drückt die Synode aus, aber auch die Mahnung zur Vorsicht, damit nicht Betschwesterei anstatt wahrer Frömmigkeit angenommen werde. Auch in der Frühmesse soll christlicher Unterricht aus dem römischen Catechismus oder dem des seligen Canisius ertheilt werden, und das Edikt des Königs, daß wenigstens zwei Nachbarn mit dem Pfarrer und Küster das heilige Sakrament betend zum Kranken begleiten sollen, wird zu pünktlicher Beobachtung eingeschärft. Für die Errichtung des Seminars war vom Könige die Zusage einer Beisteuer erlangt, nun wurde bestimmt, daß von den Einkünften des Bischofs, der Kapitel, Abteien, Klöster, Propsteien, Priorate und der übrigen Beneficien, wie der geistlichen Zehenten ein Theil für das Seminar abgegeben werden solle. Allein da Holland und Bommel verloren gingen und der Sturm der Empörung so gräßlich wüthete, verfiel das schöne Werk bald wieder dem Untergange.

Energie zeichnet jede Handlung dieses starkmüthigen Bischofs aus, und es ist wahrhaft zu verwundern, wie menschliche Kräfte die Arbeit ertrugen, die er nach der Diöcesansynode in der Visitation der Diöcese auf sich nahm. Dabei fand er noch die Zeit, 1572 ein Handbuch für die Pfarrer herauszugeben. Wir werden ihm wieder begegnen.

In Mecheln wartete der Cardinal von Granvella oder sein Generalvikar Morillon mit der Diöcesansynode bis zum 18. April 1574. Bei der Eröffnung gab letzterer in einer verloren gegangenen Rede die Gründe der Verzögerung an und mahnte zur Einigkeit, zum Eifer, zum Gehorsam und der treuen Beobachtung dessen, was beschlossen wurde, sowie zur Errichtung des Diöcesanseminars. Mehrerer Aebtissinen, Priorissinen und anderer Personen Prokuratoren waren nicht erschienen, und da sie nicht gesetzmäßig ausgeblieben, wurde der Beschluß gefaßt, in der Synode nichtsdestoweniger fortzufahren, sie in die vom Rechte aufgestellten Strafen für verfallen und für die Beobachtung der Beschlüsse ebenso verpflichtet zu erklären, wie wenn sie zu denselben mitgewirkt hätten. Es ist unbeschreiblich, welchen Widerstand gegen jede Reform die reichen Frauenklöster leisteten. Zur Errichtung eines Seminars legte die Synode eine Steuer von zwei Prozent des Einkommens auf die gesammte Geistlichkeit. Aus den Dekreten heben wir folgende als dieser Synode eigenthümlich heraus: in Betreff der Sakramentsspendung, daß fleißig über die heiligen Sakramente gepredigt und wenigstens zwei oder dreimal im Jahr an den höheren Festen das darüber handelnde Kapitel der Provinzialsynode ausgelegt werde. Die Dekane und Pröpste der Kapitel sollen wenigstens einmal im Jahre den ihnen untergebenen Geistlichen als deren eigentliche Seelsorger Gelegenheit zum beichten geben, jeder Geistliche aber sonst noch wenigstens Einmal im Monate beichten. Die Lage der Diöcese im Centrum des Landes mit der Hauptstadt Brüssel brachte es mit sich, daß besondere Vorsicht gegen fremde, unbekannte Priester eingeschärft wurde, damit nicht durch einen Unberechtigten Altar und Opfer geschändet würden. In Brabant war es Sitte, daß in den Testamenten für den Fall, daß unter dem Erwerb ein unrechtmäßiges Gut sich vorfinden könnte, ein Legat für die Muttergotteskirchen in Cambrai und Lüttich gemacht wurde, diese Legate sollen fortan der Mutterkirche in Mecheln zugewendet werden. An den geringeren Festen, welche namhaft gemacht sind, wird die Arbeit gestattet.

Vergegenwärtigen wir uns mit Einem Blicke, was auf diesen

öcesansynoden [281] umsichtig, im Anschluße an die bestehenden
rhältnisse, in aufrichtiger und treuer Sorge der Ausführung vor-
egt wurde, so wird der Sturm, der über Flandern und Brabant
hrelang mit seinen schrecklichen Verwüstungen getobt hat, um so
nerzlicher empfunden werden müssen.

6.

Bevor das Provincialconcil von Mecheln auseinandergegangen,
tte es Morillon mit einer Sendung beauftragt, welche wir hier
ht übergehen dürfen; sie betraf den Löwener Doktor Michael
: Bay.

Was Löwen für die Niederlande war, ist unsern Lesern noch
ıs dem ersten Bande dieses Buches erinnerlich; welch' ein Un-
ück nun, wenn die kirchliche Lehre von dieser Pflanzstätte der
echtgläubigkeit selbst untergraben wurde! Und das mußte eintre-
n, wenn den Vorträgen des Michael Bay nicht Einhalt geschah.

Bay meinte es ganz gut mit der Kirchenlehre, ja seine Irr-
ümer — wir können nicht sagen wurzeln, aber knüpfen eben an
in Bestreben an, der Kirchenlehre einen neuen Glanz zu verleihen.
n den Streit mit den Protestanten dachte er, an die Nothwendig-
it, zu ihrer Widerlegung die Ergebnisse der biblischen und patri-
ischen Studien mehr in den Vordergrund zu rücken, als dieß bis-
:r in Löwen der Brauch war. Das Betonen dieser Methode
ihrte zu einer Anfeindung der scholastischen. Da nun aber die
erehrer der letzteren dem hochangesehenen Lehrer entgegentraten,
urde dieser bitter, und wie das bei gelehrten Streitigkeiten so
ht, daß es nur wenigen, edeln Geistern gegeben ist, mit unbe-
eglicher Ruhe und nie sich vergessender Milde, im Frieden des
eistes und Herzens das Verlangen nach der Feststellung der Wahr-
it immer und überall und gegen jeden Menschen in seiner ur-
rünglichen Reinheit und Aufrichtigkeit festzuhalten, in den meisten
ällen dagegen persönliche Motive nur gar zu gerne sich einmischen,
ist es auch hier ergangen. Im Beifalle von der einen Seite,
ı der Kränkung durch den Angriff auf der andern, glaubte Bay
ie Entdeckung aussprechen zu sollen, daß die Scholastik so manche

Frage, die bei den Vätern behandelt und gerade in jener Zeit des Kampfes gegen die lutherische Theologie vom größten Interesse war, übergangen habe. Und je weiter der Streit der Gelehrten ging, desto schwankender wurde der Boden unter Bay, und er kam zur Aufstellung von Sätzen, welche in Rom censurirt wurden. Welcher Art dieselben waren, erörtern wir jetzt nicht, denn sie haben in der Zeit, deren Geschichte wir hier schreiben, nicht sichtbar ins praktische Leben übergegriffen, sondern sind erst, nachdem sie ein Jahrhundert geruht, vom Jansenismus wieder hervorgezogen und zur Verwüstung nicht nur der Kirchenlehre, sondern auch des christlichen Lebens verwerthet worden.

Der heilige Stuhl hat das Ansehen des hochgeachteten Mannes so viel als möglich geschont. Der Cardinal von Granvella suchte die Differenzen in der Stille abzumachen; da es nicht gelang, wurden 1. Oktober 1567 in einer Bulle Pius V. 76 Sätze aus Bay's Schriften theils als häretisch, theils als irrig, verdächtig, ärgerlich und ein frommes Ohr verletzend bezeichnet. Granvella beauftragte seinen Generalvikar Morillon mit der Eröffnung der Bulle, welche aus Schonung nicht veröffentlicht wurde, an die Betheiligten. Er drückte ihm seine große Verehrung für den Doktor aus und das dringende Verlangen, daß dieser sich unterwerfen möge (13. November 1567). Morillon berichtete am 11. Januar 1568, daß er mit Viglius und mit dem Beichtvater Alba's, dem Prior der Carmeliter in Löwen Fr. Zuppi gesprochen, und von letzterem die Zusage einer demüthigen Unterwerfung Bay's erhalten habe. Nur in seiner, Morillons Gegenwart, schreibt Granvella 6. März, brauche Bay seine Irrthümer abzuschwören und die Erlaubniß zu erbitten, von den Censuren sich lossprechen zu lassen; von Morillon erwartete er aber, daß er durch seine Verbindungen in Löwen, Artois und Flandern in Erfahrung bringe, ob von den anstößigen Sätzen noch gesprochen werde, die Franziskaner hätten Unterwerfung zugesagt. Im Juli zeigte sich Bay stark empfindlich, und Morillon erklärte ihm, daß er für alle Werke, die zu seiner Unterstützung erscheinen könnten, verantwortlich gemacht werden müßte. Nun schrieb Bay am 8. Januar 1569 an den Papst und

setzte auseinander, daß die Bulle, weil sie Sätze enthalte, die mit den heiligen Vätern im Widerspruche stehen, dem Ansehen des heiligen Stuhles Eintrag thun müßte und daher besser zurückgenommen würde. Morillon ist sehr ungehalten darüber und meinte, es sollte nun strenger eingeschritten werden, auch deßhalb, weil Bay das Stillschweigen nicht bewahrt, in den Vorlesungen darüber verhandelt, und seine Schüler ehrfurchtslos gegen die Bulle sich ausgelassen hätten. Ein Breve erklärte, daß die Sache abermals untersucht worden sei und das Urtheil aufrecht erhalten werden müsse. Die Hartnäckigkeit des Mannes suchten befreundete Bischöfe zu beugen; wie wenig dieß gelang, erwies die vor seinen Zuhörern gemachte Erklärung Bay's, daß durch die Bulle einige seiner Sätze falsch und mit Recht verworfen, andere mißverstanden, und andere nur deßhalb beanstandet worden seien, weil sie von der Ausdrucksweise der Scholastik abwichen.

Nun erfolgte der Auftrag der Provinzialsynode an Morillon — Alba war ihm nicht fremd — daß er die Bulle in Löwen verkünde. Das geschah am 16. November durch den Notar der Universität, Conrad Sylvius, in Gegenwart Morillons, der an die Doktoren der Theologie die Frage stellte, ob sie dem päpstlichen Schreiben sich unterwerfen, was sie bejahten. Von Anhängern des Baius wurde ausgesprengt, daß Morillon den Schritt eigenmächtig, ohne Auftrag der Synode gethan habe. Bay dagegen verharrte mit einigem Schwanken bis an sein Ende, 1589, in der Unterwerfung; schon 1571 hatte Linden die Universität aufgefordert, daß sie des Verläumdeten durch ihr Zeugniß sich annehme, da er von der Zeit, da die Bulle in Löwen publicirt worden, von aller Vertheidigung und Verbreitung einer Neuerung abgestanden sei.

Bay hat auch jene Werke, in welchen die vom heiligen Stuhle ausgehobenen Sätze sich finden, nicht wieder auflegen lassen, und in seinen Handexemplaren davon finden sich Correkturen von seiner Hand; aber wie Foppens in seiner Bibliotheca Belgica richtig sagt, aus dem Bajanismus ging der Jansenismus hervor, und aus diesem kroch wie eine Schlange der Quesnellianismus.[282]

7.

Noch ein letztes Wort über die kirchlichen Angelegenheiten. Der König versuchte, auch für das Luxemburgische ein Bisthum zu errichten. Am 22. Januar 1572 ließ Alba dem Propste von Utrecht und Mitglied des Privatrathes Foncq eine Instruktion für die Verhandlungen mit dem Fürstbischof von Lüttich und dem Kurfürsten von Trier ausgestellt, in welcher es heißt, daß er vorzustellen habe, wie die Maßregel nur die Erhöhung, Ehre und Vermehrung des geistlichen Standes, die Erhaltung der alten katholischen Religion und das Heil der Unterthanen Seiner Majestät im Herzogthum Luxemburg bezwecken solle. Foncq wird zur klaren Auseinandersetzung der Gründe angewiesen, welche den König zu der Bitte an den heiligen Stuhl um die Errichtung der neuen Bisthümer überhaupt bewogen haben, dahin gehört insbesondere die tägliche Abnahme des alten katholischen Glaubens und das Wachsthum der Sekten und abscheulichen irrigen Meinungen, die noch bis auf diesen Tag regieren. Der Erzbischof Hermann von Wied in Köln habe zur Zeit seiner Jurisdiktion in mehreren Gebieten Seiner Majestät mehrere lutherische, calvinische und andere häretische Prediger geschickt, skandalöse und schädliche Bücher verbreiten lassen, um die Unterthanen gegen die zur Erhaltung des Glaubens erlassenen Verordnungen aufzureizen und zu Rebellen zu machen. Bei der Vertheilung der vielen Ortschaften unter so viele Bischöfe, Trier, Lüttich, Verdun, Reims, Metz u. A., und der Verschiedenheit der Jurisdiktion entstehen unumgänglich Nachtheile, die noch dadurch vermehrt werden, daß die Schafe oft nicht zu ihren Hirten kommen, und die letzteren ihr Volk nicht vor Verführung schützen können. Dem Kurfürsten von Trier soll insbesondere vorgestellt werden, daß der neue Bischof unter seine erzbischöfliche Jurisdiktion gestellt werden solle, und Lüttich wird versprochen, durch Liberalität und Ehren den Abgang seiner Revenuen zu ersetzen, auch könnten die Erzdiakone ihre Jurisdiktion beibehalten, ohne ihre Stellen verändern zu müssen.[281]

Die Unterhandlungen zerschlugen sich; die Frage tauchte 1701

r auf; aber erst der neueren Zeit verdankt das apostolische
iat von Luxemburg seine Entstehung, das 1870 zu einem
ichen Bisthume erhoben wurde.

Ueberblicken wir das Ganze, so ist nicht zu verkennen, daß
ie Besserung der kirchlichen Verhältnisse fruchtbare Anstrengungen
cht wurden; aber die Entfaltung wurde aufgehalten, manch'
enkorn, das bereits fröhlich gedieh, wieder zertreten; das hat
entsetzliche Bürgerkrieg gethan, und insoweit für diesen eine
ld den Herzog von Alba trifft, ist auch daran der Mann mit-
ntwortlich, der seine eiserne Hand auf alle Lebensgebiete legte
das Volk zur Verzweiflung trieb.

Achtes Kapitel.

Die „Rasereien" Alba's.

(Fortsetzung.)

1.

Gnade! Milde! war schon lange dem Könige zugerufen worden und die Barmherzigkeit wollte sich nicht zeigen, das eiserne Regiment raste fort, und als man endlich zu einem Generalpardon sich entschloß, war es zu spät, und es war kein Verzeihen, sondern fast nur eine Comödie, von Vielen als ein Versuch zur Täuschung der öffentlichen Meinung aufgefaßt.

Schon die Statthalterin Margaretha hatte vorgeschlagen, über dem Unseligen, das im Jahre 1566 geschehen war, die Augen zu schließen; Granvella schrieb aus Rom fast keinen Brief an den König, in dem er nicht an die Milde gemahnt und die unseligen Folgen der fortgesetzten Strenge vorgehalten hätte; gegen Ende des Jahres 1567 hatte der König selbst seinem Statthalter die Frage vorgelegt, ob es denn nicht endlich Zeit sei, den wiederholten, von allen Seiten einkommenden Mahnungen Rechnung zu tragen. Alba war dagegen. Anfangs Januar 1568 stellte er vor, da der König ja doch diesen Winter nicht mehr nach den Niederlanden komme, der Generalpardon verfrüht, oder ganz unmöglich sei, da zuerst noch viel zu thun, die Städte zu verurtheilen, von den Einzelnen nach exemplarischer Bestrafung der hauptsächlich Schuldigen eine tüchtige Strafsumme zu erpressen, die königlichen Einkünfte festzustellen und die Privilegien einzuschränken seien.... „Für

dieß Alles scheint es wichtig, noch keinen Pardon zu geben, damit die Furcht über dem Haupte eines Jeden schwebe, die Städte zu Allem, was man verlangt, sich hergeben, damit Diejenigen, welche ihre Bestrafung abkaufen möchten, desto mehr bieten und Keiner der Stände gegen die Vorschläge zur Sicherung der königlichen Einkünfte eine Opposition versuche." Als aber am 5. Juni dieses Jahres die Häupter von Egmont und Horn gefallen waren, schrieb er doch unter dem furchtbaren Eindrucke des blutigen Schauspiels, daß jetzt mit dem Generalpardon nicht mehr gezögert werden dürfe, denn das Entsetzen sei so groß, daß man die Gemüther wieder aufrichten müsse; allgemein sei die Furcht, es handle sich um eine fortdauernde Schreckensherrschaft, um ein immerwährendes Blutgericht, und dieß Volk sei denn eigentlich doch so gut, daß es dem milden Könige ebenso gehorsam sein werde, als dem in der Majestät seiner Strafgerichte furchtbar erscheinenden. Alsbald arbeitete Hopper einen Entwurf zum Generalpardon aus; aber er wurde vorderhand wieder bei Seite gelegt und Alba rückte gegen Ludwig von Nassau und gegen Oranien ins Feld.

Bei der Neujahrsgratulation im Januar 1569 stellten der Erzbischof von Cambrai und der Bischof von Arras dem Herzoge vor, daß er, der ruhmreiche Sieger, nun, nachdem Oranien niedergeworfen und aus dem Lande kein Mensch für denselben sich erhoben, doch die Verkündigung allgemeiner Verzeihung nicht mehr länger verschieben möge. Der von Arras führte das Wort in sehr durchdachter Rede; Berlaymont und Noircarmes erklärten, daß er ihnen aus der Seele gesprochen; auch der Herzog sagte, daß er im Sinne habe, dem einfachen Volke, das verführt worden, zu verzeihen; aber dabei blieb es; noch lange schritt er nicht zur Ausführung.

Immer dringender wurden die Mahnungen Granvella's; er hätte die Verkündigung des Generalpardons längst gewünscht, schrieb er in demselben Januar nach Madrid; wolle man das Land zum Frieden bringen und die königlichen Einkünfte sichern, so gebe es kein besseres Mittel. Auch Philipp wollte Ernst machen; er gab am 18. Februar an Alba den Auftrag, sobald als möglich einen

Entwurf einzuschicken; am 10. März schickte der Herzog einen solchen nach Spanien, gab aber am 19. seine Absicht dahin zu erkennen, daß es zum Verzeihen immer noch nicht Zeit sei. Der König ließ unterdessen den Entwurf prüfen und that in Rom die nöthigen Schritte, daß der heilige Vater den Erzbischof von Cambrai beauftragte, in seinem Namen die Verzeihung der Kirche zu verkündigen. Für so dringend wurde in Rom die Sache erachtet, daß schon nach 5 Tagen das Breve expedirt wurde. Trotzdem und unangesehen die wiederholt ausgesprochene Besorgniß Granvella's, daß die ungebührliche Verzögerung nur Nachtheil bringen müsse, zog Alba die Verkündigung immer länger hinaus; erst sollte der Prozeß Montigny's abgeschlossen, erst die Zustimmung der Provinzen zu seinen Finanzmaßregeln erzwungen werden. Und als ihm am 18. November vier verschiedene Entwürfe zur Auswahl vorgelegt wurden, wählte er den strengsten, den, welcher die meisten Ausnahmen von der allgemeinen Amnestie aufstellte und verschärfte ihn noch ohne dem Könige zuvor eine Vorlage darüber gemacht und die Zustimmung erhalten zu haben. Endlich ließ er in der Osterwoche 1570 mehrere Prälaten zur Berathung über die Feierlichkeit der Verkündigung zusammentreten, und am 16. Juli war der Tag gekommen, wo die Niederlande wieder aufathmen zu können verhofften.

Alba hatte den Tag mit einem ganz außerordentlichen Pompe ausgerüstet. Von den Rittern des goldenen Vließes und den Bischöfen von Arras und Antwerpen umgeben, erschien er in der herrlichen Kathedrale dieser Stadt, wo der Erzbischof von Cambrai das Hochamt hielt. Vor demselben predigte Sonnius vlämisch, nach demselben wurde Prozession in der Kirche gehalten, und es folgte eine französische Predigt des Bischofs von Arras, in welcher das Volk mit begeisterten Worten zum Danke gegen Gott für die liebreiche Güte des Papstes und die väterliche Sorge des Herzogs aufgefordert wurde. Da inmitten seiner feurigen Rede wurde der Bischof plötzlich von einem so heftigen Schmerze ergriffen, daß man ihn von der Kanzel tragen mußte. Das wurde von Vielen als eine üble Vorbedeutung angesehen, daß die Dinge, welche der Bi-

schof so sehr gerühmt, keinen guten Ausgang haben möchten. Darauf verlas der Erzbischof von Cambrai die päpstliche Bulle, durch welche allen Häretikern und Bilderstürmern, und Allen, welche zur Kirche zurückkehrten, volle Nachlassung aller Kirchenstrafen ertheilt wird, wenn sie in bestimmter Frist die nöthigen Schritte zur Aussöhnung mit Gott und seiner Kirche thäten.

Auf dem großen Platze war ein prachtvolles Gerüste mit einem von Gold strahlenden Thronsessel aufgeschlagen. Gegen Abend kam der Herzog von einem glänzenden Gefolge umgeben, er selbst mit dem Hut und Degen, den er vom Papste erhalten, und nahm darauf Platz. In schweigender Erwartung harrte das Volk der Zusicherung seiner Verzeihung. Ein Herold verlas das königliche Schreiben, vlämisch und französisch, aber mit so schwacher Stimme, daß nur die Nächststehenden ihn verstehen konnten. Da man Alles, was von Alba kam, schlimm auslegte, so dachten die Wenigsten an die schwache Brust des Herolds, als vielmehr an einen Befehl des Herzogs, mit Absicht unverständlich zu lesen, damit über dem Glanze der Zurüstung der lächerlich kleine Umfang der königlichen Gnade weniger bemerkt werde.

Als Voraussetzung zur Erlangung der königlichen Amnestie wurde die Reue und Aussöhnung mit der Kirche in der Frist von zwei Monaten gefordert, und daß die verbrecherischen Handlungen vor den 16. November 1569 fallen, den Tag, von welchem der Generalpardon datirt ist.

Ausgenommen aber waren die Prädikanten und jeder Verkündiger einer mit dem katholischen Glauben in Widerspruch stehenden Lehre, Alle, welche in ihren Häusern zu solcher Verkündigung Gelegenheit gegeben, — Alle, welche in den Sekten irgend ein Amt bekleidet, — Alle, welche einen solchen beherbergt, — Alle, die an der Bilderstürmerei sich betheiligt, — Alle, die nach geschehener Bekehrung rückfällig geworden, — Alle, die zur Zeit dieser Verkündigung aus dem Lande gewiesen waren, — Alle, welche den Compromiß und die Beschwerdeschrift der Adelichen unterzeichnet, — Alle, welche bei dem letzten Aufstande die Waffen gegen den

König geführt, oder den Aufständischen mit Waffen, Lebensmitteln oder Geld beigestanden, — Alle, die in öffentlichen Aemtern stehend durch ihr schlechtes Beispiel und Betheiligung am Aufstande den Strafgerichten verfallen waren, — alle Richter, Justizbeamten, Stadtvorsteher, Rathspensionäre, Gerichtsschreiber, Prokuratoren, Advokaten, Gerichtsverwalter, welche den Sektirern geholfen, oder an den Aufständen sich betheiligt haben. — Wer angeschuldigt, aber noch nicht verurtheilt oder aus dem Lande gewiesen ist, kann innerhalb der Frist von 6 Monaten ein Begnadigungsgesuch einreichen, das unter Umständen angenommen werden soll. Die von der Amnestie Gebrauch machen, können, wenn sie vom Herzoge die Erlaubniß dazu erhalten haben, einen Anspruch auf ihre an den Fiskus verfallenen Güter erheben. Die Stände, Städte, Gemeinden, Collegien und Gilden, die ihre Pflicht nicht gethan, waren mit ihren Privilegien dem Gutbefinden des Statthalters verfallen.

Am 26. Juli erging eine Erklärung des Königs, daß die Religionsedikte von 1550 und 1556 in voller Kraft bestehen und alle Ordonnanzen, Edikte, Statuten, Plakate oder anderweitige Abmachungen, die seitdem dagegen veröffentlicht sein konnten, null und nichtig seien.

Dieses ist der Generalpardon, durch welchen ein für allemal den Aengsten ein Ende gemacht und die Masse der Flüchtlinge in die Heimath zurückgerufen werden sollte, der Pardon, der so lange Zeit gebraucht, für dessen Verkündigung eine so große Zurüstung gemacht worden. Daß Alba sich unterfing, in solcher Weise eine päpstliche Bulle zu mißhandeln und das Volk der Niederlande zum Gespötte zu haben, wundert uns nicht, aber daß die Bischöfe von Cambrai, Arras und Antwerpen an der Comödie sich betheiligen konnten, können wir nur unter der Voraussetzung begreifen, daß sie von den Einschränkungen, die geradezu fast alle Schuldigen ausschlossen, keine Kenntniß hatten oder hoffen mochten, daß wenigstens die kaum Schuldigen, welchen eine Aussöhnung mit der Regierung ermöglicht war, mit Vertrauen diese versuchen möchten. Von den Ausgewanderten kehrte fast Keiner zurück, denn die Gründe zu der

Sorge, als ein Rückfälliger verläumdet und vor Gericht gestellt, also gestraft zu werden, dauerten nach wie zuvor fort.

Den Demagogen war es ein Leichtes, das Volk gegen diese Carrikatur eines Generalpardons aufzuwiegeln, die ganze Amnestieverkündigung sei nur eine Falle, denn eigentlich sei ja Niemanden die Schuld nachgelassen, und kein Mensch sei vorhanden, der nicht durch die Arglist unter die eine oder andere Anklage gebracht werden könnte, also vom Pardon ausgenommen sei, und Alba konnte sich nicht verhehlen, daß er keine Zufriedenheit im Lande geschaffen und den Absichten des Königs nicht entsprochen. Zuerst berichtete er an diesen, daß die Verkündigung den besten Eindruck hervorgebracht, wenigstens unter dem Volke, während die, welche es leiten, freilich mit nichts zufrieden gestellt werden könnten; dann wurde er kleinlauter und gab eine Erklärung, daß man die Frist abwarten müsse, um zu sehen, welche Früchte das Wohlwollen gebracht; und da es feile Seelen überall gibt, insinuirt er denen von Antwerpen, daß sie ihm eine Dankadresse überreichten. Hingeworfen zu den Füßen ihres Unterdrückers stammeln sie in schwerfälliger Sprache ihren Dank und sagen, wie so willkommen ihnen und allen guten Unterthanen in den Niederlanden seine Regierung sei, erheben zu unsterblichem Ruhme, was er bereits für sie gethan und danken, daß er der Vermittler, und zwar der einzige, um diese Amnestie beim Könige gewesen. Alba gab eine Antwort, von welcher er mit Freuden meldet, daß sie durch das ganze Land gegangen. Er sagte, daß er seit seiner Ankunft die Unterthanen so zum Dienste des Königs willfährig gefunden, daß er seine Zufriedenheit darüber ausdrücken müsse. Die Strafgerichte gegen die Volksverführer seien nöthig gewesen, und die Uebrigen sollen froh sein, daß sie nicht im Anfange vor das Gericht gezogen worden, sondern nun die Zeit der Gnade benützen könnten; das Thor sei nicht verschlossen und die Hand nicht zur Strafe, sondern zum Erbarmen erhoben für die, welche in Reue zurückkehren; so solle also Alles auf die Güte des Königs vertrauen und sie anrufen.

Wenn die Bischöfe an den Herzog berichteten, daß der Generalpardon in ihren Diöcesen gute Wirkung bringe, so ist das

nicht ein Beweis für diesen, sondern für die Gewissenhaftigkeit des niederländischen Volkes, das die Vergehen, um derentwillen allein die Verzeihung erlangt werden konnte, sehr ernst nahm und sein Gewissen in Ordnung bringen wollte. Aus der Stadt Antwerpen werden 14,128, aus dem Landgebiete 2072, die vom Generalpardon Gebrauch gemacht hätten, gemeldet. Der Bischof von Brügge schrieb, daß 4200 Bürger dieser Stadt die Aussöhnung nachgesucht hätten, und darunter kaum Hundert gewesen, die sich einiger belangreicheren Uebertretung der Religionsedikte schuldig gemacht. Von 6000 berichtete Metz aus Herzogenbusch, darunter waren solche, die sich keines größeren Verbrechens schuldig geben konnten, als einigemal an den Kirchen vorbeigegangen zu sein, wo die Sektirer gerade predigten, oder ein klein wenig von den Predigten angehört zu haben, ohne Absicht, ihrem Glauben untreu zu werden. In der ganzen großen Diözese hatte sich mit Ausnahme der Städte Herzogenbusch, Eindhoven und Bommel und drei oder vier Dörfern gar keine Hinneigung zum Glaubensabfalle gezeigt. Tisnacq gibt aus den Schreiben der Bischöfe dem Könige den Bericht, daß aller Orten viel Volk von dem Generalpardon Gebrauch gemacht, von dem ein Theil wirklich der Häresie verfallen gewesen, die überwiegend größere Mehrzahl aber nur aus Neugierde verbotene Schriften gelesen, oder an den Predigten Theil genommen habe.

Darüber freute sich der König; in der Rückkehr der Verführten zum katholischen Glauben sah er einen reichen Ersatz aller Unkosten und Bemühungen; aber wahrhaftig, dazu hätte es weder der langwierigen Berathungen, noch des großartigen Apparates der feierlichen Verkündigung bedurft; eine Vollmacht an die Bischöfe von Seiten des Papstes zur Absolution der vom Glaubensabfall Zurückkehrenden, hätte ihm diese Freude längst schaffen können, ohne daß die Gemüther derer, welche von der Amnestie nicht getroffen waren, in ihren Erwartungen getäuscht, sich noch mehr verbittert und Jedem, der sich an die Spitze des Aufruhrs stellen wollte, in die Arme getrieben werden mußten.

Wie sich voraussehen ließ — was hat Granvella nicht darauf aufmerksam gemacht, daß man den Verhältnissen Rechnung tragen

isse — war die Erwartung, daß Jene, die vom weltlichen Arme
vas zu fürchten hatten, diesem vertrauen würden, eine vergebliche.
ßhalb erließ Alba am 27. März 1571 ein Dekret, daß mit
er Strenge, ohne Nachsicht und Erbarmen gegen alle diejenigen
geschritten werden solle, welche vom Generalpardon keinen Ge-
uch gemacht. Granvella hatte nicht angestanden, schon am
Septemher 1570 freimüthig dem Könige zu erklären, daß der
neralpardon den erwarteten Erfolg nicht gehabt habe, weil man
t zu lange verzögert und viel zu viele Einschränkungen ge-
acht habe.

Philipp forderte denn auch von seinem Statthalter eine Er-
irung über zwei Einschränkungen, welche dieser ohne sein Wissen
macht; Alba rechtfertigte sich damit, daß diese zur Aufrechterhal-
ng des königlichen Ansehens unbedingt nöthig gewesen seien und
ging sich in Aeußerungen, die zu charakteristisch sind, als daß wir
unterdrücken dürften. Er nennt die großen Herrn der Nieder-
nde Satrapen, die immer ihre Gesetze den Souverainen vor-
reiben möchten, und beglückwünscht sich, daß er sie zum Respekte
bracht.

„Das Joch, von welchem die Uebelgesinnten sagen, daß es
esen Provinzen auferlegt sei, besteht einzig darin, daß heutigen
ages Eure Majestät ihnen Gnaden erweisen können aus eigenem
Willen und ohne Nöthigung, und deßhalb versuchen sie mit allen
Mitteln, Eurer Majestät sich zu bemächtigen und eine Abänderung
ssen, was geschehen ist, und was für den Dienst Gottes und
urer Majestät und die Erhaltung dieser Lande nothwendig ge-
jehen mußte, von Ihrer Güte zu erlangen." Er lud den König
n, vor solchen Insinuationen sein Ohr zu verschließen, denn man
ürde die Concessionen nur der Schwäche zuschreiben, und die ver-
ngenen Ereignisse würden sich wiederholen. [284]

2.

Jetzt thaten die Henker Alba's wieder ihr Amt; aber sie hatten
keinen Tag, soviel auch von Erbarmen und Verzeihen die Rede
wesen war, ihre Arbeit unterlassen. Wie schrecklich diese Arbeit

war, können wir in etwas ermessen, wenn selbst der furchtsame Viglius Vorstellungen zu machen wagte. Im Juni 1569 schrieb er an Hopper nach Madrid, daß durch das fortdauernde Blutvergießen auf dem Haupte des Königs die Anklage der Grausamkeit sich sammle, und daß doch Gott dem Fürsten eingeben möge, in Milde seinen Vorfahren nachzuahmen. Im November klagte er, daß Jedermann anfange, am Könige irre zu werden, daß der Criminalprozesse kein Ende abzusehen, daß außer den Todesurtheilen über nicht weniger als 8000 Personen die Landesverweisung ausgesprochen worden sei. [285]

Wir haben seiner Zeit berichtet, daß Alba den Unterzeichnern des Compromisses den Dienst in den Ordonnanzbanden wieder gestatten wollte. Schon im August 1568 war er wieder davon zurückgekommen. Da erließ er am 24. ein Circular an die Gerichtshöfe, wornach diese bekannt machen sollten, daß Alle, welche nicht verbannt, geflüchtet oder verborgen sind und sich schuldig wissen, der Conföderation angehört und das Compromiß oder einen andern ähnlichen Akt unterzeichnet zu haben, sich innerhalb 30 Tagen in Person oder durch einen Prokurator vor dem Herzoge oder seinem dazu verordneten Rathe zu stellen haben, um mit Zeugniß von einem Commissär der Wirren, oder in dessen Abwesenheit des Ortsmagistrats, auch mit Vorweisung ihrer Aussöhnung mit der Kirche zu erkennen zu geben, daß sie die Verzeihung des Königs anflehen wollen. Wer diese Frist versäumt, wird niemals zu Gnaden angenommen und hat als Rebell und Feind von König und Vaterland die stärkste Ahndung zu gewärtigen. Da das Schriftstück ohne Erfolg blieb, wurde am 26. Januar eine weitere Frist von einem Monate gegeben, indem die Verkündigung vom 24. August Manchem nicht zur Kenntniß gekommen sein könnte. [286]

Den Adel noch weiter zu brechen, breitete Alba dem Könige das Projekt unter, eine Verordnung zu erlassen, daß Keiner von den niederländischen Herrn mit einer Ausländerin ohne besondere Genehmigung sich vermähle; durchaus nöthig sei es, sagte er, die Verbindung mit großen Häusern zu verhindern.

Immer mehr gelangten Spanier und andere Ausländer zu

Aemtern in den Niederlanden. Darüber, schrieb Alba an den König, werden sie nicht ein Wort zu sagen sich unterstehen, allein das System, das ich mit ihnen befolgte, bestand auch darin, daß ich mich in allen wichtigen Dingen um ihr Murren nicht bekümmerte, und in den unwichtigen sie nicht verdrießlich machte.[287]

Um gegen die Städte einzuschreiten, forderte Alba die Auslieferung der Archive. Ueber Stadt und Provinz Utrecht wurde der Verlust der Privilegien ausgesprochen.

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß der Herzog sich angelegentlich mit der Justizreform beschäftigte und zwar in einer Weise, die ihm sehr zu Ehren gereicht. Ordnung im Civilrechte zu schaffen, war eine besonders schwere Aufgabe, Alba meint, daß ein Zeitraum von 10—12 Jahren kaum dazu genüge. Obgleich der Civilprozeß nicht auf einem geschriebenen Gesetzbuche, sondern auf Plakaten und Gewohnheiten beruhte, so fand er doch kein Register derselben vor. Nun trug er dem Canzleidirektor auf, sie zu sammeln und zu registriren, damit man nachsehen konnte, was für die gegenwärtigen Zeiten passend zur Zusammenstellung geeignet wäre. Auch hat er den Gerichtshöfen aufgegeben, ein Verzeichniß der in ihren Provinzen bestehenden Rechtsgewohnheiten einzureihen, und er gedenkt, eine Sammlung daraus zu veranstalten und zu befehlen, daß die in denselben und in den Plakaten vorgesehenen Fälle nach dem geschriebenen Rechte entschieden werden. Rascher kam er mit der Reform des Criminalprozesses zu Stande. Der Staatsrath, der Privatrath und der Rath der Unruhen arbeiteten daran und am 9. Juli 1570 konnten die neuen Ordonnanzen in Betreff desselben bekannt gemacht werden. Jede Provinz hatte bisher ihr eigenes Gesetzbuch gehabt, die burgundischen Herzoge aber immer nach einer Uebereinstimmung der verschiedenen getrachtet; das hat Alba durchgesetzt; Bilderdyk, der mit dem Geschichtschreiber den Rechtsgelehrten vereinigt, nennt die erste Ordonnanz die beste nicht nur jener Zeit, sondern aller, die seitdem erlassen wurden, die andere ein Meisterstück von gesundem Urtheile, tiefer Rechts- und Menschenkenntniß, aufrichtiger Gerechtigkeitsliebe und Milde.

Allein das sah das Volk der Niederlande nicht, weil die Gerechtigkeitspflege im schreienden Widerspruche damit stand. Auf seinem Standpunkte, daß sie als eine eroberte Provinz im Ausnahmezustande sich befänden, hat der Herzog dafür gesorgt, daß alle ordentliche Gerichtsbarkeit suspendirt war und er allein nach den vom Blutrathe ihm gemachten Vorlagen oder durch jene Mitglieder desselben, welchen er Stimmrecht eingeräumt hatte, Recht sprach.

Diese Mitglieder waren Delrio und Vargas, zu denen 1569 noch der vom Könige dem Herzog sehr empfohlene Geronimo de Roda kam, ein Mann, von dem Alba's Nachfolger sagte, daß er viel zu beweglichen Charakters und so unselbstständig sei, daß er immer nach der Ansicht seines Vorgesetzten gerichtet werden könne. Es gab Prozesse, welche nur diese drei allein kannten, und sie waren als Männer bekannt, welche sich um die zum Schutze der Unschuldigen aufgestellten Rechtsformen nicht stark kümmerten. Vargas beherrschte seine Collegen, und das Leben und Vermögen von Tausenden hing von diesem Schurken ab, der in Spanien wegen eines schmählichen Verbrechens von den Gerichten verfolgt, in den Niederlanden von Alba geschützt, nach diesem und unter diesem der oberste Träger der Gerechtigkeitspflege war.

Auch in den Civilsachen, in den Ansprüchen, welche Privatpersonen auf die confiscirten Güter erhoben, bildeten die drei die obersten Richter; in den meisten Fällen wurde eine Justiz gar nicht erlangt; Jahre vergingen, bevor eine Forderung auch nur instruirt wurde, und wenn man nach dieser langen Zeit eine günstige Entscheidung erlangt hatte, stand es noch eine weitere lange Frist an, bis man eine Anweisung auf die Erhebung seiner Gelder erlangte. [200]

Da die Klagen über diese Geschäftsverschleppung sich mehrten, verwies Alba zu Anfang des Jahres 1572 die Ansprüche von Privatleuten auf die confiscirten Güter an die Provinzial-Gerichtshöfe, gestand ihnen aber nicht die Entscheidung zu; er wollte bloß, daß sie die Prozesse instruiren und mit ihrem Gutachten ihm vorlegten. Ein Jahr darauf gab er ihnen auch die Vollmacht zu deren Abschluß, jedoch mit der Einschränkung, daß vor Ausspruch der Sen-

enz die Akten an ihn oder den Blutrath geschickt und an die Interessenten keine Mittheilung darüber gemacht werde, bevor nicht von ihm der Befehl zu einer Ausbezahlung, ohne den die Einnehmer nicht handeln durften, gegeben sei. Auch so waren die Gläubiger, die Wittwen und Waisen wieder ganz dem Gutdünken des Blutrathes und des Herzogs überantwortet.

Alba hatte in den Confiskationen eine unerschöpfliche Quelle zu finden gehofft; der König wies, ohne an sich zu denken, wie Viglius bemerkt, Renten und Gratialien darauf an, aber meist kamen die Schulden dem Ertrage nicht gleich und überstiegen ihn oft, und im Jahre 1572, wo der Krieg Alles verschlang, wurde von Dem, was die confiscirten Güter zu leisten hatten, gar nichts mehr ausbezahlt, weder die anerkannten Schulden, noch die Gnadenerweisungen des Königs.

Unter dieser drückenden Gewaltherrschaft hat Leiden ein schönes Beispiel des Muthes gegeben. Da vertheidigte die Regierung nachdrücklich das Recht des Landes gegen Alba's Commissarien, sie wollte nicht zugeben, daß ein anderes Gericht als die eigene Schöffenbank befugt wäre, über einen Bürger der Stadt Recht zu sprechen, und daß keiner höher, als um 60 Gulden gebüßt werde. Sie erklärte mit Entschiedenheit, daß sie sich nicht zur Ausführung fremder Urtheile mißbrauchen und in keinem Stücke ihre Privilegien antasten lasse.

Aber im Sturme verhallte die vereinzelte Stimme, und Alba rühmte sich bei seinem Herrn, daß alle seine Maßregeln ohne alle Beachtung der angerufenen Privilegien durchgeführt, daß alle Prozesse in Sachen des Glaubensabfalles ohne Rücksicht auf die Gewohnheiten und Privilegien, welche der höchsten Jurisdiktion des Königs präjudiciren könnten, entschieden werden.

Die Landplage, von der früher schon die Rede gewesen, der spanische Soldat in den Garnisonen that auch ein Gutes, das Volk zur Verzweiflung zu bringen. Da war es den Demagogen ein Leichtes, eine Gährung unter ihm — nicht hervorzurufen, denn dafür sorgten die Rasereien Alba's, aber sie zum Ausbruche zu bringen. Ihr seid ja nicht mehr die Herrn in euren Häusern, wurde den

Bürgern zugerufen, die Soldaten halten sie besetzt; ihr seid nicht mehr die Herrn eurer Güter, des Schweißes, eurer Arbeit, eurer Weiber, Söhne und Töchter.

Auf dem brittischen Museum in London [289] befindet sich ein Manuskript, das unter dem Titel: „tyrannische Handlungen und Niederträchtigkeiten der Spanier in Tournai zur Zeit des Herzogs von Alba" eine greuliche Schilderung von den Ausschreitungen dieser Soldateska macht und woraus wir Einiges, so weit es mit Anstand noch geschehen kann, ausheben. „Bruder und guter Freund, schreibt der Verfasser, ich will eurem Verlangen zum Theil nachkommen, denn ganz wäre es mir nicht möglich. Es ist wahr, wenn ich drei Wochen oder einen Monat hätte, könnte man viele Nachrichten zusammen bringen, so viel sind der Niederträchtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die sie begangen haben und fortwährend ausüben; übrigens will ich euch einige Kleinigkeiten berichten, merket wohl, nur Kleinigkeiten, denn das sind sie im Vergleich zum Uebrigen. Für's Erste, ein gewisser Asplingniez, wohnhaft in der Pfarrei St. Nikaise, in der Straße la Porque hatte ein Töchterchen von ungefähr 12 Jahren. Ein spanischer Soldat, welcher im Hause gegenüber einquartirt war, unterhielt sich oft mit dem Kinde, was die Mutter nicht dulden wollte und dem Mädchen verbot. Da sie es einmal wieder im Gespräche mit dem Soldaten traf, gab sie ihm eine Ohrfeige. Darüber rief der Spanier: „das ist meinethalb geschehen, daß ihr das Mädchen schlagt, aber ich werde mich rächen." Am andern Tage war die Frau daran, in einer auf die Straße gehenden Stube das Bett zu machen; da schießt der Spanier sie von seinem Quartiere aus nieder. — Ferner haben sie einen gewissen Hubert, den Färber, den ihr ja kennen müßt, da ihr mit ihm auf der Hochzeit von Jean Garnier gewesen seid, getödtet. Dieser Hubert hatte in seinem Hause zwei Spanier, die er auf Befehl der Obrigkeit verköstigen mußte. Er ließ sie durch seine Dienstboten Saintour und Fernando bedienen, aber die Soldaten waren damit nicht zufrieden und begehrten, daß die junge Frau sie bediene. Als nun der Mann eines Tages nach Hause kam und meinte, sein Abendessen zu finden, mußte er warten, bis seine Frau die Spa-

nier bedient hatte. Darüber stieg er die Treppe hinauf, um seine Frau zu rufen und sagte, die Herrn müßten sich mit der Aufwartung seiner Dienstboten zufrieden geben. Da sprang der eine auf und schlug ihm ins Gesicht und rief: Elender, willst Du noch mehr? Der Mann kommt in Zorn, packt seinen Spanier am Kragen, und sie ringen mit einander; aber Hubert ist gewandter und tödtet ihn und verwundet den andern, den er auch erdrosselt hätte, wenn nicht ihr Junge auf die Straße gesprungen wäre und „Spanien! Spanien!“ gerufen hätte. Darauf liefen Soldaten zusammen und drangen ins Haus. Dieses hatte aber eine Thüre, die auf's Wasser ging und dahinaus flüchtete sich Hubert; doch die Soldaten eilten ihm nach, und er sah keinen andern Ausweg, als ins Wasser zu springen, wo die Spanier ihn todtschlugen, wie man einen wüthenden Hund todtschlägt. — Vergangenen Monat ging ein Soldat von der Citadelle von Tournai, ein gewisser Nikolaus Sourdrau an einem Orte vorüber, wo mehrere Spanier beisammen waren; einige von ihnen warfen sich auf ihn, er aber wehrte sich so gewaltig, daß er Einen tödtete und mehrere verwundete. Darüber schämten sich die Uebrigen, und als am Abende die Häuser geschlossen waren, rotteten sie sich zusammen und tödteten, wer ihnen in den Weg kam, selbst die Lehrjungen, die von ihren Werkstätten auf dem Heimwege waren, von denen sie mehrere in den Fluß warfen. Die Bürger, welche das erbarmungswürdige Geschrei der armen Leute hörten, wagten doch ihre Häuser nicht zu öffnen, denn da thaten die Spanier den Frauen und Töchtern Gewalt an, und das vor Aller Augen, und die Hauptleute und Offiziere erwiderten auf die Klage der Bürger, daß man den Soldaten deßhalb die Köpfe nicht abreiße, dafür hätten sie lange vor dem Abmarsche aus Spanien Erlaubniß und Verzeihung im Voraus erhalten. — Wenn die Soldaten Abends auf die Wache zogen, ließen sie sich von ihren Hausleuten ein Bett und einen Schlafrock nachtragen, und wer das ihnen that, mußte selbst auf seine Sachen Acht geben, daß sie nicht gestohlen wurden. — Die Spanier haben auch einen gewissen Jean Martin, Stadtzinkenisten getödtet, der an seinem Hause stand und zuschaute, wie sie seinem Sohne, um ihn zu tödten,

nachliefen und nicht einholen konnten; da haben sie sich auf den Vater geworfen und diesen umgebracht. — Und so haben sie noch viele Mordthaten begangen, die mir nicht genau im Gedächtniß sind.... Als ich mit Jakob über Boldur ging, da war eine Wittwe, welche einen Spanier im Quartier hatte. Dieser verlangte von ihr Geld, und da sie sagte, daß sie keines habe, stieß er ihr seinen Degen in den Leib, daß sie todt zu seinen Füßen niederfiel." — Hier verlasse ich meine Quelle, denn was sie weiter erzählt, kann ich ihr nicht nacherzählen; aus einer andern [290] entnehme ich nur folgendes Ereigniß.

Am 2. März 1569 wurde in Tournai Gottfried du Fresnoy, Herr von Thun auf einem offenen Schaffotte hingerichtet. Er war von einem Franziskaner, einem Augustiner und dem Pfarrer von Unserer lieben Frau und von drei Soldaten begleitet. Ueber eine Stunde lang bemühte man sich, ihn zu einem christlichen Tode zu bereiten, aber er wollte von nichts hören. Mehrmals warf er sich auf die Kniee und beim Aufstehen begehrte er ein Glas Wein; das trank er auf das Wohl des Volkes und bat um dessen Gebet; aber die Zusprache der Geistlichen wies er zurück. Da er nicht gebunden war und das Hochgerüst von Leuten wimmelte, hatte der Henker es unbequem, und das Schwert traf nur in die Schulter; der Edelmann sprang auf, der Henker warf ihn nieder und sägte ihm den Kopf ab. Da erhob sich ein unermeßliches Geschrei, das sich durch alle Reihen des dichtgedrängten Volkes fortpflanzte. Die Soldaten und Offiziere konnten sich selbst nicht mehr halten, sie stießen Verwünschungen über diese Gräßlichkeit aus, ein Soldat gab dem Henker einen Fußtritt, daß er über das Gerüst hinabfiel, das Volk wandte sich zur Flucht, die ferner stehenden Soldaten, die nicht wußten, was das Alles zu bedeuten, zogen ihre Degen und hieben auf die Bürger ein, daß etliche zwanzig verwundet wurden, die Bürger drängten sich in Haufen zusammen und stürzten auf die Soldaten, das thaten auch die Offiziere, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun....

So litt das Volk der Niederlande unter den Garnisonen, und ich frage, ob die Demagogen wohl empfängliche Gemüther für ihre

sstreuungen gefunden haben werden: „ihr seid nicht die Herren
euren Häusern, nicht die Herren eurer Güter und des Schweißes
er Arbeit, nicht die Herrn eurer Weiber, Töchter und Söhne!
rr über euch ist der spanische Soldat!“

3.

Aber das Uebermaß des Elendes haben wir noch nicht ein-
nglich berichtet, sondern nur angedeutet, da wir von den Finanz-
ıßregeln Alba's ein Wort sagten.

Halten wir uns den Standpunkt der Regierung klar vor. Vom
inige hatte der Statthalter die Weisung, nächst der Religion und
r Rechtspflege auf die Finanzfrage bedacht zu sein; aus Spanien
rde zwar immer das nöthige Geld geschickt werden, allein man
isse doch dahin kommen, daß die Niederlande sich selbst erhalten.
ıs war selbstverständlich, und kein Mensch konnte mit Fug und
cht dawider etwas einwenden. Aber der König forderte auch,
ß der Herzog untersuchen solle, wie man ohne die Stände zu
ld kommen könne; und das war nicht Recht, das gehörte in
ilipps System, und war gegen die Grundrechte der Niederlande.
ıza hatte der König eine verhängnißvolle Eile mit dieser Sache,
ba sollte unter Umständen nach eigenem Gutdünken handeln —
: Weisung lautete dahin, daß wenn durch seinen Bericht darüber
ıe allzulange Zögerung verursacht würde, er ohne Weiteres selbst
ıgreifen solle — und hiemit waren die Niederlande wie in den
ıdern Dingen der Selbstherrlichkeit Alba's preißgegeben.

Also Geld sollte geschaffen werden, und ohne die Stände.

Alba verlangte, daß jeder Niederländer als einmalige Steuer
ı hundertsten Pfenning bezahle, er forderte also ein Procent von
ıwedem Besitze.

Ferner sollte bei jedem Verkaufe und der Vererbung aller un-
weglichen Güter der zwanzigste Pfenning, mithin von dem Er-
s für Liegenschaften fünf Prozent,

und bei allen beweglichen Gütern und Handelsartikeln 10 Pro-
nt und zwar beim jedesmaligen Verkaufe bezahlt werden; das ist
ıs Gesetz vom zehenten Pfenning.

Von dieser Steuer hoffte der Herzog ganz Außerordentliches und dem Könige machte er davon solche Schilderungen, daß es wohl begreiflich erscheint, daß dieser mit Begierde nach einer Steuer griff, wie vor ihm kein Herr in den Niederlanden sie erhoben, nach einer Finanzmaßregel, welche Alba's Aussage zufolge nicht nur jede weitere Geldsendung Spaniens unnöthig zu machen, sondern auch noch Wiederersatz eines großen Theils des auf die Regierung der Niederlande gemachten Aufwandes versprach, und einer Finanzmaßregel vollends, die ebenfalls nach des Herzogs Aussage ohne alle Schwierigkeit, ja mit Leichtigkeit durchzusetzen sei.

Ueber den Werth der liegenden Güter in den Niederlanden habe ich keinen Maßstab zur Hand, aber über den Stand der Manufaktur finde ich bei Renom de France eine interessante Notiz. Alba ließ durch Pedro de Arcanty eine Erhebung machen, und hienach belief sich der Werth im Ganzen auf 47,067,883 Gulden, die Herzogthümer Luxemburg und Geldern, das Land über der Maas und die Provinz Seeland nicht mit einbegriffen. Im einzelnen vertheilte sich der Werth der Manufakturen folgendermaßen: Brabant 11,197,416 Gulden. Flandern 10,407,891. Mecheln 262,880. Lille, Douai und Orchies 8,883,698. Tournai 2,369,200. Artois 1,718,790. Hennegau 1,982,540. Valenciennes 5,223,980. Holland 2,029,148. Utrecht 734,900. Overyssell 1,610,260. Friesland 196,200. Namur 454,980 Gulden.[291]

Das gab freilich für Alba eine Aussicht, und welch' eine! Vergebens erhoben sich die Stimmen treuer Warner. Im Rathe spaltete man sich in drei Parteien; die eine wollte dem Herzoge zu Gefallen sein, um jeden Preis; die andere sagte, daß die Steuer dem Lande zum Ruine gereiche und überdieß gar nicht durchzuführen sei; die dritte empfahl einen Ausweg, eine leichtere und weniger gehäßige Steuer, die dem Volke noch einige Erleichterung gewähre, „das Aufathmen noch gestatte".

Das Projekt war übrigens nicht neu; in frühern Zeiten war die Steuer schon ein und das anderemal vorgeschlagen, angenommen und verworfen worden. Nachdem aber Kaiser Karl im Jahre 1554 den Ständen von Brabant die Zusage gemacht, daß fernerhin we-

der durch ihn noch durch seine Nachfolger der zehnte und zwanzigste Pfenning gefordert werde, und nachdem Philipp 1557 dieses Angelöbniß erneuert hatte, durfte die Steuer jetzt auch nicht gefordert werden, und sie hat für Jeden, welcher nicht auf dem Standpunkte steht, daß die Niederlande als eroberte Provinz im Ausnahmezustande sich befanden, den Charakter der Ungesetzlichkeit.

Diese Einrede hatte selbstverständlich Alba gegenüber kein Gewicht; aber alle andern machten ebensowenig Eindruck; er war durch die Aussicht auf die ungeheuren Summen so eingenommen, daß sein Urtheil völlig dadurch beherrscht war, und er einen persönlichen Gegner und einen Feind des Königs in Jedem erblickte, der sich erlaubte, eine abweichende Ansicht aufzustellen. Charakteristisch ist sein Versuch, die Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Angemessenheit der Steuer dadurch bewirken zu wollen, daß er diesen Niederlanden vorstellte, der zehnte Pfenning drücke nicht so fest auf den Adel, die Geistlichkeit und Landbewohner, als vielmehr auf den Kaufmann und Handwerker, und in seiner Stadt Alba trage ihm die Steuer — in Spanien unter dem Namen Alcabala bekannt — nicht weniger als 40 bis 50 tausend Dukaten ein. Gegen den hundertsten Pfenning hatten die Niederlande am Ende nicht viel einzuwenden; sie sagten freilich, daß wenn der König an dem Kriege, der nun diese Steuer erheische, nicht schuldig sei, sie es ebenfalls nicht seien, daß nachdem die Schuldigen an Leib, Leben und zeitlichem Gut dafür gestraft worden, es für unbillig und ungerecht erachtet werden müsse, daß sie, die Unschuldigen, die treu geblieben, nun auch noch dafür büßen sollten; allein nachdem sie in einiger Opposition sich ausgeredet, gestanden sie doch den hundertsten Pfenning zu, und auch mit dem zwanzigsten wollten sie sich noch einverstanden erklären; nimmer aber mit dem zehenten, weil dieser den Handel vernichten und damit die Industrie schädigen müßte. Was Alba für eine Empfehlung der Steuer nahm, ihren Druck auf den Kaufmann und Handwerker, das sahen sie als deren absolute Unmöglichkeit an. Industrie und Handel schufen den Reichthum des Landes, durch ihre Schädigung wurde diesem die hauptsächlichste Lebensader unterbunden; wie sehr aber diese Lebensbe-

dingungen der Niederlande unter der unseligen Steuer leiden mußten, kann man einfach daraus ersehen, daß es Waaren gab, die vier und fünfmal versteuert und mithin verhältnißmäßig vertheuert werden mußten. Wenn der Bierbrauer Gerste, Hopfen und Holz oder Kohlen kaufte, so kostete ihn das Bier, bevor es nur gebraut war, bereits eine dreifache Steuer, eine vierte mußte der Wirth bezahlen, der es ausschenkte. Bis ein Tuch zu einem Kleidungsstücke verwendet worden, hatte zuerst die Wolle ihre Steuer bezahlt, dann das Garn, darauf das Gewebe, weiterhin die Färbung; zum fünftenmale wurde die Steuer erhoben, wenn der Großhändler das Tuch verkaufte, zum sechstenmale beim Verkaufe durch den Kleinhändler, und wenn dieser an einen Schneider verkaufte, der den fertigen Rock ausbot, so lag auf diesem eine siebenfache Steuer, die Waare war also um 70 Prozent nur allein durch das Steuerwesen vertheuert.

Hiemit war die niederländische Industrie rettungslos jeder fremden Concurrenz preisgegeben, und diese war durch die massenhaften Auswanderungen von Industriellen besonders nach England und Deutschland lange schon geschaffen worden. Die arglistige Elisabeth wußte recht wohl, was sie mit der Begünstigung der niederländischen Einwanderungen, mit der Einwanderung der niederländischen Wolleninduftrie that; sie schuf ihrem Lande einen Aufschwung, den nun Alba's unverständige Finanzwirthschaft begünstigte. Aber auch die unverhältnißmäßige Vertheuerung der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse schuf er, und diese wurde durch die in Folge der Schädigung des Handels eintretende Unterbindung der Geldzuflüsse aus dem Auslande noch drückender empfunden.

Da begreift es sich denn, daß die niederländischen Räthe mit Energie gegen die Maßregel sich wehrten und den Zorn des Herzogs nicht scheuten. Gleich im März 1568, als er die Angelegenheit aufgriff, tobte er gegen sie und beklagte sich bitter beim Könige, daß er keinen Menschen habe, der ihm an die Hand gehe, daß ihm die Räthe die größten Schwierigkeiten machen; sie selbst es entgelten lassen, mochte er doch nicht auf sich nehmen; dagegen legte er auf Andere, welche durch ihre amtliche Stellung nicht ge-

schützt waren, seine Hand, wenn sie gegen seine Projekte sich ausließen, so auf den Florentiner Kaufmann Ludwig Guicciardini, der gegentheiliger Meinung war, als Alba's Commissär, welcher die fremden Kaufleute in Antwerpen über die Steuer auszuholen beauftragt war. Der Florentiner wurde eingesperrt, „wie denn, sagt Renom, nichts gefährlicher ist, als in verderbten Zeiten die Wahrheit Jenen zu sagen, welche die Gewalt in Händen und ihren Kopf vom Gegentheile voll haben."

Gegen den Herbst 1568 hatte Alba den Staats- und Finanzrath doch so weit gebracht, daß das Projekt den Generalstaaten, — nicht als Berathungsgegenstand, sondern einfach als Resolution vorgelegt werden sollte, voll der Hoffnung, daß nun jeder Widerstand beseitigt wäre, da die Stände wohl einsehen würden, daß sie von Oranien nichts zu erwarten hätten. Im Siegesbewußtsein berief er dann die Generalstaaten — Utrecht, Friesland und Geldern waren nicht eingeladen, auf Mitfasten nach Brüssel; nur auf einen Tag wollte er sie beisammen lassen, ihnen den Beschluß vorlegen, anbefehlen und sie wieder nach Hause schicken.

Am 21. März 1569 traten die Generalstaaten zusammen, der Herzog bearbeitete die Deputirten jeder Provinz im Besondern, und meint die Sache sei sehr gut verlaufen; insbesondere berichtet er, daß die Prälaten von Brabant sich willfährig gezeigt und nur mit dem Adel sich zuvor benehmen wollten, was er ihnen aber verboten habe, da der König nicht dulden könne, daß seine Vasallen Verträge unter sich aufrichten. Jetzt, schreibt er an den König, könne man die Generalstaaten jeden Tag versammeln, noch sorgloser, als wenn man sie in Valadolid hätte; sein Sekretär Albornoz, der natürlich seinen Meister noch übertreffen mußte, schrieb, „jetzt können Sie den Corregidor von Sevilla schicken, und ich gebe die Zusicherung, es mag kommen wer will, er wird regieren können, wenn er nur dem Systeme des Herzogs folgt, das darin besteht, daß den Befehlen des Königs Respekt verschafft, die Justizpflege in die Hand genommen und mit aller Strenge die Häresie bestraft wird . . . Die Bevölkerung ist sehr zufrieden, und glau-

ben Sie, es gibt auf der ganzen Welt keine Nation, die so leicht zu regieren wäre, wie diese, wenn man sie nur zu leiten versteht."

Aber das verstand eben Alba nicht; er täuschte sich selbst und er täuschte den König, denn mit seinen Versicherungen, daß die Generalstaaten das Steuerprojekt gut aufgenommen, stimmt nicht, daß er nach der Heimkehr der Deputirten den Statthaltern auftrug, bei den Provinzialständen Alles, was in ihrer Macht stünde, aufzubieten, um sie durch Versprechen, Drohungen und die Vorspiegelung, daß der Herzog sich nachgiebig erweisen werde, zu gewinnen; es sei ihm vorerst nur um die Zustimmung im Prinzip zu thun, hiemit werde die Steuer noch nicht erhoben, und wenn sie nur einmal zugestanden sei, so lassen sich immer noch Mittel und Wege finden, sie durch eine andere Einkommensquelle zu ersetzen. Diese schönen Reden wurden nicht beachtet, und die Opposition erhob sich mit Heftigkeit im ganzen Lande. Die Staaten von Holland wollten unter Beschränkungen zwar dem hundertsten Pfennig zustimmen, beschwerten sich aber gegen den zehnten und zwanzigsten; der Adel von Dordrecht willigte, wenn auch mit Widerstreben ein; die fünf andern Stände, von Haarlem, Leyden, Delft, Gouda und Amsterdam blieben auf der Verweigerung, da mit dieser Steuer ihr Handel zu Grunde gehen müsse; dagegen erboten sie sich, statt ihrer nach Verfluß von zwei Jahren in den hundertsten Pfennig abermals einzuwilligen. Doch glückte es dem Statthalter Boussü, den Widerstand zu brechen; nur Amsterdam blieb hartnäckig und ließ ins Protokoll eintragen, daß es überstimmt worden. — In Seeland wollte der Adel und der Abt von St. Peter als Vertreter des geistlichen Standes den zehnten Pfennig mit einer andern Abgabe abkaufen. — Die Staaten von Flandern legten eine Verwahrung ein, Alba aber wies ihre Abgeordneten kurzer Hand nach Hause und erwartete sie unter Strafandrohung in 14 Tagen mit bessern Instruktionen zurück. — Namur gab seine Zustimmung, Hennegau folgte bald nach, freilich nur unter dem Drucke Noircarmes', welcher Bergen (Mons), das hauptsächlichste Glied der Opposition mit einer Einquartierung von 20 Fähnlein bedrohte. — Rassenghien, der Statthalter von wälsch Flandern, kündigte Ryssel die Plünde-

ung an, wenn es seinen Widerstand nicht aufgebe. Utrecht widersetzte sich beharrlich, aber es bot 150,000 Gulden; doch Alba nahm sie nicht an, er forderte Unterwerfung, und diese zu erzwingen, warf er das Lombardische Regiment in die Stadt; ohne Unterschied, ob Einer das Privilegium besaß, von Einquartierung verschont zu werden, oder nicht, erhielt Jeder seine Soldaten, und da diese wöchentlich 2400 Gulden kosteten, waren sie dem Bürger bald eine unerträgliche Last. Die Geistlichkeit, das erste Glied der Stände, berief sich auf die Bulle In coena Domini, durch welche die willkürliche Belastung der Kirchengüter mit dem Bann bedroht ist; darüber ward der Herzog so zornig, daß er den Sekretär de la Torre, weil er die Erlaubniß zum Drucke der Bulle gegeben, auf ein Jahr seines Dienstes entsetzte; die Stände aber lud er nun zur Verantwortung über ihr Verhalten im Bildersturme vor, und trotz ihrer Vertheidigung ließ er die Provinz durch den Blutrath verurtheilen; die fünf Kapitel von Utrecht, der Adel und die Städte Utrecht, Amersfoort, Wyk bei Duurstede und Rhenen wurden am 14. Juli bis auf weitere Anordnung des Königs ihres Rechtes, auf der Staatenversammlung zu erscheinen, verlustig, die Stadt Utrecht aller ihrer Vorrechte beraubt und ihr Einkommen dem königlichen Schatze verfallen erklärt. Die Stadt schickte den Dekan von St. Peter an den König; mittlerweile aber mußte sie, durch die Garnison und die Bedrohung mit Plünderung und Haft der Rathsherrn gezwungen, alle ihre die Privilegien betreffenden Urkunden abliefern; dem Könige aber stellte Alba in Beantwortung der in Spanien eingereichten Beschwerdeschrift Utrechts vor, daß er mit dieser Stadt strenger, als mit jeder andern deßhalb verfahren sei, weil hier wie nirgends die katholische Religionsübung durch Beschluß aller Stände abgeschafft worden und seit seiner Ankunft in den Niederlanden hier eine so große Frechheit an den Tag getreten sei, daß offenbar keine Reue über das frühere Verhalten verspürt werde. Ich halte es für angezeigt, daran zu erinnern, daß das strenge Gericht über Utrecht zwei Tage vor der feierlichen Verkündigung des Generalpardons erging, und während in Antwerpen große und schöne Worte allgemeiner Verzeihung und königlicher Gnade ein Volk entzücken sollten, ein Theil dieses Volkes

unter der brutalen Gewalt eines Mannes zusammenbrach, der wegen vergangener Dinge die Anschuldigung erhob, um einen gesetzlichen Widerstand gegen seine unsinnige Finanzpolitik strafen zu können.

In Brabant gaben die Geistlichkeit, der Adel, Antwerpen und Herzogenbusch nach, Brüssel dagegen und Löwen blieben in der Weigerung. Da führte Alba den modernen Grundsatz von der Unterwerfung der Minorität gegen die Majorität unter dem Widerspruche des Viglius und gegen die Beschwerde der Stände beim Könige, der nicht auf sie hörte, durch.

Am 29. Juni meinte er, die Angelegenheit sei nach Wunsch durchgeführt, und bevor er noch am 13. August die Zustimmung der Stände erhielt, bezeugte ihm der König hocherfreut seinen Dank mit den Worten: „Ich bin so wie billig erfreut über das gute Resultat, das die von Ihnen an die Staaten gemachte Proposition gefunden hat. Ich danke Ihnen für den besondern und eminenten Dienst, den Sie mir damit erwiesen, und ich gebe Ihnen die Glückwünsche, die Sie an mich deßhalb gerichtet, zurück, da in Wahrheit diese Angelegenheit die Ihrige ist. Ich werde sie alle Zeit dafür anerkennen und Ihnen dankbar sein. Sie haben mich noch darüber zu unterrichten, was diese Subsidien eintragen werden, und was Sie gethan haben, daß der Handel in Folge der neuen Auflagen nicht Schaden und Minderung erleidet, was ein wichtiger Punkt ist, für den man Vorsorge treffen muß."

Dieses Schreiben ist vom 8. August; schon in seinem Berichte vom 29. Juni hatte Alba gesagt, daß er gefunden habe, die Einrede von der Schädigung der Handelsinteressen sei einigermaßen begründet, und er werde die Erhebung in einigen Punkten modificiren.

Diese Hoffnung hatte Granvella immer ausgedrückt; obwohl er die ganze Maßregel verurtheilte, davon abrieth, empfindlichen Schaden und unheilvolle Verwicklungen voraussagte, so hielt er doch auf Alba's Klugheit so große Stücke, daß er fortwährend die Erwartung aussprach, der Herzog werde auf die so wohl begründeten

reden hören und sich mit der Zustimmung im Prinzipe zufrieden
n und ein Auskunftsmittel finden. Darauf mußte nun wohl
nnen werden, denn die eigentlichen und unübersteiglichen Schwie-
eiten begannen erst recht jetzt, wo man zur Ausführung der
ßregel, zur Erhebung der Steuer schritt. Im September war
a. bereits so weit gekommen, daß er dem König vortrug, freilich
kein Zweifel, daß der zehnte und zwanzigste Pfennig dem Handel
findlichen Schaden verursachen, aber es sei eben nothwendig ge-
en, die Steuer zu fordern und die Zustimmung zu erhalten;
e Depesche bereitete darauf vor, daß er dem Andrängen des
aats- und Finanzraths nachgebend den Ständen eine neue Vor-
e machen wollte. Er ließ durch den Finanzrath untersuchen,
che Summen nöthig wären 1) für die gewöhnlichen Bedürfnisse
Landesregierung, 2) für die Vertheidigung im Falle eines An-
fs, und 3) für die Schuldentilgung. Der Rath meint, zwei
llionen dürften für die gewöhnlichen Bedürfnisse ausreichen, und
leich Alba die Summe zu niedrig gegriffen fand, so wollte er
doch zufrieden geben; für die Landesvertheidigung wurde eine
ite Erhebung des hundertsten Pfennigs in Aussicht genommen,
Bezahlung der königlichen Schulden wollte man noch in Schwebe
en. In diesem Sinne wurde nun im Oktober den Ständen die
lage gemacht, daß der zehente und zwanzigste Pfennig unter der
ingung, daß die Steuer als zu Recht bestehend anerkannt werde,
derhand unerhoben bleiben, jährlich aber zwei Millionen Gulden
Regierung zugeführt werden. Anfangs war dieses Abkommen
6 Jahre vorausgesehen, der Herzog beschränkte es aber später
zwei vom 13. August 1569 bis 13. August 1571. Da nur
ge Stände zustimmten, die andern aber unannehmbare Bedingungen
hten, so änderte er sein System dahin ab, daß er unter der
raussetzung, daß im Falle eines Landesangriffs der hundertste
nnig abermal bezahlt werde, die Erhebung des zehnten und
nzigsten Pfennigs so ermäßigen wolle, daß der Handel kei-
Schaden leide. Darauf gingen die Stände von Hennegau,
mur, Lille, Duay und Orchies, Holland und Seeland und die
stlichkeit und der Adel von Brabant alsbald ein, baten aber in

abgesonderten Vorstellungen, daß eher als die angedeutete Ermäßigung des zehnten und zwanzigsten Pfennigs das Abkommen mit den zwei Millionen jährlich durchgeführt werde. Und dieß wurde nun von ihm zum Beschlusse erhoben. Wenn dann die zwei Jahre abgelaufen wären, könnte der König nach seinem Dafürhalten den Akkord erneuern oder aber durch die wirkliche Erhebung wenn auch unter den in Aussicht genommenen Ermäßigungen enorme Summen sich schaffen, da Kapitalisten bereits einen Pacht von vier Millionen jährlich angetragen und durch den unmittelbaren Einzug noch viel mehr gewonnen werden müsse, so daß jedes Jahr nachdem alle Ausgabeu bestritten, noch zwei Millionen in den Staatsschatz gelegt werden könnten. Ebenso wichtig sei die Zustimmung zu einer abermaligen Erhebung des hundertsten Pfennigs, woran die Stände gebunden seien und komme der Angriff erst nach hundert Jahren, diese Steuer aber betrage ungefähr fünf Millionen.

So glaubte der Herzog den Sieg über das Land errungen zu haben, und triumphirend berichtete er an den Konig, das Land sei jetzt disponirt, sich Alles gefallen zu lassen.

Allein wie weit er von der Frucht seines Sieges entfernt war, sollte der eiserne Herzog alsbald erfahren. Er hatte die Zustimmung, es ist wahr, nnd die Schwierigkeiten, die sich nun unter den Ständen selbst mit der Erhebung der zugesagten zwei Millionen erhoben, betrafen zunächst ihn nicht, und wenn die Verhandlungen auch lange dauerten, so hatte er doch auf das Drängen des Königs zu einem endlichen Abschlusse, im Mai 1570 sich gerühmt, daß sein Schatz so gefüllt sei, daß er mit aller Leichtigkeit einen Krieg von zwei Jahren auszuhalten vermöge. Allein der Streit der Stände untereinander — wie das immer so geht, wollte jeder so wenig als möglich auf sich nehmen und so viel als möglich auf die Schultern der andern wälzen, die einen wollten die Gelder aus allgemeinen Mitteln aufbringen, die andern auf jede einzelne Provinz ihren Antheil verlegt und jeder die Erhebung auf ihre Weise anheimgestellt wissen, und nachdem dieß beschlossen worden, war jedem sein Theil zu viel — warf seine düstern Schatten auf den Urheber zurück. Und dabei ging die entsetzliche Bedrückung durch

die fremden Soldaten und die Unsicherheit des Daseins fort, die auswärtigen Angelegenheiten verdüsterten sich, das Gewitter, dessen fürchterliche Entladung nur mehr eine Frage der Zeit war und nur von Alba nicht bemerkt worden zu sein schien, zog sich immer düsterer und drohender zusammen; durch die Verwicklung mit England, die wir im folgenden Kapitel vorführen werden, und durch die Ueberhandnahme der Seeräuberei litt der Handel ganz außergewöhnlich, und die Ausgewanderten und die Demagogen hetzten: das war die Situation durch das Jahr 1570 hindurch, als nun auch noch ein unbeschreibliches Unglück die Noth auf die Höhe trieb, und das Elend die Gemüther so verdüsterte, daß Alba seine Unmacht erkennen mußte, aber nicht erkannte.

In der Nacht vor Allerheiligen 1570 wüthete ein Sturm der Art, daß die Nordsee das Land überschwemmte. Da und dort vermochten die Deiche nicht Widerstand zu leisten; das war noch grauenvoller, als es vor vierzig Jahren gewesen war, wo die Wasserfluth 72 Dörfer verschlang. Ueber einige Inseln von Seeland, einen großen Theil Hollands und fast über ganz Friesland fluthete das Wasser um einen Fuß höher, als dazumal. Was die armen Menschen besaßen, wurde von den Wellen verschlungen und in Friesland allein wohl an die 20,000 von ihnen selbst, während man im ganzen Lande die Zahl der Opfer auf 100,000 schätzte. Menschen und Thiere, die Balken der Häuser, Geräthschaften, Hausrath, Alles schwamm auf den von rasendem Sturmwinde gepeitschten Wogen wirr durcheinander, und als die Wasser mit stürmischem Falle sich zurückzogen, war da die Ackerkrume weggeschwemmt, dort das Feld mit Kies überdeckt, das Land kahl, öde und ausgestorben; einen schauerlicheren Anblick der Verwüstung kann die Erde nicht geboten haben, als einst die Sündfluth alles Leben auf ihr verschlang. Nun konnte, wer auf den Bäumen, auf den Dächern eine Zuflucht gesucht, und eine schreckliche Zeit dem Hunger und der Kälte und allen Aengsten des Todeskampfes ausgesetzt war, herniedersteigen, wenn er nicht durch die Boote muthiger Helfer schon herabgeholt worden; auf einer Höhe fand man bei der Stadt Sneeck ein Kind in der Wiege, eine Katze bei ihm, das Kind lag

in süßem Schlummer; im Schlamme steckten Leichen, andere trieben an den Mündungen der Flüsse; wer vom Tode verschont geblieben, war verarmt. In dieser Noth zeichnete sich Billy, der Gouverneur durch seine thatkräftige Hilfe so aus, daß die ihm bisher feindselig abgewandten Gemüther freundlicher gesinnt wurden. In ganz Friesland stellte er die Deiche wieder her; dem Adel, welcher gegen die Auflagen seine Privilegien anrief, warf er das Wort zu, daß er mit diesen die Löcher in den Deichen verstopfen solle; den Schuldnern erlangte er von Alba die Vergünstigung, daß die Gläubiger, von welchen viele den Nothstand zum schmählichen Gewinne mißbrauchen wollten, einen Ausstand auf drei Jahre zugestehen und Ratenzahlungen gestatten mußten; deßgleichen erwirkte er für Friesland und Gröningen volle Steuerfreiheit auf ein Jahr. Flandern litt weniger, aber immerhin so viel, daß die Folgen in Gravelingen, Dunkerque, Nieuport, Ostende, Watervliet und der Umgegend Jahre lang schmerzlich empfunden wurden; in Gent stieg das Wasser bis zum Kaiserthore, in Brügge war man in den schwersten Aengsten, in Antwerpen gingen unermeßliche Reichthümer durch das Eindringen der Wasser in die Keller verloren, und mehrere Schiffe wurden im Hafen zerstört. Die ganze Schelde entlang litten die Ortschaften; in Holland brach der Deich von Diemer, in Amsterdam standen die Keller und Magazine unter Wasser, Seeland drohte für immer von den Wassern verschlungen zu werden; und bis Utrecht hinauf reichte die Zerstörung; am unglücklichsten aber war Friesland. An der ganzen Küste der Nord- und Ostsee hatte der Sturm gewüthet.

Mit dem Eintritte in das Jahr 1571 kam an Alba auch einmal die Geldnoth wieder heran; der mit gefülltem Schatze einen zweijährigen Krieg aushalten zu können berichtet hatte, mußte schon am 21. Februar gestehen, daß ihm weder vom hundertsten Pfennige, der drei Millionen, drei Hundert und etliche Tausend Gulden ergeben, noch von den vier auf zwei Jahre als Ersatz des zehnten und zwanzigsten Pfennigs veraccordirten Millionen etwas übrig bleibe, nachdem die Kriegshauptleute Schauenburg, Eberstein und Alberich von Lodron allein 3 Millionen 250,000 fl. erhalten und die Wallonen, Spanier und die übrigen, sowie die Expedition

nach Frankreich, und die Ausrüstung der Flotte gegen die Seeräuber bezahlt worden. Im Juli erfolgt der Bericht, daß der Schatz vollständig leer sei; freilich habe man für einen Kriegsfall das Recht zur abermaligen Erhebung des hundertsten Pfennigs, allein diese werde erst in 4 Jahren flüssig, und es sei daher ganz nothwendig, daß der König einen großen Vorrath schicke. So weit also war man bereits mit den großen Versprechungen gekommen.

Jetzt, da die zwei Jahre, auf welche Alba den zehnten und zwanzigsten Pfennig in Abonnement gegeben hatte, zu Ende gingen, wollte er dieses nicht erneuern, sondern einmal die Erhebung selbst versuchen. Hiezu veranlaßte ihn zweierlei, einmal die Schwierigkeiten, welche die Stände gemacht hatten, bis die Gelder flüssig, sodann aber die Wahrnehmung, daß sie derselben mit ganz geringen Auflagen habhaft geworden waren. Erhob er nun selbst, so meinte er, die Schwierigkeiten schon beseitigen zu können und weit mehr zu erheben, als ihm in den ersten zwei Jahren gezahlt worden war. Zudem führte er eine sehr bedeutende Erleichterung ein, durch welche die Steuer doch wenigstens erträglich wurde; es sollte nämlich der zehnte Pfennig von einem Produkte nur Einmal, d. h. wenn es zum letzten Gebrauche hergerichtet war, und nur bei der Ausfuhr erlegt werden. Ueberhaupt zeigte sich Alba vom Herbste 1571 an geneigt, wo immer möglich, Erleichterungen eintreten zu lassen, wenn nur das Prinzip gewahrt bliebe. Allein in derselben Zeit nahm auch die Opposition eine Haltung ein, über deren Tragweite nur der Herzog sich täuschen konnte.

Am 13. August sollte die Erhebung beginnen, allein obgleich der Herzog, wie er dem Könige klagt, seit 6 Monaten gedrängt hat, sind Ende Septembers die Instruktionen dafür noch nicht ausgefertigt. Die Stände boten die das erstemal aufgebrachten Summen wieder an; Alba wies sie von der Hand; nachdem sein Befehl zur Erhebung der Steuer in allen Provinzen ergangen war, stellten die vier Glieder von Flandern vor, daß sie bei ihrer Zustimmung mehr daran gedacht hätten, ihm Vergnügen zu machen, als daß die Steuererhebung wirklich zur Ausführung komme; und überdieß sei die Geltung ihrer Zustimmung an die Bedingung ge-

knüpft, daß die Steuer in allen Provinzen erhoben werde. Andere Stände erhoben andere Ansprüche, und Alba muß dem Könige wiederholt erklären, daß er sich keinen Begriff von der Unzufriedenheit des Volkes und von den Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten mache, denen sein Statthalter jeden Tag begegne; kein genuesischer Kaufmann, sagte er, könne einen größeren Geschäftseifer entfalten, als Stände und Räthe und alles Volk in den Niederlanden gegen die verhaßte Steuer; nicht die Köpfe, die er abgeschlagen, und nicht die Privilegien, die er zerrissen, haben ihm solchen Widerwillen, so umfassende und energische Opposition geschaffen. Selbst jene Männer, welche in den schwierigsten Lagen ihre Treue gegen den König bewährt, wollten ihre Mitwirkung in diesem einen Punkte versagen; das ist das Schrecklichste, schrieb er, daß von allen Beamten, die der König in den Niederlanden hat, kein Einziger ist, auf welchen er sich stützen und verlassen könnte, kein Einziger, der ihm beistehen mag; aber er hat ihnen auch zu wissen gethan, daß er eher in Stücke sich zerreißen lasse, als daß er Ungehorsam gegen einen königlichen Befehl dulde, und daß, wo Er sei, die Sache so und nicht anders gehen müsse.

Alba hatte soweit nachgegeben, daß die Steuer wohl zu ertragen war; nichts desto weniger dauerte die Opposition fort und wurde immer heftiger. Das konnte ihn nur in seinen Gedanken bestärken, daß nicht eigentlich die Höhe oder Beschwerlichkeit der Abgabe es war, was dieselbe emportrieb und stützte, sondern das Prinzip der Selbstbestimmung, das die Niederlande nicht gesonnen waren aufzugeben. „Die Hauptsache ist," schrieb er am 4. November 1571 an den König, „daß Eure Majestät Alles, was Sie nur immer wollen, aus diesen Landen ziehen können, wo sie bisher für einen Gulden, den man Ihnen zugestand, Alles was immer die Leute von Ihren königlichen Vorrechten verlangten, hingeben und diese Concession auf eine Weise machen mußten, daß ich, der ich nur ein einfacher Stallmeister bin, wahrhaftig die Dinge, wie ich sie hier vorfand und in Anbetracht Ihrer Souveränität nicht ertragen hätte. Was diese Leute aufbringt, das ist der Umstand, daß sie nicht wie bisher ihr Gesetz dem Souverän vorschreiben können;

dieß und nicht das Interesse der Manufakturen und der Fischerei, noch irgend etwas Anderes ruft ihre Unzufriedenheit hervor." Alba stellt den Niederlanden hier, ohne es zu wollen, ein schönes Lob aus; nicht kleinlicher Krämergeist diktirte ihre Opposition, sondern die Pflicht der Erhaltung ihrer nationalen Unabhängigkeit! Die Steuer griff so tief in alle Lebensverhältnisse ein, daß das drohende Gespenst der allgemeinen Verarmung endlich den Muth des Widerstandes entflammte, den die ersten Zeiten der Schreckensherrschaft bis zum Erstarren gelähmt hatten. Mancher erträgt mit Ergebung den Hunger nicht, nachdem er über die Entziehung jeder Freiheit seines Volkes stumpfsinnig geblieben und vor den Drohungen der Blutgerichte schweigend gezittert hat. Das stellte unter Anderem der Bischof von Ypern, Martin Rythove, dem Herzoge in einem Schreiben vom 29. September 1571 vor. Der sorgende Oberhirte bringt vor den strengen Statthalter die Klagen der Handwerksleute, deren so viele in den Niederlanden sind, und fürchtet, wenn der Winter mit seiner Verdienstlosigkeit und mit seinen vermehrten Bedürfnissen komme, könnten die Unglücklichen, durch das Elend zur Verzweiflung getrieben, zu Entschließungen sich hinreißen lassen, welche gar unheilvolle Folgen haben müßten; mehr als je sei es an der Zeit, daß dem Könige die Herzen seiner Völker gehören, die Steuer aber sei dazu angethan, sie ihm zu entfremden; deßhalb möge der Herzog die verhaßte und unselige durch eine andere ersetzen.

Wir sind es an den Bischöfen der Niederlande gewohnt, daß sie furchtlos für ihre Heerde eintreten; allein im vorliegenden Falle ist das Wagniß nicht allzukühn gewesen, denn Alba selbst konnte sich nicht mehr verhehlen, daß seine Autorität gebrochen und durch keine Gewaltmaßregel wieder herzustellen war und durch seine Zornesausbrüche nur noch mehr einbüßte. Unmöglich konnte an den Niederlanden spurlos vorübergehen, was Oranien und sein Anhang vorbereiteten, und sodann wurde es bekannt, daß Alba um einen Nachfolger gebeten und diesen bereits erhalten hatte. Seit November 1571 läßt sich aus seinen Depeschen an den König herauslesen, daß er eine Nachgiebigkeit des Hofes gegen die Opposition besorgt.

Nur nicht nachgeben! ruft er daher ein über das anderemal, nur keine Schwäche zeigen, das wäre das Verderben. Aber auf der andern Seite kann er auch nicht verbergen, daß er keinen Gehorsam mehr findet, daß man ihm ins Angesicht widerspricht. Er fand keinen Glauben mehr, er und sein Sohn Fadrique galten als Lügner; und immer allgemeiner wurde der Glaube, daß der Herzog vom Könige gar keinen Auftrag zur Erhebung der verhaßten Steuer habe. Wie empfänglich mußten dadurch die Gemüther der Lüge Oraniens entgegenkommen, daß er nicht wider den rechtmäßigen Souverän, sondern nur gegen Alba im Dienste des Königs streite.

Es ist völlig begründet, daß Alba dem Könige übertriebene Vorstellungen über den außerordentlichen Vortheil, welchen die Steuer einbringe, gemacht hat, und daß er niemals im Rathe einen königlichen Befehl zu ihrer Erhebung vorgewiesen, bis er daran gemahnt, ihn sich erwirkte. Deßhalb konnte denn auch Hopper am 8. November 1571 dem Könige die Vorlage machen, daß die Opposition hauptsächlich auf die zwei Punkte sich stütze, daß Alba niemals einen Auftrag des Königs zu der Steuer vorgelegt, und daß diese den finanziellen Ruin des Landes herbeiführen müsse. Darüber seien alle Stände einig und sie wollen und können nicht glauben, daß die Sache vom Könige ausgehe, und sind der Meinung, daß der Herzog allein der Urheber sei, der keinen Widerspruch ertragen möge und keine Gegenvorstellung, wie es doch allezeit gehalten worden sei, an den König abgehen lassen wolle. In Spanien war man über den Widerstand ganz verwundert, denn man hatte sich durch die Berichte Alba's an die Meinung gewöhnt, daß das Land willenlos zu dessen Füßen liege.

Um Neujahr 1572 stand die Sache so, daß man bereits anfing, da und dort die Läden zu schließen; Alba vermeinte die Bürger zu deren Wiedereröffnung durch die Drohung zwingen zu können, daß wer auf seinem Eigensinne verharre, von der Liste der Handelsleute gestrichen werde. Im Staatsrathe brachte Viglius den königlichen Auftrag für die Erhebung der Steuer zur Sprache; Alba erklärte, daß der königliche Wille ihm fest und bestimmt ausgesprochen vorliege. Viglius erwiderte, daß die königlichen Weisungen

immer dem Staatsrathe vorgelegt worden seien; so habe es schon die Königin Maria von Ungarn mit den Befehlen des Kaisers Karl gehalten; und wenn auch durchaus nicht an jenen, welche der Herzog besitze, gezweifelt werden wolle, so wäre ihre Vorlage doch zur Rechtfertigung in den Augen des Volkes zweckdienlich. Diese Bemerkung brachte den Herzog so in Zorn, daß er bei seinem Barte schwor, wie er es anordne, so müsse Alles ausgeführt werden, und daß Räthen, welche sich dem Willen des Königs widersetzen, der Kopf vor die Füße gehöre. Der greise Viglius gab die würdige Antwort: „ich fürchte für meinen Kopf, der im Dienste des Königs grau geworden ist, nicht; aber ich habe immer geglaubt, daß es den Räthen gestattet sei, ihre Ansicht ohne Besorgniß kundzugeben."

Ein anschauliches Bild über die Situation geben die Berichte, welche der spanische Gesandte am französischen Hofe, Alava in den ersten Tagen des Januar 1572 an den König erstattet hat.

Kurz vor seiner Abreise aus Paris schrieb derselbe dem Herzog von Alba, daß täglich Kaufleute mit ihren Gütern und Waaren aus den Niederlanden nach Frankreich kommen, in der Absicht, sich daselbst niederzulassen, daß in Paris allein deren bereits 400 sich befinden, daß Andere über Blois gekommen seien, und daß Alle über den zehnten Pfenning und über die Unverschämtheiten der Spanier sich beklagen; ferner daß andere Leute, die nicht dem Kaufmannsstande angehören, zu Hof kommen und sich erbieten, die Waffen zu ergreifen, wenn man ihnen nur Unterstützung gewähren wolle. — Einen oder zwei Tage vor seiner Abreise erhielt er sichere Nachrichten, daß die Zahl der ausgewanderten Kaufleute im Zunehmen begriffen sei, daß solche von Brüssel, Antwerpen, Lille, Douay, Arras und andern Städten kommen; von der Wichtigkeit, welche sie der verhaßten Steuer beilegen, könne man sich einen Begriff machen, wenn man bedenke, daß vier von ihnen Auftrag hatten, bis zu 100,000 Dukaten Ersatz anzubieten. — Eine halbe Meile von Cambrai habe er mit Noircarmes eine Zusammenkunft gehabt. Noircarmes besaß im Finanzrathe großes Ansehen; da er dem Herzoge deßhalb unbequem war, trug dieser am 19. Mai 1570 auf seine Entfernung an und erhielt dafür die Bestäti-

gung des Königs schon am 26. Juli. Als der Gesandte mit ihm über diese Auswanderungen gesprochen, erhob sich Noircarmes sehr bewegt und sagte: „Es wird mehr als 10,000 geben, welche das Land verlassen, wenn der Herzog von Alba nicht Acht gibt. Und möge es Gott gefallen, daß nicht ein Unglück eintritt, so groß, daß wir keine Abhilfe dagegen haben! Der Herzog will sich mit diesem unglückseligen zehnten Pfennig nicht eines Bessern belehren lassen. Man muß sich auf unheilvolle Folgen gefaßt machen." — In Brüssel stieg der Gesandte im Palaste ab, Alba war seit mehreren Tagen von einem Gichtanfalle wieder hergestellt; er kam stark in Verwirrung, als Alava ihm von den Auswanderungen nach Frankreich sprach, und sagte, daß er sich habe täuschen lassen. Der Gesandte erwiderte, daß er sich nicht wohl habe täuschen können, da er die Dinge gleichsam mit Händen gegriffen. Der Herzog jedoch bestand darauf, daß der Gesandte getäuscht worden sei. — Er sagte unter Anderem, daß er in der Citadelle von Antwerpen drei Millionen in Gold habe; dazu komme noch die Zustimmung zur Erhebung des zehnten und zwanzigsten Pfennigs und 500,000 Dukaten Renten aus den Confiskationen; mit diesen Hilfsmitteln sehe er allen Machinationen der Feinde mit Ruhe entgegen. Diesen Großsprechereien halten wir den uns schon bekannten Zustand der Confiskationen und den Umstand gegenüber, daß die Erhebung des zehnten und zwanzigsten Pfennigs trotz der Zugeständnisse eben nicht durchgeführt werden konnte. Aber hören wir Alava weiter: Am andern Tage erhielt er viele Besuche, unter Anderem den Berlaymonts und seines Sohnes, des Herrn von Hierges. Jeder sagte ihm im Besondern: „Wir sind glücklich, daß Gott Sie hiehergeschickt, damit sie bei ihrer so genauen Kenntniß der Dinge in diesen Landen Seine Majestät von der Gefahr, in welcher dieselben sind, unterrichten und sagen können, daß der König sie mit seiner so großen Klugheit in Betracht ziehe und sobald als möglich Vorsorge treffe." Auch Chiappin Vitelli hat ihm sein Erstaunen über die Verwirrung in allen Dingen, wie er sie bei seiner Rückkehr gefunden, ausgedrückt. Alle Andern, die er weiter gesehen, haben sich in demselben Sinne ausgedrückt. Don Fadrique von Toledo hat

ange über die Angelegenheiten der Niederlande mit ihm gesprochen ınd die Versicherung gegeben, daß der zehnte Pfennig seine Wir- ung haben werde, und fügte bei, daß Noircarmes, Berlaymont ınd der ganze Finanzrath in dieser Angelegenheit deßhalb ohne Entschiedenheit vorgehen, weil sie nach ihrer Erledigung keinen so ꞁroßen Einfluß mehr auf die Finanzen des Königs haben werden. Dieselbe Ansicht drückte ihm der Contador Juan von Yssunka aus. — Als am dritten Tage der Gesandte von Alba Abschied nahm, ꞁat dieser ihn, dem Könige Nachricht von seiner Gesundheit zu ꞁeben und daß er seit 50 Tagen keine Depesche mehr von ihm er- halten habe; dann sprach er davon, mit welch' großem Verlangen :r der Ankunft seines Nachfolgers entgegensehe, und endlich auf den zehnten Pfennig kommend sagte er, daß man in Brabant, das wolle sagen, in der Provinz, welche die größten Schwierigkeiten :rhoben, mit seiner Erhebung begonnen habe; dieß hinderte ihn ꞁicht, einen Monat später in einem Berichte an den König zu sagen, ꞁaß Brabant diejenige Provinz sei, die am wenigsten Schwierigkeiten rhoben. Der Gesandte erwiderte ihm auf die triumphirende Frage: ,was sagen Sie dazu?" daß er nichts destoweniger der Ansicht sei, ꞁaß die Erhebung den größten Hindernissen begegnen und viel Nach- theil mit sich bringen werde; daß er ihn bitte, das wohl zu Her- ꞁen zu nehmen, und daß was ihn betreffe, er frei und offen dem Könige seine Ansicht auseinandersetzen werde. Der Herzog brachte dieselben Dinge über die Motive der Opposition von Seiten des Finanzrathes vor, und auf die Bemerkung des Gesandten, daß dem wohl so sein könne, daß er aber für sicher hinnehmen möge, daß Alle dasselbe Lied singen, fuhr er auf und rief: „Wie, die Städte sollten mir nicht halten, was sie versprochen haben? Ich werde sie wohl dazu bringen!" Don Francès erwiderte: „Gebe Gott! daß es so sei; aber nach meinem schwachen Urtheile haben Sie nicht nur Ihr Ansehen, sondern auch Ihre Klugheit dazu sehr nöthig."

Am 5. Januar setzte der Gesandte diesen seinen Bericht vom 4. fort.

Hier führte er aus, daß die niederländischen Verhältnisse in einer viel schlimmeren Lage seien, als er in seinem Berichte vom

vorigen Tage dargethan, und sie müsse sich noch verschlimmern, wenn man einmal die Verzögerung der von Alba, vom Adel und Volke so sehr ersehnten Ankunft des Herzogs von Medina erfahre. Alba verlange nach diesem unter Anderem deßhalb, weil er mit dessen Beihilfe entweder die Angelegenheit des zehnten Pfennigs zum Abschlusse bringen oder zur Ueberzeugung kommen werde, daß die Steuer undurchführbar sei; dann sollen sie die Mittel annehmen, welche die Stände bieten, den bedeutenden Rückstand der Truppen zahlen, für die Zukunft eine verständige Ordnung einführen, das Volk von dem Elende, das die Kriegsleute ihm nun schon so lange schaffen, befreien, die festen Plätze in Vertheidigungszustand setzen und in der Citadelle eine Summe hinterlegen, welche den Feinden Gottes und des Königs Achtung einflößt. Der Adel und das Volk wünschen die Ankunft des Medina-Celi wegen der Eigenschaften, die sie an ihm wahrnehmen, und wegen des Hasses, den sie gegen Alba tragen; die Kaufleute, die sich wegen des zehnten Pfennigs außer Landes gezogen, würden heimkehren und der Handel, der so sehr Schaden gelitten, sich wieder heben. — Alava kommt darauf zurück, daß das Ansehen des Herzogs von Alba sehr gesunken sei, alles Volk wolle und verlange nur Ein Ding, daß er aus dem Lande gehe. Hiernach und bei dem geringen Credit, den er bei den Kaufleuten besitzt, könne der König ermessen, was geschehen könnte, wenn in Folge des zehnten Pfennigs in einer Stadt ein Aufstand ausbräche. — Der Herzog und Don Fadrique haben gut sagen, daß alle Mißhelligkeiten nur von den Finanzmännern des Landes herrühren, die für ihren Einfluß besorgt seien; er der Gesandte habe mit unparteiischen Männern gesprochen, und Alle haben ihm gesagt, daß die Sache schwierig und gefährlich sei und kein Mensch aus dem Lande von freien Stücken seine Hand zur Durchführung bieten möge. Selbst Noircarmes, der übrigens sehr unzufrieden sei, würde sich nicht in Brüssel finden lassen, wenn ihn nicht seine Krankheit daselbst zurückhielte; auch Berlaymont und Meghem suchen einen Vorwand zur Abwesenheit. Ohne den Beistand dieser Herrn, und wenn die andern Räthe, insbesondere Viglius und Tisnacq nicht vom Könige zum Eifer angestachelt werden,

hält der Gesandte die Durchführung des zehnten Pfennigs für eine Sache der Unmöglichkeit.

Nicht so Alba. Die vier Glieder von Flandern schickten, bevor sie in eigener Person ihm Vorstellungen machten, die Bischöfe von Gent und Brügge an ihn; er aber meinte, die hochwürdigsten Herrn verständen blutwenig von der Sache, seien dagegen durch die Magistrate stark eingenommen worden; er habe sich drei Stunden mit ihnen eingeschlossen und sie so vollständig überzeugt, daß sie dem Könige noch Dank sagten für die Gnade, welche er dem Lande durch die Ermäßigungen zugestehe. Auch hier treffen wir den Herzog wieder auf einer Unwahrheit; sechs Wochen darnach, am 24. März 1572, reichten die zwei Bischöfe mit dem von Ypern eine Vorstellung beim Könige ein, durch welche sie zeigen, daß sie die Sache recht wohl verstanden, und von den Gegengründen des Herzogs keineswegs überzeugt waren. Sie führen ihrer bischöflichen Pflicht getreu aus, welcher Schaden der Gerechtigkeit und dem öffentlichen Wohle durch die verhaßte Steuer geschlagen werde. Sie sei dazu angethan, daß die Reichen nichts zu leiden haben, und die ganze Last auf die Consumenten, vorab auf die Armen falle. Leute von Einsicht und Erfahrung sagen daher, daß das Land sich entvölkern und der Handel, welcher die Quelle seines Reichthums ist, hinwegziehen müsse. Noch schärfer wird der Nachtheil hervorgehoben, welchen die öffentliche Sittlichkeit erleiden müsse. So werden viele falsche Eide geschworen, um der Auflage sich zu entziehen, was einen allgemeinen Greuel verursachen muß. Noch schlimmer werde die Sache dadurch, daß die Beichtväter bei der verschiedenen Ansicht der Gelehrten darüber nicht wissen, wie sie sich zu verhalten haben. — Ich weiß einen Fall, daß einem Einnehmer die Absolution auf so lange verweigert wurde, als er seine Hand zur Erhebung der ungerechten und unglückseligen Steuer biete; der Ehrenmann, der so entschied, war ein Jesuit in Courtrai. — Nun sprechen die Bischöfe ihre Ansicht aus, die wieder ein goldenes Zeugniß ist dafür, daß die Kirche mit ihren ewigen, aus dem Evangelium geholten Prinzipien immer und überall für die ungerecht Bedräng=

ten eintritt; sie sagen: vergeblich beruft man sich darauf, daß die Stände dem zehnten Pfennige zugestimmt haben; abgesehen davon, daß Viele sagen, daß sie die Zustimmung nicht gegeben, so gilt hier der Grundsatz der Theologie: wenn ein Volk ein Gesetz nicht annehmen will, auch wenn dasselbe gerecht und das Volk im Unrecht ist, hat ein guter Fürst die Gewissenspflicht, auf seiner Forderung nicht zu verharren, um so viel mehr, wenn das Gesetz einen zweifelhaften Werth und das Volk einigen vernünftigen Grund zu seinem Widerstande hat.

Diese und ähnliche Vorstellungen machten denn doch einigen Eindruck auf den König; er wurde schwankend; seinen Statthalter und die großen Aussichten auf den Ertrag der Steuer wollte er freilich nicht fallen lassen, auf der andern Seite aber vermochte er die Besorgniß der Folgen des Unheiles nicht abzuweisen. Alba dagegen schritt rüstig vorwärts und stellte dem Könige in Aussicht, wenn der Herzog von Medina, sein Nachfolger, fest bleibe, wenn er thue, was er, Alba ihm sage, wenn man ihm die Mittel zum Solde der Truppen gebe, so werde die Angelegenheit auf eine befriedigende Weise zu Ende gebracht, der König werde das nöthige Geld zum Unterhalte des Landes haben und sein Gewissen auch noch von einem Skrupel befreien, von dem, daß er jetzt der Gerechtigkeit nicht pflegen könne, als nach dem Belieben der Stände. Die Stände griffen zum äußersten Mittel, Deputationen nach Spanien zu entsenden; aber Alba sorgte dafür, daß ihnen die Antwort gegeben werde, welche er dem Könige vorschrieb. Unterdessen schritt er zur Erhebung der Steuer; er schwor, daß er das Land nicht verlassen werde, bis er sie durchgeführt — „in diesem Falle wird er noch lange bleiben müssen," macht Morillon in einem Briefe vom 2. März 1572 an Granvella die boshafte Bemerkung. — Von Tag zu Tag nahm sein Unwille zu; in Gegenwart des Viglius sagte er, daß es dem Könige nützlicher sei, das Land zu verlieren, als keinen Gehorsam zu finden. Nicht einmal die Tage der heiligen Woche hat man respektirt, um die Widerstrebenden zur Zahlung des zehnten Pfennigs zu zwingen; es scheint, heißt es in in einem Briefe Morillons vom 22. März, daß der Herzog ent-

chlossen ist, alle Unterthanen ohne Ausnahme zum Aeußersten zu
ringen, um Jedem seinen Besitz zu nehmen; Spanier und Nieder-
änder in bunter Mischung reißen sich um die Confiskationen. In
Brüssel, unter den Augen Alba's drohte ein Aufstand; schon im
Winter hatten die Brauer gedroht, daß sie nur für den nothwen-
digsten Bedarf einsieden; die Läden schlossen sich, kein Bäcker wollte
mehr backen, kein Metzger schlachten; Alba wurde rasend vor Zorn;
er legte den Bürgern noch mehr Soldaten ins Quartier, er befahl,
Leitern und Stricke bereit zu machen, die widerspenstigen Kaufleute
und Handwerker vor ihren Häusern aufzuknüpfen . . . Da kam
wie ein Donnerschlag die Kunde, daß die Oranischen Brielle ein-
genommen hätten; und der Befreiungskrieg nahm seinen schrecklichen
Anfang.

Wie wird das Volk in diesen nun eintreten! wie Oranien in
seine Mitte aufnehmen, nachdem Alba all' seine Rasereien erschöpft
zu haben schien!

Zu Antwerpen stand seit einem Jahre seine Statue, das Bild
unerträglichen Stolzes. Sie war aus Kupfer, 14—15 Fuß hoch
und erhob sich auf einer Platte von Bronze, und diese ruhte auf
einem vierseitigen Steinpostamente, welches die von Arias Monta-
nus gefertigte Inschrift trug: Ferdinand Alvarez von Toledo, dem
Herzog von Alba, Philipps II., Königs von Spanien, Statthalter
in den Niederlanden, weil er die Empörung vertilgt, die Rebellen
geschlagen, die Religion gefördert, die Gerechtigkeit gepflegt, der
Provinz den Frieden befestigt, — dem getreuesten Diener des besten
Fürsten errichtet. S. S. S. S.

Auf der einen Seite war ein Altar mit der Inschrift: Dem
Gotte unserer Väter! Auf der andern fand sich die Morgenröthe ab-
gebildet, die Thiere der Nacht und die Raubthiere verbergen sich,
während die Menschen und die Hausthiere sich hervormachen. Das
sollte andeuten, wie die Morgenröthe die Thiere der Nacht ver-
scheucht, so habe ich das Gesindel der Finsterniß verscheucht und
den braven Leuten wieder ermöglicht, hervorzutreten.

Das Bild des Herzogs stand auf einem Leibe, der zwei Köpfe
und sechs Arme hatte; der eine derselben trug Schriften und Pa-

piere, der andere eine Fackel, der dritte einen zerbrochenen Hammer, der vierte einen Kolben mit Nägeln, der fünfte eine Börse, der sechste ein Beil. Unter den Füßen hatte der Leib eine Maske, hinter ihm kam eine Schlange hervor, und in den Ohren hing ein Napf. Diese sonderbare Figur sollte die vom Herzoge niedergetretene Häresie und Rebellion sinnbilden; das Volk legte sie aber dahin aus, daß unter den zwei Köpfen Egmont und Horn zu verstehen sei.

Mit Haß blickten die Einen zu dieser Statue hinauf, mit Verachtung die Andern; auch die Spanier schüttelten über den Hochmuth des Herzogs den Kopf; und der König war so übel gelaunt darüber, daß er sie alsbald, nachdem Alba aus dem Lande war, entfernen ließ. [292]

4.

Von dem Hasse, den die Niederlande gegen Alba in grollender Brust trugen, machen wir uns nicht wohl einen Begriff. Auf der burgundischen Bibliothek in Brüssel habe ich ein Manuscript [293] vor mir gehabt, das Spottgedichte über ihn enthält, die in jenen Tagen von Hand zu Hand gingen; gering ist die Poesie, aber die unbeschreiblich wilde Wuth, die aus ihnen spricht, ist ein rechtes Zeichen der Zeit, und die Kenntniß dieser Pasquille fördert das Verständniß der allgemeinen Erhebung, in deren Betrachtung wir eintreten werden.

Für die Statue in Antwerpen wurden Inschriften gemacht, wie diese da:

Als Alba in die Hölle kam,
Er Lucifer bei Seite nahm
Und meint', es möchte sich doch wohl gebühren,
Die Inquisition hier einzuführen.

Sieh' hier Brabantiens Plag, den ärgsten Schelm und Tropf,
Die Schelmenstücke schau'n ihm frech aus seinem Kopf!

Das ist der Mensch, der sich vom Papste läßt regieren,
Reißt ihn herab und werft ihn vor den wilden Thieren!

' hier den ärgsten Schelm, den je die Erde trug,
nie sein Herz verwehrt in Christenblut zu schwelgen;
er ein Bluthund ist, zeigt sein Gesicht genug,
Niederlandes Städte wollt' er all' vertilgen.
reiß' das Herz ihm aus dem Leib, und schlag's ihm in's Gesicht,
Bluthund ist nicht werth das heit're Sonnenlicht.

;eigt sich in dem Bild, ein Schänder des Gesetzes,
Brecher seines Eids, ein Schelm und ein Tyrann,
Schelmen Aemter gibt und frommes Volk erwürgt,
Mörderei betreibt und nichts als wüthen kann;
Brabants Reich, ein Grab, mit Schwert und Strick getroffen,
: sieht wohl an sei'm Maul, daß es hat Blut gesoffen.

Unter dem Titel: Gentisches Vaterunser wurde folgendes Pas-
verbreitet:

Höllischer Teufel der zu Brüssel sitzt,
Euer Nam' und Ehr' sei vermaledeit,
Euer Reich vergehe sonder Respekt,
Es hat gebauert schon lange Zeit,
Euer Wille soll nicht werden
Weder im Himmel, noch auf Erden!
Ihr nehmt uns heute unser tägliches Brod,
Weib und Kinder haben große Noth.
Ihr vergebt Keinem seine Schuld,
Mit Haß seid ihr gefüllt, und nicht mit Huld;
Ihr lasset keinen Menschen unversucht,
Alle diese Lande habt ihr verflucht!
O himmlischer Vater, der im Himmel thront,
Mach uns von diesem höllischen Teufel frei
Mit seinem blutigen falschen Rath,
Der alle Welt mißhandelt hat,
Und von seinem spanischen Kriegsvolk allesammt,
Das da lebt, als ob es vom Teufel stammt'.

Amen.

Schließen wir mit dem Berichte des Venetianischen Gesandten
iardo Donato:

Die Person und der Name dieses Ministers sind heutzutage
:n der scharfen und harten durch ihn angeordneten Rechtspflege

allen Niederländern so mißfällig und verhaßt, daß es fast keinen Bewohner dieser Provinzen gibt, der ihn nicht mit bösem Auge ansehen und seinen Namen nicht mit Fluch aussprechen würde. Da die Art seines Vorgehens immer voll Hochmuth ist und die übermäßigen Ausgaben, welche der Unterhalt des Landes heutzutage verursacht, ihn genöthigt haben, nach neuen Abgaben sich umzusehen, so ist der Haß, dessen Gegenstand er schon war, von Tag zu Tag im Wachsen. Aber sein festbestimmter Entschluß, um nicht mit den Flamändern zu sagen, sein Eigensinn, womit er ihnen den zehenten Pfennig auferlegen will, hat ihn der Nation vollends unerträglich gemacht, und das in einer Weise, daß der König, um die auf's Aeußerste gebrachten Flamänder von einem so verhaßten Statthalter zu befreien, das letzte Jahr beschlossen hat, ihm in dem Herzoge von Medina Celi einen Nachfolger zu geben. Er hoffte, daß diese Persönlichkeit von sehr sanftem Naturell von selbst und unter Wahrung der königlichen Würde das vordem befolgte System der Härte aufgeben und in den Herzen der niederländischen Vasallen die Liebe wieder erwecken könnte, die sie sonst für das Haus Oesterreich gehabt."

Neuntes Kapitel.

Die auswärtigen Verhältnisse.

1569—1572.

1.

Wie schlimm es beim Beginne des Jahres 1569 um den
inzen von Oranien stand, davon spricht ein Brief Languets an
mmerarius mit den dürren Worten: „Oranien ist gänzlich zu
unde gegangen; nicht allein daß er von seinen Soldaten ver-
'en wird, sondern ihm selber steht auch von ihrer Seite die aller-
ßte Gefahr bevor; sie drohen ihn zu erdrosseln und darnach seine
afschaft Nassau zu verwüsten." Zum Ueberflusse erfahren wir
le bitterböse Lage aus den Verhandlungen, die der Marschall
ı Cossé für seinen Abzug aus Frankreich mit ihm anknüpfte.
wurde ihm vorgestellt, wie es an Wahnsinn streife, mit dem
chtigen Könige von Frankreich, der ihn vollständig verderben
ne, sich einlassen zu wollen; die Truppen, die ihm entgegenge-
lt werden können, werden aufgezählt, die Nothlage der Huge-
ten geschildert und gesagt, er kenne ja wohl die Streitkräfte
ıa's, und daß diese unbedingt dem Könige zur Verfügung ste-
:; auf der andern Seite wisse man recht wohl um den Zustand
ıer Mannschaft, und man wolle ihm rathen, auf jener Etappen-
ıße, die der König ihm vorschreibe, nach Deutschland zurückzu-
rschiren. Er hörte nicht darauf; er wollte den Hugenotten bei-
ıen und nach ihrem Siege mit ihrem zugesagten Beistande seine
.che in den Niederlanden weiter ausfechten. Deßhalb wies er

für jetzt auch die wohlverständliche Anspielung ab, daß der König von Frankreich Macht und Mittel besitze, seine Güter ihm wieder zu schaffen und seine Würden und Herrlichkeiten zu mehren.

Nachdem Condé in der Schlacht von Jarnac im Mai gefallen, war die Vereinigung des Prinzen mit der Armee Colignys am 22. Juni den Hugenotten selbstverständlich sehr willkommen; er nahm an mehreren Gefechten, auch an der Belagerung von Poitiers, die vom 25. Juli bis 7. September währte, Theil, und als Coligny zu ihrer Aufgabe genöthigt war, ging Oranien nach Deutschland, weitere Hilfe zu suchen. In der Verkleidung eines Bauern machte er mit fünf Begleitern den Weg durch ganz Frankreich über la Charité und Mömpelgard, von wo er sich in seine Grafschaft Nassau begab. Seine Brüder Ludwig und Heinrich, der als Jüngling von 18 Jahren seine Studien unterbrochen hatte, waren beim Hugenottenheere zurückgeblieben. Nun aber folgte im Oktober die Schlacht von Montcontour und die vollständige Niederlage der Rebellen, und jetzt begannen für den Prinzen in Deutschland niegesehene Leiden und Widerwärtigkeiten der bittersten Art.

Sein Hauswesen war zerüttet, durch die eigene Gemahlin seine Ehre geschändet. Anna von Sachsen, gleich häßlich an der Seele, wie am Leibe hatte sich dem Trunke und noch schlimmeren Dingen ergeben. Daß sie wie ein Reiter fluchte und wie eine Hexe raste, ihre Dienerschaft schlug und mit aller Welt zankte und keifte, hatte er von der Bückligen längst erfahren, soll sie ja gegen ihren Ehewirth selbst die Hand erhoben und die Krallen gekrümmt haben. Während er zu Felde lag und harte Entbehrung erduldete, ging sie der Wollust nach, eine ehebrecherische Verbindung mit dem Manne knüpfend, den der große Maler Rubens seinen Vater nannte. In Cöln wurde sie mit ihm bekannt, sie gebrauchte ihn als Rath für ihre Unternehmungen zur Rettung ihres Brautschatzes aus den Händen Alba's; der geheime Rath wurde dann ihr Reisemarschall, nicht aber ihr Verführer, denn er gestand, daß es schwer zu sagen sei, wer den Anfang gemacht, so viel aber könne er versichern, daß er niemals die Verwegenheit zu einer Annäherung gehabt hätte, wenn die Besorgniß zu einer Abweisung nöthig gewesen wäre. Im Au-

gust 1571 gebar sie das Kind ihres Verbrechens und ihrer Schande, aber schon seit 1568 hatte jenes seinen Anfang genommen. Ob der Prinz bereits bei seiner Rückkehr aus Frankreich Kunde davon erhalten, wissen wir nicht zu sagen; ich glaube kaum, denn sonst hätte der stolze Fürst wohl sie nicht mit so beweglichen Worten zu sich berufen und den schmerzlichen Brief vom 11. November 1569, der in unsern Augen sein Gemüth hoch erhebt, nicht an sie geschrieben. „Liebe Hausfrau, heißt es daselbst; ich habe die Ursachen vernommen, die euch bewegt haben, daß ihr dießmal nicht zu mir kommen wolltet; ich kann aber in Wahrheit nicht finden, daß dieselben einigermaßen genügend wären Angesichts der großen Pflicht und des Gehorsams, den eine Ehefrau ihrem Manne schuldig ist, sofern sie ihn lieb oder werth hat. Daß ihr zugesagt habt, nimmermehr in diese Lande zu kommen, so müßt ihr erstlich bedenken, daß ihr vor dieser Zeit vor Gott und seiner heiligen Kirche zugesagt habt, Alles in dieser Welt zu verlassen und eurem Manne nachzufolgen, und dieß sollte billig, dünkt mich wahrlich, euch mehr zu Herzen zu gehen, denn andere geringe und närrische Gedanken, wenn ihr gedenkt, eurer Pflicht und eurem Gewissen genug zu thun. Ich sage dieß nicht, als ob ich euch damit überreden wollte, herzukommen, denn dieweil es euch so sehr gegen den Sinn ist, so stelle ich es euch anheim, sondern ich thue es darum, daß ich euch eurer Pflicht will vermahnen, wie ich das vor Gott und um der Liebe, die ich zu euch habe, schuldig bin, auf daß, wenn heute oder morgen etwas sich zutragen möchte, ich in meinem Gewissen zufrieden sein kann, daß ich euch dessen vermahnt habe, was ihr vor Gott und der Welt mir verpflichtet seid, und sonderlich mehr in dieser, als in einer andern Zeit, da ihr selbst wisset, in was Gefahr und Elend ich jetzt bin, worin kein größerer Trost zu finden ist, als wenn ein Mann findet und sieht, daß eine Hausfrau beweist, daß sie in Geduld ihres Herrn Kreuz, das Gott ihm zugeschickt hat, gern mit tragen helfen will, sonderlich wenn es ihm daher kommt, daß er gemeint hat, Gottes Ehr zu befördern und seines Vaterlandes Freiheit zu suchen. — Es hat darnach noch eine andere Ursache, warum ich begehrt habe, euch zu sehen; denn ich habe große

Sachen mit euch zu reden, welche sich nicht schreiben lassen, und woran mir mein Leib und meine Ehre hängt; habe mir deßhalb gedacht, sofern ihr eine Freundschaft oder Liebe zu mir getragen, daß euch diese meine wichtigen Sachen mehr zu Herzen gehen sollten, als andere leichtfertige Sachen, die ihr zu Herzen nehmt und euch einbildet. . . .“

Dahin war es gekommen; das Weib ging nicht mehr zu ihrem Manne und fiel ihrer Schmach anheim, bis der Tod sie gegen Ende des Jahres 1577 den Augen und dem Gerede der Menschen entzog. Der Tod des Verbrechers bedrohte ihren Mitschuldigen, aber auch die Schande das Haus Nassau, weßhalb Johann ihn im Gefängnisse ließ, bis ihm 1578 die Freiheit gestattet wurde. [294]

Kehren wir zu Oranien zurück, so enthüllt uns der weitere Verlauf des angezogenen Briefes die ganze Größe seines Elendes. Er sagt seiner Hausfrau, welche ihn an den König von Frankreich und an England gewiesen, und sich bereit erklärt hatte, in Dänemark mit ihm zu leben: „unsere Verhältnisse sind in einem solchen Zustande, daß die Entscheidung, wohin wir uns begeben wollen, nicht von uns abhängt, sondern dieß die Frage ist, daß wir nachsehen, wo man uns aufnehmen möchte, denn mir scheint, daß Republiken und Städte sich zweimal bedenken werden, bevor sie mir Aufnahme gewähren, wie ich auch denke, daß die Königin von England, die Könige von Dänemark und Polen und so manche Fürsten von Deutschland dasselbe thun werden.“ Seine Freunde sind mit ihm derselben Meinung, daß seine Sicherheit von der Stunde an gefährdet sei, wo seine Anwesenheit im Lande bekannter werde, so daß er ein unstätes Leben führen und heute hier, morgen an einem andern Orte sich aufhalten müsse. Uebrigens bin ich entschlossen, „mich in die Hand des Allmächtigen zu geben, daß er mich führe, wohin es ihm gefällt; ich sehe wohl, daß ich dieses Leben in Elend und Mühe hinbringen muß; wessen ich auch ganz zufrieden bin, da es dem Allmächtigen so gefällt, denn ich sehe wohl ein, daß ich schwerer Züchtigung mich schuldig gemacht habe, und ich bitte ihn nur um die Gnade, daß ich in Geduld ausharre, wie ich bisher gethan.“ [295]

Seine zahlreichen Gläubiger waren es, die seine Sicherheit bedrohten. Die Hauptleute und Rittmeister forderten Bezahlung. Er hatte ihnen versprechen müssen, im Falle die Gelder auf die bestimmten Termine nicht flößen, in Frankfurt oder an einem andern Orte in Deutschland ihnen als Geißel sich zu stellen. Das war ihm nun sehr unbequem, Geld aufzutreiben aber eine Unmöglichkeit; war er ja schon dahin gekommen, daß er das Silberzeug einer Kapelle angreifen und in seinen Haushalt auf das Nothwendigste sich beschränken mußte; der Beuteantheil vom Raub in den Niederlanden und auf der See fiel, wie wir noch sehen werden, auch nicht reichlich aus; aber er hoffte auf eine Aenderung seiner Lage und um keinen Preis wollte er seinen Gläubigern sich anheimgeben und sein Wort halten. Er ließ ihnen vorstellen, daß seine Haft ihnen ja doch nichts nützen werde, da ihn so die Acht des Reiches desto eher erreichen und der Kaiser ihn zu einem Versprechen bewegen könnte, das ihm und ihnen nachtheilig ausschlagen dürfte; ja wenn sie ihm gegen den zürnenden Kaiser, gegen die durch seine Kriegsleute geschädigten und daher wider ihn aufgebrachten Reichsfürsten und gegen den König von Spanien und Alba Sicherheit geben wollten, dann wolle er bereit sein, sich ihnen zu stellen; eine Forderung, welche von den Hauptleuten begreiflich nicht übernommen werden konnte. Auf die Frühjahrsmesse 1570 waren Johann von Nassau und der Graf von Schwarzburg selbst nach Frankfurt gegangen und hatten Mittel und Wege gefunden, die drängenden Gläubiger zu vertrösten.

Der Prinz sah sich nach allen Seiten um, aus seiner Nothlage herauszukommen. Es muß seinen Lobrednern gegenüber, welche die Wahrheit der Geschichte dem Interesse der Partei opfern, hier hervorgehoben werden, daß er kein Bedenken trug, die Sache der Niederlande seinem persönlichen Interesse zu opfern; er bot Spanien den Frieden der Niederlande gegen die Herausgabe seiner Güter an.

Renom de France gibt die Nachricht unter dem Ausrufe: „dahin war es mit den hohen Ansprüchen des unglückseligen Prinzen von Oranien gekommen.“

Wir besitzen die Bestätigung überdieß in der am 16. Januar 1572 für den als Gesandten nach Spanien gehenden St. Goar ausgefertigten Instruktion. Daselbst heißt es, solange die Schiffe Oraniens auf dem Meere seien, werden Alle, die das Meer unsicher machen, auf seinen Namen sich berufen und die Ordnung werde sich nicht herstellen lassen. Deßhalb müsse man den Prinzen entwaffnen, entweder mit Gewalt oder daß man ihn durch Unterhandlung zu freiwilliger Waffenruhe bringe. Das erstere könne der König von Frankreich nicht, da der Prinz noch niemals ihn oder seine Unterthanen beleidigt und keine Gelegenheit, ihn für einen Feind zu halten gegeben habe, auch im Pacificationsedikte eingeschlossen sei; dazu komme, daß zu seiner gewaltsamen Entwaffnung eine Flotte nöthig wäre, deren Ausrüstung die französischen Verhältnisse zur Zeit nicht gestatten. Was aber die freiwillige Entwaffnung des Prinzen betreffe, so biete sich gerade gute Gelegenheit dazu, wenn nur Philipp sie zum Vortheile seiner Unterhanen und des Handels ergreifen wolle, wie der französische Hof ihm den Rath gebe. Es habe nämlich Ludwig von Nassau, des Prinzen Bruder, der seit dem Frieden dieses Königreichs beständig im Gefolge der Königin von Navarra sich befinde, durch einen Vertrauten den König wissen lassen, daß er sich anheischig mache, alle Schiffe des Prinzen von Oranien zu entwaffnen, wenn der König von Spanien die Brüder wieder zu Gnaden aufnehmen und in den Genuß ihrer Güter einsetzen wolle, wobei sie versprechen, ihren Wohnsitz außer Landes zu nehmen, wenn ihr Aufenthalt in den Niederlanden dem Könige unangenehm wäre. Der Graf habe den französischen Hof inständig um Unterstützung dieses Antrags und um die Erlaubniß gebeten, sich als Geißel für die Ausführung dessen, was er im Namen seines Bruders versprochen, stellen zu dürfen. Der Gesandte wird denn auch zu der Vermittlung und zu der Erklärung angewiesen, daß Ludwig unterdessen erlaubt worden sei, an den Hof zu kommen, wobei der König sein Möglichstes thun werde, ihn zum Beginn der Entwaffnung zu bewegen, was freilich ein Werk von großer Schwierigkeit sei, wenn Philipp nicht Hoffnungen mache.

Dieser Vorgang steht urkundlich fest, und es kann nur noch in Frage gestellt werden, in welchem Sinne er aufzufassen sei. Ich bin unbedingt dafür, daß er von beiden Seiten, von den Nassau wie vom französischen Hofe aufrichtig gemeint war, d. h. daß die Nassau wirklich gegen die Rückgabe der oranischen Güter die Entwaffnung beantragten und das französische Cabinet ohne Hintergedanken seine Vermittlung dazu anbot.

Diese Auffassung wird, was den Prinzen von Oranien betrifft, durch seinen Charakter über allen Zweifel erhoben. Zuerst kämpfte er für sein Ansehen und seinen Einfluß in den Niederlanden, dann um sein Eigenthum; was über seine idealen Züge, die Freiheit der Niederlande von ihm gerühmt wird, ist eitel Phrase. Urkundlich steht fest, daß er die Anträge, gegen Herausgabe seiner Güter die Niederlande zur Ruhe zu bringen, wiederholt gestellt hat. So heißt es in dem Berichte über die Conferenzen, welche 1574 zwischen dem Kurfürsten von Cöln und dem Rathe Foncq zur Beilegung der Unruhen gepflogen wurden: „Vor zwei Jahren, also 1572, erschienen bei dem Kurfürsten die Grafen Ludwig und Johann von Nassau und baten ihn, daß er als der nächste Nachbar der Niederlande bei dem Könige von Spanien entweder unmittelbar oder durch die Dazwischenkunft eines Dritten, die Verleihung einer Jahresrente für ihren Bruder, den Prinzen von Oranien erwirken möchte, einer solchen, deren Betrag dem Werthe seiner eingezogenen Güter gleich käme. Sollte der König in diesen Antrag willigen, so sei der Prinz bereit, sich freiwillig aus den Niederlanden zurückzuziehen und sie nie wieder zu betreten. Ferner erbiete er sich, ihm alle Städte, die sich empört, zu überliefern und in denselben das katholische Bekenntniß wieder herzustellen. [296]

Im Jahre 1580 kam Oranien auf denselben Antrag zurück. [297]

Jedesmal, wenn die Sache der Niederlande aussichtslos schien, war er zu ihrer Preisgebung bereit, aber unter der Bedingung, daß sein Vortheil dabei gewahrt werde.

Dieser Fall lag vor; in der Zeit seiner schweren Geldnoth wollte sich der Aufstand, den er organisirte, nicht recht machen,

Frankreich in der ersten Zeit nach dem Frieden von St. Germain sich noch nicht herbeilassen, mit vollen Segeln im Fahrwasser der Hugenotten zu schwimmen, im Gegentheile gab es zu Zweifeln und Bedenken Anlaß; mithin stand die Sache der Revolution für den Prinzen aussichtslos und so that er, was er nicht lassen konnte, um auf irgend eine Weise zu seinem Eigenthume zu gelangen.

Bedenklicher steht es um die Frage, ob der französische Hof seinem Gesandten die Instruktion vom 16. Januar 1572 wirklich in der Absicht einer aufrichtigen Friedensvermittlung und nicht vielmehr nur zu einer Beschwichtigung des alarmirten Spanien gegeben haben dürfte. Aus unserer nachfolgenden Darstellung der französischen Politik geht hervor, daß sie seit 1571 von Spanien sich entfernte und den Hugenotten Einfluß gestattete, so daß die Vermuthung, mit der Instruktion sei nur ein Schachzug beabsichtigt worden, nicht ohne weiteres abgewiesen werden kann. Allein man muß sich an den Charakter der leitenden Persönlichkeiten erinnern, an die Unselbständigkeit Carls IX. und an das widerspruchsvolle, nach dem Augenblicke sich richtende, an das sprunghafte, oft gar nicht berechenbare Wesen, das die Königin-Mutter Katharina von Medicis kennzeichnet, dann kann man es nicht auffällig finden, daß der französische Hof, trotzdem den Hugenotten und ihren niederländischen Parteigänger schon so halb und halb Zusagen gemacht waren, doch wieder Augenblicke hatte, wo er mit Spanien aufrichtigen Frieden beabsichtigte, und Ludwig für seinen Bruder nicht Waffenhilfe hoffen zu dürfen und auf dem Wege der Verhandlung retten zu sollen meinte, was noch zu retten war.

Aber der König von Spanien ließ sich mit Rebellen in keine Verhandlung ein; um so mehr wurde nun der französische Hof für den Eintritt in die Bahnen Oraniens bearbeitet.

2.

Am französischen Hofe kämpften drei Parteien um den maßgebenden Einfluß auf die Regierungsgewalt, die katholische, welche durch das Haus Guise repräsentirt war, die hugenottische unter dem Admiral Coligny, und die dritte oder Mittelpartei, an deren Spitze

die Montmorency standen. Katharina, der Königin-Mutter, denn von Karl selbst können wir ja doch wohl absehen — war es eigen, keiner von ihnen den erstrebten maßgebenden Einfluß zu gestatten und die eine durch die andere im Schach zu halten. Dreimal hatten sich die Hugenotten zum Bürgerkriege erhoben, und nachdem sie in den Schlachten von Jarnac und Montcontour geschlagen worden, schloß das Königthum 1570 den Frieden von St. Germain mit ihnen, in welchem es sich unter sie beugte. Es wurden ihnen die vier festen Plätze La Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac auf zwei Jahre gelassen, das Recht eingeräumt, ganz oder theilweise jene Parlamente zu recusiren, über welche sie sich beklagen zu können meinten, freie Religionsübung außerhalb Paris und des jeweiligen Sitzes des Hofes gestattet und Zutritt zu allen Aemtern verheißen.

Diese Einräumungen nach einem gewonnenen Feldzuge zeigen, wohin der Hof sich zu neigen gesonnen war; sie sind den Zeitgenossen so ungeheuerlich vorgekommen, daß unter den Geschichtschreibern ein förmlicher Streit darüber entstand, ob denn dieser Friede auch aufrichtig gemeint sein könne und nicht viel mehr als ein Fallstrick zum völligen Verderben der hugenottischen Partei angesehen werden müsse. Nachdem diese überwältigt war, scheute der Hof nichts so sehr, als die Ueberhandnahme der katholischen Partei, daher wurde den Hugenotten nun förmlich geschmeichelt; je mehr sie verlangten, desto freigebiger war man gegen sie in Gnadenerweisungen, der Hof trachtete mit Eifer darnach, ihren Wünschen zuvorzukommen und ihre etwaigen Besorgnisse zu zerstreuen. Wie das aber bei dieser Partei nicht anders sein konnte, wurde sie in ihren Forderungen nur immer ungestümmer und in ihren Ansprüchen gewaltthätiger. Als der Termin zur Uebergabe der festen Plätze heranrückte, wurden drei wirklich den königlichen Besatzungen geöffnet, in Rochelle dagegen dem Gouverneur, trotzdem daß er im Verdachte hugenottischer Gesinnung stand, der Eintritt verweigert. Der Großmeister der Artillerie, Biron, erschien im Namen des Königs vor der Stadt, aber auch vor ihm öffneten sich die Thore nicht; König Karl drängte, aber als er nicht erhört wurde, unter-

warf er sich dem Verlangen der Partei. Den deutschen Reitern, welche Frankreich verwüstet hatten, wurden 150,000 Thaler gezahlt, aus den Städten des Südens die königlichen Garnisonen zurückgezogen, den Bürgermilizen die Waffen abgenommen, den Hugenotten Auflagen unter sich gestattet, und mit schweren Strafen wurden alle Diejenigen bedroht, welche sich der Ausführung des Ediktes widersetzen würden. Coligny hatte eine Garde von 50 Edelleuten, Pensionen und Ehrenauszeichnungen in Fülle, ward Mitglied aller Rathskammern, und das Edikt wurde so sehr ganz nach seinen Wünschen ausgeführt, daß es unter den Hofleuten hieß, der König stehe im Begriffe, selbst Hugenott zu werden. In Karls Natur lag es, sich mit Leidenschaftlichkeit an die Menschen anzuschließen, oder sie abzustoßen. Jetzt war Coligny der Mann seiner stürmischen Neigung; als dieser am 18. September 1571 in Blois das erstemal wieder an den Hof kam und vor dem Könige das Knie beugen wollte, rieß dieser ihn auf, umarmte ihn zärtlich und rief: „Jetzt halten wir euch, ihr werdet uns nicht mehr entrinnen!" Stundenlang schloß er sich mit dem Kriegsmann ein und unterhielt sich mit ihm über die Anlage eines Feldzugs, über das Commando und andere kriegerische Dinge. Als er in Paris einzog, hatte er ihn zu seiner rechten Seite.

Katharina zeigte dieselbe Gesinnung; die Guisen waren mit Ungnade und mit Verbannung bedroht.

So erblicken wir also den Hof in den Händen der Hugenotten. Diese aber standen mit den Männern der niederländischen Empörung in der engsten Verbindung.

Ludwig von Nassau hatte sich im letzten Bürgerkriege so ausgezeichnet, daß bei einer schweren Erkrankung des Admirals die Ansicht ausgesprochen wurde, der einunddreißigjährige Ludwig wäre der einzige Mann, den ergrauten Kriegsführer in der französischen Armee zu ersetzen. Hatte nun der Hof die Farbe der Hugenotten angelegt, so war Ludwig unter den Ersten, mit welchen man rechnen mußte. Wir finden ihn denn auch seit dem Frieden von St. Germain alsbald in der Heimlichkeit des Hofes. Es wurde ihm eine Pension ausgeworfen, das Fürstenthum Oranien seinem Bru-

der zurückgegeben und er selbst in Berathungen und Geschäfte gezogen, deren sonst nur ganz vertraute Diener theilhaftig werden.

Ludwig von Nassau benützte sein Ansehen und die Gunst, welche der französische Hof ihm entgegenbrachte, zum Verrath der Niederlande an die Krone von Frankreich. Zu gleicher Zeit verrieth er die französischen Interessen an England. Die Leute, welche die Freiheit der Niederlande auf ihre Fahne schrieben, verschacherten die Niederlande an die auswärtigen Mächte. Wenn nur der Haß gegen das katholische Wesen seine Rechnung fand, die Krone von Spanien niedergebeugt und das Privatinteresse gewahrt wurde, so war jedes Mittel gut, ein Vaterland kannten die Calviner nicht, die niederländischen so wenig als die französischen, deren Haupt, der Admiral Coligny um schnödes Geld sein Vaterland an die Königin Elisabeth verrieth, weil und damit diese den Hugenoten Unterstützung verlieh. Die Beweise dafür hat die Geschichte verzeichnet, und es ist an der Zeit, die gedruckten zu wiederholen und die ungedruckten aus den Archiven zu ziehen; ich werde es in einem Buche versuchen, das den Titel führt: „Kirche und Welt im Zeitalter der Revolution."

Die Nassau handelten nicht anders, als die Hugenotten. Während Oranien den Aufstand in den Niederlanden selbst organisirte, hetzte Ludwig Frankreich und England auf die Niederlande, und der dritte Bruder Heinrich ging zur Wühlerei nach England und Schottland selbst hinüber.

Daß die Lobredner des Prinzen vorgeben, Ludwig habe ohne seinen Auftrag gehandelt und Oranien sei dem mit Frankreich und England verhandelten Theilungsvertrag fremd gewesen, ist eine so alberne Ausflucht, daß wir kein Wort dagegen verlieren.

Längst hat die französische Politik ihr Augenmerk auf die Erwerbung der südlichen Provinzen der Niederlande geworfen, und nur durch die Ansprüche, welche die Valois auf Italien erhoben, war dieselbe auf einige Zeit bei Seite geschoben worden. Unter Karl IX. erwachte das traditionelle Gelüste stärker als je, es wurde förmlich populär. So lesen wir in einem Briefe Stephans

Pasquier: „Wenn wir wohl berathen wären, so läge jetzt bei diesen Wirren die Gelegenheit vor, dieß Land mit dem unsrigen zu vereinigen, aber die Thorheit derjenigen, die sich für die Weisesten halten, läßt es nicht zu. Wir sehen in ihm den alten Stamm und das Eigenthum unserer Krone, es liegt, wenn ich so sagen darf, vor den Thoren unserer Hauptstadt Paris und ist gleichsam eine Vorstadt davon. Niemals hat sich eine so gute Gelegenheit zu seiner Wiedererwerbung vorbereitet, während wir uns an der Eroberung Italiens erlustigen, das von der Natur in Sitten, Sprache und der hohen Alpenmauer von uns geschieden ist.“ [298]

Karl IX. hörte mit Lust von der Erwerbung der Niederlande für die französische Krone sprechen. Ludwig that dieß, er stellte vor, wie dem spanischen Könige durch die Unterstützung der Empörung die größten Verlegenheiten bereitet werden könnten, und daß die Aufständischen, wenn Frankreich ihnen nicht helfe, England sich in die Arme werfen. Karl nahm die Eröffnungen günstig auf, denn er selbst arbeitete auf den gleichen Zweck hin; am 26. Dezember 1571 konnte sein Gesandter Mondoucet aus Brüssel ihm berichten, daß die französische Partei im Wachsen sei, daß die Leute ihm sagen, der König von Frankreich müsse als natürlicher Beschützer seiner Nichten die Leiden der Niederlande in Betracht ziehen, und sie hoffen von ihm Trost und Hilfe in ihrer Unterdrückung. [299]

Da aber von den Hugenotten der flandrische Krieg dem Könige ohne Unterlaß eingeflüstert wurde, und er nichts ohne sie that, wies er auch Ludwig an Coligny. Zu gleicher Zeit nahm er die Anerbietungen Oraniens günstig auf, wir haben von diesem ein Schreiben an Karl vom 10. Mai 1571, worin er ihm seine Freude darüber ausdrückt. [300]

Margaretha von Valois, die durch ihre Hinneigung zu der Neuerung bekannt ist, schreibt: „Die Füchse haben sich so gut zu verstellen gewußt, daß sie das Herz dieses braven Fürsten ganz eingenommen, indem sie ihm Hoffnung auf ihre Mitwirkung zur Vergrößerung seines Reiches machten und auf schöne und glorreiche Unternehmungen in Flandern Aussicht gaben.“

Im August 1571, denn am 12. d. M. gab der englische Gesandte Walsingham darüber an seine Regierung Bericht, — war nach mehreren geheimen Unterredungen zwischen Ludwig von Nassau und dem Könige von Frankreich Folgendes festgestellt worden.

Nachdem Philipp sich Mühe gegeben, die Inquisition in den Niederlanden einzuführen, Alba seine Rasereien begonnen, der Prinz von Oranien von Gott zum Werkzeuge der Befreiung von der Tyrannei auserwählt, auf alle Weise sein Ziel zu erreichen gesucht, der Kaiser die Bitten um seine Vermittlung, weil er von Spanien zu hoffen gehabt, kalt aufgenommen, und der König seines Eides uneingedenk um die Bitten seiner Unterthanen sich nicht kümmert, so glauben sie ihrer Gewissenspflicht des Gehorsams entbunden zu sein und werfen sich in aller Demuth zu den Füßen des Königs von Frankreich und bitten ihn, sie unter seinen Schutz zu nehmen und aus ihrer gegenwärtigen Tyrannei zu befreien. „Eure Majestät sehen nun den gegenwärtigen Stand der Sache; Sie werden folglich gut thun, zu untersuchen, ob er der Art ist, daß Sie sich als Beschützer eines Volkes erklären, das durch die Tyrannei in die grausame Lage versetzt ist, nach Erlösung sich umzusehen. Wenn Sie glauben, daß Ehre und Gewissen es Ihnen verbieten, so ist es besser, Sie stehen davon ab; wenn Sie aber es thun zu können glauben, so untersuchen Sie vom Standpunkte der Politik, welche Vortheile Sie dabei finden und was Ihr Vater für die Gelegenheit gegeben hätte, die sich Ihnen umsonst darbietet; weisen Sie dieselbe ab, so hoffen Sie nicht auf ihre Wiederkehr.“

Der König und die Königin-Mutter gaben ihre Genugthuung zu erkennen; nun legte Ludwig die Vortheile auseinander, die sich für die französische Krone daraus ergeben würden.

Fürs Erste seien alle Niederländer, die Katholiken so gut wie die von der neuen Religion über die Tyrannei der Spanier so unzufrieden, daß sie nichts sehnlicher als die Abschüttelung des Joches verlangten; zweitens seien alle Städte M. T. (es scheinen unter diesen Buchstaben die Seestädte gemeint zu sein) bereit, die Garnisonen einzunehmen, die ihnen auf Befehl des Prinzen von Oranien zugeschickt würden; drittens werden die übrigen Grenzstädte

die Streitkräfte aufnehmen, sobald diese sich ihnen nähern; fürs Vierte habe der König von Spanien keine dreitausend Mann, auf die er sich verlassen könne, im Lande; fünftens werden sie mit zwölf weitern Schiffen zu denen hin, die sie bereits besitzen, das Meer derart bewachen, daß Spanien auf der Seeseite keine Truppen schicken könne. Endlich sei die Mehrzahl der deutschen Fürsten der Absicht, sich mit den Rebellen zu vereinigen. Brabant, Geldern und Luxemburg, die ehedem Reichslehen waren, sollen mit dem Reiche wieder vereinigt werden, die Königin Elisabeth, wenn sie von der Partie sein wolle, Seeland und die übrigen Inseln erhalten, in den Besitz Frankreichs aber Flandern und Artois, die ja früher der französischen Krone gehörten, kommen.

Man beachte wohl, daß Holland und Utrecht hier nicht mit aufgezählt sind, sie werden übrigens auch bald an die Reihe kommen.

Dem Könige gefiel der Vorschlag gar sehr; er wünschte nur, daß England in den Bund eintrete, und daß deßhalb ein Vorschlag an Elisabeth gemacht werde, „denn, sagte er, wenn sie, welche den Canal in ihrer Gewalt hat, in Gemeinschaft mit uns handelt, so mache ich mir keine großen Stücke aus dem König von Spanien und all' seinen Alliirten.

Diese Verhandlung Ludwigs mit dem Könige wurde einer Versammlung von eigens dazu gewählten Räthen vorgelegt und von diesen Allen gebilligt und als eine Sache, die durchaus nicht zu vernachläßigen sei, bezeichnet. Nur waren sie einstimmig der Ansicht, daß vor Allem ein festes Bündniß mit England und den deutschen Fürsten darüber geschlossen werde. Herr v. Foix wurde deßhalb stehenden Fußes nach England geschickt, weil die Mitwirkung dieser Macht für sehr wichtig erachtet wurde, besonders da die deutschen Fürsten ohne deren Beitritt in kein Bündniß sich einlassen wollten. Um die nöthigen Gelder beizuschaffen, dachte der König daran, von der gesammten Geistlichkeit Frankreichs ein Jahreseinkommen einzufordern.

Um Spanien Verlegenheiten zu bereiten, wurde ein Einfall Strozzis in Spanien zwischen dem Könige und Ludwig verabredet,

Karl aber unter der Erklärung, daß er öffentlich die Sache ableugnen werde.

Als Ludwig so weit war, ließ er sich mit dem beim französischen Hofe beglaubigten Gesandten Englands, Walsingham, ein. Diesem legte er seine Verhandlung mit Karl, den Stand der Niederlande und den Plan vor, im nächsten Frühjahre auf zwei Seiten, in Flandern und vom Norden her einzufallen, und bat, der Königin Folgendes vorzutragen:

1) ob sie sich ihm und dem Prinzen von Oranien für diese Unternehmung anschließen könne; 2) ob sie im Falle der Bejahung, die Geldsumme schicken könne, die von ihr verlangt worden; 3) daß sie dem Hawkins — ein Abenteurer, der sich in den Meeren von Indien berüchtigt gemacht und zu gleicher Zeit, am 10. August dem Könige von Spanien für die Entthronung der Elisabeth und zur Unterstützung Maria's von Schottland wie zur Wiederherstellung der katholischen Religion in England sich mit 16 Schiffen anbot und am nämlichen Tage mit seinem Bruder unter Zusicherung der Verzeihung für das Vergangene und Lieferung aller nöthigen Munition von Philipp angenommen ward, — gestatte, ihnen unter der Hand mit einer guten Anzahl von Schiffen zu dienen und Kriegsbedarf zuzuführen; 4) daß sie den Wallonen, welche sich in der Zahl von 800 in la Rye befinden, die Einschiffung erlaube.

Zur Unterstützung des Bündnißantrages bat er die Königin, bedenken zu wollen, daß die Vereinigung Seelands mit der englischen Krone nicht minder glorreich für sie sei, als der Verlust von Calais schmachvoll für ihre Schwester gewesen, und mit dem Besitze von Seeland habe sie überdieß den Schlüssel zu den Niederlanden in Händen und einen Platz, wo ihre Schiffe allezeit sowohl vor dem Feinde als vor den Stürmen eine sichere Zuflucht hätten. Und zudem wäre ihr Einfluß auf die deutschen Fürsten, die Brabant und die übrigen Reichslehen vor ehedem erhielten, hinlänglich gesichert und sie desto besser im Stande, auf Frankreich einen Druck zu üben, daß es nicht allzu mächtig werde. Da endlich das Unternehmen durch Protestanten ausgeführt werde, so müsse [illegible] die daraus auf sie falle, ihr Ansehen und folglich auch

ihren Einfluß beim Könige heben und befestigen. Den zweiten Punkt stützte Ludwig mit dem Hinweis auf die Feindseligkeit Spaniens gegen sie, die es zwar verheimliche, die aber doch in so vielen Akten offenkundig da liege, wie in der Wegnahme von englischen Fahrzeugen, in der Begünstigung ausgewanderter und geflüchteter Rebellen, in der Beschützung der Königin von Schottland. Mit dem Aufwande einer so geringen Summe könne sie zur Demüthigung eines so stolzen Feindes beitragen und einen zehnfachen Gewinn haben, ohne Land und Leute einer Gefahr auszusetzen. Zum dritten Punkte bemerkte er, daß sie mit den Schiffen Hawkins die Spanier an jeder Landung in den Niederlanden verhindern könnten, was für England von großem Nutzen sei, da die Spanier, wenn sie in den Niederlanden festen Fuß gefaßt, gefährliche Nachbarn werden könnten. Der Kriegsbedarf sei für das Unternehmen Strozzis, aus dem offenbar ein Krieg zwischen Spanien und Frankreich hervorgehen müsse, was wiederum England zur Wahrnehmung seiner Vortheile Gelegenheit geben werde. In Betreff des letzten Punktes besorge er keine Schwierigkeiten, da er der Königin nur Veranlassung gebe, ihr Land von einer Masse Ausländer zu säubern.

In einer Depesche an Leicester gleichfalls vom 12. August empfiehlt Walsingham die Eröffnungen Ludwigs auf's Wärmste mit Aufgebot großer Beredtsamkeit und mit einer Bewunderung athmenden Zeichnung Ludwigs. Er stellt vor, daß die allerbeste Gelegenheit zu einer solchen Erniedrigung Spaniens sich darbiete, daß England niemals mehr etwas von seinem Hochmuthe zu besorgen haben werde. „Sie finden vielleicht die Arznei schlimmer, als das Uebel selbst, denn indem wir Spanien demüthigen wollen, werden wir eine andere Macht erheben, von der wir nicht weniger zu befürchten haben. In Antwort hierauf habe ich nur den Stand der Sache vorzutragen Die deutschen Fürsten, welche in das Unternehmen einzutreten bereit sind, sehen klugerweise voraus, daß wenn die Niederlande mit der Krone Frankreichs vereinigt würden, diese Macht zu groß wäre, deßhalb ist es ihre Absicht, mit ihr sich zu vertragen und sie zur Verpflichtung zu bringen, daß sie mit Flandern und Artois sich zufrieden gibt. Brabant und die übrigen

Länder, die vordem vom Reiche abhingen, beabsichtigen sie in den alten Stand zurückzuversetzen und ihre Verwaltung einem deutschen Fürsten zu übergeben, der verständigerweise kein anderer sein kann, als der Prinz von Oranien. Holland und Seeland soll mit der Krone Englands vereinigt werden, und zwar aus zwei Gründen, einmal um Frankreich desto eher im Zaume zu halten, wenn es Lust bekäme, über seinen Antheil hinauszugreifen, und dann, um das Unternehmen durch unsere Theilnahme sicher zu stellen."

Für den Fall, daß die Königin an dem Unternehmen nicht Theil haben will, räth der Gesandte, doch wenigstens dasselbe zu ermuthigen, um aus den Wirren der Andern Vortheil zu ziehen, wie sie es bisher gethan.

Er wünscht, daß die Vorstellungen Ludwigs so günstig aufgenommen werden, daß aus dem Feuer, das sich zu entzünden beginnt, ein recht großes werde, und „wir aus seiner Wärme unsern Nutzen ziehen. Nichts scheint mir die Sache so zu fördern, als ein wenig Gunst von Seite der Königin. Ich fasse zur Stunde große Hoffnung, daß der stolze Spanier, dessen sich Gott lange Zeit zur Zuchtruthe seines Zornes bedient, bald in's Feuer geworfen werden und einsehen wird, was es heißt, sich wie ein Gott zu gebehrden."

Mit derselben Gier, welche den französischen Hof auf das ihm zugeworfene Stück der Niederlande hetzte, griff der englische nach der Gelegenheit, Spanien zu schädigen. Wir können das Eingehen in das verschlungene Detail der Verhandlungen füglich unterlassen. Beide Mächte hüteten sich wohl, offen mit Spanien zu brechen; was sie im Geheimen zur Unterstützung der Rebellion unternommen, wird im weitern Verlaufe vorgeführt werden; hier muß nur die Bemerkung stehen, daß Ludwig so viel erreichte, als sich unter den obwaltenden Umständen erreichen ließ, eine Beunruhigung der spanischen Krone und geheime Unterstützung der Rebellion.

Frankreich wandte sich Schritt für Schritt von Spanien und den katholischen Mächten weg und den protestantischen zu. Es dachte sogar mit Hilfe der protestantischen Fürsten den Herzog von Anjou auf

den Kaiserthron zu bringen, und gegebenen Falles wollte ihn Karl der IX. selbst besteigen. Auch dieses Projekt hatte der allezeit rührige Ludwig von Nassau aufgebracht. Mit England kam es zu einem förmlichen Bündnisse am 29. April 1572, welches energischen Haß gegen Spanien athmete. Darin heißt es, daß dieses Schutz- und Trutzbündniß für jeden möglichen Fall ohne Ausnahme und selbst für diesen geschlossen sei, daß eines der beiden Länder wegen der Religion oder unter dem Vorwande der Religionsfrage angegriffen würde. Frankreich hatte dabei vorzugsweise die Verwicklungen der Niederlande im Auge, England sein gespanntes Verhältniß mit Spanien, von dem in der nächsten Nummer die Rede sein wird. [301]

Da die Nassau außer der Geldhilfe kaum eine weitere Unterstützung von England erwarten durften, so betrieben sie die Verhandlungen mit dem französischen Hofe um so eifriger, am Ende doch seinen offenen Bruch mit Spanien erhoffend.

Im Winter 1571 auf 1572 stand es beim Könige fest, daß er den Krieg in Flandern unternehmen werde, und zwar im Frühlinge. Ludwig benachrichtigte seinen Bruder davon. Vorderhand gestattete der König die Jagd auf spanische Schiffe.

Als im Frühjahr 1572 der Hof im Begriffe war, von Blois nach Paris zu übersiedeln, hatte der König eine letzte Unterredung mit Ludwig, in welcher er diesem versprach, in Kurzem eine starke Armee unter Coligny nach den Niederlanden zu entsenden, und es ward unter ihnen festgestellt, daß wenn der Ausgang des Feldzugs ein glücklicher sei, der König für seinen Theil alles Land zwischen Antwerpen und der Picardie, der Prinz von Oranien aber Holland, Seeland und Friesland haben solle. Er beauftragte den Admiral, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. [302]

Der spanische Hof war alarmirt; vom Jahre 1572 an sind die Depeschen des Gesandten voll Unruhe; um so mehr mußten sie es sein, da die Erhaltung des Friedens mit England nur an einem Haare hing.

3.

Zwischen den Höfen von Madrid und St. James bestand, wie es sich bei den so grundverschiedenen Charakteren, Lebensanschauungen und Zielen der beiderseitigen Herrscher nicht anders erwarten läßt, beständig eine bald mehr, bald weniger hervortretende Spannung; nun trat gegen Ende des Jahres 1568 ein Ereigniß ein, durch welches dieselbe eine so bedenkliche Gereiztheit annahm, daß der Ausbruch eines Krieges nur durch die Besorgniß Englands vor der spanischen Macht und durch die wachsende Verlegenheit der letztern auf andern Punkten unterblieb.

Einige spanische Schiffe, welche 800,000 Dukaten führten und in einem englischen Hafen anlegten, wurden auf Befehl der Königin nach London geführt und das Geld unter dem Vorwande, daß es nicht dem Könige von Spanien, sondern genuesischen Kaufleuten gehöre und die Königin gerade in Geldverlegenheit sich befinde, von ihr unter Zusicherung billiger Zinsenzahlung zur Hand genommen. Diesen Raub, der einen Privatmann an den Galgen gebracht hätte, beschönigte Ihre britische Majestät mit dem Vorgeben, daß ihre Vorfahren in ähnlichen Fällen ebenso gehandelt und auch andere Potentaten in der Noth zu gleichem Auskunftsmittel greifen.

Die 800,000 Dukaten gehörten dem spanischen Könige und waren für den Herzog von Alba bestimmt. Dieser legte alsbald auf die in den Niederlanden wohnenden Engländer und ihre Güter und Waaren seine Hand und verlangte von Philipp, daß in Spanien ein Gleiches geschehe; England antwortete mit derselben Maßregel, im Mai 1569 wurde der Werth, der in England mit Beschlag belegten, spanischen Kaufleuten und deren Geschäftsfreunden gehörenden Güter auf nicht weniger als drei Millionen Dukaten geschätzt.

Es geschah, was immer nur zwischen zwei Mächten geschehen kann, die auf dem Sprunge sind, einander anzufallen. Dem englischen Gesandten Johann Mann wurde in Madrid der Hof verwiesen, weil er den König beschimpfte, ihn öffentlich einen Papisten, einen Heuchler nannte; Philipp beklagte sich bei Elisabeth, daß sie

ihm in dem abgefallenen Priester nicht einen Gesandten, sondern einen Friedensstörer geschickt habe. Elisabeth gab das heim, indem sie dem spanischen, Guereau d'Espés am 8. Januar 1569 Hausarrest diktirte und im Dezember 1571 ihn aus dem Lande wies, gleichfalls die Beunruhigung des Landes und die Unterstützung der Unzufriedenen ihm Schuld gebend. Als Alba den Rath von Assonleville wegen der Beschlagnahme der spanischen Gelder nach London schickte, konnte dieser nicht einmal eine Audienz erlangen und kehrte unverrichteter Sache zurück; als Chiappin Vitelli in gleichem Auftrage hinging, wurden seine Vollmachten nicht genügend befunden, ja das englische Kabinet ging in der Kränkung soweit, die Aechtheit der königlichen Unterschrift in Zweifel zu ziehen.

Philipp wollte den Krieg, er wollte ihn mit großer Heftigkeit bis ins Jahr 1572 hinein, wo er, wie aus seiner Depesche vom 15. Februar an Alba hervorgeht, plötzlich um ein Bedeutendes abgekühlt erscheint. Bis dahin hatte er dabei nicht nur den bedeutenden Schaden im Auge, den er in den Niederlanden durch die Böswilligkeit der Elisabeth erfuhr, sondern vorzugsweise die Befreiung der Maria Stuart und den Sieg der katholischen Partei in England. So sah er ihn als eine Gewissenspflicht an und erklärte wiederholt, daß alle die Schwierigkeiten, die Alba ihm vorzustellen sich angelegen sein ließ, ihn nicht „von einem so heiligen Unternehmen" abzubringen vermöchten.

Viel ruhiger rechnete Alba mit den gegebenen Faktoren. Wenn Frankreich sich zu einer Mitwirkung herbeiließe, dann meinte auch er, sollte die Entthronung Elisabeths versucht werden; so lange man aber dieser Macht nicht sicher wäre, erschienen ihm die Schwierigkeiten viel zu groß, denn wenn auch Elisabeth durch ihre feindselige Gesinnung, die sich namentlich in der Aufnahme der niederländischen Flüchtlinge und in der Unterstützung der Seeräuber und noch in vielen anderen Dingen kundgegeben, alle und jede Züchtigung verdiene, so müsse er doch seine Stimme dagegen erheben. Großmächtig war freilich die spanische Macht, aber durch den Aufstand der Mauren beschäftigt, in den Türkenkrieg verwickelt, und nicht einmal die Niederlande lagen gebändigt zu ihren Füßen;

überdieß wäre der Schaden, welcher durch einen unglücklichen Krieg gerade der katholischen Religion in England geschlagen werden mußte, ein unermeßlicher. „Um der Liebe Gottes willen, rief er am 27. August 1571 seinem Monarchen zu, bitte ich Eure Majestät, lassen Sie sich durch Ihren großen Eifer nicht zu einer Täuschung in einer Angelegenheit hinreißen, welche für den Dienst Gottes die allerwichtigste ist, die jemals seit der Zeit, da er auf die Erde kam, unternommen wird, denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Vernichtung seiner Religion, die unfehlbar verloren ist, wenn Eure Majestät in dem Unternehmen nicht glücklich sind."

Auch in Spanien war im Rathe des Königs Opposition gegen einen offenen Bruch mit England, es sollte mit demselben nur gedroht werden. Alba rieth, in Uebereinstimmung mit dem niederländischen Staatsrathe, den geheimen Krieg an, die Unterstützung der katholischen Partei und der Anhänger Maria's, wobei für den Nothfall an der Kriegsbereitschaft immerhin gearbeitet werden könnte.

Im April 1571 wurde der Florentiner Robert Ridolfi, welcher in England lebte, von Maria und dem Herzoge v. Norfolk nach Rom und Madrid geschickt, um vom Papste und Philipp Beistand zur Befreiung der königlichen Gefangenen und Schutz ihres Sohnes zu erbitten. Maria erklärte, Norfolk oder Don Juan d'Austria zum Gemahle zu nehmen, England wieder unter den Gehorsam des heil. Stuhles zurückzubringen, und mit Spanien die alten Freundschaftsverträge zu erneuern. Alba sah in dem italienischen Unterhändler einen leichtfertigen Menschen, der das Geschick der Personen, denen er diente, in Gefahr brächte, bei Philipp dagegen galt er als ein kluger, seiner Sendung ganz gewachsener Mann. Der Papst ergriff die ganze Wichtigkeit des Unternehmens und unterstützte es bei Philipp, dem er ganz die Ausführung überlassen wolle, mit Wärme, bereit, so arm er sei, doch selbst die Kelche der Kirchen und seine eigenen Gewänder dafür zu opfern. In Philipps Namen, meinte er, solle das Werk vollführt werden, der König von Spanien als Exekutor der gegen Elisabeth vorbereiteten Excommunikationsbulle auftreten.

Das wollte nun Philipp nicht, er hielt es auf der einen Seite nicht angemessen und auf der andern, sagte er, daß er die Ansprüche des apostolischen Stuhles auf die Kronen von England und Irland vermeiden wolle. Dagegen erklärte er aber doch, daß es nicht vieler Worte bedürfe, ihn zu dem Unternehmen zu entflammen. Seine eigentliche Absicht, schrieb er an Alba, sei die Wiederherstellung der Kirche in England; aber er trete in die Aktion unter dem Vorwande der Befreiung der Königin von Schottland und ihrer Erhebung auf den englischen Thron, denn wenn dieß gelänge, würde das eigentliche Ziel von selbst erreicht. Er trug dem Herzoge auf, der Partei Maria's, wenn sie Elisabeth abfange oder tödte, behilflich zu sein, ohne jedoch in seinem Namen offenen Krieg zu erklären. Er verlangte Kriegsbereitschaft, und wies 200,000 Dukaten dafür an, in Chiappin Vitelli hatte er bereits den Anführer der Armee gefunden. Trotz der Gegenreden Alba's, und auch nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß der englischen Regierung der Plan wenn nicht geradezu ganz verrathen, doch in einigen Punkten bekannt geworden, verharrte er darauf und meinte, mit ein oder ein paar Schlachten werde Alles abgethan sein. Alba urtheilte sehr richtig, daß England sich Frankreich in die Arme werfen, daß beide dann zu offener Feindschaft übergehen und die Protestanten in Deutschland, sowie Alle, die auf Spaniens Größe eifersüchtig seien, zu ihnen sich schlagen werden. Auch in Italien werde es an Widersachern nicht fehlen, und Venedig, das sich von Spanien verlassen sehen müsse, dürfte mit dem Türken sich vergleichen. Die Religion werde in England nichts gewinnen, in den Niederlanden dagegen sehr verlieren, da man wegen des unausbleiblichen Krieges mit Frankreich die energischen Maßregeln gegen die Abgefallenen in den Niederlanden nicht fortsetzen könne. Auch die Lage der Finanzen stellte er dem Könige vor und wies nach, daß durch den Krieg die Niederlande jeglicher Unterstützung aus Spanien beraubt würden. Ihm sei es ausgemacht, daß all' die Vorspiegelungen der Partei Maria's nur die Absicht hätten, ihn in Krieg zu verwickeln. Er hat aber von den Engländern eine sehr niedrige Meinung; er charakterisirt sie als eitle, leidenschaftliche, unternehmende Leute.

so lange sie Anderer bedürftig sind, die sich aber allen Nationen gegenüber, die zu ihnen kommen, als anmaßende Feinde betragen, wenn sie dieselben nicht brauchen. Ueber die Vorschläge Ridolfi's machte er sich geradezu lustig; wenn dieser sich einbilde, daß man nur so ohne Weiteres eine Armee ausrüsten könne, um die Königin von England zur Gefangenen zu machen, und eine andere, um die Königin von Schottland zu befreien, und zu gleicher Zeit den Tower von London zu nehmen und die Schiffe auf der Themse zu verbrennen, so „könnten Eure Majestät und die Königin von England zusammen Dieß nicht so ausführen, wie Ridolfi es vorschlägt; daraus folgt, daß man sich nicht so leicht auf das Gerede von Leuten einlassen soll, die so wenig von Dem verstehen, was sie sagen." Zudem hat Ridolfi überall von der Sache geschwätzt, in Antwerpen sprechen die Kaufleute offen davon, und zwar nicht einmal in allgemeinen Redensarten, sondern sie wissen sogar die Einzelheiten der Ausführung anzugeben; in Brügge hat er den ganzen Plan dem Sekretär des Bischofs Roß enthüllt, der auf der Folter Alles gestanden hat. „Solche Angelegenheiten, von solchen Leuten unternommen, sind sehr gefährlich."

Davon aber wollte sich der König nicht überzeugen lassen, so sehr er, wie seine Depesche vom 14. September 1571 sich ausdrückt, das Gewicht der von Alba vorgebrachten Gründe achtete. Aber die Angelegenheit liege ihm so am Herzen, und er sei so sehr überzeugt, daß Gott sie zu einem guten Ende leiten werde, da sie seine eigene sei, daß nichts ihn davon abzubringen vermöge. Deßhalb sehe er sie auch aus einem andern Gesichtspunkte an, und erscheinen ihm die Schwierigkeiten nicht so groß. Uebrigens müsse man gegen die üblen Folgen eines unglücklichen Ausgangs die vortheilhaften eines glücklichen abwägen, und da werde man finden, daß diese so überwiegen und so augenscheinlich seien, daß sie ihn nicht bloß für das Unternehmen günstig stimmen, sondern gewissermaßen dazu verpflichten müssen. Die Lage Englands sei so, daß man weit mehr einen günstigen Ausgang, als einen unglücklichen erwarten müsse; warum also diesen fürchten und sich aufhalten lassen? Wenn man annehmen könnte, daß es mit der Religion so wie bisher in

England fortginge oder ihr Zustand sich nicht verschlimmerte, so könnte er zu einer ferneren Neutralität sich überreden lassen; aber es sei klar, daß wenn er nicht eingreife, in Kurzem die Religion in diesem Lande vernichtet sein, die Königin mit den Katholiken ein Ende machen werde, indem sie dieselben tödte, oder zur Auswanderung, oder zur Annahme ihrer Religion zwinge. Die Staatsrücksichten aber sprechen nicht minder laut und dringend. Ob Elisabeth sich mit dem Herzoge von Anjou vermähle oder nicht, mit Frankreich ein Bündniß eingehe oder nicht, so werde er in ihr allezeit eine Feindin haben, die jede Gelegenheit zu seinem Schaden ergreife, und das so sehr, daß es außer ihrer Entthronung kein anderes Mittel für die Erhaltung der Niederlande gebe. Was die Franzosen betreffe, so zeigen ihre Gesinnung, ihre Einverständnisse in England und Deutschland, die Bündnisse die sie daselbst betreiben, hinlänglich, daß er mit dieser Macht zum Kriege kommen müsse, auch wenn er ruhig bliebe. So würden also die Möglichkeiten nicht vermieden, die der Herzog ihm vorgestellt, im Gegentheile jeden Tag stärker und dringender, es wäre ein Friede, aus dem der Krieg hervorginge; was aber er wolle, das sei der wahre Friede, die Ruhe für Alle.

Nichts desto weniger, so schließt er die Depesche, wolle er nach der Darlegung seiner Wünsche, seines Willens und seiner Ansicht, sich an die Einsicht und den Eifer des Herzogs überlassen, überzeugt, daß er Dasjenige unternehmen werde, was am besten dem Dienste Gottes und seines Königs entspreche. Viel mochte zu dieser Auskunft der Umstand beigetragen haben, daß der Rath, den er für die Angelegenheit berufen, nämlich der Herzog v. Feria, der Prior Don Hernando v. Toledo, der Doktor Martin Velasco, der Prinz v. Eboli und der Erzbischof von Sevilla sehr getheilter Meinung war; die Einen fanden das Unternehmen viel zu gefährlich, die Andern riethen zu offenem Vorgehen, und wieder Andere wollten die Unterstützung auf bloße Geldhilfe beschränkt wissen.

Nachdem die am 7. September stattgefundene Verhaftung des Herzogs von Norfolk in Madrid bekannt geworden war, gestand Philipp selbst, daß zur Stunde keine Aussicht auf das Unternehmen

sei, und Alba setzte seine Ansicht durch, daß man es nicht zu einem offenen Bruche mit England kommen lassen dürfe.

Im Jahre 1572 besserten sich die Beziehungen zwischen Philipp und Elisabeth und am 1. Mai 1573 kam es zwischen beiden Kronen zu einem Abkommen, wornach die Handelsbeziehungen ihrer Länder wiederhergestellt, die 1568 mit Beschlag belegten Gelder herausbezahlt und durch beiderseitig aufgestellte Commissäre in der Frist von zwei Jahren die Entschädigungsforderungen Derer festgestellt werden sollten, welche durch die Confiscationen von Waaren im einen oder andern Lande Einbuße erlitten hatten.

Dieses inconsequente Vorgehen Englands scheint mir Lingard richtig gedeutet zu haben, wenn er sagt, daß es von der Meinungsverschiedenheit der Königin und der Mehrzahl ihrer Räthe herrühre. „Das vorzügliche Augenmerk der letztern war, dem Protestantismus in den katholischen Ländern das Uebergewicht zu verschaffen. Zu diesem Ende unterhielten sie einen beständigen Briefwechsel mit den protestantischen Aufrührern und suchten sie in Frankreich sowohl als in den Niederlanden unabhängig von ihren Herrschern zu machen. Aber Elisabeth war selbst eine Monarchin; willigte sie auch in die Ansichten ihrer Minister, so hielt sie es doch für Pflicht, die Gerechtsame der Throne aufrecht zu erhalten und besorgte, das Vorbild einer gelungenen Empörung könne einst auch gegen sie selbst angewendet werden. Daher brachte jeder Unfall der Insurgenten eine Aenderung in dem System des englischen Cabinets hervor. Manchmal ließ sie sich bewegen, ihre Ansichten den Vorstellungen ihrer Minister zu opfern; oft aber zwang sie diese, sich wider eigene Ueberzeugung in ihren Willen zu fügen."

Wir nennen das einfach im Privatleben Charakterlosigkeit und in der Politik Arglist.

Und nun verzeichnen wir, wie diese unlautern Verhältnisse auf den Gang der Dinge in den Niederlanden eingewirkt haben.

Was für Oraniens Sache von Seiten Englands zu erwarten war, geht schon aus der oben angeführten Unterredung Ludwigs von Nassau mit Walsingham hervor. Ein Vorschlag, wie der dabei gemachte, wird einer Krone gegenüber nicht gewagt, wenn mit

ihr nicht schon Einverständnisse gemacht und durch gegenseitige Annäherung der Entschluß zur Theilnahme an dem Verbrechen nicht bereits angebahnt ist. Als Oranien sich nach seinem verunglückten Einfalle ins Limburgische zur Entlassung seiner Armee genöthigt sah, erhielt er von Elisabeth Briefe voll der dringendsten Einladung, in Frankreich zu bleiben und mit Condé sich zu vereinigen. Ausgiebige Hilfe ward ihm zugesagt, und es wird bei der Verhandlung Ludwigs nicht unbemerkt geblieben sein, daß von einer Geldsumme die Rede ist, die vor jener Verhandlung und unabhängig von ihr für die Empörung der Niederlande gefordert wurde.

Aber auch abgesehen hievon trug die Spannung zwischen beiden Mächten stark dazu bei, daß die Niederlande in die Empörung hineingetrieben wurden. Wenn wir im Folgenden weitläufiger von den Seeschändern sprechen werden, wird man sehen, wie sie durch England unterstützt, wie von Elisabeth Raubschiffe ausgerüstet wurden. Die See wurde so unsicher, daß der Handel empfindlichen Schaden litt, die Fischerei fast ganz darniederlag. Erinnert man sich, welche Wunden dem Handel durch die unsinnige Besteuerung Alba's geschlagen wurden, so wird man die Höhe der immer weiter um sich greifenden Noth ermessen, die aus der überhand nehmenden Seeräuberei über die Niederlande kommen mußte. Viele und große Häuser fielen und zogen eine Masse kleinerer Leute in ihren Sturz nach; eine ganze Reihe von Gewerben wurde verdienstlos, und die Brodlosen waren nur zu sehr geneigt, die Reihen der Empörer zu vergrößern. Alba hielt eine Zeit lang die Kauffahrer vom Auslaufen zurück, weil sie des Schutzes auf der See entbehrten. Im Winter 1569 wollte er den Antwerpener Kaufleuten zur See zu gehen nur dann gestatten, wenn sie eine Flotte von 30 Schiffen zusammenbrächten. Die Kaufleute bildeten Assekuranzgesellschaften; durch die Assekuranz wurden aber nothwendig die Waaren vertheuert, und das gab Uebelwollenden Gelegenheit, die Schuld der Nothlage der Regierung aufzubürden. Man verbreitete das Gerede, sie sei allzuhastig und gewaltthätig in ihrem Verfahren gegen die Engländer gewesen, die Agitatoren fanden beim geringen

Volke in seinem Elende sogar darin Glauben, daß sie sagten, die von der Königin von England gestohlenen Gelder seien nicht für die Niederlande bestimmt, sondern im Gegentheil der Ertrag der in den Niederlanden gemachten Auflagen und Erpressungen gewesen.

Viele Rheder und Seeleute, die um den Erwerb kamen, ließen sich durch das Beispiel Derer verführen, welche unter die Seeschänder gegangen waren und mit diesen vom Raube sich gute Tage machten; die schwer drückende Noth hat so manchen Familienvater in das unehrliche Gewerbe gebracht, und nicht immer war es die Lust an den Abenteuern der See, und noch viel weniger der Gedanke an eine Befreiung des Vaterlandes, was den Seeschändern zahlreiche Genossen zuführte.

Dazu kam, daß die Spanier nicht wenig dazu beitrugen, die Bevölkerung der Gestade der Regierung abgeneigt zu machen. Zur Sicherung der Seeplätze gegen die Piraten, und um bei dem drohenden Ausbruche des Krieges mit England Deckung zu haben, wurde Chiapin Vitelli nach Seeland geschickt. Da keine sichtbaren Resultate daraus hervorgingen, wurde von den Seeleuten, die ihrer Zunge freien Lauf ließen, bald verächtlich davon gesprochen, man konnte sich in die Sitten und Formen der Fremden nicht finden, es ging wie mit den Garnisonen in den festen Landplätzen, die Unzufriedenheit griff um sich, und Oranien wurde immer populärer. Seine Agenten waren rührig, der verarmten und zur Unthätigkeit gezwungenen Ufer- und Inselbevölkerung wurden goldene Berge versprochen; und wer kann sich wundern, daß gerade an der See für das Unternehmen des Prinzen viele und starke Hände sich bereitwillig ausstreckten? [308]

4.

Waren dem Prinzen von Oranien während seines bedrängten Aufenthaltes zu Dillenburg in den Jahren 1570 und 1571 von Seiten Frankreichs und Englands so günstige Aussichten eröffnet, so fand Alba in Deutschland nicht nur keine Unterstützung, son-

dern im Gegentheile sah sich Spanien auch nach dieser Seite hin isolirt.

Philipp ließ es nicht an Bemühungen zur Herstellung einer Annäherung an die deutschen Fürsten fehlen. Am 12. März 1569 berieth er den Cardinal v. Granvella über eine Offensivallianz mit den katholischen Fürsten Deutschlands oder wenigstens mit den Nachbarn. Insbesondere wünschte er, in den Landsberger Bund aufgenommen zu werden. Als der Herzog Albrecht von Baiern mehrere Fürsten zu einem Tage nach München lud, stellte Alba dem Kaiser im Auftrage seines Königs vor, daß er den Fürsten dessen sehnlichen Wunsch, mit den Niederlanden in den Bund aufgenommen zu werden, vortragen möge. Maximilian gab am 27. November eine Antwort, von welcher Alba sagt, daß sie ihn in rasenden Zorn versetzt habe. Zuerst zeigte der Kaiser darin, daß er von den böswilligen Ausstreuungen der Oranischen Partei nicht unberührt geblieben war, er sagte, daß die Gerüchte über ein zwischen dem Papste und dem Könige beabsichtigtes Bündniß im Reiche und namentlich unter den Anhängern der Augsburger Confession viel böses Blut mache. Dann ging er auf die Münchener Versammlung über und gab zu verstehen, daß diese ohne sein Wissen und ohne seine Zustimmung vom Herzoge von Baiern berufen worden sei, weßhalb mehrere der Geladenen sie auch nicht besuchen; Philipp müsse mit seinem Antrage auf den Eintritt der Niederlande in den Landsberger Bund sich auf einen künftigen Reichstag vertrösten. Der König von Spanien und sein Statthalter sahen diese Aufnahme als eine hochwichtige Sache an, in erster Reihe für den Schutz der Niederlande, dann aber auch als ein Gegengewicht gegen die häretischen Verbindungen überhaupt, und Alba beklagte sich bitter über den Kaiser, den Erzherzog Ferdinand und den Kurfürsten von Mainz, daß diese zur Abweisung des spanischen Antrages entschlossen seien; besonders über den Kaiser ergoß er am 21. Januar 1570 seine Galle: „auf der einen Seite bindet der Kaiser Eurer Majestät die Hände, daß eine Wahrung Ihrer Staaten nicht zu Stande kommt, auf der andern sagt er, daß er den Unverschämtheiten der Rebellen sich nicht widersetzen

könne. Er duldet, daß die Protestanten ihre Bünde machen und ganz von Herzog August sich leiten lassend, freut er sich darüber. Seine Räthe sind alle Creaturen dieses Fürsten, und sie thun nur, was diesem gefällt. Der König, will er, solle sich bei Dietrichstein beklagen und in gleichem Sinne an den Kaiser selbst, an die Kaiserin und an den Erzherzog Ferdinand schreiben. Das that denn auch Philipp, und als er zu der Hochzeit des Erzherzogs Karl in dem Grafen v. Monteagudo einen Vertreter schickte, gab er demselben seine Aufträge für die so oft vorgebrachte und immer hingehaltene Verhandlung. Alba hatte gewünscht, daß Philipp nur zu diesem Zwecke einen außerordentlichen Gesandten schicken und diesen, um allen Verdacht, als ob er durch ihn Einflüsterungen erhalten habe, zu vermeiden, über Italien gehen lassen solle; da der König dieß nicht that, so schrieb Alba diesem Umstande das Scheitern der Verhandlung zu, denn wenn der Kaiser, meinte er, einen außerordentlichen Gesandten vor sich gehabt hätte, so würde er nicht umhin gekonnt haben, mit dem Herzog von Baiern eine förmliche Verhandlung zu eröffnen; so aber sprach er mit diesem erst kurz vor seiner Abreise und auf der Jagd, so daß Albrecht keine Antwort mehr geben konnte. Alba hatte auch den Rath gegeben, an die kaiserlichen Minister Geld zu spenden, besonders an den Vicekanzler Weber. Allein wir finden nicht, daß für das Projekt eine günstigere Stimmung hervorgebracht worden wäre. [304]

Dagegen fand Oranien auf dem für den 22. Mai 1570 einberufenen und am 13. Juli eröffneten Reichstage von Speier nicht geringe Unterstützung, wenn auch weder seine eigene Eingabe, noch die der verbannten Friesen, noch die der in Köln sich bedrängt fühlenden Niederländer einen besonderen Erfolg hatten. [305]

Wohl haben die der Augsburger Confession angehörenden Reichsstände am 9. Dezember in einer ermüdend langen Auseinandersetzung dem Kaiser vorgestellt, daß er der durch Alba's Tyrannei bedrängten Niederländer sich annehmen möge, unter andern Gründen dafür auch diesen anführend, daß sich ein allgemeines Feuer entzünden dürfte, was dann so viel hieße, als den Türken oder andern Barbaren die Thore der Christenheit eröffnen. Diese

Herrn bedachten dabei nicht, daß sie den Kaiser bei seinem Begehren um die Türkenhilfe immer so knapp als möglich zu halten beliebten, und daß Oranien es war, der sich nicht scheute, den russischen Barbaren als Bundesgenossen zu benützen. Gerade in den Tagen, wo die protestantischen Stände mit so großen Worten ihre Sorge um das „liebe deutsche Vaterland" rühmten, verbreitete sich in der Reichsversammlung das Gerücht, daß das bisher Unerhörte geschehen, daß der Moskowiter bis Reval herausgekommen, und ein Gesandter berichtete: „zudem soll gewiß sein, daß er die Freibeuter, so einige Zeit her auf die Niederlande gestreift, unterhalten thue." [106]

Wo es galt, am Reiche einen Rückhalt zu haben, da waren die Niederländer immer gerne bei der Hand, sich als Reichsglieder auszugeben; daß sie kein Recht dazu besaßen, zeigte sich wieder auf diesem Reichstage, wo auch die von Berg, Battenburg und der Wittwe Horns überreichte Beschwerde gegen die burgundische Regierung, d. h. gegen Alba wegen Güterkonfiskation dem Kaiser zur Entscheidung anheimgestellt wurde, der sie zu erledigen versprach, insoferne sie „mit Rücksicht auf den burgundischen Vertrag" einigen Grund habe. Der spanische Gesandte hatte aber ausgeführt, daß vermöge Reichsabschieds von 1548 die erbburgundischen Niederlande, deren Prälaten, Grafen, Vasallen &c. mit Ausnahme der Reichscontribution in allen übrigen Angelegenheiten vom Kammergerichte, seinen Mandaten, Vorladungen und Prozessen eximirt seien. Im Jahre 1575 erneuerte die Wittwe Horns und Battenburg ihr Gesuch um Restitution, und es wurde wie in Speier entschieden, nur drückte dießmal Kurtrier das Befremden aus, daß Horn und Battenburg bei früheren Anlässen die Anerkennung der Oberherrlichkeit des Reiches verweigert und gegen den kaiserlichen Fiskal agirt hätten, jetzt aber in der Noth den Schutz des Reiches anriefen und an dasselbe sich hielten, weil es ihren Interessen entspreche. [107]

Von einer Entscheidung betreffs der Beschwerden Oraniens oder des mit förmlichen Schimpfereien durchspickten Bittgesuchs der verbannten Friesen finde ich nichts; um die in Köln mit Stadtverweisung bedrohten Niederländer nahmen sich die protestantischen

Stände beim Kölner Stadtrathe an, wie sie es am 9. Dezember auch beim Kaiser gethan hatten. Die Bittsteller sagten, ihren Feinden sei es gelungen, beim Kölner Stadtrathe ein Ausweisungsdekret, das am 13. August in Kraft treten sollte, durchzusetzen. Das sei ein sehr schwerer Schlag für sie, weil die Mehrzahl von ihnen nicht wüßte, wo anders, als in Wäldern, Klüften und Löchern sie mit Weib und Kind sich niederlassen könnten, weil es schwer halte, ihre bei der Flucht aus dem Vaterlande „dem Teufel aus dem Rachen gezogenen" und in Köln in Gewerbe und Handel angelegten Gelder aus den Geschäften zu ziehen, weil es unter ihnen gar viele gesegnete Frauen und Wöchnerinnen, die schwer wegzubringen, gebe, und weil zu besorgen sei, daß andere Fürsten und Stände sie nicht aufnehmen werden, wenn diese in Erfahrung bringen, daß man sie in Köln nicht dulde; überdieß sei bei Vielen ihrer Leidensgefährten Abfall vom Protestantismus zu besorgen, wenn sie anders in Köln nicht bleiben dürften. Sie bitten daher, daß die Reichsstände beim Stadtrathe von Köln entweder die Zurücknahme des Auswanderungsdekretes oder wenigstens Verlängerung des Termins bis nächste Ostern erwirken möchten.[208]

Weit wichtiger für Oranien war, daß der Reichstag der ersten unter den kaiserlichen Propositionen seine Zustimmung versagte; hier konnte er die Hand seiner Freunde und Bundesgenossen deutlich wahrnehmen.

Der Kaiser hatte nämlich die Einsetzung eines Reichsfeldherrn, die Anlage eines Zeughauses in jedem Kreise, die Errichtung einer Kriegskasse begehrt und das Verbot der Truppenwerbung für einen ausländischen Fürsten ohne eine zuvor bei ihm eingeholte Gutheißung beantragt. Der Reichstag legte an den Tag, daß unter den Ständen ebenso wenig Verständniß für die Wohlfahrt des Reiches als Vaterlandsliebe maßgebend war, dagegen viel Bequemlichkeit und sehr viel Mißtrauen durch die confessionelle Spaltung hervorgerufen und genährt. Während der baierische Gesandte und die geistlichen Stände für die beantragte Einschränkung des Werberechts waren, widersetzten sich alle protestantischen mit Heftigkeit. Im Fürstenrathe, dessen Ausschuß am 20. Juli zusammentrat, machte sich die

Ansicht geltend, daß dieser Antrag nur das Uebergewicht der Papisten beabsichtige; der Kurfürstenrath dagegen meinte, daß den fremden Potentaten nur verwehrt werden sollte, ohne Vorwissen des Kaisers Werbungen im Reiche vorzunehmen; am 7. August traten der ganze Fürstenrath und die Städte dieser Auffassung bei, der Kaiser dagegen verharrte auf der Forderung, daß ein bloßes Vorwissen nicht genüge, sondern daß der Werbung eine förmliche Erlaubniß des Kaisers vorausgehen müsse. Allein die Reichsstände blieben bei ihrem Widerstande; die deutsche Freiheit, erklärten sie, und Religionsgründe widerstrebten solchen Beschränkungen, und auch durch eine Duplik des Kaisers ließen sie sich nicht davon abbringen, so daß Maximilian am 16. September seinen Antrag für fallen gelassen erklärte. Welche Motive die Mehrzahl der Reichsstände für ihren Widerstand beseelten, zeigen einige Gesandtschaftsberichte, welche Koch in dem öfter angeführten Werke abdrucken ließ. Der württembergische Gesandte schrieb, daß der kaiserlichen Majestät Consens in Werbung fremder Potentaten Kriegsvolks nicht solle erfordert werden oder nöthig sein, und dasselbig aus hochwichtigen Ursachen, so der Feder nicht wohl anzuvertrauen, und welche in der Stände unterthänigem Vermelden und Bitten nicht vermeldet wurden. Dem Frankfurter Stadtrathe eröffnet sein Gesandter diese „hochwichtigen Ursachen" mit den Worten: „aus den Mittheilungen der Räthe der weltlichen Kurfürsten und Fürsten verstehe er so viel, daß selbe nicht zugeben werden, daß die deutsche Libertät dergestalt eingepfercht und enge gespannt werde, denn was Nachtheil, Schaden und Untergang den bedrängten Christen in fremden Landen, ja auch im hl. römischen Reich entstehen würde, indem die angefochtenen Christen keine tröstliche Entsatzung, Hilfe oder einigen Widerstand haben könnten, ist leichtlich abzusehen." Im Kurfürstenrathe war die Bemerkung gemacht worden, daß die Hugenotten längst ausgerottet wären, wenn die Deutschen sich ihrer nicht angenommen hätten. Deren Unterstützung und der Zuzug zu Oranien war es, was die protestantischen Stände durch den Antrag des Kaisers gefährdet glaubten, und sie leisteten durch den Widerstand

dagegen dem französischen Bürgerkriege und der Zerfleischung der Niederlande einen wesentlichen Dienst.

Auch am Kaiser fand Oranien in einer andern Sache, die auf diesem Reichstage zur Sprache kam, eine unerwartete Unterstützung. Die spanische Gesandtschaft trat nämlich mit einer Anklage gegen die Grafen von Emden wegen Vorschub der Seeschänder auf, und Maxmilian vermochte wider die Angeklagten nicht einzuschreiten.

In der Eingabe sagt der spanische Gesandte: „Welcher Gestalt die Grafen von Emden seit einigen Jahren durch Aufnahme, Verpflegung und Vorschubleistung der offenkundigen Feinde des Königs völlig unnachbarlich und gleichsam, wie der Feind selbst, sich betragen haben, das lasse sich aus den häufigen Einfällen in die niederländischen Grenzbezirke, aus der Beraubung der Kirchen und Klöster und der erbärmlichen Mißhandlung der Mönche und Nonnen abnehmen, insbesondere aber auch noch daraus, daß das Raubgut nach Emden geschleppt und dort öffentlich feilgeboten und verkauft werde. Nachdem diese Vorgänge Sr. Majestät und den Reichsständen unlängst von uns ausführlich zur Kenntniß gebracht worden waren, verhofften wir nicht allein Abstellung dieses Unwesens, sondern vermeinten auch, die Grafen von Emden würden zur Verantwortung gezogen und gestraft werden. Diese Voraussetzungen waren inzwischen eine arge Täuschung, denn es zeigte sich nun das schnurgerade Gegentheil, indem die Rebellen in den Städten Emden und Narden einige Schiffe ausgerüstet haben, und die Grafen ihr Geschütz, Proviant und Kriegsbedarf dazu gaben oder von ihren Unterthanen dazu liefern ließen. Folge davon war, daß diese Schiffe zu andern Piratenschiffen stießen und durch ihre Vereinigung hinlänglich mächtig geworden, in dem Seegebiet des Königs erschienen, dort die Passage verlegten und am letzten Tage des Monats August d. J. zehen von Norwegen nach den Niederlanden segelnde Schiffe sammt einigen ausländischen wegnahmen, jene plünderten und zum Behufe ihrer Seeräuberei ausrüsteten, den letztern aber, welche Eigenthum fremder Kaufleute waren, eine schwere Loskaufssumme abnöthigten. In Emden hält sich überdieß ein für den Admiral des Prinzen von Oranien sich ausgebendes

Individuum auf, welches alle geraubten Güter in Empfang nimmt und sie unter die Seeschänder vertheilt. Dieser angebliche Admiral hat die Frechheit, den Seefahrern Paßkarten gegen hohe Summen auszustellen; auch ist dieser verwegene Friedensstörer jüngst in die friesischen Landschaften eingefallen und hat dort mit Mord, Raub und Brand dermaßen gewüthet, daß jede rechtliche Obrigkeit sich verpflichtet fühlen mußte, zur Bestrafung dieser Bösewichter die Hand zu bieten. Hievon thaten die Grafen von Emden das Gegentheil, indem sie diesen Piraten nicht allein bis auf diesen Tag den Aufenthalt und Schutz in ihren Gebieten vergünstigen, sondern sie auch bei ihrem schändlichen Handwerke unterstützen. Durch diesen Unterschleif und die Vergünstigung erfahren nicht bloß die Unterthanen des Königs, sondern überhaupt die Seefahrer und Kaufleute aller Nationen wider alles Recht und den gemeinen Landfrieden die ärgsten Beschädigungen. Deßhalb, daß Alba diesen von den Grafen bereits mehrere Jahre getriebenen Unfug ungeahndet ließ, ist der Uebermuth derselben vollends gereift. Da aber auch des Herzogs Geduld erschöpft ist, so erstattet er Sr. Majestät und den Reichsständen mittelst der Gesandtschaft nunmehr den letzten Bericht, erklärend, daß, wofern die Grafen von Emden nicht Schadenersatz leisten und von der Protektion der Seeräuber nicht ablassen, Seine Majestät und Kurfürsten und Fürsten und gemeine Stände es nicht für ein Unrecht ansehen mögen, wenn es zu Thätlichkeiten kommt und man der erlaubten Gegenwehr sich bedient. In diesem Falle werde begehrt, daß das Reich der Exekutionsordnung gemäß die Grafen von Emden als öffentliche Friedensstörer behandle.

Die Grafen verantworteten sich namentlich damit, daß ihnen die Macht zur Abstellung des Piratenwesens fehle. Der Kaiser aber gab diesen Bescheid: für Dießmal wolle er zwar über das Geschehene hinwegsehen, ermahne jedoch die Grafen ernstlich, keine Ursache zu ferneren Weiterungen zu geben und dafür zu sorgen, daß die Freibeuter und andere dem Könige von Spanien und der burgundischen Regierung feindselige Menschen, welche in ihren Gebieten zu Haft gebracht werden, nicht erst auf Verlangen dieser

Regierung, sondern gleich ihrerseits und vermöge ihrer Amtspflicht zur Verantwortung gezogen werden. [309]

Diese lendenlahme Entscheidung sicherte dem Prinzen von Oranien und seinen Meerschändern auch für die Zukunft die Häfen der Grafen von Emden.

5.

Wahrhaft bewunderungswürdig ist die umfassende, rastlose Thätigkeit Oraniens; in Frankreich, in England, in Deutschland, in den Niederlanden, überall hat er seine Agenten, überall spürt er die Männer aus, die seiner Sache dienen, überall findet er die Gelegenheiten, die ihm günstig sein könnten. Ist auf dem Reichstag von Speier seine Verbindung mit dem Russen als ein Gerücht besprochen worden, so haben wir sichere Nachrichten, daß er bis in den höchsten Norden seine Hilfe begehrenden Arme ausgestreckt hat. Er schickte den Senoy, Hermann van der Meere und Johann de l'Ecluse, der vordem Kaufmann in Antwerpen war, nach Dänemark und Schweden, um fünf oder sechs Schiffe und die Ermächtigung zu erhalten, im einen oder andern Lande einen Hafen als Zufluchtsort und Reparaturwerfte für die Flotte der Seeschänder und als Markt für den Absatz ihrer Beute benützen zu dürfen. In Schweden sollten die Agenten überdieß die schottischen Regimenter, die daselbst gedient hatten, in den Sold des Prinzen nehmen. Allein Johann III., König von Schweden, wies die Verhandlung mit Berufung auf die alten Verträge mit Spanien ab, und in Dänemark glückte es ihnen nicht besser, im Gegentheile war Friedrich II. eben im Begriffe gegen die Seeräuber Schiffe auszurüsten.

6.

Das war nun allerdings Etwas, aber im Ganzen muß man doch sagen, daß Spanien den Umtrieben Oraniens gegenüber isolirt dastand, nirgends Unterstützung, aber überall mehr oder weniger hervortretenden bösen Willen fand. Der spanischen Macht gegenüber, der ersten in der ganzen Welt, der an Hilfsquellen aller Art so unermeßlich reichen, konnte dieß freilich, wenn der Fall in ge-

wöhnliche, ruhige Zeiten gefallen wäre, ziemlich gleichgiltig sein; aber im eigenen Lande beschäftigten Philipp die Morisken — und die oranische Partei würdigte das in vollem Maße —, sodann rückte der Türke gegen das Abendland heran, Venedig verlor die Insel Cypern, die Christenheit war mehr als je bedroht, und Philipp war der Mann nicht, der sich diese Bedrohung nicht zu Herzen genommen hätte. Das wird ihm ewig zum Ruhme gereichen, daß er sein Herrscherrecht als eine von Gott ihm übertragene Pflicht auffaßte, und dieser Auffassung getreu für den Schutz der Christenheit und die Bekämpfung des Türken seine Macht einsetzen zu müssen glaubte. Wie haben aber die Rebellen in den Niederlanden und die unruhigen Calvinisten in Frankreich darüber gejubelt, daß der Türke den König von Spanien beschäftigte und dadurch abhielt, mit seiner ganzen Macht auf sie sich zu werfen!

Spanien isolirt und in seiner Machtentfaltung getheilt, dazu durch Alba's Rasereien die Niederlande niedergetreten, in ihren Ueberzeugungen und Freiheiten gekränkt, in ihren materiellen Interessen geschädigt: — unter diesen Verhältnissen griff der Prinz von Oranien mit seinen Agitationen ins Land herein.

Wir begreifen das dumpfe Stöhnen der Verzweiflung und dürfen uns nicht wundern, daß es in einen lauten Aufschrei überging, sobald sich eine Möglichkeit zeigte, den Panther abzuwerfen, der sich in seinen Nacken eingebissen, unter dessen Tatzen es zusammengebrochen dalag.

Und doch, was mußte Oranien nicht erst thun, bis es ihm gelang, diesem treuen Volke die Waffen des Aufruhrs in die Hand zu zwingen!

Der Herzog v. Alba erhielt von wohlmeinenden, mit den Verhältnissen des Landes und den Gesinnungen der Niederländer wohl vertrauten Männern den Rath, eine neue, umfassendere und aufrichtig gemeinte Amnestie zu geben. Der verblendete Mann wollte aber nichts davon wissen.

Man stellte ihm vor, daß er doch die unermeßliche Last der Einquartierung ermäßigen möchte. Wenn dem spanischen Soldaten der Sold nicht zum Lebensunterhalte genüge, so solle derselbe er-

höht werden, das Land werde die Kosten aufbringen, und wenn sie auch beträchtlich wären, so könnten sie doch leichter ertragen werden, als die Brutalität, mit welcher die Soldaten in den Bürgerhäusern sich benähmen und ohne Reglement und Controle die Forderungen für ihre Verpflegung und die Nahrung ihrer Pferde aufstellten und steigerten. Auch hier blieb Alba unbeweglich auf seinen einmal gefaßten Entschlüssen und Befehlen.

Es kam das grausige Unglück von Allerheiligen 1570, und was die See nicht verschlang, ging durch die so überhand nehmende Seeräuberei verloren, daß Schiffahrt, Fischerei und Handel stille standen, die Leute verarmten und die Lebensmittel theurer wurden.

Alba aber fuhr fort in der Erpressung der Abgaben, und der Blutrath nährte die Unzufriedenheit durch Verweigerung der Gerechtigkeit, durch offenbar ungerechte Verurtheilungen, durch Vorenthaltung des Eigenthums der Kirchen, Stiftungen, Kollegien, Hospitäler und Gemeinden, indem er die Entscheidung über die Ansprüche zahlreicher Wittwen, Waisen, Edelleute, Kaufleute und Bürger auf das confiscirte Vermögen von Hingerichteten oder Verbannten in die Länge zog, indem die Beamten rauh, barsch und gewaltthätig waren, indem die ordentlichen Gerichte den Ordonnanzen und Entscheidungen des Blutrathes widersprachen, und eine allgemeine Verwirrung bei den Gerichten einriß.

Die Demagogen streuten die abenteuerlichsten Gerüchte aus, brachten alles Mögliche auf, was den Haß gegen Alba nähren, die katholische Religion verächtlich machen, die Gemüther der Regierung und Ordnung entfremden konnte. Was dagegen von Seiten der Regierung geschah, das war nicht geeignet, Abhilfe zu schaffen; die Klagen des Volkes und die Vorstellungen der Stände wurden nicht beachtet, „es war wie wenn man absichtlich eine noch größere Unzufriedenheit gesucht und verlangt hätte, um Gelegenheit zu haben, in trübem Wasser zu fischen, Veranlassung zu noch schreienderer Unterdrückung der Provinzen, oder um sich in Ermanglung eines andern Feldhauptmanns nothwendig und unentbehrlich zu machen."

In diesen Gedanken ergeht sich Renom de France,[310] und

er steht damit nicht allein da; ähnlich drückt sich z. B. am 23. März 1572 Morillon in einem Briefe an Granvella aus: „es hat den Anschein, als ob der Herzog entschlossen wäre, alle Unterthanen zum Aeußersten zu treiben, um alles Eigenthum einziehen zu können. Wenn Oranien seine Armee bis zu dieser Zeit beisammen gehalten hätte, wäre es ihm ein Leichtes geworden, sich des Landes zu bemächtigen.“ [311]

Zehntes Kapitel.

Anfänge zum Befreiungskriege.

1.

Neben den auswärtigen Verhandlungen hat der Prinz von
Oranien selbstverständlich die Volksaufwieglung in den Niederlanden
elber mit allem Eifer sich angelegen sein lassen. Auf Dillenburg
rhielt er viel Zuspruch von Unzufriedenen, massenhaft ist seine Corre-
pondenz, und von Zeit zu Zeit streifen seine Unterhändler durch
ie Niederlande.

Hiebei tritt uns ein Umstand entgegen, welcher wohl beachtet
u werden verdient und der auf den Charakter des Aufstandes ein
elles Schlaglicht wirft.

Unter den Agenten des Prinzen, wie aus seinen Briefschaften
eten uns nicht mehr adeliche Namen entgegen, kaum stoßen wir
uf den einen und andern; — bei Bor S. 333 werden nur Ja-
ob van Duvenvoordt, Herr von Warmont, Otto von Egmont, Herr
on Renneburg, Herr von Benthuisen, alle in Holland, aufgeführt;
ondern Bürger und Prädikanten, vorzugsweise Rathspensionäre, ab-
esetzte oder in der Verbannung lebende Bürgermeister und andere
Magistratspersonen sind es, welche für den Aufstand thätig sind,
nd an die Städte wendet sich Oranien, sie werden für ihn zu ge-
vinnen gesucht.

Die Agitation hat also gegen früher einen andern Charakter
ngenommen. Anfänglich war es der Adel, welcher in die Bewe-
ung trat, von welchem die Religionsfrage als Agitationsmittel be-
utzt wurde, wobei durch ihn und die Anhänger und Förderer der

religiösen Neuerung die Magistrate durch Einschüchterung gelähmt und in's Schlepptau genommen wurden.

In den bürgerlichen Elementen waren vorzugsweise Diejenigen zu finden, welche unter dem Drucke der Finanzmaßregeln Alba's litten und daher über das Schreckensregiment empört waren; der städtische Reichthum kam durch die Seeschänder und die Handelssperre vorzugsweise zu Schaden; in den Städten lagen die spanischen Garnisonen mit ihren Greuelthaten, und hier hatten die Anhänger des Calvinismus am meisten Aussicht, die unzufriedenen Elemente mit in die Gährung hinein zu reißen.

Sodann mache ich darauf aufmerksam, daß Oranien sich an die Städte der nördlichen Provinzen wandte, vorzugsweise an die von Holland und Seeland; aus Flandern finde ich nur das einzige Audenarde, wohin er am 21. August 1571 eine Bestallung gibt, [112] die Stadt entweder zu gutwilliger oder erzwungener Uebergabe an ihn zu bringen. Daß er in Brabant, Limburg, Luxemburg oder den andern südlichen Provinzen Verständnisse gehabt oder gesucht hätte, dafür finde ich in dieser Zeit keinerlei urkundlichen Beleg.

Dem kann eine mehrfache Absicht zu Grunde gelegen haben.

Wenn auch die Reformirten in allen Städten aller Provinzen die weitaus größte Minderzahl ausmachten, so waren deren in Holland doch mehr vorhanden, als in den übrigen Provinzen und gerade unter den durch die Stellung ihres Lebens oder Amtes einflußreicheren Bürgern. Da aber Oranien Grund hatte, sein Unternehmen vorzugsweise auf die Mithilfe der Calvinisten zu stützen, so hat er dort, wo sich Aussicht darauf zeigte, daß um den calvinistischen Kern eine brauchbare Masse sich ansetzen lasse, seine Agitationsthätigkeit concentrirt. Sodann waren die Städte an der See, die auf die Fischerei, Rhederei und den Handel angewiesenen, weit mehr als die brabantischen und andern durch die Seeschänder und die Handelssperre im Schaden, hatten also auf der einen Seite mehr Grund zum Groll gegen die Regierung, von der sie keinen Schutz erhielten, und auf der andern zur Hoffnung auf Oranien, in dessen Namen und Interesse die Seeschänder ihr unehrliches Gewerbe trieben. Zur See hatte er seine Hauptmacht; von der See

aus war gerade in Holland, Seeland und den Inseln am leichtesten Fuß zu fassen und dem Aufstande ein gesicherter Anhaltspunkt zu geben; daher auch von dieser Seite die Insurgirung sich empfahl. Endlich aber wollen wir nicht vergessen, daß in den hochverrätherischen Verhandlungen Ludwigs mit Frankreich und England der Provinz Holland nur so nebenbei Erwähnung geschah. Ludwig nannte sie gar nicht unter den Theilungsobjekten und nur der englische Gesandte sprach davon, wie wenn sie für sein Land bestimmt wäre. Oranien nahm Holland für sich selbst in Aussicht. Von früheren, den besseren Zeiten her hatte er seine Verbindungen im Lande und glaubte, am ehesten hier das Volk um sich schaaren und die Gerechtsame an sich reißen zu können; indem er sich dazu für den Statthalter des Königs ausgab, war die Aussicht, daß die urtheilslose Menge blindlings folgen werde, nicht geringe.

Die Agitation wurde gerade so, wie man es in Zeiten von Verschwörungen gewohnt ist, betrieben. Die Häupter nahmen fremde Namen an, Oranien hieß Martin Willems oder Georg Certain, Ludwig sein Bruder Lambert Certain, Alba wurde Paul von Alblas genannt. Die Correspondenz wurde in der Form von Handlungsbriefen geführt, unter Kupfer war darin Holland, unter Stahl Gelderland, unter Zink Overyssel verstanden. Den Städten wurden Namen aus der heidnischen Götterlehre gegeben. Amsterdam hieß Saturnus, Delft Apollo, Leyden Merkur, Enkhuisen Triton u. s. w.

Sonst wenn ein unterdrücktes Volk seine Fesseln abzuwerfen im Begriffe ist, ruft es nach einem Befreier und muß nicht erst durch künstliche Mittel zum Aufstande gebracht werden. Nicht so hier. Wir finden nicht, daß die Niederlande nach Oranien als dem Befreier gerufen, ihn mit ihren Klagen und Bitten bestürmt hätten; ganz im Gegentheile ist er es, der dem Lande keine Ruhe läßt, der schürt und hetzt und unglücklich macht, um das Volk wie ein aufgescheuchtes Wild in sein Garn zu treiben. Da er mit seinen bisherigen Unternehmungen keinen Erfolg hatte, und sich von Denjenigen verlassen sah, zu deren Befreiung er sein Vermögen eingesetzt, so verlangte er jetzt vor Allem Sicherstellung der Geldmittel

und klagt, daß er gerufen werden sollte, statt daß er fortwährend Anerbietungen machen müsse.

Unter den Reichen waren es immer nur Einzelne, die zu Opfern bereit waren; das niedere Volk, der mittlere Bürger dagegen war regelmäßig und treu in seinen Beisteuern; hierauf konnte der Prinz sich verlassen. Es kostete aber nicht geringe Mühe, die Sammlungen in Gang zu erhalten und zur rechten Zeit über die großen Summen, die nöthig waren, verfügen zu können. Aber die Seeschänder waren mit dem Beispiele des Raubes vorangegangen, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß auch hiezu ein Vorschlag dem Prinzen gemacht wurde. Bei den Steuereinnehmern, bei den Papisten, auch im Hause eines gewissen Honselorer, wo der Arenbergische Schatz verwahrt werde, sei viel zu finden, wurde dem Prinzen im Juli 1570 mitgetheilt.

Wir haben diese Notiz einem Manuscripte entnommen, das in der Bibliothek des brittischen Museums in London liegt, sie ist eigenhändig von Jakob von Wesenbeke, dem Hauptunterhändler Oraniens geschrieben. Von diesem besitzen wir aus derselben Bibliothek einen Theil seiner Correspondenz mit dem Prinzen und sein Tagebuch aus dem Jahre 1570. Am 1. Juli dieses Jahres gab ihm Oranien den Auftrag, eine Reise zu den Parteigenossen zu machen, damit er ihnen seinen Dank für die bisherige Thätigkeit ausdrücke und von ihnen sich erklären lasse, auf welche Weise, durch wen, wo, wann und wie viel Geld beschafft werden könne, ferner auf welche Städte man zählen und auf welche Weise diese von ihm in Besitz genommen werden könnten. Im Allgemeinen aber sollte Wesenbeke mit den Parteigenossen sich über all' das berathschlagen, was seiner Sache Vorschub leisten könnte.

Am 1. Juli reiste Wesenbeke von Dillenburg ab, bestieg in Deutz ein kleines Boot und fuhr den Rhein hinab. Der Mann entfaltete einen außerordentlichen Eifer, bei Tag und bei Nacht war er auf dem Fluß, auf den Straßen, zu Wagen und noch öfter zu Fuß, in den öffentlichen Herbergen und verborgen bei den Parteigenossen. Bald blieb er an einem Orte nur einen Tag, bald mehrere, wo er dann seine Leute aus den verschiedenen Städten

rwartete, daß sie ihm Bericht erstatten. Von Delft erfuhr er, 'aß es leicht zu nehmen wäre, „und sobald man Sicherheit hätte, 'aß die Stadt wirklich für Oranien in Besitz genommen würde, so oürden sich auch Leute mit Geld finden, so drei, davon der Eine :us dem Magistrat und zwei von den angesehensten Bürgern mit 3000 Gulden, aber erst wenn sie sich von einem ernstlichen Angriff 'er Sache überzeugen könnten, vorher nicht, weil bei dem Zuwarten ein Trost; und dann thäten sie auch noch ein Uebriges, so daß in Hinsicht auf diese Stadt keinerlei Schwierigkeit oder Mühe obwaltet." Bon Leyden ward ihm von einem Manne, den er von dorther ommen ließ, berichtet, daß einer Besitznahme der Stadt nicht die illergeringste Schwierigkeit entgegenstehe, da man daselbst sehnlichst tach der Befreiung verlange, und selbst unter den Vornehmsten „gutgesinnte Leute" seien. Dasselbe gelte von Rotterdam, jedoch müsse zu größerer Sicherheit noch weitere Erkundigung von den Parteigenossen daselbst eingezogen werden. Die von Gouda seien gleichfalls zur Parteinahme geneigt, wagen sich jedoch nicht hervor, bis sie mehr Sicherheit sähen. Wie wenig Verlaß bei solchen Nachrichten war und wie eben nur die wenigen Parteigenossen dabei zum Worte kamen, sollte Oranien eben bei Gouda erfahren, das er für den Aufstand gewonnen meinte, das aber sein Schreiben vom 22. April 1572 uneröffnet an den Herzog v. Alba schickte. Er hatte darin Bürgermeister, Schöppen, Rath, Bürger und andere gute Einwohner wegen ihrer Parteinahme beglückwünscht und zum offenen Kriege gegen die Spanier, aber auch, da der Aufstand so unerwartet gekommen und er ohne Geld sich befinde, unter Zusage seines Schutzes zu einer patriotischen Beisteuer aufgefordert.[11]

Von Enkhuisen, Haarlem, Schiedam und Brille hat Wesenbeke gleich gute Nachrichten erhalten, diese und alle übrigen Städte seien gut gesinnt, und es sei dafür gesorgt, daß sie ihre Thore öffnen werden; bei Nacht werde jedes Schiff mit der Fluth eingelassen, und man habe den Wächtern nur zuzurufen, woher das Schiff käme; in diesen Orten sei ein großer Reichthum zu finden; von Haarlem traf er den Michael von Wale, der zur Zeit der

Wirren Bürgermeister daselbst gewesen, und erhielt von ihm die Versicherung, daß auf zehn Einwohner kaum Einer komme, welcher nicht der neuen Religion zugethan wäre; wir wissen aber gerade das Gegentheil, daß nämlich die Stadt nur gegen ausdrücklichen Vertrag, in welchem die Schonung des katholischen Wesen bedingt war, zu Oranien überging. Die gleiche Bewandtniß hatte es mit der weitern Zusage des ehemaligen Bürgermeisters, daß die Einwohner ihn mit offenen Armen aufnehmen und zur Befreiung des Landes gerne und stark beisteuern werden; freilich mußten sie zur Zeit noch sich zurückhalten und es wäre angezeigt, an einige vertraute Männer, die er namhaft mache, sich zu wenden, dagegen gab er für sich und seinen Schwager Peter Kies, der zu Duisburg wohnte, die Zusicherung, daß sie mit Gut und Leben bereit seien, wie sie schon bei der letzten Collekte zugesagt; der Bürgermeister bot sich außerdem an, daß er, wenn man den Anschlag auf die Stadt unternehmen wolle, mit etlichen Kameraden sich zuvor heimlich darin einfinden und mit den Parteigenossen die nöthigen Vorbereitungen treffen könne. — Von Breda und Sevenberg sah Wesenbeke auch einen Boten, der ihm mittheilte, daß eine gute Summe zusammengebracht werden könne und daß man damit nur deßhalb so lange hingehalten habe, weil keine Aufforderung gekommen sei; die Hoffnung sei im Wachsen wegen der guten Nachrichten, die aus Frankreich gekommen. Ueber Harderwyck hörte er den Bürgermeister Hueskelom, der die Versicherung gab, daß man seine Stadt ganz bereit finden werde, so gut wie jede andere im Lande; Gut und Blut sei sie zu opfern bereit, wie es auch die Nachbarn von Elburg daran nicht fehlen lassen werden; nichts werde sehnlicher gewünscht, als einmal eine Hoffnung sich verwirklichen zu sehen; er wolle über Mittel und Wege mit den andern zwei Bürgermeistern sprechen, die wie er und ihre zwei Sekretäre als Verbannte in Wesel sich aufhalten. Nachdem er dieß gethan, schug er vor, daß die Kriegsknechte mit dem Marktschiffe nach der Stadt gehen sollten; so wäre sie zweimal in der Woche zu überrumpeln; auch könnten sie bei einem Wirth in Hochbrugg, wo immer viele Reisende aus- und eingehen, und welcher der neuen Religion

sehr zugethan sei, bis zu einem geeigneten Zeitpunkte sich verborgen halten. Also auch hier wieder ist es nicht die Stadt, sondern es sind Verbannte, welche mit Oranien im Einverständnisse stehen. — Aus Deventer und Nymwegen blieben die Leute aus, in letzterer Stadt war man ganz mit den Vorbereitungen auf den Empfang der Erzherzogin Anna, der neuvermählten Gemahlin Philipps beschäftigt. Von Gröningen haben drei Verbannte ihm schriftlich ihr Gutachten gegeben, daß keine Hoffnung sei, daß die Garnison die Stadt übergeben werde; aber am nächsten Markt wäre sie zu überrumpeln; sie lieferten ihm eine Zeichnung der bereits vollendeten und den Plan der noch im Baue begriffenen Festungswerke. In Zutphen wollte ein Nachwächter Kriegsvolk einlassen. Aus Amsterdam heißt es in dem Tagebuche: „Ich habe darüber mit etlichen Vertrauten gesprochen, aber die Sache schwierig gefunden, sie verzweifelten an einer freiwilligen Uebergabe, da alle ... (nicht gesagt, wer) sich zurückgezogen; doch sei es von der Seeseite zu überrumpeln, wenn sich die Leute in Booten verborgen hielten und bei der Fluth kämen, wo man unter den Schlagbäumen durch könnte.“ Auch von der Befestigung Amsterdams wurde eine Zeichnung geliefert.

Adrian Dirix, der dicke Bürgermeister von Gorichem genannt, will von einem Mann aus Dordrecht, einem der reichsten in der Stadt, die Zusicherung haben, daß er für die Uebergabe der Stadt an die Partei so gute Mittel wisse, daß sie zur Stunde bewerkstelligt werden sollte, sobald nur ein Befehl vom Prinzen von Oranien da wäre und ein Edelmann mit hundert Mann zur Belebung der Sache ankäme, damit man bei der Gewißheit, daß der Prinz mit Macht ins Feld gerückt wäre, auf seinen Beistand sich vertrösten könnte. Durch das Schloß von Gorichem meinte der dicke Bürgermeister die Stadt mit Leichtigkeit auf die Seite der Partei bringen zu können; in den Besitz des Schlosses aber möchten sich ein paar Mann setzen können, da jeden Morgen durch ein Pförtchen die Magd zum Melken eingelassen werde, wobei der Pförtner niedergeworfen werden könnte.

Für andere Städte waren von Oranien andere Unterhändler geschickt.[314] Ueber die Sendung Wesenbeke's haben die vorstehen-

den Nachrichten den Prinzen nicht vollständig zufrieden gestellt; er schickte ihn daher am 9. August wieder aus, an die Häupter der Partei und „an Alle die aus den Niederlanden um Gottes Wort vertrieben oder in denselben noch unter der Sclaverei des Tyrannen gehalten sind," 1) daß durch Berathschlagung mit ihnen die Mittel ausgemacht werden, die zur Ehre Gottes und des Landes Freiheit die verläßlichsten sind; 2) sollen sie untersuchen, welche Städte willig wären, unter der Fortdauer der Unterthänigkeit gegen Se. Majestät in seine Hände sich zu geben, in welcher Weise und zu welcher Zeit dieselben Das thun und welche Versicherung sie ihm dafür geben wollten, damit er nicht wieder vergebens in Noth und Last sich stelle wie vordem, wo ihm auch viele Zusagen gethan worden; deßhalb sollen sie die Versicherungen entgegennehmen, wie auch er die seinigen gebe, daß er mit Heereskraft kommen und gegen den gemeinsamen Feind sich zu Felde begeben werde. Zum dritten sollen sie dahin wirken, daß neben den andern Städten in Holland, auf deren Besitz ihm Hoffnung gegeben ist, auch Amsterdam, Dordrecht und Enkhuisen, deßgleichen auch Zutphen, Deventer, Kampen, Zwoll und andere in seine Hand übergeben werden, und die drei Städte nicht nur eine merkliche Summe Geld und Geldeswerth beisteuern, sondern auch Häfen und Plätze bieten, damit von da aus allen andern Städten Hilfe und Beistand gebracht werden könne. Zum vierten will er, daß durch sie oder etliche Andere, die dazu tauglich sind, gefordert und angeordnet werde, daß ein Jeder für sich von Monat zu Monat eine erkleckliche Summe aufbringe und in seine oder seiner dazu Beauftragten Hände lege, denn er verheimlicht nicht, sondern will im Gegentheile, daß bekannt werde, wie er für seine Person nicht mehr im Stande ist, ein Heer aufzubringen, weßhalb sie mit ihrem Gelde ihm beistehen müßten. Von dieser Sammlung begehrt er den Ertrag eines Monats, während die übrigen Monatsbeiträge später, wenn er einmal im Felde stehe, abgetragen werden könnten. Diese Gelder sollen nach Verjagung des Feindes aus den Gütern der Geistlichkeit und anderer Feinde im vollen Betrage wieder zurückerstattet werden!

Beim sechsten Punkte bricht das Manuscript ab; dagegen sind

mehrere Briefe Oraniens und Wesenbeke's angefügt, aus welchen wir folgendes ausheben. Am 22. August schreibt Oranien an seinen Agenten, daß er bei Senoy und Druinen wohl dafür sorgen möge, „daß so oft Gott ihnen die Gnade eines guten Unternehmens gibt, sie alle mögliche Sorgfalt und Vorsicht anwenden, damit die Beute an einen sichern Ort gebracht werde, damit die Kaufleute und Andere nicht die Hand darauf legen.“ In Betreff der Städte schreibt er: „Da ich in euren Mittheilungen noch keinen sichern Grund für eine gewisse Hoffnung auf baldigen Erfolg sehe, so finde ich es angezeigt, daß vor Allem darauf geachtet werde, welche Sicherheit Diejenigen bieten, die sich mit der Sache abgeben. Dazu wird sehr dienen, daß man weiß, ob sie auch den nothwendigen Credit für die Ausführung einer solchen Angelegenheit haben, damit nicht am Ende die Sache in bloße Worte verläuft und man sich wieder getäuscht sieht, wie das schon mehreremal geschehen, was ihnen und mir zu schwerem Nachtheil gereichen müßte, denn ihr sehet die Gefahr wohl ein, daß bei dem vielen Hin- und Herschicken von Briefschaften und Boten die Sache herauskomme bevor nur irgend etwas erreicht ist. Ich finde auch um so weniger das Bedürfniß, ihnen durch Briefschaften viele Ermahnungen zu geben, da sie selbst, wenn ihnen die Ehre Gottes und die Befreiung aus Tyrannei und Knechtschaft am Herzen liegt, in erster Reihe mich darum ersuchen sollten.“

Am 8. Dezember freut er sich, daß die Angelegenheit mit mehreren Städten vorangehe, insbesondere mit Enkhuisen. Die Mine war gegraben, und er ist nun sehr begierig zu erfahren, wie Alba sich dazu stelle. Deßhalb ergeht an Wesenbeke der Befehl, drei oder vier oder noch mehr Spione um jeden Preis anzustellen, damit sie auskundschaften, welchen Geschmack Pauwels von Ablas an den Dingen finde.[315]

Aus vorstehenden Verhandlungen geht zur Genüge hervor, auf wie schwachen Füßen das Unternehmen Oraniens in den Niederlanden selber zur Zeit stand, als dieß noch nicht in die Oeffentlichkeit hervor, als für die Bevölkerung die zwingende Nothwendigkeit zu ihrer massenhaften Betheiligung daran noch nicht eingetreten war. Es waren einzelne Reformirte, welche den Minenkrieg eröffneten, nicht

von Anfang an jubelte die Bevölkerung dem Prinzen als seinen Befreier entgegen; aber er und seine Anhänger sorgten dafür, daß ihr die zwingende Nothwendigkeit bald eindringlicher predigte, als die ihr von den Verherrlichern des Aufstandes in's Herz gelegten Ideen der Unabhängigkeit.

In dem Berichte Wesenbeke's stehen zwei Vorschläge, welche dieses unqualificirbare Verfahren in helles Licht stellen. Der erstere betrifft die Legung von Brandbriefen in allen Städten, großen und kleinen, auch in den größeren Dörfern durch das ganze Niederland, es sollten ihrer an die viertausend von verschiedener Hand geschrieben, aber desselben Inhalts, wenn auch immer wieder mit andern Worten an den Kirchen und Thoren angeschlagen werden, und sie müßten besagen: „da wir gegen alle Hoffnung die Erfahrung machen, daß der Spanier Vornehmen ist, nicht allein die Bilderstürmer und Sektirer zu strafen, sondern auch die unschuldigen Katholiken mit Gewalt, gegen ihre Privilegien, mit unerträglichen Brandschatzungen und mit barbarischer Tyrannei gründlich zu verderben und zu Grund zu richten, so benachrichtigt man die Obrigkeit dieses Ortes, daß sie der Gemeinde Wohlfahrt, des Staates und Landes Privilegien und Freiheit anders vertrete und vertheidige, als sie dieß bis daher gethan, so daß wir einmal ein Ende sehen von dieser unerhörten Albaischen Grausamkeit gegen so viele unschuldig Verjagte und alle Eingesessenen, und das in wenigen Tagen, wenn sie diesen Ort nicht in lichten Flammen und in viel anderer Weise bitter heimgesucht sehen will."

Was solche Brandbriefe androhen, das sollte wirklich ausgeführt werden. Das Manuscript fährt so fort: Es fragt sich, ob man nicht, da mit menschlichen Mitteln vorderhand keine Hoffnung auf Hilfe besteht, eine Weile darnach die Drohung wirklich ausführen sollte, was in dieser Weise ganz leicht geschehen könnte. Man findet nämlich Städte und Flecken, darin nicht bloß Eine, sondern viele Personen sind, sechs und acht, die im Bewußtsein, daß gar keine menschliche Hilfe mehr übrig, in solch schrecklichen Zeiten dieses Auskunftsmittel für erlaubt halten dürften, nach Bergung ihrer Habe und des Hausraths, jeder in seinem Hause gegen

Abend Feuer zu legen, worauf sie sich aus der Stadt zu machen hätten und diese zur selben Stunde an sechs und acht Plätzen in Brand geriethe, besonders an einem windigen Abend. Es steht zu vermuthen, daß durch solches Werk unvermeidlicher Noth den Obrigkeiten in den Städten Angst gemacht, ja daß der Herzog v. Alba selbst ein wenig von seinem grausamen Beginnen abgeschreckt werden dürfte. Was die Treugemeinten nicht vermögen, das sollte dadurch vollbracht werden, daß mit den Raubzügen zur See das Land auch im Innern arm gemacht werde, damit der König zur Beschirmung der Niederlande Geld aus Spanien schicken muß. Was hier von Brandsteckung der Häuser in der Stadt gesagt wird, das sollte auch in Ausführung gebracht werden an den Landhäusern, an den Schiffen, Salzhütten, Scheuern und andern Gebäuden sowohl im Innern der Städte als außerhalb derselben. Und vor den Städten und Dörfern sollten Schiffe zur Brandschatzung erscheinen, so vor Amsterdam, Enkhuizen, Hoorn.[316]

Man glaube nicht, daß es nur bei diesen Vorschlägen geblieben, daß den großen Worten nicht die That gefolgt sei. Während wir die Verbrechen der Seeschänder alsbald verzeichnen werden, muß hier wieder der Buschgeusen Erinnerung geschehen. Nachdem ihnen das Jahr 1569 so verhängnißvoll gewesen, daß es den Anschein gewann, sie werden für immer zerstreut sein, tauchten sie 1570 wieder auf, und Unsägliches hatte Flandern, Artois, Hennegau und das Land von Tournai von ihnen zu leiden. Mit Büchsen, Pistolen, Picken und Brechwerkzeugen führten diese Banditen den Krieg gegen den Bauer und Bürger, insbesondere aber gegen die Kirchen und Klöster. Eine Masse französischen Gesindels hatte die Banden vermehrt; auf der Grenze wechselten sie hin und her, die Sicherheit hüben und drüben suchend. Was sie wollten, erreichten sie, den Schrecken der Bevölkerung; dieser war so gewaltig, daß selbst Magistrate vor ihnen zitterten und nicht nur die Landleute, sondern auch diese ihnen Unterschleif gewährten. Im wachsenden Erfolg wuchs auch ihre Frechheit, sie traten aus den Wäldern hervor und brachen in die Dörfer, selbst in Städte ein.

Wir haben der Aufforderung Oraniens zur Uebergabe von

Audenarde Erwähnung gethan; sie wurde durch zwei Flamänder, Jakob Blommaerdt und Jakob von Myegen veranlaßt, die dem Prinzen anboten, Flandern durch die Schätze, die man in den Klöstern finden könnte, aufzuwühlen. In Ronse, das ein offener Platz war, wiesen sie auf ein Kloster hin, das man zu 100,000 Gulden schätze; auch auf dem platten Lande wußten sie reiche Nester auszunehmen. Bei Ronse, gaben sie an, in dem großen Walde lasse sich viel Volk heimlich unterbringen und aus Audenarde, Tournai, Gent und andern kleinern Orten wollten sie die Anhänger der neuen Religion zusammenbringen. Oranien gab ihnen wirklich die Bestallung zu dem Raubzug, und die Bande that dem Lande schweren Schaden.[117] Aber den Spaniern gelang es, sie zu zerstreuen.

Diese Haufen der Buschgeusen konnten durch ihre Verbrechen der Bevölkerung zwar unermeßliche Lasten zu denen der spanischen Herrschaft hin auferlegen und sie zu einzelnen Akten der Verzweiflung fortreißen und nöthigen, aber viel wichtiger erschien es dem Prinzen, in irgend einem festen Platze festen Fuß zu fassen, um von hier aus die Hebel an die Ausrottung der spanischen Herrschaft anzusetzen.

2.

Wo der Rhein oder die Waal und die Maas zusammenfließen, steht das Schloß Lövestein, das die Städte Gorkum und Workum und die Schiffahrt auf den nächsten Gewässern beherrscht. Es war Eigenthum des Herzogs von Cleve, der Schloßhauptmann stand aber in spanischen Diensten und hielt das Schloß für den König Philipp. Hier schien Oranien ein geeigneter Ort für weitere Operationen zu sein. Die Ueberrumpelung des Platzes vertraute er dem Hermann v. Ruyter an, einem Ochsenhändler in Herzogenbusch, der einer adelichen Familie Gelderns angehörte, ein verschlagener und entschlossener Mann, der schon in den Wirren von 1566 eine bedeutende Rolle gespielt und seither immer ein feuriger Anhänger Oraniens geblieben war. Sein Bestallungsdekret war vom 25. November 1570 aus Dillenburg datirt. Oranien

nennt sich darin anmaßend und unwahr Statthalter des Königs von Holland, Seeland, Friesland und Utrecht und gibt den Auftrag in seinem Namen und für den Dienst des Königs des Schlosses von Lövestein und der Städte Gorkum und Workum sich zu bemächtigen und dafür zu sorgen, daß daselbst alsbald die neue Religion gepredigt werde, wenn die Einwohner es wünschen, jedoch ohne die geringste Störung oder Verhinderung des katholischen Gottesdienstes. Dieser Anordnung begegnen wir noch öfter; sie kann aber nicht als Toleranz ausgelegt werden, denn Oranien wußte zum Voraus, daß die wenigen Schreier, welche schon Calvinisten waren und die Predigt der neuen Religion begehrten, den katholischen Gottesdienst nicht dulden würden; aber er konnte auf diese Weise, die Akte der Unduldsamkeit seinen Werkzeugen überlassend, für sich selber den Schein der Toleranz in Anspruch nehmen. Ruyter war weiter ermächtigt, die Magistrate ab- und andere aus den Parteigenossen einzusetzen und diese wie alle Einwohner schwören zu lassen. Zugleich sollte er eine Proklamation verbreiten, in welcher Oranien an die Anstrengungen erinnert, die er 1568 zu ihrer Befreiung gemacht und die gelungen wären, wenn er von ihnen Unterstützung erhalten; jetzt sei er von Mitleiden gerührt über ihre schreckliche Unterdrückung durch die Grausamkeit Alba's und entschlossen, noch einmal Gut und Blut für ihre Befreiung einzusetzen.

In der Nacht des 2. Dezembers 1570 klopfte es an das Schloßthor. Es war eine wilde Winternacht. Zwei Barken, in welchen sich etliche zwanzig bewaffnete Männer verborgen hielten, schwammen das Wasser herab, aber Regen wechselte mit Schneegestöber und die Barken kamen nicht voran. Vor dem Schloßthore standen sechs bis sieben Männer. Auf ihr Klopfen kam ein Pförtner und fragte nach ihrem Begehren. Sie seien Franziskanerbrüder, sagten sie, und bitten um eine Nachtherberge; der Schloßhauptmann, ein Schwager des königlichen Rathes Tisnacq, war so gutmüthig, sie ihnen zu gewähren, und sie wurden in den Saal geführt, wo er mit seinem Weibe beim warmen Ofen saß. Statt des Grußes zogen die Franziskanerbrüder Pistolen unter der Kutte hervor und hielten sie ihm vor die Brust. Ruyter fragte, für wen er das

Schloß halte, ob für den Prinzen von Oranien? Der Schloßhauptmann erwiderte, daß er keinen andern Herrn, als den Herzog von Cleve und keinen andern Gebieter hier kenne, als den König von Spanien. Da schoß Ruyter seine Pistole auf ihn ab und verwundete ihn, er sprang auf und wollte nach seinen Waffen greifen, aber die Andern fielen über ihn her und warfen ihn nieder. Ruyter bemächtigte sich der Schlüssel und ließ noch andere Genossen, die sich versteckt gehalten hatten, ein. So ward das Schloß von Lövestein für den Prinzen von Oranien in Besitz genommen.

In Herzogenbusch commandirte Rodriguez von Toledo; an ihn, wie an Alba gingen alsbald von Gorkum und Workum Eilboten ab. Alba versprach Hilfe und ermuthigte die Städte zu tapferem Widerstand. So wenig Grund hatte Oraniens Berechnung auf diese Städte, daß bevor noch von Alba oder Rodriguez etwas zu ihrem Schutze geschehen konnte, der Magistrat von Workum schon Schiffe um das Schloß kreuzen ließ, die keinen Menschen aus- oder einließen. Rodriguez schickte den Hauptmann Lorenz Perna mit 50 Soldaten gegen das Schloß, von Seite Alba's stießen noch 60 Büchsenschützen dazu. Auf zwei Fischerbarken nahte der Spanier dem Schlosse. Mit Einbruch der Nacht bestieg er einen Nachen und kundschaftete die Lage des Schlosses aus; die Besatzung muß sehr nachläßig gewesen sein, denn er bemerkte keine Schildwache. Da schickte er nach Workum um Leitern. Das war ein kühner Gedanke, denn da das Schloß auf der einen Seite von der Waal umflossen ist, so mußten die Gräben voll Wasser sein. Deren waren es im Innern zwei, und sehr tief, darüber die Zugbrücken aufgezogen; die drei Rückenschanzen waren noch zudem mit hohem Mauerwerk gekrönt. So schnell hatte Perna seine Leitern angelegt, daß die Spanier auf der Umfassungsmauer standen, bevor es noch im Innern des Schlosses bemerkt worden war. Sie gaben Feuer und nöthigten die Besatzung, sich in den Thurm zurückzuziehen. Gegen Morgen kam der Droste von Gorkum, Türk mit einem Haufen Bürger, von Bommel wurde ein kleines Feldgeschütz herbeigebracht; sobald am Thore Bresche auch nur so breit geschossen war, daß ein Mann sie passiren konnte, stürmte ein Korporal mit

etlichen Soldaten vor und kämpfte mit der Thorwache Pike gegen Pike. Unterdessen schoß ein Musketier die Schildwache vom Thurme und kletterte, bevor die feindliche Mannschaft es bemerkte, mit einem Duzend Soldaten daran empor. Als die Vertheidiger des Thores hinter sich die Spanier die Treppe herabstürmen hörten, war ihr Widerstand gebrochen; am Thore sank einer um den andern in's Blut, Ruyter zog sich fechtend in eine Stube zurück, und da wird nun fälschlich berichtet, daß er sterbend das Schloß mit sich und Freund und Feind in die Luft gesprengt habe; er ist im Kampfe gefallen mit acht seiner Genossen. Von der Nacht des 15. Dezember bis zum 19. hat die Belagerung gedauert, bis das Schloß mit stürmender Hand gewonnen war. Am 16. wollten sechs Parteigänger die Besatzung verstärken, sie mußten aber fliehen und drei von ihnen wurden bei Gorkum niedergemacht. Die ganze Umgegend kam in Bewegung; der Rath von Holland that sein Bestes für die Unterstützung der Belagerer, er ließ ihnen von Dordrecht, Delft und Rotterdam drei Tonnen Pulver zuführen und regte die Schloßhauptleute zu Muiden, Medenblick und anderwärts, wie die Magistrate der an der Maas und Waal gelegenen Ortschaften zu vorsorglicher Wachsamkeit an. Die Spanier fanden Gehorsam, die Bevölkerung dachte an keinen Aufstand, Alba war seiner Sache so gewiß, daß er dem Droste von Gorkum auf seine Bitte um Verstärkung und Besatzung die Antwort gab, die zehn Mann, die er habe, seien genug.

Die Gefangenen wurden gehängt und erdrosselt, auch die Leiber der Gefallenen an den Galgen geknüpft, das Haupt Ruyters in Herzogenbusch an denselben genagelt.[118]

Um dieselbe Zeit ließ Oranien einen Anschlag auf Deventer ausführen; einige Bürger hatten sich dazu hergegeben, die Verräther an ihrer Vaterstadt zu machen. Bevor die oranischen Kriegsknechte kamen, war die Sache dem spanischen Befehlshaber Pacheco bekannt geworden; Schneefall, dann darauf folgendes Thauwetter mit Durchweichung der Wege und großem Wasser wurde als Grund des Mißlingens angegeben, Oranien aber meinte, daß es vielmehr am rechten Muth gefehlt habe. Das ganze Resultat des Unter-

nehmens lief auf die Hinrichtung einiger Verdächtigen in Deventer hinaus. [219]

Die Schlösser von Ulst und s'Heerenberg sollten auch für den Prinzen besetzt werden, aber auch hier war der Erfolg ein gleich ungünstiger. [220] So ging es bis in's Jahr 1572.

Immer noch wollten die Städte trotz aller Versicherungen der Parteigenossen dem Prinzen weder freiwillig zufallen, noch für ihn sich erobern lassen. Aber den Wassergeusen gelang es, sich in den Besitz von Brille zu setzen, und von da an ändert sich die Situation und beginnt der Befreiungskrieg.

3.

Schon hin und wieder ist der Wassergeusen Erwähnung geschehen, Seeschänder nennen wir sie nach dem Vorgange Anderer, mit welchem Rechte, wird der Leser selber beurtheilen, nachdem wir jetzt den Schluß dieses Kapitels diesen schrecklichen Menschen gewidmet haben werden.

Wie wir schon gesagt, hat am 1. Juli 1568 Ludwig von Nassau als Bevollmächtiger des Prinzen von Oranien an Dirk Senoy und Hendrik Thomassohn Laers aus Amsterdam Kaperbriefe gegeben. Wie ein Theil der versprengten Banden der Aufrührer in die Wälder sich warf, so ein anderer auf die See, um im Namen des unterdrückten Vaterlandes und des geknechteten Gewissens das Räuberhandwerk zu treiben. Jeder Schlag auf das unterdrückte Vaterland warf neue Banden in die Wälder, mehr noch auf die Schiffe; das waren freilich die edelsten Opfer nicht, aber auf der See wuchsen auch die besten unter ihnen zu Ungeheuern heran, wie sie der Geschichtschreiber Gottlob nur selten zu zeichnen hat. Zu den ausgeworfenen gesellte sich, wer gerade das Meer unsicher machte, oder zu diesen fanden sich jene. Auf die Nationalität kam es nicht an, Franzosen, Engländer, Schotten, Leute von den deutschen Gestaden der Nordsee, rotteten sich zu den Niederlandssöhnen, und man darf nicht glauben, daß diese letzteren etwa nur aus den Seeorten gekommen, bis vom Lüttich'schen herab und aus dem weitern Gebiete der Wallonen fanden sie sich ein,

ein buntscheckiges Gemisch, verschieden, wie an Nationalität, so auch an Stand und Herkommen, an bisheriger Lebensstellung, denn der Adel und die Geistlichkeit lieferte ebenso ihr Contingent, wie die Werkstätte und das Bauerndorf, die Zunft der Packträger und der Lichterburschen, wie die Fischer und die in der Seefahrt Aufgewachsenen, selbst das Zuchthaus hatte manchen seiner Insassen auf die Schiffe geworfen. Von Friesland kamen wohl die ersten; und der Calvinismus stellte die meisten. Jeder trieb sein Handwerk, wie gerade die Laune, oder das Schiff, auf dem er die Fahrt machte, oder die Umstände es angaben oder gestatteten. Aber in der Mitte von 1569 kam einigermaßen Ordnung in das wüste Treiben des unehrlichen Volkes. Da haben nämlich am 15. August sechs Leute vom Adel zur förmlichen Ausbeutung der Seeräuberei sich zusammengeschworen, Albert von Egmont, Lancelot, ein unächtes Kind von Brederode's Vater, Berthold Entens von Mentheda, aus den Gröninger Ommelanden, Crispin von Salzbrugge, aus dem Gelderlande, Jelle Eelsma aus Friesland und Meinert, der Friese genannt. Sie verschworen sich, dem Herzoge von Alba und dessen Anhängern allen möglichen Abbruch zu thun, das „wahrhaftige Wort Gottes", wie es nämlich von Calvin gepredigt worden, einzuführen und überall predigen zu lassen und sich und das Land in die Freiheiten zu setzen, wie die Väter sie gehabt — und das Alles in Auftrag und Bestellung des Prinzen von Oranien im Namen seiner Majestät des Königs. Sie verbanden sich, die eine Hälfte der Beute an den Prinzen abzuliefern, die andere unter sich, die Schiffer, Bootsleute und Landsknechte zu vertheilen.

Oranien tritt hier also förmlich und vertragsmäßig als Freibeuter, als Seeräuber auf. Ob er den Bund und seine Absicht zuerst veranlaßt, oder ob er entgegengenommen, was ihm ohne sein Zuthun angeboten worden, das ist im Grunde gleichgiltig; fest steht, daß er in die Theilung des Raubes gewilligt, daß ihm Rechnung abgelegt werden mußte, und er den Löwenantheil für sich in Anspruch nahm, was freilich nur folgerichtig aus seinem Standpunkte sich ergab, daß der Seeraub für ihn oder vielmehr für die von

ihm vertretene Sache ausgeübt wurde. Wie bitter diese Art der Vertheilung manchmal empfunden wurde, dafür könnten mehrere Beispiele angeführt werden. So hatte sich Sonoy im Jahre 1570 mit Wissen Oraniens und im Einverständnisse mit ihm eines Schiffes bemächtigt, das mit reicher Ladung von Antwerpen nach Italien ging. Es wurde nach Rochelle gebracht, wo sich Ludwig von Nassau als Agent seines Bruders befand. Die Beute wurde zu 20,000 Gulden geschätzt, Oranien beanspruchte die Hälfte, und Sonoy fielen ganze 600 Gulden zu. Darüber sagt Beaufort, des Prinzen Geschichtschreiber: „das war eine schändliche Handlung, während der Prinz auf der andern Seite ein edelmüthiger Herr war und gegen allen niedrigen Gewinn und Gelderwerb durch schlechte Mittel eine Abneigung hatte. Man sieht aber hieraus, wie Jemand durch die Noth gezwungen, auf solche Handlungen verfallen kann, die augenscheinlich unehrlich und ungerecht sind, und die er selbst gegen sein besseres Naturell begeht." Die Nothlage, bemerken wir hiegegen, hat sich der Prinz selbst geschaffen, und um einen Charakter muß es wahrlich schlimm bestellt sein, wenn seine Lobredner zu seiner Rechtfertigung derartiger Erklärungsweisen sich bedienen müssen. Der Seeraub, der Straßenraub bleibt als Schandfleck an Oranien hängen, nicht den ehrlichen Krieg hat er geführt, sondern die Schädigung seines Monarchen und seiner Mitbürger, die Schädigung mit allen Mitteln, welche der Fanatismus, der Haß, die Habsucht, und wie all' die niedrigen Leidenschaften noch heißen mögen, den Ruin der Niederlande mit allen Mitteln hat Oranien auf seine Fahne geschrieben; zerstören, verarmen, ins Unglück stürzen wollte er das Land, um zur Herrschaft zu gelangen.

Um dieselbe Zeit, da die oben genannten Leute vom Adel zur Seeschänderei sich zusammenthaten, ernannte Oranien einen Admiral, den Adrian von Berg, aus dem Hennegau, Herrn von Dolhain, der schon 1566 bei den Verschwörern gewesen war. Im September lief dieser zur Plünderung der Niederlande aus einem englischen Hafen aus, angeblich um an Spanien Rache zu nehmen und die Niederlande von der unerträglichen Tyrannei Alba's zu erlösen. Ein Sturm nöthigte ihn, an Vlieland anzulaufen; hier

aber kam ihm die reichste Beute in den Weg. Aus der Ostsee kam eine Handelsflotte von 60 Segeln; die Kaufleute ahnten die Gefahr nicht, die ihnen von den Seeräubern drohte; ihre Schiffe wurden geplündert und an den Strand geworfen. Ein paar Tage darauf geschah dasselbe einer Flotte von 40 Segeln. Auf der Insel standen zwei Kirchen, diese wurden von den Seeschändern zerstört.

Oranien ließ sich darüber aus, denn er mußte wohl einsehen, wie ihm die Herzen der niederländischen Kaufleute durch den Seeraub der Seinigen abwendig gemacht würden; aber was für Bedeutung und Werth hat sein Tadel und seine Widerrede, wenn er fortfuhr, seinen Beuteantheil in Anspruch zu nehmen, und wenn er den Commandanten nicht das Handwerk legte?

Im Uebrigen frugen diese auch nicht immer viel nach ihm, wenn ihr größerer Vortheil auf der Seite des Ungehorsams lag. Sehr häufig stoßen wir auf die Klage, daß die Wassergeusen die Geleitscheine, ob Ludwig von Nassau oder Oranien sie ausgestellt, für nichts achteten, nicht einmal den Freund vom Feinde, den Bundesgenossen vom Kaufmann, der nicht zu den Aufrührern hielt, also ihrer Plünderung verfallen war, unterschieden. Oranien hatte verboten, auf englische, französische, dänische und schwedische Fahrzeuge Jagd zu machen und den Städten und Bürgern des Reiches irgend einen Schaden zuzufügen; allein es half nichts, die ungebundenen Rotten stürzten sich auf jede Flagge, wenn der Kampf nur Beute oder Abenteuer versprach.

Auf ihren leichten Schiffen war jedes Gewässer ihnen zugänglich. Wie die Wespen die Honigwabe, umschwärmten sie die Flotten, bissen sich an diesem Schiffe fest, zogen sich von jenem mit rasender Eile zurück, ließen sich verfolgen, bis sie den Augenblick erschauten, der ihnen den Sieg, dem Verfolger das Verderben brachte. Die Gewässer der Niederlande waren ihnen so vertraut, wie einem tüchtigen General seine Festung. Sie wußten ganz genau, auf welchem Flecke Einverständnisse, auf welchem feindselige Gesinnungen auf sie warteten. Wenn sie mit ihrer Beute nicht bis England oder Rochelle gingen, waren die Häfen Ostfrieslands die vorzüglichen Schauplätze ihres infamen Treibens. Grethe an der Ems,

Borkum an der Mündung derselben, selbst Emden nahm sie auf. Manche, die noch nicht ganz mit allen Banden der Gesellschaft gebrochen, hatten an diesen Orten ihre Frauen und Kinder. Um einen Spottpreis ward die Beute losgeschlagen und die Emdener hatten ihren Profit dabei. Die Grafen von Ostfriesland, Jan und Edgard, standen daher auch in geheimem Einverständnisse mit den Seeräubern, lieferten ihnen Artillerie und Munition, und es bedurfte sehr ernster Vorstellungen von Seiten des Kaisers und des westphälischen Kreises, bis die Grafen wenigstens zum Scheine etwas wider sie unternahmen. Ernst war es ihnen damit nicht, jedesmal, wenn sie Wassergeusen aufspüren sollten, fanden sie dieselben regelmäßig nicht, und wenn sie den einen und andern hängen ließen, war es nicht weil er ein Seeschänder, sondern ein anderer Dinge überwiesener Verbrecher war. Diese Gefälligkeit aber schützte sie nicht gegen gelegenheitliche Kränkungen und Beschädigungen von Seite ihrer Schützlinge selbst. Nichts war diesen theuer, nichts heilig; ausgeworfen aus der Gesellschaft führten sie den Krieg gegen dieselbe. Sie wußten, daß kein Erbarmen sie vor dem grausamsten Tode schützen werde, so gaben auch sie keinen Pardon, wenn die wilde Wuth der Grausamkeit nicht das ein und anderemal vom Golddurste, von der Erwartung einer tüchtigen Loskaufssumme überboten wurde. Sie verachteten den Tod, das gab ihren wilden Angriffen eine unwiderstehliche Gewalt. Sie wütheten förmlich gegen Jeden, der in ihre Hände fiel, das verbreitete Furcht vor den schrecklichen Menschen. Dieser Schrecken trieb Viele in ihre Reihen, das ungebundene Leben Andere, und wenn es ihnen an Mannschaft gebrach, wurden rüstige Männer in Kneipen gelockt, betrunken gemacht und dann auf die Schiffe geschleppt. Aus Calvinisten bestand der Kern dieser Seeschänder, die Kirchen und die Geistlichkeit, die Priester und die Klosterfrauen waren daher vor Allem das Wild, das sie hetzten. Die Kirchen zerstörten sie, die Altäre rissen sie nieder, aus den Kelchen tranken sie Bier und Wein, mit den heiligen Gewändern ward Mummenschanz getrieben. Die Wallonen waren neben den Schotten und Engländern die ausgelassensten Gesellen, und Einer suchte den Andern in den gräßlichsten Freveln

zu überbieten. Da war z. B. Einer, Focke Abels aus Dokkum in Friesland, ein kurzer, stämmiger Mensch mit rothem Haar auf dem vierschrötigen Kopfe, der auf seinem Schiffe, die Galeere genannt, nur der Kelche zu seinen Saufgelagen sich bediente; an der Spitze des höchsten Mastbaums hatte er einen kostbaren Tabernakel befestigt; davor führte er die Priester mit schmählichen Spottreden, daß so hoch sie das heiligste Sakrament verehrten, dasselbe den Geusen doch noch höher stehe. Unter dem unbeschreiblichen Gelächter der Schiffsmannschaft mußten die Priester nicht selten in den heiligen Gewanden die heiligen Ceremonien verrichten. Im Juni 1570 warfen sich ungefähr 90 der Meergeusen auf die kleine Stadt Hinlopen in Friesland, sie zerstörten die Kirche, erbrachen den Tabernakel, nahmen den Bürgern ihr Geld, schlugen die Thüren und Fenster ein, erbrachen Kisten und Kästen, und betranken sich aus den heiligen Gefässen unter dem Feldgeschrei: „Krieg den Mönchen, den Cardinalisten, den Priestern, den Magistraten und allen Unterstützern der castilianischen Tyrannei!" Wer nur irgendwie im Verdachte spanischer Gesinnung stand, hatte sein Leben verwirkt.

Die Schiffe der Seeschänder fanden sich überall, von den Küsten Ostfrieslands bis nach Flandern und darüber hinaus, an Rochelle und England vorbei bis in die spanischen Gewässer hinein. Auch in den Binnengewässern war keine Stadt, kein Dorf, kein Schloß und kein Kloster vor ihnen in Sicherheit. Bei Nacht kamen die wilden Gesellen, und wenn sie am Morgen abzogen, lag der Kanal oder der Fluß im rothen Wiederscheine der Brandstätten. Besonders heimgesucht war Friesland; hier stand an der Spitze einer Bande Hartmann Gauma mit seinem Bruder Watze, der nach der Sitte der Zeit den lateinischen Namen Valerius sich beigelegt. Hartmann hatte in seiner Jugend Proben glänzender Begabung gezeigt, im Jammer der Zeit war er unter die Geusen gegangen, und da entfaltete er eine unbeschreibliche Wuth. Kirchen und Klöster wurden geplündert, wer Geld und Gut besaß, dessen beraubt, keine Wachsamkeit schützte gegen ihn, kein Schloß und kein

Riegel und die allerausgedachteste Heimlichkeit des Versteckes nicht. Die ganze Landschaft wurde unter einzelne Haufen seiner Bande zur Plünderung vertheilt und diese systematisch betrieben. Nordholland und die Mündungen der Maas wurden durch andere Banden heimgesucht; zwischen Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen lauerten wieder andere.

In Flandern wurde von Alba die Ausrüstung einer Kriegsflotte verlangt; es wurde ihm vorgestellt, daß die unermeßlichen Abgaben, die er einzufordern nie müde ward, doch wenigstens zum Schutze des Landes verwendet werden sollten; er gab den Städten Garnison, aber da es beständig am Solde für die Truppen fehlte, wurden diese den Bürgern zu solcher Ueberlast, daß für das Uebel von den Geusen ein anderes nicht minder drückendes eingetauscht zu sein schien. Was die Geusen wollten, den Ruin des Handels, die aus der Verarmung aufschreiende Verzweiflung, ist nur zu sehr erreicht worden. Zunächst stand das Volk gegen sie auf, rottete sich zusammen und erschlug sie wie Hunde. Aber es kamen wieder Andere und rächten ihre erschlagenen Genossen. Und von der Regierung kam keine ausgiebige Hilfe. Meistens gebrach es ihr an Geld, mit einer hinreichenden Anzahl von Kriegsschiffen auf der See zu erscheinen; aber wenn es Alba auch gelungen wäre, die Summen aufzubringen, so lag doch der Seekrieg gar nicht in seiner Absicht. Er schlug die Macht der Meergeusen viel zu geringe an, so vernachlässigte er die Befestigung der Küsten, und wo die königliche Flotte unter tüchtigen Führern sich zeigte, da wurde sie immer viel zu stiefmütterlich bedacht, als daß sie zu einem großen Schlage und zu nachhaltigen Erfolgen befähigt gewesen wäre. Boussu in Holland und Billy in Friesland thaten was in ihrer Macht stand, und würdig reihte sich der Admiral Boschhuysen ihnen an. Sie brachten den Seeschändern manchen schweren Schlag bei, namentlich Billy war immer ruhelos hinter ihnen her, auf kleinen, schnellsegelnden Schiffen verfolgte er sie in ihre Schlupfwinkel hinter den kleinen Eilanden, und wenn sie an's Land stiegen, so führte er das friesische Landvolk gegen die Räuber. Aber er und die beiden

andern erhielten immer viel zu wenig Unterstützung an Geld, Mannschaft und Schiffen.

So war die Bevölkerung mit ihrer Schifffahrt, ihrem Handel und Gewerbe, wie mit den höchsten Gütern des Menschenlebens fast schutzlos den Räubern überantwortet. Es kam soweit, daß die Einen in dumpfer Verzweiflung die Heimsuchung wie eine Geißel Gottes, der man nicht ausweichen, die man nicht abweisen könne, über sich ergehen ließen, Andere aber mit ihren Bedrängern Einverständnisse anknüpften. Zwischen beiden Klassen in der Mitte hielt sich die bei weitem größere Mehrzahl, und wir bewundern die Treue dieses Volkes, die so lange auf der einen Seite den argen Fehlern der Regierung, auf der andern den schrecklichen Bedrängnissen gegenüber jede Probe bestand, bis sie durch die Ereignisse förmlich erdrückt wurde.

Der Admiral Dolhain verstand oder versuchte nicht, in die Unternehmungen der verschiedenen Banden und Schiffe eine einheitliche Organisation zu bringen, und noch viel weniger war von seiner Seite eine Rechnungsablage oder Ablieferung des Beuteantheils an Oranien zu erlangen. Als er vor Billy und Boussu sich zurückziehen mußte, blieb er ruhig in Emden liegen und kümmerte sich blutwenig um seine Schiffe, die in England Zuflucht suchten. Die sorglose und betrunkene Mannschaft verlor das Admiralschiff und drei andere große Fahrzeuge. Oranien verlangte von ihm endlich einmal eine Rechnung, Dolhain versprach eine Auseinandersetzung in Cöln, wohin er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit sich begeben wollte. Der Prinz verlangte, daß er vor ihm in Dillenburg erscheine. Dolhain that es, statt daß er aber Summen ablieferte, welche Oranien den vorausgegangenen Raubzügen zufolge hoch anschlug, stellte er die Forderung auf Herausbezahlung von 5000 Thalern. Das war dem Prinzen denn doch zu stark; aber ihn sogleich seines Amtes zu entsetzen, fühlte er sich zu schwach, er ließ ihn nach England gehen, sorgte aber dort für seine Verhaftung.

Der König von Frankreich beklagte sich bitter über die Greuelthaten der Seeschänder, am 23. April 1570 gab er Befehl, sie festzunehmen. Da trat der Cardinal von Chatillon, Colignys Bru-

der, trotz seines Purpurs Calvinist wie dieser, beweibt mit der „Frau Cardinalin und Gräfin von Beauvais", ein Vertrauter der Königin Elisabeth, mit dem Prinzen in Verhandlung über dessen Seegeusen und rieth ihm, Ordnung in die Banden zu bringen und die wüsten Gesellen zur Verfolgung der einen großen und gemeinsamen Angelegenheit zu zwingen. Oranien ging darauf ein und ernannte am 10. August 1570 an des abgesetzten Dolhain Stelle zum Admiral Guislain von Fiennes, Herrn von Lumbres, aus einer alten Familie des Artois, mit dem Auftrage, Generalcapitän über alle Schiffe, große und kleine, die bereits auf der See waren, wie über jene, die noch ausgerüstet würden, zu sein und in seinem, des Prinzen Namen zu Wasser und zu Lande und mit allen erdenklichen Mitteln den Herzog von Alba und dessen Anhänger, „diese Verderber und Feinde der gemeinen Wohlfahrt", anzufallen und zu bekriegen. Verboten sollte sein jedwede Unternehmung gegen den Kaiser, die Fürsten, Staaten, Städte und Plätze des Reiches, gegen die Königin von England und den König von Dänemark und deren Unterthanen, endlich gegen alle Fürsten, Herren und andere Diener Gottes und Liebhaber der wahren christlichen Religion.

Es kann nicht auffallen, daß der König von Frankreich nicht mit Namen aufgeführt ist, wenn man bedenkt, daß die Instruktion für den Admiral aus dem Jahre 1570 stammt, wo Karl IX. noch nicht zur Feindseligkeit gegen Spanien entschlossen und die Wirkung des Friedens v. St. Germain noch nicht eingetreten war. Wichtiger als diese vorübergehende Maßregel ist das schroffe Hervortreten der calvinistischen Richtung in der Instruktion. Oranien sagt, daß er kein Mittel unversucht gelassen habe zur Einführung des „wahren" göttlichen Wortes, und er verlangt, daß auf jedem Schiffe ein Diener des wahren Wortes zu dessen Predigt, zum Gebete und zur Verhaltung des Schiffsvolkes in der wahren christlichen Zucht sich befinden solle. Wie weit dieser Befehl zur Ausführung kam, läßt sich natürlich nicht feststellen; wir finden aber, daß er durchgedrungen sein muß, denn im Februar 1571 trafen z. B. in Emden drei Kapitäne mit Bestallungsbriefen des Prinzen ein, in

welchen es, unter Anderem heißt, daß jeden Morgen vor dem Frühstück das Wort Gottes angehört werden müsse, daß Niemand schwöre, den heiligen Namen des Herrn lästere, daß den Offizieren strengster Gehorsam geleistet werde, daß man sich nicht schlage, das Messer nicht ziehe und dergleichen, Alles unter Androhung der schwersten Strafen.

In der Instruktion des Admirals war weiter festgestellt, daß alle unter seinem Befehle stehenden Schiffe zusammenhalten und einander Beistand leisten müßten, daß auf jedem Fahrzeug die Kriegsartikel gelten, daß kein Anderer als ein geborener Niederländer und nur auf Anstellung des Prinzen ein Commando führen dürfe. Die Vertheilung der Beute wurde so geordnet, daß nach Abzug des zehnten Theiles für den Admiral das Ganze in drei Theile getheilt werde, wovon der erste dem Prinzen, der andere den Befehlshabern und der dritte dem Kriegs- und Schiffsvolk zukommen solle. Endlich um so viel als thunlich alle Ungeregeltheiten abzuschneiden und damit die Schiffe keine Unehre auf sich laden, verlangte Oranien, daß von ihnen alles übelbeleumundete Volk, insbesondere jeder von einem Gerichte bestrafte Verbrecher und wer bisher ohne Bestallung durch ihn auf Seeraub ausgegangen, ferne gehalten werden solle.

Wir haben schon davon gesprochen, wie viel Mühe Oranien sich gab, in einer Stadt zur Weiterführung seiner Unternehmungen festen Fuß zu fassen. Die französischen Rebellen hatten aus La Rochelle ihre feste Burg gemacht, wo sie dem Könige Troß boten; ein zweites Rochelle wollte sich Oranien in den Niederlanden schaffen. Vorzugsweise zwei Städte hatte er im Auge, Deventer und Enkhuysen. Deventer beherrscht die Yssel und konnte ihm eine sichere Verbindung mit Deutschland schaffen. Enkhuysens Lage an der Spitze der weit in die Zuidersee hinausreichenden Ausladung der Halbinsel von Nordholland ist ganz dazu angethan, die Einfahrt aus der Nordsee, also den Zugang zu Amsterdam, Overyssel und Gelderland zu versperren, und die Stadt selbst war derartig befestigt, daß sie für die damalige Kriegführung für uneinnehmbar gelten konnte. Da Oranien unter den Einwohnern Anhänger hatte, so

sollten diese den Wassergeusen die Thore öffnen. Das war ein doppelter Verrath, nicht nur gegen den König, sondern auch gegen die eigenen Mitbürger, denn die Stadt hatte beschlossen, weder von Alba noch von Oranien Garnison einzunehmen. Im Herbste 1570 hielt der Prinz den Zeitpunkt für gelegen, er gab an die Flotte den geeigneten Befehl, als die Fluth von Allerheiligen das Unternehmen vereitelte. Andere Anschläge brachten nur Beute und Uebermaß von Grausamkeit.

Im Verlaufe des Jahres 1571 that sich unter den Seeschändern eine Persönlichkeit hervor, welche selbst unter Jenen, die Oraniens Anschläge als ein heldenmüthiges Ringen um eine heilige Sache verherrlichen, eine schreckliche Berühmtheit erlangt hat. Lumey heißt das Scheusal, auch Kapitän der Fuchsschwänze, eigentlich Wilhelm Graf von der Mark, Baron von Lumey u. s. w., ein Canonikus von Lüttich; Haare, Bart und Nägel schwur er, so lange wachsen zu lassen, bis er den Tod Egmonts und Horns an den Pfaffen und Mönchen gerächt. Auf seiner Flagge waren die 10 Pfennige abgebildet, wovon er das Land zu befreien verhieß. Dieser Mensch paßte wie Keiner zu den entmenschten Seeräubern; unter seiner Führung wurde eine Wuth entfaltet, gegen welche das bisherige Wüthen nur ein Kinderspiel war.

Aber durch all' die Kämpfe, in denen mit den Siegen über die Kauffahrer Niederlagen gegen Boschhuysen, Boussü und Billy abwechselten und die, weil sie nur ein ewiges Einerlei von Raub, Schändung, Mord und Frevel aller Art ausmachen, in einzelnen Bildern nicht festgehalten zu werden brauchen, ward für Oraniens Absicht außer seinem Beuteantheil, dem Ruin des niederländischen Handels und dem immer allgemeiner werdenden Jammer, nichts erreicht. Und doch wurde das Bedürfniß, eine feste Burg zu haben, immer dringender. Mit dem Eintritte des Jahres 1572 gestalteten sich die Verhältnisse zwischen Spanien und England, wie wir schon gesehen haben, freundlicher, und eine spanische Kriegsflotte war in der Ausrüstung begriffen. Gegen schwere Kriegsschiffe aber konnten die Meergeusen mit ihren leichten Fahrzeugen nicht aufkommen, zogen sie ja schon in den Kämpfen gegen die mangelhaft ausge-

rüsteten Fahrzeuge, die bisher sie verfolgten, den Kürzern. Hätte Alba es verstanden, Boschhuysen, Boussü und Billy nachdrückliche Unterstützung zukommen zu lassen, so würden sie ihre verhängnißvolle Bedeutung nie erlangt haben; aber er hat das Seewesen niemals hoch genug angeschlagen und nicht bedacht, daß aus der Flotte bloßer Seeräuber mit der Zeit eine gewaltige Kriegsflotte sich gestalten könnte. Vorderhand freilich hatte es auch den Anschein nicht dazu, und war das Rauben und Plündern und das Verjubeln der Beute in wüstem Rausche das Einzige, was die Seeschänder und allerdings meisterlich verstanden. Wie wenig sie einer höhern Auffassung ihrer Lage zugänglich waren, hat z. B. ein reicher Fruchthändler aus Amsterdam, Jakob van Ryck mit ihnen erfahren. Dieser hatte ein Geusenschiff auf eigene Kosten ausgerüstet und meinte mit seinen Reden, daß sie zu etwas Besserem als zu bloßem Seeraub da seien, eine Wirkung erzielen zu können; aber er predigte tauben Ohren, bis endlich die zwingende Nothwendigkeit an sie herantrat. Spanien nämlich setzte es beim englischen Hofe durch, daß ihnen der Aufenthalt in englischen Häfen gekündigt wurde. Jetzt mußten sie wohl oder übel einen andern Zufluchtsort suchen, und der Plan in Vlieland oder Enkhuysen sich festzusetzen, wurde mit mehr Energie aufgefaßt.

Als sie von England abfuhren, war ihre Absicht zuerst über einige aus der Ostsee heransegelnde und mit Frucht beladene Schiffe herzufallen; bei Texel sodann glaubten sie mit 15 Schiffen Alba's fertig werden zu können, und dann wollten sie einen entscheidenden Schlag auf Enkhuysen versuchen. Schon am 30. März bekamen sie einige spanische Kauffahrer in Sicht; sie nahmen davon zwei und bemannten und bewaffneten sie alsbald, dem einen Marinus Brandt von Saftingen, das zwischen Hulst und Bergen-op-Zoom gelegen jetzt von der Fluth verschlungen ist, und dem andern Adam van Haren von Falkenburg als Kapitäne gebend. Immer nordwärts segelnd waren sie bereits über die Maasmündungen hinaus auf die Höhe von Egmont gekommen, als plötzlich der Wind umschlug und sie zur Umkehr zwang. Sie fuhren in die Maas ein, wo einige Kaufmannsschiffe vor Anker lagen, die aber in fliegender

Eile nach Rotterdam sich flüchteten. Ein scharfer Nordwest hielt die Geusen auf dem Fluße fest, und sie legten sich vor Brille. Es war am 1. April 1572, ein Mittwoch; Brandt und Haren waren die ersten, die vor Anker gingen.

Bald folgte der Rest der Flotte, 24 Schiffe, ihrem Beispiele. Brille schloß die Thore, und der Magistrat versammelte sich. Was werden sollte, wußten die Geusen selber noch nicht.

Von Maasluis kam ein Schiff mit Reisenden herangesegelt, der Schiffer hieß Peter Koppelstock, er hielt zu den Geusen. Die Reisenden schauten verwundert nach der Flotte und bestürmten Koppelstock mit neugierigen Fragen, aber sogleich auch mit Bitten, sie nach Maasluis zurückzubringen, als er ihnen gesagt, was er ihnen von den Seeschändern sagen wollte. Dann aber, nachdem er sie in Sicherheit gebracht, fuhr er an die Flotte heran und frug nach seinem Landsmanne Treslong. Dieser stellte ihn Lumey vor.

Wie überall, so hatte Alba auch in Brille seine Widersacher, und dazu war von ihm ein verhängnißvoller Fehler daselbst begangen, im vergangenen Winter war von ihm die Besatzung zurückgezogen worden. Dieß, und daß Gleichgesinnte in der Stadt sich befänden und daß die Gelegenheit, ihrer sich zu bemächtigen, die allergünstigste wäre, sprach Koppelstock mit Lumey, der in dem Schiffer alsbald seinen Mann erkannte.

Treslong war der Sohn des vormaligen Amtmanns in Brille und daher wohl bekannt. Er gab Koppelstock seinen Siegelring statt eines Beglaubigungsschreibens, und dieser fuhr nach der Stadt und trat vor den Magistrat mit der Nachricht, daß die Geusen da seien, die Stadt vom tyrannischen Joche Alba's und dessen Gelderpressungen zu befreien. In ihrem Namen fordere er, daß ihm zwei Abgeordnete zur Verhandlung über die Uebergabe der Stadt an Oranien beigegeben werden sollen.

Der älteste Bürgermeister, Johann Peter Nikker, fragte, ob das Schiffsvolk zahlreich sei. Koppelstock log, es seien der Geusen 5000. Darüber erschrak der Magistrat und beschloß, eine Abordnung hinauszuschicken; aber lange fand Niemand den Muth, die Sendung zu übernehmen, bis zwei Schöffen aufstanden und gingen.

Lumey stieg an's Land, tief verneigten sich die Väter der Stadt vor dem schrecklichen Manne. Er forderte, daß in der Frist von zwei Stunden die Thore geöffnet sein müßten.

Seiner Forderung Nachdruck zu geben, ließ er bereits seine Mannschaft mit fliegenden Fahnen, Tambour voran, gegen das nördliche Thor marschieren. Aus dem südlichen ergoß sich in wilder Flucht Alles, was Spanien anhing oder vor den Seeschändern sich fürchtete.

Der Magistrat kam aus seiner Berathung nicht heraus; das dauerte den zum Sturme Bereiten zu lange; am nördlichen Thore riefen sie, ob man sie einlassen wolle, oder ob sie den Eingang erzwingen müßten. Treslong rückte auch vor das südliche Thor und hielt die Flüchtlinge auf. Wider Erwarten wurde die Uebergabe immer noch verzögert, muthige Bürger leisteten Widerstand. Feuer wurde an die Thore gelegt, das nördliche mit einem Mastbaume eingestoßen, eine Mine riß daneben das Mauerwerk ein, und das südliche wurde endlich von den Bürgern selbst geöffnet. Darüber war es Nacht geworden; das Feuer vom nördlichen Thore hatte sich einigen Häusern mitgetheilt, und in ihrem düstern Feuerscheine zogen die Seeschänder, 600 Mann stark, darunter neben 300 französischen und wallonischen Büchsenschützen 300 aus allen Nationen, in die Stadt ein.

Bei dem Altbürgermeister Nikker und dem Einnehmer der Insel Voorn bemächtigten sie sich der öffentlichen Gelder. Am andern Tage fielen sie über alle Kirchen und Klöster der Stadt und der ganzen Insel her, jagten alle Priester und Mönche fort und zerstörten, was sich zerstören ließ. Das Crucifix traten sie mit Füßen, am Feuer der Heiligenbilder lagen sie in den gottesdienstlichen Gewändern bei ihren Schwelgereien und bereiteten sich die Mahlzeit. In den verlassenen Häusern der Flüchtlinge feierten die Hauptleute ihre Orgien.

Wieder war es nur ein wüster, gemeiner Raubzug, der beabsichtigt war, und nichts weiter. Sie schleppten ihre reiche Beute auf die Schiffe. Lumey wollte die Stadt verbrennen und hatte bereits den Befehl zur Abfahrt gegeben, denn er fürchtete, daß die

Spanier in Eilmärschen herbeirücken würden. Da traten mehrere Hauptleute, darunter der genannte Jakob van Ryck, vor ihn und sprachen davon, die Gelegenheit beim Kopfe zu ergreifen und sich festzusetzen. „Ich für meinen Theil, sagte Ryck, habe Gott oft um ein Grab in der Erde des Vaterlandes gebeten. Des Menschen Leben ist unsicher, aber er muß wissen, ob er als ein Unverständiger, oder als ein Tapferer sterben will." Lumey ging auf den Vorschlag ein, und nun schwuren Alle, aus Brille ein zweites La Rochelle zu machen und den Platz für den Prinzen von Oranien zu behaupten.

Alsbald ging man an's Werk. Die südliche Vorstadt wurde niedergebrannt, die Bäume gefällt, Wasser in die Gräben geleitet, einige Erdwerke aufgeworfen, auf die Wälle Geschütz geschleppt und aus den Schiffen die Munition herbeigeschafft. [321]

Der Jubel, der alsbald durch die Niederlande hin bei Allen, die den Spanier haßten, in hellen Flammen ausschlug, that kund, welche Bedeutung die Besetzung Brille's für den Prinzen von Oranien haben sollte; es war nur ein schlechter Witz um die Carricatur, in der Lumey hinter dem Rücken Alba's diesem eine mächtige Brille auf die Nase setzt, aber bald sollte es Alba so gut, wie die Niederlande empfinden, was in dem Spottverse sich ausdrückte:

Den ersten Tag vom April
Verlor der Herzog Alba sein' Brill'.

Anmerkungen.

Erstes Kapitel.

1) Correspondance de Philippe II. 1. Bd. S. 447. 449.

2) Gerlache, Histoire du royaume des Pays-Bas, depuis 1814 jusqu'en 330, t, I. p. 73 und anderwärts.

3) Brief des florentinischen Gesandten, citirt bei Gachard, Don Car- s 80.

4) Il quale è signore e prencipe pieno di artificio, et padre, si più re, delle simulationi ... Relation des Francesco Vendramino.

5) Muchos piensan ser causa del mal el sentimiento que S. M. debe ver tenido de las nuevas de allá, porque aunque no oviesse leydo sus artas quando le vinó la calentura, avia ya hablado Lope del Campo, y ado cuenta de lo que avia sucedido en Ypre y otras partes de Flandes. - Alonso de Laloo an den Grafen Horn 20. September 1566, bei Gachard on Carlos, S. 355.

Hopper an Viglius 4. Oktober. Unum dicam, quod rex, leviter prius ægrotans, accepto priore nuncio, in tertianam febrem mox incidit: quodque, liberatus, allato secundo nuncio, recidivam passus est ... Multos putare non alia re, quam hac sola, esse factum. — Joach. Hopperi Episto- e p. 103.

En este tienpo enfermó el rey católico de calentura terciana en el osque de Segobia ... Nunca dexó los negocios, viendo i examinando con ran cuidado todas las cartas de la duquesa i otros papeles importantes obre la materia.

6) Papiers d'Etat du cardinal de Granvelle, t. IX. 568.

7) Hoc, ut puto, dignum est relatu, quod in hac ipsa adversa valetu- ine, nullum diem praeterire Sua Majestas passa est, quo non his de

rebus vel in consilio tractari, vel ad se referre jusserit. Joach. Hopperi Epistolae p. 103.

9) Bei Gachard, Don Carlos, S. 359 f.

10) Ama sopra ogni cosa la quiete e l'ozio, del tutto lontano dai negozi, i quali quanto sia possibile fugge ed abborrisce. Però, così spesso, si parte all' improoviso, fuori della espettazione di ognuno, alcune volte innanzi giorno, con soli cinque o sei in compagnia, dol loco dove sta la corte, e si ritira in solitario, dove ha le sue delizie, e consuma il tempo in una estrema tranquillità e riposo, senza voler udir cosa che gli dia impaccio o pensiero... Rel. di Paolo Tiepolo.

Quand il s'esloingue ainsi de la multitude, c'est pour mieulx adviser à ses négoces, car il n'est jamais oisif, ni plus attentif à ses affaires qu'estant seul en ses maisons des champs. Der französische Gesandte Fourquevaulx an Karl IX, 30. November 1567, bei Gachard, Don Carlos 241.

Rex nondum ex agro reversus est, sed hac septimana speramus adfuturum. Et vero eum morem habet, ut, sive adsit, sive non adsit, ne minimam quidem partem temporis, in rebus cum summa diligentia administrandis, amittat; nec quidquam ad illum praescribimus tam parvum ad quod non continuo sua manu respondeat. J. Hopperus ad Viglium p. 145.

Sabese de cierto, que se negociava aqui mas en una die que en Madrid en quarto. Siguença, historia de la orden de San Geronimo, Bd. 3, S. 575.

11) Der französische Gesandte Fourquevaulx an Katharina von Medicis 2. November 1566. Gachard, Don Carlos, S. 361.

12) Der venetianische Gesandte Giovanni Soranzo in den Relazioni degli ambasciatori veneti, série I. t. V. p. 115.

13) La giustizia gli è raccommandatissima. Der venetianische Gesandte Tiepolo in seiner Relation von 1563.

Non s'ha alcuno che ad un minimo cenno d'un agguzzino, così detto da loro, che con una bachhetta li tocca a nome del re, non vadino, a porsi prigione da per sè. So der venetianische Gesandte Morosini im Jahre 1581.

14) Gachard, Don Carlos, 261.

15) Brief des Alonso von Laloo an Horn, citirt bei Gachard, Don Carlos, S. 356.

16) Montigny schreibt, d. d. Segovia 19. September 1566 an die Statthalterin: Madame, j'ay entendu, à mon très grand regret, l'estat présent des affaires de pardelà, et les desordres et insolences qui s'y font, que j'ay

grandement resenti, comme je doibz, estant vassal et serviteur de S. M., et pour estre de la patrie, et n'euisse jamais pensé que lés choses fussent venues si avant, et que ce peuple ce fut tant dismandé ... V. A. peult considérer le ressentement qu'en aura S. M., entendant tout ce qui s'est passé pardelà, dont je la puis bien asseurer que l'on en parle icy diversement, et, ce qui me desploit le plus, que c'est aveeq tant d'occasion.

Hopper schreibt an Viglius den 4. Oktober: Quod autem hic repetam, quo pacto lamentabilis ille status rerum nostrarum nos hic omnes afflixerit ac consternarit, nihil puto esse opus. Joachim Hopperi epist. S. 103.

Las nuevas que an venido an alborotado en tanta manera que los que somos de alla no osamos parecer entre gentes. Alonso de Laloo am 20. September. Gachard, Don Carlos, S. 358.

17) Corresp. de Philippe t. I. u. II. passim, die Schilderungen, welche die Statthalterin, Granvella und Lorenzo de Villavicencio machen. Granvella, Papiers d'Etat t. VII. p. 74. Corresp. de Philippe t. II. p. XXXVI. ein Schreiben der Statthalterin d. d. 11. Juni 1566, citirt bei Gachard, Don Carlos, S. 340: Il Marques de Bergas ... agiunse che non passariano quatro anni che V. M., se voleva mantenere questi Stati, saria forzato di servirsi di quelli che sono desviati di nostra santa fede, se non faceva discendere del cielo a li padri et avi di quelli che vivono al presente ... Brief des Lorenzo de Villavicencio an den Secretär Erasso 27. Dezember 1565 in Corresp. de Philippe t. II. p. XXVII. Corresp. de Phil. t. I. 235. 411. 359.

18) In der Relation des Giovan Francesco Morosini heißt es: ... È molto vendicativo, nè si scorda facilemente l'ingiurie, ma sa coprire molto bene i suoi affetti, procedendo sempre con gran flemma; di maniera che dicono in Spagna, per proverbio, che dal riso del re al coltello non vi sia distanza alcuna, perchè se bene avrà determinato di castigar uno, venendo gli colui dinanzi, gli monstrerà quella medisima cera che faceva prima.

Cabrera sagt das nämliche lib. X. Cap. V. p. 730: de sa risa al cuchillo avia poca distancia.

19) Corresp. de Phil. t. I. 412. 413. 419.

20) Corresp. de Phil. t. I. 359, siehe unsern ersten Band S. 293.

Montigny schreibt an die Statthalterin am 2. August 1566: Je puis asseurer Vostre Altèze, que je trouve à Sa Majesté toute la bonne affection, amour et volunté, tant vers nostre pays que vers tous ses subgectz et bons serviteurs de delà, que ung prince doibt et peult avoir en droit ses subgectz; et de ma part, ne me sçauraye assez louer de la faveur, bonne et bénigne audience qu'il me donne toutes les fois que je la demande ou luy

de Dieu, contre semblables rebelles Vostre Majesté est obligé en conscience, et pour sa justice desplier les armes et les forces que Dieu luy a mis en mains.

Car Jacois alcuns Rois et Capitaines aient esté jugés dignes d'eternelle Louange pour cause de leurs grandes et glorieuses conquestes, toutesfois Ceulx qui seulement ont sceu conserver en repos et tranquillité leurs Estats, n'ont pas moings à mon jugement merité de gloire et d'honneur, au Contraire les ont surpassé principallement quant les Estats sont grands et divisés comme ceulx de Vostre Majesté, pour aultant que la fortune et bonheur ont grand part aux acquisitions, mais la justice, prudence et temperence (vertus principales) seuls operent la conservation. Chose qui n'est faisable, si le Prince et Souverain ne se faict craindre et respecter.

Oires quelle craincte et reverence peuvent avoir les Flamengs, prenans les armes pour s'opposer à vos Decrets et aux ordonnances de Celle, qui les gouverne en Votre nom; indice manifeste qu'ils ne veuillent recognoistre aulcune superiorité.

L'ont ne peult aussi esperer que ces troubles puissent bien tost prendre fin, ainsi que l'on publie; d'aultant que les coeurs esquels est une fois entré la perfidie, ne reposent jamais, ains marchans avec la simulation et impunis, fomentent et s'entretiennent en des nouveaux et pernicieux desirs, voires desseings pour les mectre a Execution, lors que les moiens et occasion s'en presentent, en sorte si vous ne coupés le mal a la racine, par ung rigouroeulx chastoy, Vostre Majesté n'en sera jamais delivré.

Je dis plus que la grandeur d'Espaigne et vôtre puissance ne doibt nullement soustenir cesluy aggravé, veu qu'il est tellement conjoinct à l'abaissement et vilipendence de son auctorité Royalle, qu'il n'y a raison de souffrir d'avantaige la bresche et lesion, mais l'on doit de grand Couraige aller audevant, si l'on veult estre estimé comme Prince juste et magnanime. Consideré que de la demonstration du resentiment ne depend pas seulement votre reputation et repos, ains aussi la paix ou la guerre universelle, par ce que les Flamengs ne voiront pas plustost le pardon de leur coulpe, qu'en abusans de votre clemence et de bonnaireté, ils se tiendront absoluts Seigneurs deulx mesmes, et croiront estre en leur povoir et bon plaisir de s'affranchir de vostre domination, et obeissance, puis qu'apres des faultes sy griefves, ne voiront aulcum appareil de chastoy, ce mal ne suivra seul estant croiable qu'il viendra accompaigne de plusieurs aultres, en ce que les Estats d'Italie (peult estre aussi aulcuns d'Espaigne remplis des Mors) voians la liberté effrenée des Flamengs, ce pardon et gratieuse remission de tout de delicts exhorbitans, enfleront leurs coeurs et esprits de Sedition, en sorte que par envie, jalousie, exemple ou imitation ausseront attenter le mesme et tomberont celle part en mesme desordre et confusion. Chose que surtout le Prince sage doibt precaver, pourvoiant que le severe

Chastiment d'un delinquant, seve de terreur et craincte à ceulx qui ont l'imagination touchée de se pouvoir remuer, et que son Vassal recherce plus tost la misericorde de son Prince, que sa justice. Joinct la considération, que les Princes voisins, voians ceste indignité supporté, quel jugement, quelle estime feront ils des forces d'Espaigne. Non aultre, si non qu'ils le reputeront à faiblesse, et penseront pouvoir en assurance assaillir vos Estats. L'exemple presche de l'Empereur Charles V. d'eternelle mémoire. Vôtre Perè, nous enseigne, ce que ce doibt faire en ceste présente occurrance, par ce que il faisoit si grande estime des Estats de pardeça, qu'il n'oublia chose aulcune pour les conduire à ceste mesme fin. Car nous avons veu que pour la seul desobeissance de la ville de Gand, il aventura sa propre personne, et traversa la France ennemie, pour accourir à la conservation de ce petit membre baeillant, confisqua leur Privileges, et y faict bastir une Citadelle, pour les tenir in Bride, en effect satisfaire à la justice, pour l'exercise de la quelle Dieu l'avoit choisy. Orsus donc V. M. contre lequel, son nom, et ses enseignes royalles quasi tout le pays s'est sublevé, restera Elle otieuse spectatrice de ses dommaiges, pertes, interets sans procurer aulcune remede!

Je ne dis pas qu'elle doibve aller celle part en personne comme fait l'Empereur, car elle a bien des haultes pensées et judicieuses considérations, qui l'en divertissent, voires le deffendent, mais il y a fault envoier une juste armée avec un Capitaine experimenté, telle qu'elle jugera propre, qui reduise l'estat public et touttes choses en leurs Estat pristin, et chastie ceulx qui ont offensé. Cela me semble inexcusable, voires necessaire, et peult V. M. charger des frais de l'armée Ceulx qui en sont cause, et n'ont peu se maintenir en paix.

J'ai cognu aulcuns Princes en ce monde, lesquels pour semblables alterations (tant abhorrées de V. M.) fussent été bien aises de s'en prevaloir pour avoir fondement et couleur de rompre les privileges des peuples, dont ils se vantent, parcequ'en entrant en armée, ils en feroient, comme d'un pays de nouvelle conqueste et les tiendroient en frain par etablissement et execution de nouvelles loix, affin qu'a l'advenir tout povoir et facultè de s'eslever leur fussent precindes. (!)

Toutes ces choses sont possibles, voires facilles, car sy tost que V. M. aura esleu le Capitaine, les levés seront bien tost faictes, tant en Espaigne comme Italie, l'on pourra faire traverser les nouveaux soldats espagnoles et les envoier en Italie es places des garnisons ordinaires pour le service des vieux et à ce que l'armée soit estoffée en toute sorte de Gens, l'on pourra faire l'amas en l'Estat de Milan, pour apres les faire passer en la Germanie inferieure.

Il ne convient d'avoir craincte d'aulcun mauvailx rencontre par le

chemin, d'aultant que l'on n'y recognoit aulcun Prince, qui ait force ni moien pour s'y opposer, estans ceulx d'Italie, France, Lorraine, Savoie et aultres par où convenoit traverser, ou amis favorables, ou ennemis trop craintifs pour porter coup, au contraire pour eulx descharger des Logements, faciliteront le passaige au lieu de l'empescher. Si aulcun y resiste il sera incontinent sage de son erreur à ses despens.

Quant au pays où il convient aller, l'on en doibt douter, car les peuples ou sont desarmés, ou seulement pourveu d'armes tumultuaires, nullement exercites ni comparables à celles de V. M. en sorte, que ces nuaiges, ces bourasques, mesnaches et vantises seront facile d'estre dissipés, et fonderont (fuieront) à la seule veue et aspect de vos Enseignes.

Des Princes voisins n'en fault avoir aulcune apprehension, ni doubter qu'ils trouvent mauvailse l'emprinse de V. M., parceque Ceulx d'Asie sont trop eslongés, de Ceulx d'Affricque n'avons craincte, ny parolle de Sentiment, l'Italie est grandement divisée, la plus saine partie en votre povoir, la France a trop embarasse en ses entrailles, l'Allemaigne est affoiblie par ses divisions et subdivisions, et l'Angleterre est regie d'une femme, amie de la paix et peu courageuse de son Sexe.

Je veulx que tous les Potentats contemplent d'un mauvailx oeil ceste puissance et grandeur de V. M., et luy en portent envie, desirans tous la pouvoir abaisser et diminuer; mais ce n'est apparavant pretext de se retirer de l'emprinche et ceder à leur jalousie. Car oultre la consideration de leur faiblesse et impuissance tous Princes ont naturellement en horreur les seditions populaires et se rejouissent d'entendre leurs Chastois pour la consequence et l'exemple en leurs propres Sujects. Tellement que tant les amis comme vos ennemis pour leur commun bien et utilité, ont interest, d'aider, secourir et servir vôtre Majesté, de ceste expedition. Joins doncques que ces gens ont grandement defailly, que leurs pechés meritent grande punition, qui fera ce debvoir, si ce n'est V. M. leur Souverain Seigneur? Si les loix divines et humaines sont d'accord en ce poinct, pour quoi faire doubte de les mectre en execution? Si l'exploict est utile et méritoire vers Dieu, necessaire à la conservation de l'Estat, pourquoi suspendre et differer la resolution? mesmement estant facile, certes je ne vois raison apparente pour me desmouvoir de ceste advis. Au contraire je tient que plus l'on tardera, plus l'on perdera tout en l'obeissance comme en la reputation."

Ces raisons prononcées d'une voix grave, sonore et persuasive, de laquelle le Duc d'Albe estoit doué, et pour son experience aux affaires du monde, donnerent sujet au Roy de l'avoir escouté avec attention et sentiment, neautmoing estoit de son naturel Prince fort retenu ainsi sans demonstrer son inclinaon ou approbaon feit signe à son confesseur P. Bernardo di Fresnada de declarer son opinion . . .

„En touttes deliberations que debvons prendre, j'estime estre du debvoir

de Chrestien, de soi conformer tousjours au plus pres aux preceptes de Notre Seigneur et debvons croire que touttes resolutions prinses sans ce fondement, sans ceste mire et reflexion ne reussissent à heureuse fin, pour ce convient nous garder d'estre trompés, ny interpreter les choses a reboult, ni choisir le faulx paillié, pour le vrai, composant tantost ung Dieu de vengeance et apres ung Dieu de misericorde, parceque de sa supreme providence il faut parfois tresbucher les desseings de Ceulx qui sont amis de rigneur et chastoy. Si convient sçavoir et remarquer qu'il y a grande diversité entre la justice, que doibt le Prince à ses sujects, et celle, qu'il doibt vers soi mesme refrenant et temperant les passions de son ame. Faire l'office de bon Prince, user de commendemens justes vers ses vasseaulx, distinguer les cas es quels convient practicquer la rigneur ou doulceur est matiere traictée par plusieurs graves autheurs, qui usent des dictes distinctions et limitations, mais difficille d'estre punctuellement executée, affirmans les plus saiges que pour bien acerter en cecy, il fault suivre l'exemple du Souverain Recteur et moderateur de l'univers et ce que Sa loy de nature plus ancienne et plus forte nous enseigne, de ne faire à aultruy, ce que ne vouldrions nous estre faict, par ainsi est conseillable au Prince la forme du gouvernement de Dieu, par celle desirer que fut faict en son regard, et la praticquer en des Sujects d'embas, affin qu'a sa plus grande descharge de sa conscience il pusse esperer de mesme jugement de Dieu, qu'il aura faict aux Siens. Celluy qui approchera de plus pres ceste forme, sera de lui tenu et de son peuple le meilleur Roy. Par la Ste. Escripture ne se voit riens plus ordinaire et frequens que les revoltes et alterations du peuple d'Israel contre Moise, contre les juges par lui etablis, contre ses profêtes et ses commendemens divins, neantmoings lors que le chastoy a suivi, il n'a oultre passé les autheurs, et a esté exercé sur ung petit nombre, la simple populace innocente, où emporté par le torrent des ambitieux et Séditieux a esté le plus souvent espargnée, voires la grace et misericorde n'a oncques esté refusé quant elle a esté requise d'un coeur contrit. Je ne me veulx entremectre de traicter les matieres d'estat, comme bien celles de theologie morale qui sont de ma profession. Je scay quelles ont des considerâons fort differentes; mais je souhaite povoir reduire tout corrompu et gasté.

A l'eaige ancien d'innocence, neantmoings comme le bon et asseuré gouvernement des Etats ne discorde de la Loy divine, nous debvons tellement meslanger les Considerations de l'estat avec celle de notre S^{re} que Votre Majesté puisse affermir Son Sceptre et sa Couronne, aussi bien que sa conscience.

Je ne puis nier que les Flamengs n'aient grandement pechés, mais ny par les loix divines, ny par celles des hommes doibt à chasque foi suivre le chastoy, aultrement les graces et pardons seroient frustrés, familieres toutesfois a ceste éternelle bonté, et necessaires aux Rois de la terre, de

sorte que je tiens, que V. M. ne doibt aussi hastivement courir a la punition, ains y penser et adviser meurement, si avec moindre despence et danger, usant de clemence et benignité propre a son naturel, l'on ne puist parvenir au but de la quietude et tranquillité des peuples de pardela et asseurance de son Estat faisant plus d'estime d'une paix certaine que d'une perilleuse vengeance.

D'ailleurs est convenable d'entendre, si les Ministres de V. M. n'ont donné quelque occasion aux troubles. Ce que je dis, non pour s'endormir sur l'asseurance necessaire, mais bien pour diminuer le Chastoi, comme en ce cas moings juste oires que ainsi soit, que le Vassal est tenu d'obeir aux Superieurs, quels ils soient.

Si nous distinguons Ceulx qui ont failly à leur devoir nous trouverons deux sortes de gens, assavoir peu de la Noblesse du pays, et ung nombre infiny de la basse populace de certaines Provinces seulement. Des villes principalles qui se sont formellement opposés sont Tournay et Valenciennes, si par exemple et imitation aultres sont suivy, les effects n'ont esté si grands qu'on publi, car au dehors des assemblées tumultuaires des peuples, qui se sont jectés au plat pays, pour rompre les autels, nous n'entendons chose de si grande consequence, qui puisse estre reputée à une formelle conspiration contre Votre personne et Estat, ce sont erreurs sans aulcun fondement stable et asseuré, et qui bien tost seront dissipés et arrestés par Madame Votre Soeur et l'assistance et auctorité des bons et fidels Vassaulx de V. Mté., qui sont incomparablement en plus grand nombre, et commenchent ja de s'y employer, selon que ceste Dame escrit, et les advis portent. De sorte qu'il fault esperer que tout sera reduict et redressé en brief.

Estant doncques les affaires en cest estat, quel besoing d'armes? quel de vengeance? quel de forces nouvelles? S'il reste chose a concquerir et dompter, ce sont les coeurs et volontés des Sujects, non pas les corps, emploiant non les armes, mais la doulceur et bienfaicts. Jugeant les industries d'une paix plus propres que l'art de la guerre, en ma conscience, c'est le vrai chemin que V. M. doibt tenir, pour conserver les Provinces, sans ainsi impetuesement accourir a la force qui aigrissait les volontés tant bonnes que maulvaises. Quant a moi j'estime plus une obeissance procedant d'amour et loyaulté, que celle qui vient de craincte.

Un bon Roy ne doibt provocquer ses Vassaulx a courroux, ains beneficier ses amis, et soi rendre aimable de ses ennemis, affin qu'ils nuisent moings. D'envoir ung Capitaine par delà, accompaigné d'une juste armée, cela n'est faisable, sans une notable despence, sans grand difficulté, rendant le nom d'Espagnol fort odieux, avec peril d'une notable ou plus grande alteration, ny sans sentiment des voisins, par impression que ces forces seront apoppresté contre eulx, du moings a aultre intention, qui les regardera, pour ce respect se pourront mouvoir ou instiguer aulcuns humeurs de vos vassaulx, que l'on

debvroit laisser tranqilles. Est il croiable, que la Germanie superieure, la France et l'Angleterre remplis d'heretiques (capitaulx ennemis d'Espaigne) vöians passer ceste armée au prejudice et dommaige de leurs voisins, puissent demeurer oisifs et abusés et qu'ils n'estiment qu'une guerre voisine ne soit ung feu commun auquel ils doibvent accourir et l'estouffer pour leur asseurance? d'aultre part l'on ne doibt faire doubte, que les nobles et populace, qui ont pris l'audace de remuer, se sentans picqués, ne facent ung nouvel effort, tel que parfois l'on recognu es Suisses et Bohemiens en semblables occasions, et se mectent en compaignie pour s'opposer à l'armée, entrant en pays, attirant a eulx, pour l'apprehension du chastoy tant les bons que mauvailx vassaulx, auquel cas l'exploict deviendra moings facile qu'on ne se figure.

Tous hommes advisés doibvent craindre tout perils, quels petits ils soient, pour l'incertitude du succes, lequel devenant doubteux ou adverse, l'on seroit bien en paine de recouvrer l'obeissance, voires au lieu de rompre leurs privileges (ainsi que l'on va pensant) seroit besoing non seulement de les confirmer, mais d'en auctroier d'aultres à la grande diminution de vostre auctorité et reputation. Notre Sr. veuille conserver votre Majesté de chevir au deffault et commun erreur de plusieurs, qui par une desmesurée cupidité d'ambition, ou avarice se promectent par la certain les choses incertaines.

Neantmoings je veulx qu'ainsi soit que l'expedition est facile, que sans resistence l'armée entrera au pays, qu'elle ne sera de grande despence et choses semblables, mais quel fruict et prouffict l'on en consumera? aquoi sera la force employée? nous entendons, que les villes, places et forteresses se remectent journellement en leur debvoir, Madame Votre Soeur y travaille et donne espoir des restantes, ceulx qui ont failly, Nobles et ignobles sont en petit nombre. Aulcunes provinces n'ont nulle part aulx esmotions, les coulpables ne sont pas apparans, ny si fols, que pour attendre de pied arresté l'emprisonnement de leurs personnes, ils y pourvoiront auparavant, et se retireront en place voisine et asseurée, en compaignie de leur faulteurs ou semblables, resteront seulement au pays les gens du bien, comme inculpables, qui seuls souffriront et partiront. Et ainsi deviendra vaine toutte la pratique de la guerre, la despence et l'effect de la justice, en change d'y recevoir avantaige, l'on consumera du dommaige des armes prinses sans necessité, les bourses s'espuisent, les Estats s'appouvrissent, les amis deviennent neutres, des neutres l'on en faict des ennemis, et de ceulx icy s'engendrent les obstinés rebels.

Votre Majesté n'a besoing de se faire craindre, ny d'intimider personne, trop bien confirmer et asseurer ses sujects, ne doibt aussi permectre, que la deffense de leurs privileges, maisons, femmes et enffans ils exposent leurs

vies et leur tout, au danger d'un succes contre V. M. Cependant est croiable qu'ils le feront si l'on les picque et soient rudement traictés.

Les anciennes calamités d'Espaigne nous servent d'exemple, pour la consequence des desespoirs d'aulcuns Nobles baannis et refugiés practiqués de leur pays, lesquels depuis a main forte se sont vangés de leur patrie. et le commun proverbe porte, que celui qui n'est asseuré en son pays parmi les siens, procure de l'estre par l'aide d'un secours estrangier. Pour mon advis me semble (soub correction) que les affaires se reduiront es termes, que V. M. fera mieulx de maintenir l'Estat et sa reputation par l'abandon et depart des armes, que de donner suject de desespoir et vengeance a aulcun grand du Pays, au contraire les carresser par sa doulceur, affin qu'il ait vergoigne d'avoir mal fait et admire votre clemence et bonté, plustost que leur imprimer craincte de vos forces. Car si jamais l'on joue des espées, l'on aura bien de la paine de les remectre au foureau. Si par apres votre benignité ne prouffficte, l'on viendra toujours a temps de prendre l'aultre chemin, de tant plus que l'Estat des affaires est en apparence de bonne asseurance, a l'effect que si V. M. n'adjouste bois a ce feu, adviendra l'ordinaire des emprinses folle et temeraires, lesquelles du commencement font bruict et Tempeste, mais au progres deviennent foibles et s'esvanouissent.

Je scay que tout ce mien discours et arraisonnement est superflu, au jugement de la prudence et bonne inclination à Votre Majesté, ne faisant doubte, que non obstant ce que je lui ai representé, Elle fera choix et executera ce qu'elle jugera convenir au plus grand service de Dieu, et au bien de la couronne d'Espaigne.

44) Quelqun Seigneur du Conseil par son advis sur ceste matiere, auss dire au Roy, que par son flegme et naifve bonté, dont Dieu l'avoit pourveu et par lui demonstré en la restitution ou cession de Siennes au Duc de Florence il avoit faict notable bresche a sa grandeur et a l'estime de sa personne vers tous Princes, ce qu'augmenteroit et apporteroit en fin du mespris, s'il pardonnoit si facillement aux flammengs. Renom de France I. Thl. Cp. 36.

45) Schreiben des Königs an den Großcommandeur von Castilien vom 26. November 1566, bei Gachard, Don Carlos. Da es kaum glaublich erscheint, daß Philipp sich so ausgedrückt haben sollte, so müssen wir wohl die eigenen Worte der Depesche abdrucken lassen: ... Direis à Sua Santidad que yo no puedo dexar de quexarme á el ... que haya querido embiarme al obispo de Ascoli á persuadirme lo que yo tengo tan á cargo de hazer, y querido dar tan mola voz de mi por toda la christiandad, con hazer demostracion de que se ha menester, para que yo acuda á ello, embiarme embaxada tan pública ...; y que, si yo no estuviera en ello como estoy, era mal camino para persuadirme entrar ...; y que suplico à Su Santi-

dad, para venir al fin de las cosas, quiera usar de los medios convinientes, porque, quando no lo fueren, aun en las cosas que Su Santidad quisiere y fueren muy hazederas, podria ser occasion de no salirse con lo que se pretende . . .

46) In der nämlichen Depesche vom 26. November 1566.
47) In derselben Depesche.
48) Bei Gachard, Don Carlos, II. 373. Anm.

49) Nach Gachard, Don Carlos, II. 384 ff. Gachard hat seine Darstellung aus den Akten der Cortes selbst geschöpft.

50) Aus einem Schreiben des Nuntius Rossano an den Cardinal Alessandrino, vom 17. Februar 1569, aus den Manuscripten der Nationalbibliothek von Madrid ausgehoben und abgedruckt bei Gachard, Don Carlos, II. 405.

51) Corresp. de Phil. t. I. CLIV. 550. 564.
52) Koch, Quellen ꝛc. I. 191.
53) Corresp. de Phil.
54) Pap. d'Estat du Cardinal de Granvelle. t. IX. 184.
55) Bei Gachard, Don Carlos, S. 445.

56) Was wir in dieser Nummer über den unglückseligen Don Carlos sagen, ist vorzugsweise nach den von Gachard in seinem Don Carlos veröffentlichten Dokumenten, nach Koch, Quellen zur Geschichte Maximilians II. zusammengestellt.

57) Koch, Quellen zur Geschichte Maximilians. Bd. I. 234.
58) Strada, 2. Bd. S. 105 der französischen Ausgabe.
59) Koch a. a. O. I. 177.

60) Gachard, Don Carlos, S. 390 ff. führt verschiedene Berichte über diese Scene auf, so eine Depesche an den Doge von Genua vom Protonotar Marcantonio Sauli, 8. Januar 1569, vom französischen Gesandten Fourquevaulx an Karl IX., 4. Januar, vom Nuntius, dem Erzbischof von Rossano an den Cardinal Alessandrino 7. Januar, von Tisnacq aus einem Briefe an Viglius 31. Dezember 1566, und von Dietrichstein, 2. und 8. Januar, letzterer bei Koch, Quellen I. 177 f.

61) So erzählt Cabrera. Dietrichstein (Koch a. a. O. I. 204) berichtet nur: letzlichen den hertzogen von Alba, das er ime den tolch an leib gesetzt, allain darumben, das er ime seines vaters gehaimb nit sagen wollen.

Zweites Kapitel.

62) Corresp. de Phil. Bd. 2. 600.
63) Corresp. de Phil. Bd. 1. 505.
64) l. c. II. 619.
65) l. c. II. 626.

66) Die Inschrift lautet:

India, Granata, Flandria, Malta,
Philipp. invictiss. Victoriae.

Der Reisende schreibt: Voyez icy la présumption d'Espaingnolz voulant dire que le Roy auroit falu conquerre la Flandre et Malte.

Wie brauchbar Philipp trotz seiner Vorliebe für die Spanier und alles spanische Wesen die Flamänder fand, darüber berichtet derselbe Sohn Flanderns, daß er in der Kathedrale Toledo's sept grandes orgues bien faictes et dorées, venans de Flandres sah. Das Schloß von Pardo, sagt er, sei von flämischen Arbeitern gebaut, beim neuen Schloßbau von Aranjuez war der Maurermeister aus Audenarde, auch beim Bau des Eskurial waren die meisten Arbeiter aus Flandern. Die Thürhüter aller Häuser des Königs, der Gartendirektor in Aranjuez waren Flamänder. Der Bruder des letzteren verstand alle Arten von Kräutern trefflich zu destilliren, sein Gebräu hieß Hallebeke. Ein Pächter, welcher für die königliche Tafel die Butter lieferte, Conrouble ist sein Name, war aus der Gegend von Tournay. Siehe den Reisebericht des Lambert Wyts von Mecheln, in der k. k. Hofbibliothek in Wien 8325. Pr. Eug. 107 ausgezogen von Gachard in Compte rendu de la Commission royale d'histoire. Serie 3. Bd. 5. S. 310 ff.

67) Corresp. de Phil. Bd. 1. 556.
68) o. c. Bd. 2. S. 5.
69) o. c. 2, 29.
70) o. c. 1, 530.
71) 2. Bd. der französischen Uebersetzung, livr. VI. S. 49.
72) Corresp. de Phil. Bd. 1. 507.
73) o. c. 1, 523.
74) Strada in der französischen Uebersetzung. Bd. 2. S. 66.
75) Corresp. de Phil. Bd. 1. 556.
76) Epp. ad. Hopperum. 434.
77) Koch, Quellen. II. 47.
78) Corresp. de Phil. Bd. 1. 466.
79) o. c. 1, 480.
80) Koch, Quellen. 1. Bd. S. 170 f.

81) Der Brief war deutsch geschrieben, vom Sekretär des Königs für

diesen ins Spanische übersetzt, daher die Wendungen in indirekter Rede. Koch, Quellen ꝛc. II. 40 ff.

82) Pontus Payen, Mémoires. I. 222. Hieran reiht er die Erzählung, daß, als einer dieser Geusenbrüder, Adrian von Berg, Herr von Olhain nach der Versammlung in St. Trond in Bethune Hochzeit gemacht, die Bundesgenossen aus dem Lande von Artois bei Tische und während des Tanzes mit ihrem beständigen Geschrei: „es leben die Geusen!" die Bürger von Bethune, welche an der Geusengenossenschaft keinen Geschmack fanden, so aufgebracht haben, daß der Magistrat die Hochzeitsgäste verwarnen ließ, und diese ihr Fest an einem andern Orte zu Ende bringen mußten.

83) Pontus Payen a. a. O. I. 228: Ces hérétiques, au lieu de recognoistre leur faulte, estoient venu endurciz en leurs péchez durant leur exil, aigrissoient merveilleusement les aultres qui de leur nature n'estoient que trop turbulens et séditieulx: de façon qu'estans réduicts au désespoir, deliberarent à quicte ou à double, ainsy que demonstroient leurs propos, disans publicquement que leurs affaires ne pouvoient bien si lengtemps qu'il-y-auroit un seul prestre vivant; partant qu'il faillot en dépescher le pays et quant desmolir les églises et monastères, confirmant leur dire par un meschant proverbe qu'ils avoient toujours en la bouche: pour estre quicte de coullons, il falloit abattre les colombiers, et bien souvent passoient oultre, disans que l'Idolatrie Romaine abolie, il falloit penser d'abbaisser l'orgueil de la noblesse, vanger la mort de leurs confrères, morts pour l'escripture, et d'ung mesme chemin réformer les mangeries et compositions des Messieurs de la Justice, advocats et procureurs.

Wir schließen hier einen Bericht über die Umgestaltung Genfs durch den Calvinismus an, wie wir ihn in Le Monde finden.

Die Revue des Deux-Mondes hat nämlich einen Artikel von Marc-Monnier über François Bonivard et Genève ou XVI siècle.

Darin heißt es nach einer Schilderung des vorreformatorischen Genf: Qu'est la ville si gaie que nous décrivions au commencement de cette étude? Genève est maintenant austère, ennuyée, enfermée dans ses murailles, dépouillée de ses faubourgs. Plus d'images ni de sculptures dans les temples: tout cela est effacé, renversé; les ornements des maisons, tant à l'intérieur qu'à l'extérieur, sont défendus; les peintres ont été chassés de la ville, les statues mêmes des mausolées sont grillées ou détruites, car elles pourraient être adorées comme des images de saints; des tombes de pierre on fait maintenant des lavoirs, les bois d'un autel ont été utilisés pour la construction d'un échafaud. Les tavernes sont fermées et remplacées par des „abbayes", cabarets officiels où les bourgeois ne peuvent s'attabler qu'à heure fixe sous l'inspection des magistrats. Les hôtelleries ont été interdites aux gens de la ville, les hôteliers astreint à surveiller le voyageur, à le dépouiller de son épée, à l'empecher de sortir

après souper, à faire la prière avant le repas, à ne servir aux paysans que le vin rouge du pays, à savoir enfin „ce que les étrangers vont faisant“, et à le raporter à la police.

„Défense de danser et même de voir danser, de chanter „chansons lugubres et vaines“, de jouer de la vielle aux noces; on n'entend plus pour toute musique que les lentes psalmodies du temple alternant avec le fredon du trompette qui, du haut du clocher, guette l'ennemi. Défense de manger plus de deux mets à dîner, de porter des dentelles ou des bijoux, des cheveux pendants, des culottes bouffantes. Défense de prier en latin, de dire Ave Maria ou même: animae fidelium requiescant in pace: c'est „chose horrible et détestable.“ Défense de représenter des pièces de théâtre et de lire Rabelais. Que des femmes s'avisent de patiner; qu'un homme, à la fin du prêche, réclame à son voisin de l'argent prêté, et que le voisin malgré la majesté du lieu, paie la somme; qu'une dévote contemple le prédicateur avec des regards trop doux; qu'un garçon, voyant passer une femme, parie que c'est la plus belle de Genève; qu'un étranger (fût-ce Clément Marot) joue une partie de tric-trac; qu'un hôtelier prenne pour enseigne „à l'Ange“, — tous ces délinquents sont cités devant le consistoire, qui les admoneste et souvent les prive de la cène. S'ils refusent de comparaître, ils iront en prison. Le consistoire entre partout, voit tout, sait tout; il connaît ceux qui ne vont point à l'église, et les y mène de force; il n'ignore aucun secret d'alcove, et réglemente les devoirs conjugaux. Il note les dates des mariages; que le premier enfant naisse trop tôt, le père et la mère convaincus de tendresses impatientes sont excommuniés, quand ils ne sont qu'excommuniés. Un homme est reconnu „inhabile et incapable d'être marié;“ son mariage est rompu, même sans plainte de la femme. Des filles s'ébattent innocemment à l'heure du catéchisme: elles seront fouettées. Un paysan possède une vache nommée Rebecca, il est appelé devant les juges; et il a beau protester que ses enfants la nomment ainsi parce qu'elle a les cornes rabouchées (repliées), il reçoit une admonition sévère, il a offensé Dieu. Nous trouvons tous ces traits dans les Registres du Consistoire, et nous choisissons les moins rudes. Un homme seul, Calvin, s'était emparé de ce peuple joyeux, raisonneur, indiscipliné; il le tenait dans sa main et le forçait d'obéir. Sans être magistrat ni même citoyen (il ne le devint qu'aux dernières années de sa vie), sans mandat officiel ni titre reconnu, sans autre autorité que celle de son nom et d'une volonté inflexible, il commandait aux consciences, il gouvernait les maisons, il s'imposait, avec une foule de réfugiés accourus de toutes parts, à un peuple qui n'a jamais aimé les étrangers ni les maîtres; il heurtait enfin de parti pris les coutumes, les traditions, les susceptibilités, les resistances nationales, et il les brisait. Il avait contre lui „les libertins“, c'est-à-dire l'ancien parti de Berthelier et de Bezanson Hugues, les

compagnons ou les successeurs de ces patriotes qui avaient affranchi Genève et commencé la Reforme, les chefs aimés du peuple, les anciennes familles du pays, Genève en un mot, car tout cela c'était Genève, revoltée à la fois de cette invasion de „Francais“ et de cette tyrannie morale. Calvin n'en tint compte; il détruisit Genève pour la refaire à son image, et cette reconstruction improvisée tient encore; il existe une „cité de Calvin.“

Ainsi, Genève était une ville élégante, poétique, adonnée aux arts et au commerce, livrée à cette joie qui fut le partage de tout le Moyen-Age, et qui découlait d'une conscience assurée et de la ferme confiance en la miséricorde divine. Est venue la Réforme, qui a jeté sa chape de plomb sur les coeurs et sur les intelligences. Ce dogme barbare de la prédestination, qui légitima même l'esclavage, a tout glacé. Genève repousse saint François de Sales pour se courber sous le joug de l'avocat Chauvin de Noyon, plus vulgairement connu sous le nom de Calvin! Ces deux noms disent tout: ils expriment deux civilisations; et par ce qui précède, il est facile de juger de quel genre de bonheur les peuples sont redevables à la réforme protestante. Barrier.

84) Lettre du conseil du Hainaut à la duchesse de Parme, contenant son avis sur le châtiment mérité par douze individus detenus dans les prisons du magistrat de Mons. 20. Mai 1567 in Recueil des bulletins de la commission royale d'histoire. 2. Serie, Bd. 11. S. 56—59.

85) Abgedruckt in Recueil des bulletins etc. 2. Serie, Bd. 11. S. 244 bis 252. — Mémoires de Pasquier de le Barre. t. I. S. 240. — Marcus, Sententien en indagingen van den hertog van Alva S. 94. — Bekentnis van Jean Denys, in van Vloten, Nederlands opstand, (1567—1572.) Bylagen S. 229.

86) Mémoires etc. I. 261.

87) Strada, 1. Bd. S. 364 ff. der französischen Uebersetzung. — Nuyens, Geschidenis der Nederlandsche Beroerten I. tweede Deel, S. 201.

88) Nederlandsch rijksarchief I. S. 27, mitgetheilt durch Bakhuizen van den Brink. — Nuyens a. a. O. S. 202.

89) Die in Valenciennes gefangen genommenen Prediger Pellegrin Lagrange und Guy de Bray legten folgende Geständnisse ab: Lagrange am 20. April 1567: A l'assemblée de Breda, il fut conclud et résolu de maintenir toutes les églises en général en leur liberté, et ce par le moyen de M. de Brederode, qui se debvoit déclarer; qui, depuis, a eu procuration de toutes les églises des Pays-Bas, et, de son costé, promis de les maintenir et assister, moyennant quelque somme d'argent que une chascune église debvoit baillier, lesquelles procurations furent passées à Anvers.

De Bray sagte aus: Après l'assemblée tenue à Breda, le seigneur de Brederode a faict une conféderation et alliance avec les églises de par deçà, par laquelle il leur permettoit de les maintenir en l'exercice libre de leur religion, et ce moyennant deniers que les églises debvoyent fournir . . . A ceste fin, tous les ministres des églises du pays s'estoyent trouvés en Anvers, et lesdicts ministres avoyent procure de leurs églises pour faire ledict traicté. Siehe Gachard, Corresp. de Guillaume le Taciturne. Bd. 2. S. CXI.

90) Bor, I. 166b, nach der Amsterdamer Ausgabe von 1697.

91) P. Winsemii j. C., illustrium Ordinum Frisiae historiographi ac eloquentiae et historiarum professoris Historiarum ab excessu Caroli V. Caesaris sive rerum sub Philippo II. per Frisiam gestarum ab a. 1553 usque ad a. 1581 assertae libertatis libri septem. Leowardiae 1646. lib. II. S. 94. Idcirco satius esse obsequia necessitatibus temporum, ac impetrandis Germaniae Galliaeve subsidijs locum quaerere securitati, quam habere in infoelici Belgica per advolantia Hispanorum agmina non possent. Caeteri autem Principum opponenda Philippo arma, et commune auxilium judicabant, quod stabiliendae patriae libertati Henricus Brederodius per ditiones suas aliique e Nobilitate Belgica parabant. Sed omne negotium per contraria Principum virorum consilià improsperis auspiciis procedebat.

Ex quo evenit, ut sparsis dissipatisque foederatorum copiis Margareta gubernatrix vergente praefecturae suae tempore, omnem fere Belgicam regi asseruerit, Romana religione una cum ornatu templorum reductà. Quae causa fuit, ut Aurantius magno comitatu Bredam, dein Dillenburgum concessit. Also bekennt dieser so ganz für Oranien gestimmte Geschichtschreiber, daß der Prinz nicht außer Landes gegangen wäre, wenn er Aussicht auf gleich beginnenden bewaffneten Widerstand gehabt hätte, wie er ihn wünschte.

92) Koch, Quellen 2c.

93) Instruktion Karls V. für seinen an die Eidgenossenschaft abgeordneten Gesandten Mouchet vom 15. Juni 1546. Koch, Quellen 2c. II. 169.

94) Bd. 1. 367 ff. der französischen Uebersetzung.

95) Koch, Quellen 2c. II. 167 f.

96) Groen van Prinsterer, Archives etc. Supplément. S. 58.

97) Collection Petitot. t. XXII. 3.

98) Tommaseo, Relations des ambassadeurs vénitiens, in der Collection des documents inédits sur l'histoire de France. t. II.

99) Mémoires de Tavannes. S. 291.

100) Pontus Payen I. 243.

101) o. c. I. 347.
102) Strada lib. V. in der französischen Uebersetzung. 1. Bd. S. 366.

103) Dietrichstein an Kaiser Maximilian vom 2. und 8. Januar 1567. Koch, Quellen rc. I. 179.

104) Strada lib. V. in der französischen Uebersetzung. 1. Bd. S. 355.
105) l. c.
106) Dietrichstein an Maximilian. Koch, Quellen. I. 181.
107) l. c.
108) Groen v. Prinsterer, III. 9.
109) Prinsterer, Suppl. S. 52 ff.

110) In einem Schreiben an den Grafen Johann von Nassau, 2. Febr. 1567 sagt er: Derwegent könthe das Fundament der Vorbith oder Schikhung, gleichwoll uff Verbeßerung, fürnemblich dahien gericht werden, das darin gantz ausführlich und vleißig begert wurde, das ire Mat. von irem gewaltsamen Vorhaben abstehen und dießen ihren Länden, in Ansehung itziger Zeitt und Gelegenheit, die Augsburgischen Confeßion genedigst nachgeben und vergönnen wolte, das sie sich derselben hinfürters, wie im hailigen Reich gebreuchlich, unbefahret gebrauchen möchten: da dan noch andere Sekten weren, die sich weder mit der Römischen Kirchen, noch der Augspurgischen Confeßion verglichen, die ihr Mat. nit leiden, sondern vertilgen und verjagen wolten, und ihrer, der Chur und Fürsten Hülf darzu bedörfften und begerten, so wollen ihr Gnaden und Liebden, wie auch die Niederländischen Confeßionisten selbst, sich darzu, ihrer Mat. zu Dhienst, gerne und willig gebrauchen und derselben alle Hülf widerfahren lassen. — Groen v. Prinsterer, Archives, III. 29. 30.

111) Groen v. Prinsterer, Arch. III. 39.
112) o. c. 58.
113) o. c. 19 f.
114) Prinsterer, Suppl. 52 ff.
115) Koch, Quellen rc. II. 46.

116) Der Churfürst weiter gesagt, wan das Wasser uber die Korbe gehe, werde sich's schwimmen lehren; wollte nicht rathen, daß der Prinz das Land und Gouvernement verlasse. Groen v. Prinsterer, Archives, I. Série. Supplément.

117) Daß der Calvinisten viermal mehr als der Lutheraner seien, erklärte Graf Ludwig damit, „daß die calvinistischen Bücher alleweg in französischer und niederländischer Sprache transferirt und nicht auch die lutherischen Bücher.

Haben damit viele Leute geärgert, daß sie das erstemal das Nachtmahl gar schlecht gehalten, weiter nichts gesagt, dann diese Worte: nimm', iß und

glaub', daß Christus für dich gestorben ist. Item, daß sie die Leute auch nicht communiciren wollen, sie schwören denn, bei derselben Religion ewig zu bleiben. Item, daß sie auch verweigert haben, den Kranken in ihren Häusern zu geben. l. c.

118) Prinsterer, Suppl. S. 59—63.

119) Ueber das Ganze dieser Sendung siehe Strada, lib. V., der französischen Uebersetzung 2. Bd. S. 44—46. Groen v. Prinsterer, Arch. III. 80 bis 97. Corresp. de Phil. II. t. I. S. 558. Viglius ad Hopperum: Visum nobis hic fuit non ingredi cum illis ullam disputationem, licet eorum imprudentia merebatur ut pro qualitate negotii illis de eodem atramento responderetur.

120) Prinsterer, III. 100.

121) Koch, Quellen ꝛc. I. 285 f.

122) Siehe über dieses merkwürdige Zeitgedicht die Ausführungen Kochs in seinen Quellen ꝛc.

123) Derartige Anklagen stehen z. B. in Corresp. de Philippe. Bd. 1. S. 455. 459. 467. 481. 483. 484. 485. 486. 495. 497. 501. 519. 520. 544.

124) o. c. I. 272.

125) Strada, in der französischen Uebersetzung. Bd. 2. S. 84.

126) Koch, Quellen. I. 193.

127) Yo truxe desde alla resuelto, como à V. M. le pareció que convenia y me lo mandó, de prender los hombres principales culpados ó suspechosos, para castigarlos exemplarmente . . . Corresp. de Philippe. Bd. 2. S. 29. Gachard, Don Carlos. II. 407. Anm.

128) Depesche des Nuntius an den Cardinal Alessandrino vom 28. September 1567, mitgetheilt von Gachard in Don Carlos. II. 407 f. Anm.

129) Im Januar 1568 schrieb er an den König: Toutes fois, comme ledict article est le principale fondement dont ceulx de l'ordre que j'ay faict prendre par ordonnance de V. M. Schreiben aus dem Januar 1568 bei Gachard, documents inéd. I. 344.

Drittes Kapitel.

130) Wo in dieser Nummer eine Nachricht über den Heerzug nicht mit einem besondern Citate belegt ist, wurde sie aus den Commentaires de Bernardino de Mendoça sur les évènements de la guerre des Pays-Bas 1567—1577. Traduction nouvelle par Lonnier, avec notes et annotations par le Colonel Guillaume, Bruxelles 1860 genommen.

131) Corresp. de Phil. Bd. 1. 530.

132) o. c. Bd. 1. 583.

133) Gründliche Beschreibung inn zwen Thail verfaßt, durch Herrn Alfonso Ulloa. Des Niderländischen Kriegs u. s. w. Gedruckt zu Dilingen, durch Sebaldum Mayer. Anno MDLXX. Blatt 7.

134) Ulloa, Blatt 7.

135) O Deus omnipotens crassi miserere Vitelli,
Quem mors praeveniens non finit esse bovem.
Corpus in Italia est, tenet intestina Brabantus,
Ast animam nemo. Cur? Quia non habuit.

Commentaires de Mendoza, I. S. 52. Anm.

136) Philipps Schreiben an den Cardinal v. Granvella vom 17. Febr. 1567, bei Gachard, Corresp. de Phil. Bd. 1. S. 512.

137) Strada, sechstes Buch; in der französischen Uebersetzung 2. Bd. S. 64 f.

138) Alonso de Laloo 17. Aug. 1567. Corresp. de Phil. Bd. I. 563.

139) Memoires de Pontus Payen I. 372.

140) Groen v. Prinsterer, Corresp. inédite 3, 115. 125, ferner die Vorrede. Corresp. de Phil. passim.

141) Mémoires de Pontus Payen, 2. Bd. S. 21, nach einem Berichte von Augenzeugen.

142) Mémoires anonymes sur les troubles des Pays-Bas 1565—1580. 1. Thl. S. 43.

143) Pontus Payen 2, 19.

144) Corresp. de Philippe I. 563.

145) o. c. I. 567.

146) o. c. I. 567.

147) o. c. I. 568—569.

148) o. c. I. 566. Mendoza, Commentaires I. 61. Pontus Payen 2, 26.

149) Pontus Payen 2, 24.

150) Margaretha entließ ihn zwar auf den Rath des Armenteros, aber empfahl ihn auf's Wärmste seinen Klosterobern. Der Mann war Franziskaner aus dem Convent von Lille, hieß Jean Ghéry, war Doktor der Sorbonne. Gachard, Corresp. de Philippe Bd. I. 568 theilt das Schreiben mit, in welchem Margaretha ihn seinen Obern empfahl. Darin heißt es, es solle ihm ja nichts an Bequemlichkeit abgehen, er solle in seine früheren Aemter wieder eingesetzt werden, sein Zimmer und dessen Einrichtung soll so hergestellt werden, wie es ehedem gewesen, damit er in seinen Studien nicht gestört sei, wenn der König komme, werde dieser gewiß ihn für die guten Dienste, die er nicht bloß ihr, sondern dem ganzen Vaterlande geleistet, reich belohnen.

151) Renom de France, Deuxième partie, Cp. 1.

152) Corresp. de Phil. Bd. I. 577.

153) o. c. 573.

154) o. c. 579. Aus dem Archiv von Simancas, bei Gachard, Notice sur le Conseil des Troubles, institué par le Duc d'Albe, in Bulletins de l'Académie royale T. XVI.

155) Le président du Conseil privé Viglius fict quelque difficulté au regard des Brabançons. Suivant quoi le Duc feit appeller vers lui le Conseil privé pour leur declarer que ceste matiere de leze Majesté estoit tant extraordinaire et importante, qu'il deliberoit d'y proceder extraordinairement et ne vouloit user du Stil de Brabant, affin que d'icy a cent ou deux cent ans on n'allegua Contre le Roy que le Duc D'alve son commissaire avoit respecte en ces matieres les Coustusmes ou formalités d'ung pais, mais qu'il en auroit use selon les termes de droict qu'en touttes aultres choses concernant les droicts, usances et coustumes du pays, les vouloit garder de observer à la lettre, et non en cecy, pour ne deroger a la preeminence et authorité de S. Majesté, requeroit partout le président sceller les commissions lequel dict qu'il estoit tenu d'obéir, neantmoings vouloit bien remonstrer que jusques lors en affaires de justice touchant le pais ou subjects de Brabant, l'on n'avoit use d'aultre scel que du pais, mesmes qu'on avoit voulu alleguer nullité, quant lon avoit mis aultre scel, ce que lon pourvoit cy apres luy imputer a presomption a faulte de n'avoir preadverty, touttefois puisque son Excellence avoit ses considerations pour ainsy l'ordonner, qu'il obeiroit estant bien aise qu'il ordonnoit en presence des aultres Srs., Ses confreres, pour convenance et sa descharge leur demandant s'il leur sembloit aultrement. Renom de France 2. Thl. Kp. 2.

156) Gachard, Notice sur le Conseil de Troubles.

157) a. a. O. und Pontus Payen 2, 39 f. Outre ceste Ducq dénomma plusieurs particuliers en chascune Province, leur donnant puissance et aultorité de informer sur le faict des troubles, constituer prisonniers les délinquans,

saisir leurs biens et instruire leurs procès, interdisant à tous consaulx et Justices ordinaires de prendre cognoissance des dits troubles, leur ordonnant de mectre ès mains des dits commissaires toutes les informations et procédures, qu'ils avoient en leur possession, concernans les dits troubles; enjoindant aux dits commissaires d'envoier les procès instruits avec leur advis au dit nouveau conseil. Les conseillers rendoient là-dessus leurs sentences, qui estoient ordinairement du dernier supplice, qu'ils envoioient aux commissaires pour les prononcer et mectre à exécution . . .

158) Diese und andere hier aufgeführte Nachrichten hat Gachard einem Manuskripte des Archivs von Simancas entnommen, das den Titel führt: Relacion sumaria de lo que se ha hecho, por mandado de Su. Excellencia, por el consejo nuevamente deputado para los negocios de Flandes, desde XXII de agosto MDLXVII que S. E. entró en Bruselas fasta XV de enero.

159) Corresp. de Philippe, Bd. I. 578.

160) Aussage del Rio's vor dem Prinzen von Oranien 1577 in Messager des sciences et des arts de la Belgique Bd. VI. 1838. S. 469.

161) Corresp. de Phil. Bd. I. 583.

162) Henne et Wauters, histoire de Bruxelles I. 415.

163) So schreibt er selbst an den König am 9. September, Corresp. de Philippe Bd. I. 572.

164) Nach Pontus Payen, der fast in allen Punkten mit dem amtlichen Berichte übereinstimmt.

Renom de France weicht darin ab, daß er sagt, Egmont sei im Garten und Horn in dem Augenblicke verhaftet worden, da er Gemälde betrachtete.

Voires le jour precedant quelque Sre. du Conseil l'avoit preadverty, aiant Madame sa femme souvent declare, que ung Capitaine Espagnol qu'on soubçonnoit avoir esté Julian Romero maistre de Camp estoit venu de nuist en son Logis lui conseiller sa retraicte. Renom de France II, 2. Corresp. de Philippe I. 572—583. Morillon schreibt am 8. Juni an Granvella: On attendoit à quelque chose de sinistre pour M. d'Egmont. Il portoit toujours des flèches dans sa Livrée. Tous les bons en étoient scandalisés. Noircarmes le tenoit pour perdu. Hdschrftl. auf der Bibl. Bourgogne in Brüssel Nr. 16,091. Analyse de 8 Volumes de Lettres de Morillon à Granvella depuis 1545 jusqu'au 28 Octobre 1584. Bd. 4.

165) Corresp. de Phil. Bd. I. 575.

166) a. a. O. S. 576. 578.

167) a. a. O. 571 f.

168) a. a. O. 576.

169) 2. Bd. S. 35. Meteren u. A.
170) Prinsterer, Archives Bd. 3, 126.
171) Corresp. de Phil. Bd. I. 575. 577. 581. 607. 613. 614.
172) Strada. Meteren.
173) Corresp. de Phil. Bd. I. 583.
174) a. a. O. 590. 609.
175) a. a. O. 590 und 610.
176) a. a. O. 592. Mendoza, Commentaires I. 74 f.

177) Instruction et rapport du Secrétaire d'État Berty, envoyé par la duchesse de Parme et le duc d'Albe vers l'évêque de Liége: 24—29. September 1567. In Recueil des Bulletins de la Commission royale d'histoire. 3. Série t. 3, 395—408.

178) Sismondi, hist. des Français, Bd. XVIII. 16. 17.

179) Wir wissen, daß der letztere Punkt in Controverse ist; Ranke, Lavallée, histoire des Français Bd. I., Anquetil, Esprit de la ligue Bd. I., übergehen ihn, Martin histoire de France, Bd. IX. schlüpft mit ein paar Zeilen darüber weg; in den Mémoires de l'Académie des inscriptions, tom. XVII p. 607 steht eine Abhandlung von Seiousse, welche das Faktum verneint, aber mit ganz schwachen Gründen.

180) Commentaires, I. 70 ff.

181) Corresp. de Philippe I. 591. 602. Mendoza a. a. O. Mémoires de Fery de Guyon, herausgegeben von Robeaulx de Soumoy.

182) Corresp. de Philippe I. 594.
183) o. c. 607.
184) o. c. 608—609.
185) o. c. 592.

186) In einem Auszuge in der Corresp. de Philippe S. 570, ganz in Gachard, Correspondance de Marguerite d'Autriche, Duchesse de Parme avec Philippe II. Bd. I., vom 14. August 1559—1561, S. XXIII.

187) Corresp. de Philippe, Bd. I. 601 im Auszuge, vollständig nach einer spanischen Uebersetzung in Gachard, Corresp. de Marguerite I. XXV.

188) Corresp. de Philippe Bd. I. 604.
189) o. c. 611.
190) Analectes Belgiques 295—301.

Viertes Kapitel.

191) Corresp. de Philippe Bd. I. 535—537.

192) M. Koch, Quellen zur Gesch. Mxm. 195.

193) Depesche des französischen Gesandten Fourquevaulx an Karl IX. vom 21. Mai 1567 mitgetheilt in Gachard, Don Carlos S. 380.

194) Corresp. de Phil. I. 545.

195) Corresp. de Phil. I. 543. 545. 552. 557. 588. II. 116. 123.

196) Corresp. de Phil. I. 553.

197) Pontus Payen II. 33—34. Antoine Vanderbecque, secrétaire du dit seigneur de Montigny, m'a autrefois raconté que le jour précédent leur emprisonnement, le Roy fit cest honneur au dit seigneur son maistre de le mener en caroche avecq luy en son palais Royal de l'Escurial, luy monstrant beaucoup de signes d'amitié, tellement que le dit Vanderbecque et aultres domesticques du dit seigneur faisoient estat qu'il entreroit en crédit et parviendroit à grand honneur.

198) a. a. O. 34.

199) Corresp. de Philippe, Bd. I. S. 578 f.

200) Monteros waren jene Diener des königlichen Hauses, welche bei Nacht vor dem Schlafzimmer des Königs und der Königin die Wache hatten. Sie mußten Hidalgo's und aus der Stadt Epinosa sein, weßhalb sie gewöhnlich monteros de Epinosa hießen.

201) Diese und die folgende Nummer ruht auf Don Carlos, par Gachard und auf den dort citirten und uns erreichbaren Quellen.

202) Das Stärkste, was geeignet sein könnte, meine Ueberzeugung zu erschüttern, enthält die Depesche Dietrichsteins vom 22. April 1568 (Koch, Quellen, I. 214). Hier heißt es: Der sein peichtvatter ist, hert meine gnedigsten herrn auch peicht, gar ain feiner, christlicher, frumer, geschikhter Münich. Der hat mier hoh und tewer affirmieret, das ich gewislich glauben soll, so vill die Religion betrifft, das der printz je und albeg ain so gueter Catolicus, und da von so christlich gehalten, als ime ainer halten khunde. So hab er wider seines vaters person, wie man gesagt, nit allain nix tötliches zue handeln prätendirt, sunder auch nit in sin genumen. Der printz hab seine mängel, die woll er nit vernainen noch entschuldigen; dieselbigen awer wurden mer verursacht, das er in aller freiheit erzogen und eines unstaten, herten gemuets und aigen sinnig, alls das er sunsten an vernunfft ain mengel haben soll. Verhoffte diese heimbsuchung und zichtigung die soll ain correction sein morum und das er sich selber pas lerne erkhenen; do das, wie

er got traw, beschehe, (hier hat die Abschrift, welche Gachard im Wiener Archiv nach dem Originale nehmen ließ, die Stelle, welche bei Koch fehlt: hoff er das er ain tugentsamer gueter fürst sein werde, dan) hab er schon etlich untugent, so hab er beineben grose tugenten.

Hiezu bemerken wir

1) daß der Beichtvater, der sich offenbar als ganz uneingeweiht zeigt, sich wohl gehütet haben wird, Dietrichstein gegenüber die volle Wahrheit über den geistigen Zustand des Prinzen auszusagen. Er weiß von dem Entschlusse, den der König in Betreff der Heirath zwischen Don Carlos und Erzherzogin Anna längst gefaßt hat, nichts; ist dieß richtig, wie wir in Nr. 3 beweisen werden, so hat er alle Veranlassung, dem kaiserlichen Gesandten gegenüber Dinge zu enthüllen, welche die Heirath auf österreichischer Seite rückgängig machen oder ihr wenigstens Schwierigkeiten bereiten mußten. Und davor wird er sich selbstverständlich gehütet haben.

2) Da ihm so gut wie jedem Andern, der mit dem Prinzen in dessen Gefangenschaft zu thun hatte, strengstes Stillschweigen auferlegt war, und keiner Familie angenehm ist, daß einem ihrer Mitglieder die geistige Gesundheit abgesprochen wird, so läßt sich leicht denken, daß der Beichtvater, von Dietrichstein zur Rede gestellt, durch Enthüllung von Dingen, die sowohl dem Gesandten als dem Könige sehr unangenehm sein mußten, die königliche Ungnade sich nicht zuziehen wollte. Was er sagt, dient nur zur Entschuldigung des Prinzen, zur Verbreitung oder Befestigung einer besseren Meinung von demselben, darauf ist die ganze Aussage angelegt.

3) Aber er hat offenbar gar nicht gewußt, was der König mit Don Carlos vor hatte, sonst würde er die Gefangensetzung nicht als ein bloßes Correktionsmittel ansehen. Ferner wußte er nicht, daß der König schon lange mit sich selber über die Zukunft seines Sohnes im Klaren war. Bereits 1566 ließ Philipp die Aeußerung fallen, daß Erzherzog Rudolph sein Erbe sei. Damals also schon hat er in Aussicht genommen, daß Don Carlos sein Nachfolger nicht sein werde. Darauf kam er jetzt, im April 1568 zurück, denn auf die Bitte Dietrichsteins, die beiden Erzherzoge Ernst und Rudolph zu entlassen, ließ er ihm durch den Grafen v. Feria erklären, daß ihm das Fortgehen der Knaben zu keiner andern Zeit so beschwerlich hätte fallen können, als gerade jetzt, „nach furgenumenen verenderung des printzen person halben.“ Der König habe nicht mehr, als die zwei Töchterlein, und wenn die Königin auch in gesegneten Umständen sei, so wisse man nicht, ob sie einen Sohn haben werde, noch was ihr zustoße, „solle es nun zue ainem fal khumen, wie viel daran gelegen, das ier Durchl. (die Erzherzoge) nit außer lants sein, weil sie nun jederman lieb hab und der khunig zuforderst. E. M. die hetten nit wenig ursach, auf das hinig den auff das dauffig wesen achtung zue geben, khunten auch den kunig nit verweisen, der sie alls sein selbst aigne sun halt und libt, des er darauf bedacht, noch seinen Räten, weil J. D. also

beschaffen, das sie dessen menikliche genuegsam ursach haben. Aimal, da der khunig khainen sun hab, so sei der hertzog Ruedolph der nechst successor, alls der dem khunig sein tochter on das schon vermaint hab.

4) Dietrichstein selbst läßt keinen Zweifel darüber, daß er selbst die Ansicht des Königs und der Räthe über die geistige Verfassung des Prinzen theilte. Am 19. Mai 1568 berichtete er: „Mains taills besorg, das er nun dahin verurtailt ist quod neque ad gubernacionem neque ad generacionem aptus sit . . . Ob der printz gleich heres ist tantorum et maiorum Regnorum der gantzen christenhait, so ist er es doch nur potentia nach und nit actu und menschlicher darvon zun reden, bej seiner aigenschafft, thuen, wesen und halten, ist niemant nit der seinen vatern nit lenger leben gibt, alls ime. Nebendem das er auch in der warhait ein seltzam aigenschafft und condition gehabt."

Mithin ist die Aussage des Beichtvaters an Dietrichstein nicht geeigenschaftet, unsere Ueberzeugung über das geistige Wesen des Prinzen umzustoßen.

203) Corresp. de Phil. Bd. 2. S. 32—33. 37—66. 70—85. 88. 90—94. 113—123. 135—148. 152—155. 160. 169—171.

Fünftes Kapitel.

204) Renom de France. Vol. I. Cap. 43. Recapitulation des Causes des Premieres Troubles.

Mais les effects et evenements ont justitié de tout poincts l'opinion des Pedans et Philosophes, et que toutte force et puissance qui n'est accompaigné de bon conseil, mesnaigerie et bonne conduicte, se destruict par soi mesme et devient à rien, à la ruine, confusions et perdition propre de celluy qui en use; non que l'on le doibt imputer au Roy, qui a faict de son costé tout ce que lui a esté possible, et n'a riens espargné pour conserver la Religion et reduire ses subjects. Mais souvent at esté mal servy et le grand nombre de ses Estats sy distraicts et esloingnés n'ont permis sa presence, ou qu'il ait peu en temps et saison pourveoir aux troubles.

205) Renom de France. Vol. II. Cap. 8.

Tous lesquels projects furent proposez par aulcuns tant estrangers que de pays, estant aux oreilles du Ducq, en apparence peu verses aux conditions et naturels des peuples de pardeça, qui n'avoient aultre but, que la forme plus aisée de gouverner, sans beaucoup considerer la justice, ny despence, moing peser la consequence, neantmoings eurent pour contra-

dicteurs aulcuns serviteurs du Roy en ces pays, qui remonstrerent pour leur acquict, qu'on ne debvoit riens changer du tout ce qu'estoit estalit d'ancienneté en chasque province, aultrement qu'on se mettoit en danger et hazard d'une nouvelle revolte plus importante que la premiere, parcequ'elle aittirait touttes sortes de danger et subjects, pour la conservation de leurs droicts et privileges, dont les peuples estoient fort jaloux, encores que ces poincts samblassent de prime face bien conceuz, mais la première opinion estoit en ce temps plus authorisée, comme la seconde plus asseurée. Vgl. Corresp. de Phil. Bd. 2. S. 5.

206) Nuyens, II. 30. Bentivoglio, I. 225. Groen v. Prinsterer, Arch. III. 137—140, das Schreiben des Clemens Volkart Coornhert an Oranien. Meteren, 1. Bd. 40.

207) Corresp. de Phil. Bd. 2. 7.

208) o. c. 654. Wilhelm Vandernoot und Augustin Vanderborcht waren die Commissäre.

209) Groen v. Prinsterer, Arch. III. 171. Mémoires anonymes 1, 56. Le Petit, Grand chronique de Hollande etc. 170, daselbst auch die Antwort des Prinzen v. Oranien. S. 171.

210) Corresp. de Phil. Bd. 1. S. 596. 611. Bd. 2. S. 7. 10. 12. 13. 14. 18. 66. 120. Compte rendu des séances de la Commission royale d'histoire. 2. Serie, Bd. XI. S. 253, ein Schreiben des Sigismund Cavalli an den Dogen von Venedig über die Behandlung des jungen Grafen vom 21. Juni 1568. Ram hat in den Analekten von Löwen den Gegenstand behandelt und den Brief Alba's an die Universität gegeben, worin es heißt: que ce que nous en avons faict a esté par ordonnance expresse de sa M. Qui par contemplation des bons succes des ayeulx et aultres predecesseurs desfuncts du sr. Comte de Buren luy a bien voulu tant de bien que de le faire nourrir en sa court, a fin que avec le temps il se puist faire ydoine pour rendre semblables servvices à sa M. et à ses pays. Das Schreiben des jungen Grafen über seine Aufnahme in den Fasti Academici.

211) Mémoires anonymes sur les troubles des Pays-Bas. t. I. S. 56. — Le Petit, Grand chronique de Hollande. t. II. S. 171. — Gachard, Notice sur le conseil des troubles (Bulletins de l'Academie royale. t. XVI. II. Partie. 1849.) — Liste des exécutés et des bannis, pour cause des troubles dans la ville de Gand et la châtellenie du Vieux. — Bourg 1568. in Compte rendu des séances de la Commission royale d'histoire ou Recueil de ses bulletins, 3. Série. — Pasquier de le Barre et Nicolas Soldoyer, Bd. 2.

212) Corresp. de Phil. Bd. 2. S. 23. 660—662. 663—664. 688.

213) Corresp. de Phil. Bd. 2. S. 23.

214) Analyse des Mémoires et des Lettres du Cardinal de Granvelle, par Dom Berthod, Benedictin. Ms. der Bibl. de Bourgoigne in Brüssel. Nr. 16,107.

215) Corresp. de Phil. Bd. 2. 4.
216) o. c. 23.
217) o. c. 3.

218) Nuyens 2, 78. Cavrines, Esquisses historiques 2, 19 f. Meteren 110.

219) Bor, IV. 226. Le Petit, II. 174 f. Groen v. Prinsterer, Arch. III. 171. Diese Zweifel erscheinen Jedem, der die zwei Aktenstücke liest, von selbst so begründet, daß eine kritische Zurechtstellung gar nicht nöthig ist. Zum Ueberflusse verweisen wir darauf, daß der König am 19. Februar 1568 dem Herzoge seine Billigung darüber ausdrückte, daß dieser die Verkündigung der alten Plakate bis nach dem ersten Strafgerichte zu verschieben gedachte. Wenn die Klugheit verbot, diese den Niederländern jetzt ins Gedächtniß zurückzurufen, so kann man die ungleich größere nicht begangen haben, der spanischen Inquisition in derselben Zeit eine Jurisdiktion in den Niederlanden zu eröffnen.

220) Corresp. de Phil. 2, 24. 25. Meteren, 111. Mémoires anonymes 69.

Sechstes Kapitel.

221) Groen v. Prinsterer III. 155.
222) o. c. Suppl. 63.

223) o. c. III. passim. — Gachard, Corresp. de Guillaume le Taciturne. — Corresp. de Phil. Bd. 2. passim.

224) Renom de France.

225) Geständniß des Jean de Montigny, Seigneur de Villars in Corresp. de Phil. Bd. 2. 25.

226) Prinsterer, III. 172—177. — Languetius, Epistolae. I. 64.
227) Languetius, I. 84.
228) Bor, I. 233.
229) Prinsterer, III. 196 ff.
230) o. c. III. 185 ff.
231) Bor, I. 234a.

232) Mendoça, Commentaires etc. livr. II. III. Bd. 1. S. 78—107. — Corresp. du Duc d'Albe sur l'invasion du Comte Louis de Nassau en 1568 par Gachard. — Koch, Quellen zc. II. 137. — Ulloa, niederländischer Krieg.

233) Corresp. de Phil. Bd. II. S. 26 f.

234) Corresp. de Guill. le Tacit. III. 1—5.

235) o. c. S. 6—19.

236) Strada, Suppl. 1. Bd. 270.

237) Mémoires anonymes sur les troubles etc. — Bor. — Meteren. — Petit u. A.

238) Corresp. de Phil. Bd. 2. S. 9. — Die Verdächtigungen und Anklagen stehen der im Texte eingehaltenen Reihenfolge nach im a. W. Bd. 1. S. 453. 457. 459. 466 f. 474. 495. 501. 514. 520. 527. 561. 595. — vgl. auch Gachards Vorrede.

239) o. c. I. 588. II. 18.

240) o. c. 2, 5. Compte rendu etc. (Rec. des Bull.) 3. Serie, 4. Bd. S. 451—455.

241) J. B. Walburg v. Nieuwenar 15. November, Walburg v. N. Horns Mutter an demselben Tage. Corresp. de Phil. I. 600.

242) o. c. Bd. 1. 575.

243) o. c. Bd. 1. 602.

244) Gachard, Documents inédits. I. 343 ff.

245) Suppl. zu Strada. 1. Bd. 11 ff.

246) o. c. passim.

247) Analyse des Mémoires et des lettres du Cardinal de Granvelle, par Dom. Berthod, Benedictin. 25. u. 26. Thl. Brief Belins vom 14. Dezember 1567, 4. Januar 1568. Ms. der Bibliothèque de Bourgogne in Brüssel, Nr. 16,107.

248) Suppl. zu Strada, I. 252.

249) Nach der Execution begab sich der Bischof von Ypern zu seiner Erholung nach Löwen, wo sein Freund, der damalige Rektor Cunerus Petri seine Erzählung niederschrieb. Von Cunerus erhielt Thomas Stapleton die Aufzeichnung, siehe Ram in Analectes pour servir à l'histoire de l'université de Louvain. Nr. 19, 1856, S. 128. Weitere Notizen bei Bavay, Proces du Comte d'Egmont. — Corresp. de Maguerite par Reiffenberg. — Suppl. à Strada. — Renom de France. — das in Nr. 247 genannte Manuscript. — Corresp. de Phil. Bd. II. u. III. passim.

250) Meteren 52b.

251) Corr. du Duc d'Albe.

252) Bei Koch, Quellen, II. 137—141.

253) Groen van Prinsterer, Arch. etc. III. 248. 251. 232. Corresp. de Phil. 2, 37.

254) Prinsterer III. 155. 234. 235. 251. 254.

255) o. c. 261. 254.

256) Corresp. de Phil. 2, 29.

257) Mendoça livre III. Cap. V—XIV. (S. 115—160). — Ulloa. — Corresp. de Phil. 2, passim. — Corresp. du Duc d'Albe — Prinsterer III. 264. — Strada, 7. Buch. 2. Bd. S. 131—142 der französischen Uebersetzung.

258) Prinsterer III. 272.

259) o. c. 278.

260) o. c. 286. Suppl. 89.

261) Koch, Quellen ꝛc. II. 135—137.

262) o. c. 133. 134.

263) o. c. 133.

264) Corresp. de Guillaume le Tacit. III. 6—19.

265) Oefter gedruckt; ein Exemplar liegt auf der Bibl. de Bourg. in Brüssel, Nr. 16,686. — Vor gibt es I. Authentie stukken 121, dagegen ein anderes Manifest vom 31. August, I. 253.

266) Groen v. Prinsterer, Arch. III. passim. — Mendoza 1. Bd. livre IV. S. 161—234. — Courteville, Relation de l'expédition du Prince d'Oranges dans les Pays-Bas en 1568, abgedruckt in Gachard, Corresp de Guillaume le Taciturne. Bd. III. worin auch die hieher gehörige Correspondenz. — Annales de Hainaut par Vinchant, Ms. der Bibl. de Bourg. Nr. 18,024. — Epistolae Langueti S. 94. 101. — B. van den Brink, Studiën en Schetzen. — Strada livr. VII.

Siebentes Kapitel.

267) Renom de France. — Cabrera, Historia de Felippe II. lib. VIII. S. 578 bis 592. — Corresp. de Phil. Bd. 2. S. 36. 37. 40. vgl. 89. 44. 45. 46. 48. 54. 55. 59. 66. 89. 91. 92. 103.

268) Corresp. de Phil. Bd 2. 143.

269) Corresp. de Phil. Bd. 2. 80. 150. — Arnoldus Havensius, Commentarius de erectione novorum episcopatuum etc. Colon. Agripp. 1609. — Gazet, hist. écclésiastique des Pays-Bas.

270) Havensius. — Gazet. — Morillon an Granvella. Ms. der Bibl. de Bourg. in Brüssel, Nr. 16,091.

271) Havensius. — Gazet.

272) Havensius. — Histoire des Béguinages de Namur, par M. Ch. Wilmet. Namur 1859. — Die Diözesansynode von 1570, abgedruckt bei Ram, Nova et amplissima collectio Synodorum etc.

273) Havensius. — Gazet. — Corresp. de Phil. 2, 75. Dazu die Anm. das.

274) Die angef. Werke.

275) Außer Havensius & Gazet, Copie des rapports autographes de Joachim Hopperus, conseiller d'Etat et garde des Sceaux pour les affaires des Pays-Bas à Madrid, faits à Philippe II. avec les apostilles originales du Roi depuis le 17 décembre 1570 jusqu'au 30 août 1571, et depuis le 19 Juillet 1576 jusqu'au 25 octobre de la même année. Nach den Autographen durch M. Ch. della Serna y Santander à Bruxelles für den Bischof Nelis von Antwerpen. Handschriftl. in der Bibl. de Bourgogne Nr. 16,091. Bor, 5. Buch, S. 259 ff.

276) Havensius. — Bor. — Winsemius etc. Historiarum etc. S. 100 ff. 66 ff. 121 f. 123. 124. — Das in Anm. 275 angef. Manuscript.

277) Havensius. — Gazet. — Manuscript der Bibl. de Bourgogne Nr. 16,107.

278) Havensius. — Gazet. — Esquisse historique de Pierre de Corte par Alphonse de Leyn. 1863. — Corresp. de Phil. 2, 517. 518. 520.

279) Havensius & Gazet. — Ram, Sonnii Epistolae.

280) Ram, Analectes etc. 1852. Nr. 15. S. 144—152.

281) Abgedruckt bei Ram, Nova et amplissima collectio Synodorum, daselbst auch die Quellen für die Geschichte des Prov.-Concils. — Corresp. de Phil. 2. Bd. passim.

282) Ram, Nova etc. collectio Syn. — Manuscript 16,091 auf der Bibl. de Bourg. — Prof. Linsemann, Michael Bajus und die Grundlegung des Jansenismus.

283) Compte redu des séances de la Comm. roy. d'histoire, ou recueil de ses Bulletins. 3. Serie. Bd. 8. S. 331 f.

Achtes Kapitel.

284) Corresp. de Phil. Bd. 2, 53. 63. 74. 90. 91. 102. 104. 106. 107. 117. 113. 130. 144. 145. 150. 151. 154. 164. 167. 168. 685. Bor, I. 320. Kervyn de Lettenhove, histoire de Flandres Bd. VI. 263. — Corresp. de Phil. Bd. IV. S. XVII. — Das in Anm. 275 angeführte Ms.

285) Viglii epistolae ad Hopperum. S. 525—547.

286) Corresp. de Phil. Bd. 2, 669.

287) o. c. Bd. 2, 89.

288) Renom de France gibt im 15. Kapitel seines 2. Theiles ausführliche Schilderung.

289) Collection Cottoniana. Galba. C. III. f. 123.

290) Nicolaus & Simon Sourdoier in ihrer Chronique de tout ce qui c'est passé à Tournai u. s. w., handschriftlich in Tournai, abgedruckt unter den Mémoires de l'histoire de Belgique.

291) Renom gibt als Totalsumme 44,864,883 Gulden an, aber die einzelnen Summen zusammengezählt ergeben die von mir angegebene Zahl.

292) Renom de France. — Corresp. de Phil. Bd. 2, S. 69. 78. 85. 89. 94. 95. 103. 104. 147. 106. 109. 110. 112. 120. 126. 131. 132. 146 der Generalbericht. — 169. 182. 198. 202. 204. 206. 210. 213. 215. 222. vgl. 227. 224. 226. 228. 229. 230. 231. 232. 234. 235. 236. 238. 240. 241. 245. 247. Bakhuizen van den Brink, Over den tienden penning, in Studien en schetzen. — Viglius, Commentarius super impositione decimi denarii bei Hoynk van Papendrecht, Analecta Belgica. Bd. I. — Bor. — Hoofd. — Wagenar. — Manuscript der Bibl. de Bourgoigne. Nr. 16,091.

293) Manuscript der Bibl. de Bourg. Nr. 16,684. 16,685.

Neuntes Kapitel.

294) Recueil des bulletins de la Commission roy. d'histoire, 2. Serie. 5. Bd. S. 285—298.

295) Groen v. Prinsterer, Arch. etc. III. 327—331.

296) Corresp. de Phil. 3. Bd. 140.

297) Gchard, Corresp. de Guillaume le Taciturne, Bd. IV. S. XCVIII bis CXIII.

298) Recueil des bulletins de la Comm. d'histoire. 2. Serie. 4. Bd. S. 324.

299) im angef. Werke. S. 340.
300) Gachard, Corresp. de Guillaume etc. III. 35.
301) Mémoires de Walsingham. 138. 142 f.

302) Capefigne, histoire de la réforme II. 186. 200. — P. Lacroix, hist. de France. III. 77. 78. — Des pourparlers sur la guerre de Flandre avec le comte Louis. Paris 1571.

303) Für die in Nr. 2 und 3 nicht belegten Angaben siehe Corresp. de Phil. Bd. 2, S. 53. 91. 71. 53. 54. 74. 70. 91. 114. 124. 125. 130. 133. 170. 180. 185. 198. 188. 191. 193. 195. 200. 202. 199. 205. 211. 225. 238. 212. 225. 221. 228. 237. 260. 261. — Lingard, Geschichte von England, Bd. 8. S. 109. — Renom de France. lib. II. Cap. 11. 12.

304) Corresp. de Philippe. Bd. 2. S. 73. 114. 118. 119. 167. 178. 182. 207.

305) Groen van Prinsterer, Archives etc. III. 383. — Pierii Winsemii histor. lib. VI. S. 126. — Le Petit, Grande chronique de Hollande. S. 214. — Koch, Quellen zur Geschichte Maximilians II. Bd. 2, S. 55.

306) Koch, Quellen, 2, 74.
307) a. a. O. S. 84.
308) a. a. O. S. 88.
309) a. a. O. 84—86.
310) 2. Buch, 15. Kapitel.
311) Manuscript in der Bibl. de Bourgogne in Brüssel Nr. 16,091.

Zehntes Kapitel.

312) Corresp. de Guillaume par Gachard. 3. Bd. 36.
313) o. c. 40—47.
314) Bor, S. 333.
315) Brittisches Museum, Sektion Galba. C. IV. Fol. 143. Original.
316) Manuscript Galba. C. IV. Fol. 49. Bibl. Cotton.
317) Bor, V. Buch, S. 333.

318) Corresp. de Phil. 2. Bd. 165 f. — Mendoza, I. 253. — Dr. Nuyens, 2, 184. — Altmeyer, les gueux de mer, 67 ff.

319) Groen van Prinsterer, Arch. III. 385. — Van Vloten S. 168.
320) Corresp. de Phil. Bd. 2, 167.

321) Altmeyer, les Gueux de mer et la prise de la Brielle Bruxelles 1863.

